Princeton University Library
32101 063601916
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

GG
3000
.128

Library of

VET TES TAMEN TVM NOV

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# ARCHIV

FÜR DAS

# STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

LXVI. JAHRGANG, CXXIX. BAND
DER NEUEN SERIE XXIX. BAND

UNIVERSITY LIBRARY PRINCETON N.J.

BRAUNSCHWEIG
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN
1912

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY PAIR
32101 033022623

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# Inhalts-Verzeichnis des CXXIX. Bandes,
## der neuen Serie XXIX. Bandes.

### Abhandlungen.



### Kleinere Mitteilungen.



(RECAP)
JUN 12 1914 313308
Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

## Beurteilungen und kurze Anzeigen.



Digitized by Google | Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Verzeichnis der von Anfang Mai bis Mitte Dezember 1912 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

### Allgemeines.



### Neuere Sprachen.



### Germanisch.



### Skandinavisch.



### Deutsch.



Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Englisch.



## Romanisch.



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

## Französisch.



## Provenzalisch.



## Italienisch.



Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Spanisch.



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# Handschriftliches aus Herders Bückeburger Zeit.

## I. Ein Brief Herders an die Gräfin Maria zu Schaumburg-Lippe.

Die Gräfin Maria führte mit Herder einen regen Briefwechsel, der sich auf Armenunterstützung, ihre Freunde und Bücher, vor allem aber auf Angelegenheiten ihrer Seele bezog, welche sie ihm mit dem gröfsten Vertrauen offen darlegte. Die zahlreichen an sie gerichteten Briefe Herders hat sie in ihrer letzten Krankheit vernichtet, damit sie nicht in fremde Hände gerieten. Nur von einem einzigen hatte sich eine Abschrift erhalten, und so finden wir diesen, der in den letzten Tagen des Jahres 1774 geschrieben ist, 'Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfrieds v. Herder' I, 373 ff. abgedruckt. Als nun Herr Pastor Heidkämper in Bückeburg bei der Vorbereitung eines Vortrags über Herder, der in der Fünften Generalversammlung der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte in Hannover gehalten und jetzt in der Zeitschrift dieser Gesellschaft 1911 veröffentlicht ist, die Akten durchsah, hat er in diesen noch einen Brief Herders an die Gräfin im Original gefunden, einen kurzen Brief, der sich nicht mit geistlichen und geistigen Angelegenheiten beschäftigt, also auch von der Gräfin nicht unter diejenigen gerechnet worden ist, die sie aufbewahren, zuletzt aber vernichten wollte, um nicht ihr religiöses Innenleben, das sie nur dem Seelsorger offenbaren wollte, fremder Neugier preiszugeben. Der Brief ist uns aber als ein Erinnerungszeichen an grofse Persönlichkeiten wert und enthält einzelne interessante persönliche und lokale Beziehungen. Er ist unter den letzten Vorbereitungen zur Reise in Eile geschrieben, er trägt kein Datum, die ganz flüchtig hingeworfene Aufschrift des Kuverts lautet nur:

An Ihre Erlaucht<br>die regierende Gräfin: etc. etc.

Der Wortlaut ist folgender:

Erlauchteste Gräfin,<br>Gnädigstregierende Gräfin,

Euer Erlaucht habe die Ehre, endlich 2. alte Bücher aus der Auktion zu übersenden, deren Verspätung nicht an mir



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gelegen. Sie kosten wenige Groschen: das Chronicon ist nicht erstanden.

Sr. Durchl.[1] m. gn. L. Dl. habe einen Augenblick aufzuwarten das Glück gehabt und auf eigne gnädigste Erlaubniſs Höchst derselben das Wilhelmsfeld und Observatorium mit vielem Vergnügen und bei recht lockender Witterung gesehen. Jenes ist ein Garte mit Gemüse, Häusern, Bäumen z. E. schon reifen Kirschen blühend: dies ist ein schöner freier Saal, auſser seinen Mathematischen Nutzbarkeiten für Lehrlinge, zur Ueberschauung des ganzen Werks und der Gegend. Ich fuhr mit schönem Wind und froher Laune nach Steinhude, und komme sehr vergnügt wieder. Auch Peithmann trägt dazu bei: ich habe einen sehr schätzbaren Mann gefunden und lebe künftig weniger allein.

Morgen gehts zur Reise: vor welcher ich mich noch in die Gnade Euer Erlaucht unterthänigst empfehle und zu Pyrmont einen Engel wünsche, der das Wasser bewege.

Mit ewiger VerEhrung

E. Erlaucht

unterthänigst gehorsamster

Herder.

Daſs der Brief im Frühsommer geschrieben ist, zeigt die Erwähnung der schon reifen Kirschen, das Jahr ergibt sich aus den übrigen erwähnten Umständen. Herder hat dem Grafen, der auf dem Wilhelmstein im Steinhuder Meer weilte, seine Aufwartung gemacht und mit dessen Erlaubnis das Observatorium auf dem Wilhelmstein und das Wilhelmsfeld besichtigt. Der Wilhelmstein war das Hauptwerk der Miniaturfestung, die Graf Wilhelm in der Mitte des flachen Steinhuder Meeres auf einer künstlich aufgeschütteten Insel hatte errichten lassen. Dieses Hauptwerk war von sechzehn mit je einem von einem kleinen Garten umgebenen Hause besetzten Inseln umgeben, so daſs das Ganze 'Die Wilhelmsinseln' genannt wurde. Im Anfang des

[1] Der Graf führt den Titel 'Durchlaucht', die Gräfin 'Erlaucht'. Graf Wilhelm führte den Titel 'Durchlaucht', seitdem ihm der König von Portugal am 26. Januar 1763 den Titel Altezza verliehen hatte. In den 1782 von dem Regierungsrat Sander verfaſsten, von der Fürstin Juliane durchkorrigierten und ins Französische übersetzten 'Biographische Data von weil. Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe' (Handschrift im Fürstlichen Hausarchiv zu Bückeburg) heiſst es darüber: 'Zu deren öffentlicher Bezeugung befahlen Ihro Majestät durch ein Diplome, daſs dem Grafen als Verwandten des Königl. Hauses der Titel Altezza gegeben werden solte, deshalb hochgedachter Graf auch demnächst die Titulatur Altesse serenissime beybehielt.' Altesse serenissime ist von der Fürstin Juliane an Stelle des ursprünglichen 'Durchlaucht' gesetzt. Vgl. Schmalz, *Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Sch.-L.* S. 50 u. S. 139.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

19. Jahrhunderts sind die Zwischenräume zwischen den Inseln zugeschüttet, so daſs eine einzige, noch heutzutage von Hagenburg und Steinhude aus vielbesuchte Insel entstand. Der Bau des Observatoriums auf dem Wilhelmstein ist 1774 begonnen; das zeigt schon die Bemerkung der Schaumburg-Lippischen Kalender der folgenden Jahre: '1774 ist das Observatorium auf dem Wilhelmstein angefangen.' In den Sammlungen, die sich auf dem Wilhelmstein befinden, sind noch einige optische Instrumente dieser ehemaligen Sternwarte vorhanden. Die Gräfin Maria hat das Observatorium noch während des Baues im August 1774 gesehen. Sie schreibt am 1. September dieses Jahres darüber aus Hagenburg an Herder: 'Zu Wilhelmstein habe ich mich die acht Tage sehr amusirt — mein Herr lassen nun auch ein Observatorium dort bauen. Da haben wir Mond und Sterne — aufgehende Sonne und Morgenröhte beobachtet, Sie können glauben daſs ich dabey mit besonderer Freude an die Urkunde dachte. Mein Herr hat mir das Vergnügen gemacht, mir viel von dem Lauf der Gestirne, von den unendlichen Weiten und Gröſsen vom Lauf Sonne Monds — Erden erklären zu lassen, verschiedene Experimente mit Lichtstral, Luft machen zu lassen, das mich ausnehmend ergötzt hat.'[1]

Das Wilhelmsfeld, das Herder ebenfalls besichtigte, wird gewöhnlich das Wilhelmsteiner Feld genannt. Am Hagenburger Ufer des Sees liegen die eigenartigen sogenannten schwimmenden Wiesen in gleicher Höhe mit dem Spiegel des Wassers auf so schlammigem Untergrunde, daſs sie sich mit dem Wasserstande heben und senken und unter den Tritten der Darüberhinschreitenden in Bewegung geraten. Groſsvieh würde auf diesem mit Klee bestandenen, mit Binsen, Schilf und Erlengebüsch durchzogenen Gelände einsinken. Der Graf, der dort auch dem Wilhelmstein gegenüber eine zum Teil auf Pfählen ruhende, heute völlig verschwundene Befestigung erbaute, lieſs einen etwa ein Kilometer langen Hauptkanal bis zum Hagenburger Schloſs hindurchschlagen, von dem sich dann ein Netz anderer Kanäle und Gräben abzweigte, die das Terrain entwässerten. Die so gewonnenen Felder lieſs er mit groſser Mühe in Obstpflanzungen, Gemüsegärten oder Ackerfelder verwandeln. Über den Zweck dieser Arbeit heiſst es in den obenerwähnten Biographischen Daten von weil. Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe: 'Die Absicht war eines Theils, den Vortheil zu erhalten, welcher aus der Umschaffung eines nichts hervorbringenden Bodens in frucht-

[1] Der Wortlaut der Stelle ist ebenso wie in dem weiter unten folgenden Zitat aus dem Briefe vom 4. September 1774 nach den kürzlich wieder aufgefundenen Originalen gegeben. In den 'Erinnerungen' I, 370 ff. ist auch in diesen Briefen eine Modernisierung der Wortformen, des Satzbaues, einzeln auch Änderung des Wortlauts vorgenommen.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

bahres Land vor sich entsteht, andern Theils aber um in der Nähe der Vestung Wilhelmstein selbst Nahrungsmittel für die Garnison zu ziehen und derselben eine nützliche Beschäftigung durch die Bearbeitung des Garten- und Ackerlandes zu verschaffen.' Die Tatsachentafel der Kalender berichtet: '1773 ist der Anfang gemacht worden, den bisher wüst gelegenen Theil des Mores am steinhuder Meere urbar zu machen u. in Gärten zu verwandeln', und unter 1774 heifst es: 'Die Uhrbarmachung des Wilhelmsteiner Feldes continuiret nebst andern dahin gehöriger Arbeit.' In dem Kalender für 1776 — der für 1775 liegt mir nicht vor — ist 'Bey den Gartenwesen' ein Gärtner aufgeführt 'zum Wilhelmstein. Feld', während noch in dem für 1774, also im Jahre 1773, ein solcher sich nicht findet. Am 22. Januar 1775 wurden z. B. 400 Obstbäume zur Anpflanzung dorthingeschickt. Die Gräfin schreibt in einem Briefe aus Hagenburg vom 4. September 1774 an Herder: 'Die gantze Gegend nach dem Meere zu wird jetzt viel rianter, das so lang öde gewesene Moor zeigt jetzt schöne Gärten Häuser Wiesen und frohe Menschen die nun glücklich mit ihrem kleinen Eigenthum sind, da sie vorher nichts hatten — Das so beliebte Gartenstehlen allhier soll durch die neuen Culturen von selbst aufgehört haben, ist das nicht schön!'[1] Herder berichtet nun seinerseits im Jahre 1775 der Gräfin in dem Briefe von dem erfreulichen Gedeihen der Gartenanlagen. Unter den 'Lehrlingen' des Briefes sind die Zöglinge der 1767 begründeten 'Artillerie- oder Militairschule' des Wilhelmsteins zu verstehen, zu denen in jener Zeit auch der 1773 eingetretene, damals kurz vor der Beförderung zum Stückjunker stehende Gerhard Johann David Scharnhorst aus Bordenau gehörte. Da das Observatorium Anfang September 1774 noch im Bau gewesen ist, Herder es aber in einem Frühsommer als vollendet beschreibt, so kann der Brief, da das Jahr 1776 wegen des am 16. Juni 1776 erfolgten Todes der Gräfin nicht mehr in Frage kommt, nur dem Jahre 1775 entstammen.

Es ist der Brief, mit dem sich Herder vor dem Antritt seiner Reise nach Darmstadt von der Gräfin verabschiedet. Als Zweck der Reise, die er mit Frau und Kind unternahm, galt der Besuch der dortigen Verwandten, in Wahrheit hatte Herder dort eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Er war nämlich vom Eutiner Hofe beauftragt, den Prinzen Peter, seinen früheren Zögling, der, in Darmstadt weilend, sich plötzlich geweigert hatte,

[1] 'Erinnerungen' I, 372 lautet der vorletzte Satz: 'Das so beliebte Garten bestehlen sollte nun von selbst aufhören.' Durch die Änderung ist die Pointe der Stelle, dafs nämlich durch die Verbesserungen des Grafen nicht nur materielle, sondern auch moralische Hebung bei den Bewohnern der Gegend erzielt wird, zerstört.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die mit ihm verlobte Nichte des Landgrafen von Hessen-Darmstadt zu heiraten, und beabsichtigte, katholisch zu werden, von diesen seinen Plänen abzubringen. Man traute in schlimmer Lage Herder die Fähigkeit zu, auf seinen früheren eigenartigen Zögling einzuwirken, und hoffte, er werde imstande sein, das drohende zwiefache Ärgernis abzuwenden. Herder konnte sich der ebenso ehrenvollen wie schwierigen Aufgabe natürlich nicht entziehen, obgleich das zugleich gestellte Verlangen, dafs die Reise in Karolinens Heimat angeblich nur zum Besuch der Verwandten unternommen werden, der wirkliche Zweck der Reise aber allen, auch dem Grafen Wilhelm, verheimlicht werden solle, ihn dem Grafen gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen drohte, zumal die Plötzlichkeit der Reise von vornherein auffallen mufste. In dieser Verlegenheit teilte Karoline — jedenfalls doch mit Wissen und im Auftrage Herders — der Gräfin Maria, die ihr ja die Stellung einer Freundin einräumte, unter dem Siegel der Verschwiegenheit wenigstens mit, dafs ein Auftrag bezüglich des Prinzen Peter vorliege. Der Gräfin erschien es aber bei genauerer Überlegung unstatthaft, dafs ihrem Gemahl von dem Auftrage keine Mitteilung gemacht werden sollte, und sie schrieb umgehend (Donnerstag) den 22. Juni 1775 an Karoline: '... ich nehme das Blatt von Ihrem Briefe, um Ihnen nochmals das beste Lebewohl zu Ihrer Reise zuzurufen, bey welcher ich das sonderbarste Gemisch von Freude und Wehmuht nähre. Ich will gern gegen Jedermann nicht anders von Ihrer Reise reden als wie Sie es wollen, sogar es meinem besten (und wenigstens verschwiegenen) Gemahl verheelen, wenn es seyn mufs.'[1] Karoline hat den zarten, aber deutlichen Wink offenbar verstanden und die Gräfin unverzüglich von der Schweigepflicht entbunden, und diese schreibt nun (Freitag) den 23. Juni unter anderem ihrem, wie wir schon sahen, abwesenden Gemahl: 'Herders unverhofte Reise nach Darmstadt hatte mich recht befrem[det].[2] Sie freute sich erstaund auf so gute Weise die Ihrigen zu sehen, wie sie mir aber nur so mit halbem Wort ins Ohr gesagt geschieht sie wohl des Prinzen von Eutin wegen der gantz niedergeschlagen seyn soll der Heurath wegen, denn am Dienstag kam eine Estafette hier an mit der Bitte unter gröfstem Stillschweigen warum und wozu, doch sofort eine Reise auf Darmstadt zu thun; und die Estafette soll von dem alten Herzog von Eutin aus Oldenburg gewesen seyn. Sie sagte aber, sie reiseten unter dem Vorwand ihrer Familien Angelegenheit.' In Darmstadt konnte Herder den Prinzen zwar nicht zum Fest-

[1] Zum Teil bei Haym, *Herder* I, 723, Anm. 2. Wenn im folgenden Stellen aus Briefen ohne Quellenangabe angeführt werden, sind sie den bisher nicht gedruckten Originalen entnommen.

[2] Die letzten Buchstaben sind abgebröckelt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

halten an der Verlobung bewegen, es gelang ihm aber doch, ihn von einem Übertritt zur katholischen Kirche abzuhalten, beim Grafen Wilhelm aber schadete ihm die Geheimhaltung des Zwecks der Reise. Karoline schreibt über die ganze Angelegenheit in den 'Erinnerungen' I, 248: 'Das fortdaurende Vertrauen und die Achtung, die man Herder von Seite des Eutiner-Hofes, besonders von der Herzogin bezeugte, veranlaſste, daſs ihm von den fürstlichen Eltern eine Reise nach Darmstadt zu ihrem Sohn, dem Prinzen Peter, der sich damals dort aufhielte, aufgetragen wurde. Die geheime Bestimmung dieser Reise sollte ein Familien-Geheimniſs bleiben, welches Herder seinem Grafen nicht mittheilen durfte. Dieses und einige andere kleine Vorgänge in geistlichen Amtssachen verstimmten den Grafen aufs neue gegen ihn.'

Der Zeit nach verteilen sich nach den erhaltenen Briefen die Vorgänge folgendermaſsen.

Schon am 26. Mai teilt die Gräfin Maria dem Leibarzt Zimmermann in Hannover mit, daſs die Abreise nach Pyrmont auf den Johannistag, also auf Sonnabend den 24. Juni festgesetzt sei und daſs diese Bestimmung nicht wohl eine Änderung leide, wenn auch die Vorkur dadurch abgekürzt werde. Sonntag den 18. Juni schreibt sie an Karoline Herder, sie wolle auch aus dem Grunde nicht erst am Donnerstag (22. Juni), sondern schon am Montag (19. Juni) nach Stadthagen fahren, weil man die Pferde länger ruhen lassen müsse, da diese am Sonnabend (24. Juni) die Pyrmonter Tour machen sollten, und fragt zugleich: 'Herr Herder predigt doch heute?' Herder ist also an dem Sonntage noch in Bückeburg gewesen. Dienstag den 20. Juni ist dann die Estafette vom Herzog aus Oldenburg mit dem Auftrage zur Reise nach Darmstadt angekommen.[1] Herder entschloſs sich sofort zu der Reise und fuhr nach dem Wilhelmstein zum Grafen Wilhelm, offenbar um sich Urlaub zu erbitten. Er ist entweder schon am Dienstag dorthin aufgebrochen oder erst am Mittwoch dem 21. Juni in der Frühe. Der beliebte Ausflug nach dem Wilhelmstein ist auch in neuerer Zeit vielfach mit Wagen in einem Tage von Bückeburg aus gemacht worden. Inzwischen machte Karoline der Gräfin einen Besuch und teilte ihr die Absicht der Reise mit.[2] Nachdem Herder in der Nacht zurückgekehrt war, schrieb er am Donnerstag früh in Eile unsern Brief an die Gräfin, und zugleich schrieb auch Karoline einen Abschiedsbrief an die Gräfin. Als die Gräfin die

[1] Da die Gräfin Freitag den 23. Juni an den Grafen schreibt: 'Am Dienstag kam eine Estafette etc.', kann nur der Dienstag derselben Woche gemeint sein.

[2] Die Gräfin schreibt am 23. Juni an Graf Wilhelm: '... wie sie (Karoline) mir aber nur so mit halben Wort ins Ohr gesagt.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Briefe erhielt, schrieb sie sofort wieder an Karoline — sie nahm das leere Blatt von Karolinens Brief dazu —, 'um ihr nochmals das beste Lebewohl ... zu Ihrer Reise zuzurufen', und erwähnt auch Herders Schreiben mit den Worten: '... wie lieb mir Ihres Herders Brief noch ist, gewifs ich brauchte noch das Wort, ich komme sehr vergnügt wieder, es ist mir der köstlichste Abschied.' Die letzten Worte sprechen den Dank für Herders Brief und die Zuversicht aus, dafs Herders Wunsch in bezug auf die Wirkung ihrer Kur in Pyrmont sich erfüllen werde. Herder reiste dann mit Frau und Kind Freitag den 23. Juni nach Darmstadt ab, die Gräfin aber schrieb an demselben Tage den obenerwähnten Brief an den Grafen Wilhelm und fuhr selbst am folgenden Tage nach Pyrmont. Herders Brief, von dem wir hier handeln, ist also am 22. Juni 1775 geschrieben.

Zu der Reise nach Darmstadt hatte Herder drei Wochen Urlaub genommen.[1] Da er aber mit dieser Zeit nicht auskam, bat er um Nachurlaub in folgendem Schreiben aus Darmstadt vom 17. Juli 1775: 'Die Geschäfte, um deretwillen Euer Durchlaucht die Gnade gehabt, mir auf 3. Wochen Entfernung von den Arbeiten meines Amts zu verleihen, haben sich, ohngeachtet meiner Eile und Förderung so hingezogen, dafs ich jetzt dem Ende meines Urlaubs nahe noch hier sitze und zu meiner Rückreise mit Weib und Kinde, mit denen ich nicht die Nächte durch eilen darf, einige wenige Tage hinüber, wider meinen Willen werde schreiten müssen ...' Er ist dann am 28. Juli nach Bückeburg zurückgekehrt und hat sich am folgenden Tage in einem ebenfalls noch vorhandenen Schreiben beim Grafen wieder gemeldet. Er spricht in demselben seinen Dank aus auch 'für die gnädige Nachsicht', dafs die Reise 'einige Tage über die bestimmte Zeit' habe dauern müssen: 'Ich bin geeilet, so viel ich eilen konnte, dafs auch Theile der Nacht zu Hülfe genommen wurden: desto angenehmer ist uns jetzt der Ort unserer Ruhe.'

An die Gräfin richtete Herder am 1. August ein Schreiben, in dem er, körperlich und geistig von der anstrengenden Reise ermüdet, Zustand und Stimmung recht schwarz geschildert zu haben scheint. Die Gräfin erwidert in einem Briefe vom 4. August, in dem sie ihrerseits das Amt eines Seelsorgers Herder gegenüber übernimmt, ihn aufzurichten sucht und ermahnt, seine in ähnlicher Lage sonst an andere gerichteten Ratschläge nun auch

[1] Da Herder am 23. Juni abreiste, am 17. Juli aber, dem Ende des Urlaubs nahe, um 'einige wenige Tage' Nachurlaub bittet und, am 28. Juli zurückgekehrt, seinen Dank dafür ausspricht, dafs er einige Tage 'über die Zeit' habe ausbleiben dürfen, so wird nicht klar, wie der Urlaub berechnet wurde.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

selbst zu befolgen, wobei sie jedoch immer wieder hervorhebt, dafs sie selbst solcher Ermahnungen nicht nur bedurft habe, sondern auch noch bedürfe. Sie schreibt: 'Ich bitte sehr um Vergebung dafs Ew. Hochehrw. mir so angenehmes als interessantes Schreiben vom 1t so spät beantworte. Statt aller Entschuldigung die ich anführen könnte, dank ich nur und danke tausendfach dafür; so sehr mich auch der Schlufs desselben beunruhigt. Warum denn nur schwarzer Schatte Tag und Nacht? wenn wir wissen, dafs wir in Gott leben weben sind. Gibts auch ein Schatte ohne Licht? und wenn das Licht den Schatten bringt warum nicht lieber den Schatten vorüber schwinden lassen, und nach dem Lichte blicken? Ja wohl warum? warum? das ist nun so eine leidige liebe Sache das Warum, vielleicht kannt' ich es einst auch und kenn es noch zu sehr, und theile desto mehr die Ahndung — doch tröst ich mich auch diesmahl um Sie. Wenn Sie werden geschlafen und ausgeruhet haben, wird der schwarze Schatte nicht mehr so schwarz vorschweben, ich bitte also recht sehr Sie und Ihre liebe Frau: lassen Sie sich jetzt unter allen nichts wichtiger seyn als wieder auszuruhen, es ist das beste und nothwendigste Geschäft das Sie für sich, Ihren Kleinen, und für alle die Sie halten thun können; der schwere Huste und Nacht Unruhe des lieben Gottfriedgen ist wohl natürliche Folge der Reise und ausgestandenen Wärme, solt es indessen mehr bedeuten, und der kleine Engel krank werden, sind nicht seine Engel Tag und Nacht vor dem Angesicht seines Schöpfers? der sein und unser ewiger Vater ist. Quälen Sie sich doch nicht zu einer Zeit wo Sie Gott nach Ihrer eigenen Unterweisung nur allein durch Hoffen und Zuversicht ehren sollen. Gott seegne Sie Ihre liebste Gattin und Gottfriedgen wie Sie es bedürfen und mache allen Ihren und meinen Unglauben immer zu schanden.'

An Karoline Herder schreibt dann die Gräfin in einem undatierten Billett — Karoline hat dann daraufgeschrieben 'August 1775' — 'in Eile': 'Mein ganzes Herz freut sich doch recht, Sie mit dem holden Knaben und Herder wiederzusehen, und wie mich danach verlangt! Gestern erlaubtens vielfache Geschäfte nicht, auch nicht einmahl so viel es mit ein paar Reihen zu bezeugen.'

Ein kleines Geschenk wenigstens hatte Herder von der Reise für den Grafen und die Gräfin mitgebracht: ein kleines Gedicht, das ein Erlebnis des Grafen Wilhelm in Pyrmont beschreibt. Der Graf hatte dort einen schaumburg-lippischen Bauern getroffen, der ihm durch seine kummervolle Miene auffiel und auf seine Frage nach der Ursache von der Krankheit seiner Frau erzählte, von der das Bad befreien sollte. Der Graf erklärte sich bereit, die Kur zu bezahlen, der Bauer lehnte aber

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

das grofsmütige Anerbieten herzlich dankend ab mit der Begründung, dafs er zwar nicht reich sei, aber doch nicht anderen, die ganz mittellos seien, die Unterstützung vorwegnehmen wolle. Herder hatte von dem Erlebnis offenbar bei seinem kurzen Aufenthalt in Pyrmont auf der Rückreise von Darmstadt gehört, es in Verse gefafst und diese wohl seinem Schreiben an die Gräfin vom 1. August beigelegt. Das noch vorhandene Original trägt das Datum 'Pyrmont, den 21. Juli 1775', d. h. doch wohl des Tages, an dem das Gespräch zwischen dem Grafen und dem Bauern stattgefunden hatte. Es ist von Victor von Straufs im 6. Heft seiner 'Lebensfragen und Lebensbilder' veröffentlicht und auch S. W. S. 29, 737 wiedergegeben. In einer Nachschrift ihres Briefes vom 4. August schreibt die Gräfin darüber: 'Noch tausend Dank für die überschickte Erzälung die uns recht sehr aber recht angenehm überrascht hat, weil das factum würklich à la Lettre wahr ist, die Erzälung davon ist gewis sehr schön. Auf unserer Retour von Pirmont zur Arensburg passirten auch so ein paar Scénen, die ich lebenswierig nicht vergefsen einmahl bey Gelegenheit erzälen will.' Eine von diesen Szenen hat sie denn auch in dem gleich zu erwähnenden Briefe an die Gräfin Stolberg erzählt.

Herder verabschiedet sich in dem wieder aufgefundenen Briefe am Tage vor der Abreise nach Darmstadt von der Gräfin und wünscht ihr für die Kur in Pyrmont mit einer der bekannten Erzählung Ev. Joh. Kap. 5 entnommenen Wendung guten Erfolg. Dieser Wunsch ist nicht in Erfüllung gegangen. Der köstliche, an die Gräfin Stolberg gerichtete Brief vom 26. Juli 1775,[1] in dem sie von der Rückreise aus Pyrmont berichtet — wie sie bei dem schönen Wetter bei den bösen Wegstellen viel gegangen sei, dann den ihr entgegenkommenden Grafen auf der Arensburg getroffen habe und nach dem Essen durch den Harrl an den Kolonien vorbei nach Bückeburg zurückgekehrt sei, und was sie dabei erlebt habe — läfst davon freilich nichts ahnen. Aber sie berichtet am 1. August 1875 an Herder ('Erinnerungen' I, 387): 'Dafs ich diesmahl nicht die Stärke noch Gesundheit von Pyrmont holen solle, die ich voriges Jahr da fand, das war Gottes Wille. Ich habe meinem ganzen Gefühl nach eher einen Schritt zurück als vorwärts gethan', und bittet zugleich, von dem Rückgang ihrer Gesundheit nichts an den Leibarzt Zimmermann in Hannover zu berichten, da sie möglicherweise, ja vermutlich bald wieder besser werden könne und sie den nicht

[1] E. Frommel, Ludaemilia von Schwarzburg-Rudolstadt. Maria von Lippe-Schaumburg. (Frauenspiegel. Lebensbilder christlicher Frauen und Jungfrauen, herausgegeben von W. Ziethe. XI.) Berlin, Wiegandt & Grieben, 1874, S. 117 ff.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

betrüben wolle, der sich so viel Sorgfalt und Unkosten ihres Wohles wegen mache.

Die Krankheit der Gräfin ist dann auch wohl die Ursache davon gewesen, daſs Herder Ende September Gleim gegenüber klagen muſs (Haym, 'Herder' I, 725): 'Seit der fatalen Reise nach Darmstadt ist ordentlich Friede und Freude von uns gewichen. Die Gräfin haben wir ein paarmal nur gesehen, wie den Augenblick einer heiligen, zarten Engelserscheinung.' Und das war noch nicht alles! Während der Reise war die Bewerbung des Kandidaten Stock um eine Pfarrstelle eingelaufen, die Herder und dem Grafen so schwere Stunden bereiten sollte.

Der in dem Briefe so ehrenvoll erwähnte Pastor Peithmann war einer der vierzehn Landprediger, die dem Superintendenten Herder unterstellt waren. Im Jahre 1711 im Osnabrückschen geboren, war Christoph Ludwig Peithmann von 1738 bis 1745 Prediger in Heuerſsen, von da an in Steinhude. Er hatte die Aufmerksamkeit der Gräfin Maria auf sich gezogen, die ihn wohl bei dem häufigen Aufenthalt des gräflichen Paares in Hagenburg kennen und schätzen gelernt hatte. Da die Gräfin Herder auf den Pastor Peithmann besonders aufmerksam gemacht haben wird, hat er ihn auf der Durchreise aufgesucht und berichtet nun in unserem Briefe, wie sehr er ihm gefallen habe. Unter den Konsistorialakten in Bückeburg befindet sich eine nicht datierte, aber augenscheinlich aus der letzten Zeit seines Aufenthalts in Bückeburg stammende Aufzeichnung Herders, in der er mancherlei Urteilen und Wünschen, Änderungen, Persönlichkeiten und einzelne Geschäfte betreffend, Ausdruck gibt. Unter den Predigern, die sich, soweit er sie kenne, 'nach seinem besten Bewuſstsein' sich auszeichneten, nennt er an erster Stelle den Pastor Peithmann. Er ist in seinem Urteil sehr vorsichtig, er will denen, die er ausläſst, 'mit diesem Gemälde Einjähriger Erfahrung nicht gerne etwas zum Nachteile gesagt haben' und bekennt in bezug auf die Geistlichen im Amte Stadthagen, daſs er sie noch nicht genug kenne, doch hätten einige viel Lob. Von Pastor Peithmann schreibt er: 'Peithmann in Steinhude (zeichnet sich aus) durch Vorsichtigkeit, Frömmigkeit, unermüdeten Fleiſs, exemplarisch Leben, Uneigennützigkeit (er hat sein Eigenes bei seiner armen Stelle, wo er nichts fodert und man ihn schlecht bezahlt, zugesetzt), Unverdrossenheit für Junge und Alte. Ich schreibe es bloſs als Zeuge, weil ich gerade befürchte, ihm damit keinen Gefallen zu erweisen, wenn ers wüſste, aber als treuer Zeuge, daſs Ihre Erlaucht die seel. Gräfin ihn oft zum Superintendent des Landes gewünscht; wenigstens verdient er Verbeſserung seiner Stelle, die, wie ich höre, die Gnade seines Landesherrn ihm auch zugedacht hat. Nur müſste sie bald zutreffen können, denn er ist alt.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Graf Wilhelm hat, Herders Empfehlung folgend, den Wunsch seiner verstorbenen Gemahlin, dafs Peithmann Superintendent werden möge, erfüllt, indem er ihn zum Nachfolger Herders machte. Peithmann wurde am 12. Januar 1777 als erster Prediger und (Landes-)Superintendent in Bückeburg eingeführt. Er ist es aber nicht lange gewesen, sondern ist schon im folgenden Jahre als Oberprediger und Superintendent im Amte Stadthagen nach Stadthagen übergesiedelt, während der dortige Oberprediger Grupen als Oberprediger und Konsistorialrat nach Bückeburg kam.

Vielleicht ist unser Brief gerade wegen der in ihm enthaltenen Empfehlung des Pastors Peithmann in die Hände des Grafen Wilhelm gekommen und so erhalten geblieben.

(Schlufs folgt.)

Bückeburg. Otto Müller.

---

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# Zu den 'Nachtwachen von Bonaventura'.

Auf das vielumstrittene romantische Werkchen zurückzukommen, veranlaſst mich heute nicht die soeben auftauchende, über alle Gebote methodischer Kritik und wissenschaftlicher Einsicht sich hinwegsetzende, aber selbst durch die Tagespresse lancierte und als Entdeckung ausgerufene Hypothese, nach der nunmehr Clemens Brentano der Verfasser sein soll. Lediglich auf ein paar inzwischen gefundene Ergänzungen und Nachträge zu meinem Buche (vgl. *Archiv* CXXVII 25 ff.) kommt es mir an.

## I.

'Der Anfang der zwölften Nachtwache (Michels Neudruck, S. 99) enthält Anspielungen, die bis jetzt für schlechterdings unverständlich galten. Es ist die einzige esoterisch aufzufassende Stelle der Nw, in eine rhetorische Frage auslaufend, auf die man die Antwort schuldig bleiben muſste.' Ich habe S. 294 f. diese Anspielungen aufzuklären gesucht und die nahen Berührungen der Stelle mit dem Stil und den Gedankenkreisen F. G. Wetzels dargetan. An der Deutung der Schluſspointe auf Herder halte ich jedoch heute nicht mehr fest. Um anschaulich zu machen, worauf es ankommt, setze ich den Passus der 'Nachtwachen' hierher:

'Es geht nun einmal höchst unregelmäſsig in der Welt zu, deshalb unterbreche ich den Unbekannten im Mantel hier mitten in seiner Erzählung, und es wäre nicht übel zu wünschen daſs mancher groſse Dichter und Schriftsteller sich selbst zur rechten Zeit unterbrechen möchte, so auch der Tod in der rechten Stunde das Leben groſser Männer — Beispiele liegen nahe.

Oft erhebt sich der Mensch wie der Adler zur Sonne und scheinet der Erde entrückt, daſs alle dem Verklärten in seinem Glanze nachstaunen; — aber der Egoist kehrt plözlich zurük und statt den Sonnenstrahl wie Prometheus geraubt zu haben und zur Erde herabzuführen, verbindet er den Umstehenden die Augen, weil er glaubt es blende sie die Sonne.

Wer kennt den Sonnenadler nicht, der durch die neuere Geschichte schwebt!'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der zweite Absatz und die rhetorische Frage am Schlufs dieser dunklen Anspielungen sind auf niemanden anders als auf Bonaparte und seine monarchisch-despotische Entwicklung zu deuten. Denn ganz nahe zu diesen Sätzen der Nw stellt sich ein Gedicht F. G. Wetzels in seinen Lübben 1802 erschienenen, überaus seltenen 'Strophen' (vgl. mein Buch, S. 223 f.), auf das ich erst jüngst aufmerksamer geworden bin. Man liest dort S. 70 ff.:

**Die getäuschte Hofnung.**

Welkt der heilige Kranz, den in des schönsten
Maitags Dämmerung ihm die frohste Hofnung
Wand, im Tempel des Nachruhms?
Welkt er auf ewig dahin?

Wenn die Aerndt' ein Orkan (nach langem Miswachs
Ach die erste!) zerstört; des Vaters Hofnung
Stirbt ein blühender Jüngling;
Klagt dann nicht Klage gerecht?

Doch entartet ein Fürst, der kaum noch einen
Antonin uns versprach; verbant er sanft'rer
Künste Grazien; rufet
Dichteren Nächten, sein Volk,

Das mit Däm'rungen rang, dem Schimmer reifte,
Zu verblinden; erbaut sich auf entmenschter
Völker Trümmern, sein Wahnstolz
Pfeiler der Herschergewalt;

Schlägt sein Arm den Verstand, der, lang verkerkert,
Wagte freieren Flug von seinem Scharfblick
Nicht geächtet zu werden,
Enger in Fesselgeklirr:

Welche Klage vermag, o Menschheit, dieser
Täuschung Furchtbarkeit ganz dir auszuweinen?
Geh, durchspäh' der Geschichte
Rollen, der Fabel Gebiet:

Ob du ähnliches wo, ob trüb'res findest?
'Statt der Here umarmt' Ixion eine
Wolke! Pergamos Stolz und
Hofnung, das trüg'rische Rofs,

Ward sein Mörder.' O schweig! Du willst zum Gipfel
Wälzen Sisyphus' Stein! Verhüll' ihm deinen
Gram; es wünschet der heifse,
Schwindelnde Wütherich sonst

Deinem ganzen Geschlecht nur Einen Nacken,
All', sie alle zu mäh'n mit Einem Schwerdtstreich!
Schweig' und dulde, bis etwa,
Bis dir ein Brutus erwacht.

Was sich bis zur wörtlichen Übereinstimmung mit den Nw berührt, habe ich gesperrt. Und mit den beiden letzten Zeilen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

des Gedichts stimmt die Äuſserung in derselben Nachtwache (105) überein: 'Bonaparte mag den Julius Cäsar zu sich genommen haben, und nur der Geist des Brutus scheint dort noch ungegessen sich irgendwo aufzuhalten.'

## II.

Den Bemühungen des Herrn Professors Max Krenzer in Bamberg ist es gelungen, Wetzels Schrift 'Sieg über die Hypochondrie', Erfurt 1805, die mir (vgl. S. 226) nirgends zugänglich geworden ist, aufzufinden; er hat sie mir freundlichst zur Verfügung gestellt. Beim ersten Einblick ergab sich eine neue Fülle von Übereinstimmungen mit den Nw. Ich greife eine satirisch umkleidete Expektoration Bonaventuras heraus, zu der sich in den bisher bekannten Schriften Wetzels eine Entsprechung noch nicht fand. Bonaventura läſst einen Dichter sagen (Nw 100):

'Ich hab's auf alle Weise versucht, mich fortzubringen, aber immer vergeblich; bis ich endlich fand, ich habe Kants Nase, Göthens Augen, Lessings Stirn, Schillers Mund und den Hintern mehrerer berühmter Männer; ich machte darauf aufmerksam und fand Eingang, ja, man fing an, mich zu bewundern. Jetzt trieb ich's weiter, ich schrieb an groſse Geister um alten abgelegten Trödel, und das Glück wollte mir so wohl, daſs ich jetzt in Schuhen einherschreite in denen einst Kant eigenfüſsig ging, am Tage Göthens Hut auf Lessings Perücke setze, und zu Abends Schillers Schlafmütze trage, ja ich ging noch weiter, ich lernte weinen wie Kotzebue und niesen wie Tieck, und er glaubt nicht welchen Eindruck ich oft dadurch zuwege bringe, die Kreatur wohnt nun einmal im Leibe, und hat es mit diesem lieber zu thun, als mit dem Geiste; es ist keine Spiegelfechterei, wenn ich ihm erzähle, daſs jemand, vor dem ich einst wie Göthe mit verkehrt gesetztem Hute und in den Rockfalten verborgenen Händen einherwandelte, mir die Versicherung gab, das amüsire ihn mehr als Göthens neueste Schriften. — Man zieht mich seitdem an die vornehmsten Tafeln und ich befinde mich wohl dabei. —'

Was Bonaventura mit diesen krausen Ironismen eigentlich treffen will, ergibt sich aus dem 'Sieg über die Hypochondrie', S. 211 ff. Da ist der diesen Invektiven zugrunde liegende zeitkritische Gedanke ernsthaft formuliert. 'Mit Ehrfurcht' nennt Wetzel die Namen Homer, Sophokles, Dante, Ariosto, Cervantes, Shakespeare, Calderon, Goethe und fährt fort:

'Der vertrautere Umgang mit diesen Heroen der Menschheit wird den Geist auch von jener unglücklichen und wahrhaft niederträchtigen Beobachtungswuth heilen, womit hypochondrische Menschen gewöhnlich ihre Brüder verfolgen. Es gibt, wie gesagt, gar nichts Armseligeres, Verächtlicheres, Faderes und Dümmeres, und wenn man auch den ganzen Catalog menschlicher Schwachheiten durchmusterte, als diese elende Sucht, überall etwas bemerken, beobachten, erlauren und ausdeuten zu wollen. Die Art, wie man seine Tabakspfeife hält, ein zufälliges Lächeln, ein ganz unbedeutendes Wort, eine Physionomie, in der nichts liegt, die aussieht

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wie alle Welt, ein ganz charakterloser Charakter, wie man sie zu Dutzenden an allen Strafsenecken findet; kurz, es gibt kein so verächtliches und triviales Unkraut im Garten der Menschheit, woraus diese Mistkäfer, die sich wohl gar Psychologen nennen, nicht irgendeine Bemerkung oder Beobachtung saugen sollten; ja, wenn sie Vernunft genug hätten, an den Teufel zu glauben, sie machten, wie Shakespeare sagt, selbst den Teufel zur Moral... Ja, sie lauern wohl gar auf Menschen, die ihnen überlegen sind, wie der Mensch dem Affen nur immer überlegen seyn kann, und glauben, dafs sich in dem armseligen Gewebe ihres Gehirns wohl gar Adler fangen werden, und wissen sich Wunder wie viel, wenn sie einem berühmten Dichter oder Musiker oder einem grofsen Staatsmanne etwas Menschliches nachsagen können, was alle Welt weifs, sie aber doch zuerst und ganz allein beobachtet haben wollen.'

Strafsburg i. E. Franz Schultz.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde
## VIII.

### 14. Geburtslunare.

Sahen wir in Nr. 13 die sieben Wochentage zur Grundlage von Prophezeiungen über Charakter und Lebensgeschick gemacht, so finden sich ebensolche Prophezeiungen auch auf die dreifsig Mondphasen basiert, d. h. den Monatstag, an welchem die Geburt erfolgt war. Wenn wir allgemein die auf den Mondphasen beruhenden Wahrsagetexte als 'Lunare' bezeichnen dürfen, so können wir Geburts-, Krankheits-, Aderlafs-, Traum- und Tagwähllunare unterscheiden.[1]

Geburtslunare kenne ich lateinisch aus folgenden fünf Handschriften[2] und einem englischen Frühdrucke:

1) Tiberius A. III fol. 36[b] (hier mit altenglischer Glosse versehen),
2) Tiberius A. III fol. 65[a] (Mitte 11. Jahrh.),
3) Titus D. XXVI fol. 7[b]—8[a] (Mitte 11. Jahrh.),
4) Rom, Vaticanus lat. 642 fol. 91[a] (Anf. 12. Jahrh.) und
5) Arnamagnaeanus 194 fol. 49[a] aus Westisland a. 1381 (gedruckt bei Kr. Kålund, Alfræđi Íslenzk, København 1908, S. 84 f.),
6) *De cursione Lune* (gedruckt bei Richard Fakes in London, 16. Jahrh.). Näheres s. *Archiv* CXXVIII 297.

Diese sechs Texte stellen alle ein und dieselbe Version dar, ja gehen offenbar auf dieselbe handschriftliche Vorlage zurück, so dafs es genügte, dem Abdruck des ersten Lateintextes die Varianten der drei anderen beizufügen.

In altenglischer Sprache sind mir fünf Texte bekannt geworden, die sich in folgenden Handschriften[3] finden:

1) Tiberius A. III fol. 36[b] (Mitte 11. Jahrh.), als Interlinearglosse zum Latein.

---

[1] Der von Rob. Vian unter dem allgemeinen Titel *Ein Mondwahrsagebuch* (Halle 1910) herausgegebene deutsche Text gehört in die Klasse der Losbücher. Ich würde vorschlagen, diesen Text als 'Mondlosbuch' oder als 'Loslunar' zu bezeichnen. — Die ganze Gattung der Mond-Omina geht auf altbabylonische Vorstellungen zurück, wie die zahlreichen babylonischen Mondprognosen bei Morris Jastrow, *Die Religion Babyloniens und Assyriens* (Giefsen 1911) Bd. II, S. 457—577 beweisen.

[2] Die Nummern 1 und 2 befinden sich in ein und demselben Kodex, doch gehörten sie ursprünglich zwei verschiedenen Handschriften an, die erst in moderner Zeit zusammengebunden sind (*Archiv* CXXI 30 ff.).

[3] Siehe die vorige Anmerkung.

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY

2) W = Cambridge, Corpus Christi College, Nr. 391 (früher K. 12) p. 716 (2. H. 11. Jahrh.), aus dem Marienkloster zu Worcester und daher mit anglischen Sprachformen wie *ald* 'alt' (sechsmal), *all* 'all' (dreimal), *unheore* 'ungeheuer', *arm* 'arm', *halsum* 'enthaltsam', *in* 'in', *befliđ* 'flieht', *þæh* 'doch', stets unsynkopirte Präsensformen.

3) C = Caligula A. XV. fol. 132[a] (1. H. 11. Jahrh.), gedruckt von Cockayne, *Leechdoms* III 156—58.

4) T = Tiberius A. III fol. 41[a-b] (einige Varianten daraus bei Cockayne a. a. O.).

5) H = Hatton 115 (früher Junius 23) fol. 148[b], gedr. von Cockayne, *Leechdoms* III 160—63. Dieser Text ist ein Fragment und bietet nur Prophezeiungen für die ersten vierzehn Mondphasen.

Während nun die Lateintexte deutlich ein und derselben Version angehören, weichen die altenglischen Texte — mit Ausnahme von C und T, welche aus derselben Vorlage kopiert zu sein scheinen — so stark voneinander ab, daſs man auf den ersten Blick vier verschiedene Versionen konstatieren möchte. Bei näherem Zusehen ergibt sich aber, daſs die drei Fassungen W, CT und H sich dennoch so nahe stehen, daſs sie der Tiberius-Glosse gegenüber mindestens eine Gruppe bilden, so daſs wir im folgenden eine 'Erste Version' (Tiberius-Glosse) und eine 'Zweite Version' (W, CT, H) unterschieden haben. Die beiden Versionen heben sich schon dadurch deutlich voneinander ab, daſs sie klärlich auf zwei verschiedene Latein-Rezensionen zurückgehen. Wie aber innerhalb der zweiten Version das Verhältnis der drei Texte W, CT und H aufzufassen ist, ist nicht leicht zu sagen. Inhaltlich stimmen sie im groſsen und ganzen durchaus überein, so daſs sie wohl sicher auf dieselbe lateinische Vorlage zurückgehen. Im Wortlaut weichen sie aber mehrfach so weit voneinander ab, daſs nicht ohne weiteres klar ist, ob wir sie auf eine gemeinsame altenglische Urversion zurückführen dürfen, die sich dann auf dem gewöhnlichen Wege handschriftlicher Überlieferung in verschiedene Formen gespalten hätte, oder ob wir hier verschiedene, voneinander unabhängige Übersetzungen ein und derselben Lateinvorlage annehmen sollen. Die Frage zu entscheiden, ist im vorliegenden Falle, wo es sich meist um stereotype Formeln und stets um ganz kurze Sätzchen ohne inneren Zusammenhang handelt, doppelt schwierig. Erschwert wird das Problem noch dadurch, daſs das Altenglische in allen drei Texten einen so ungelenken, unfreien Stil aufweist, daſs sie uns alle wie aus Interlineargloſsen abgeschrieben anmuten.[1] Eine sorgfältige Abwägung

[1] Ich bin übrigens der Ansicht, daſs sich die mannigfachen stilistischen Eigenheiten der altenglischen Beda-Version gleichfalls daher erklären, daſs die Übersetzung ursprünglich als Interlineargloſse entstanden ist.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

aller Einzelabweichungen wird aber doch wohl zu dem Resultat kommen, daſs sie nirgendwo die Grenze der bloſsen Überlieferungsvariante überschreiten, und es liegt daher kein zwingender Grund vor, jene drei Texte nicht aus einer gemeinsamen Urvorlage abzuleiten.

Die nun folgenden Texte werden hier teils überhaupt zum erstenmal oder erneut nach der Handschrift gedruckt.

### a) Erste Version (Tib. A. III f. 36 b).

*se þe acenned bið liflic he bið*
[*I*] Luna .I. qui natus fuerit, uitalis erit.

*medeme he bið*
[*II*] Luna secunda, mediocris erit.

*untrum he bið*
[*III*] Luna tertia, infirmus erit.

*trahtnere*[1] *cyninȝa he bið*
[*IV*] Luna .IIII.ta, tractatus[1] regnum[1] erit.

*ȝeoȝ*[2] *he bið ȝenumen*
[*V*] Luna .V.ta, iuuenis tolletur.

*liflic he bið*
[*VI*] Luna sexta, uitalis erit.

*liflic 7 notwurðe*[3] *he bið*
[*VII*] Luna .VII.ma, uitalis *et* utilis erit.

T1 = Tiberius A. III. fol. 36 b.
T2 = Tiberius A. III. fol. 65 a.
D = Titus D. XXVI fol. 7 b.
R = Vaticanus lat. 642 fol. 91 a.
A = Arnamagnaeanus 194 fol. 49 a (ed. Kålund S. 84).
L = De cursione Lune (Druck des 16. Jahrh.) S. 4.

Überschrift in T2: *Incipit lunaris sancti Danielis de natiuitate infantium*; in D: *Incipit lunares Sancti Danielis de natiuitate.*

I. *qui*] *infans si* R.

II. *Luna*] *In* R (und so fast überall im folgenden) ‖ *Mediocrus* L, *mediocriter* R ‖ *erit*] *uiuet* R.

III. *infirmus erit*] *uitalis erit* R, *non uiuet* A.

IV. *tract. regn. erit*] *criminosus* R ‖ *tractatus* T1] *tractator* T2DL, *tractor* A ‖ *regnum* T1] *regni* AL, *regum* T2D.

V. *tolletur*] *morietur* R, *moritur* A.

VI. *uitalis erit*] *similiter* R.

VII. *uitalis et utilis*] *similiter non* A ‖ *et utilis*] *et inutiles* T2, fehlt R.

---

[1] Die altenglische Glosse setzt offenbar die Lesart *tractator regum* voraus, die in T2 und D auch wirklich überliefert ist. Das lat. *tractator* hatte hier offenbar den bei Seneca (Ep. 66, 53) belegten Sinn von 'Massier-Sklave' (beim Baden). Da der angelsächsische Glossator das Wort aber nur in der kirchlichen Bedeutung von 'Erklärer' kannte, übersetzte er es dementsprechend mit *trahtnere* 'Erklärer', ohne sich darum zu kümmern, ob auch ein erträglicher Sinn herauskam.

[2] Lies *ȝeonȝ*.

[3] Über dies einzige *notwurðe* statt *nytwyrðe* vgl. meine Ausführungen in den *Engl. Stud.* XXXIX 351 f.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*ȝeoȝ*[1] *he afealleđ*
[*VIII*] Luna .VIII.$^{a}$, iuuenis decid*et*.

*ealra* *strinend*[2] *he biđ*
[*IX*] Luna .IX.$^{na}$, omnium adquisitor erit.

*he abuten færđ* *fela* *rica*
[*X*] Luna .X., circuibit multa[3] regiones.

*ealra* *strinend*[2] *he biđ*
[*XI*] Luna .XI.$^{ma}$, omnium adquisitor erit.

*æwfæst* *he biđ*
[*XII*] Luna .XII., reliosus[4] erit.

*wiđerweard* *letted*[5] *he biđ*
[*XIII*] Luna .XIII.$^{ma}$, aduersus impeditor erit.

*ealra* *trahtnere*[6] *he biđ*
[*XIV*] Luna .X.$^{ma}$ IIII.$^{ta}$, omnium tractator erit.

*ȝeoȝ*[1] *swylt*
[*XV*] Luna .X.$^{ma}$ V.$^{ta}$, iuuenis morietur.

*liflic* *7* *þearfa* *he biđ*
[*XVI*] Luna .X.$^{ma}$ VI.$^{ta}$, uitalis *et* pauper erit.

[*XVII*]

*na lanȝe* *he ne leofađ*
[*XVIII*] Luna .XVIII., non diu uiu*et*.

VIII. *iuuenis decidet* f. R. (dafür Prognose zu X) ‖ *iuuenis* f. L ‖ *descidet* L.

IX. *omnium*] *multorum* L ‖ *omnium adquisitor erit* T¹T²D] *simili*ter R, *super omnes ingenuosus et acquisitor erit* A.

X. *circuibit* T¹DR (als VIII)] *circuibat* T², *occubuit* A ‖ *multa* T¹] *multas* T²DR (als VIII), *mulctas* A, *multarum* L ‖ in R Prognose zu XI (von hier ab ist R eine Nummer voraus).

XI. *omnium* T¹T²D] *in omnibus* R (als X), *terre* A, fehlt L ‖ *erit*] *et genuosus erit* A.

XII. *reliosus* T¹] *religiosus* T²DAL, *in omnibus adtractator* R.

XIII. *aduersus impeditor erit* T¹T²D] *magnus latro erit et suspendetur* A, fehlt R (dafür Prognose von XV).

XIV. *omnium* f. T²A ‖ *tractator*] *acquisitor* A ‖ in R Prognose von XVI.

XV. *uienis morietur*] *felix erit* R (urspr. Prognose zu XVII).

XVI. *uitalis et pauper erit*] *non multum durabit* R (urspr. XVIII).

XVII. Die 17. Mondphase ist in T¹ übergangen. In T², D und L lautet sie: *Luna .XVII. infelix erit*; in A dafür Prognose von XVIII, in R Prognose von XIX.

XVIII. *non diu uiuet* T¹T²D] *non multum durabit* R (als XVI), *nequam uiuet* A (als XVII) ‖ in R Prognose von XX.

---

[1] Lies *ȝeong*.

[2] Über dies zweimalige, sonst nicht belegte *strinend* siehe *Engl. Stud.* XXXIX 352.

[3] Lies mit T²DA: *multas*. [4] Lies mit T²DA: *religiosus*.

[5] Lies *lettend*. Über dies einzige Vorkommen des Substantivs vgl. *Engl. Stud.* XXXIX 349 f. [6] Siehe oben S. 18 Anm. 1.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

| | | | |
|---|---|---|---|
| | | | *on wyrđscipe he bið* |
| [*XIX*] | Luna | .XIX., | in honore erit. |
| | | | *feohtere*[1] *he bið* |
| [*XX*] | Luna | .XX., | bellator erit. |
| | | | *sceaþa þancful*[2] *he bið* |
| [*XXI*] | Luna | .XXI., | latro ingeniosus erit. |
| | | | *ȝeswincful he bið* |
| [*XXII*] | Luna | .XXII., | laboriosus erit. |
| | | | *widcuð he bið* |
| [*XXIII*] | Luna | .XXIII., | uulgarus[3] erit. |
| | | | *ȝenihtsum he bið* |
| [*XXIV*] | Luna | .XXIIII., | copios[4] erit. |
| | | | *frœcnyssa feala he þolað* |
| [*XXV*] | Luna | .XXV., | pericula multa patietur. |
| | | | *na weliȝ na wædla he bið.* |
| [*XXVI*] | Luna | .XXVI., | nec diues nec pauper erit. |
| | | | *freond he bið* |
| [*XXVII*] | Luna | .XXVII., | amicus[5] erit. |
| | | | *ȝimeleas he bið* |
| [*XXVIII*] | Luna | .XXVIII., | neglegens erit. |
| | | | *ȝod 7 forsceawere*[6] *he bið* |
| [*XXIX*] | Luna | .XXVIIII., | bonus *et* prouisor erit. |

XIX. In R Prognose von XXI ‖ *erit* f. L.
XX. In R Prognose von XXII.
XXI. *latro ingeniosus* T¹T²D] *latro et ingeniosus* R (als XIX), *ingenuosus et latro* A ‖ in R Prognose von XXIII.
XXII. *laboriosus* T¹T²DR (als XX)] *laboriosus et leprosus* A ‖ neue Prognose in R: *correptus* (vgl. XXIV).
XXIII. *uulgarus* T¹D] *uulgaris* T²R (als XXI) A, *vulgaris et luxuriosus* L ‖ in R Prognose von XXV.
XXIV. *copios* T¹] *copiosus* T²DL, *correptus* R (als XXII), *compendiosus* A ‖ in R Prognose von XXVI.
XXV. *pericula multa patietur* T¹T²DR (als XIII)] *mulctis periculis pasus erit et pontes et naues faciet* A ‖ in R Prognose von XXVII.
XXVI. In R Prognose von XXVIII.
XXVII. *amicus* T¹] *amicos* D, *amicosus* T², *amicabilis* R (als XXV), *amabilis* L, fehlt A (dafür die Prognose zur nächsten Phase, so daſs von hier ab A um eine Nummer zurück ist) ‖ neue Prognose in R: *multa promittet.*
XXVIII. In R Prognose von XXIX.
XXIX. *bonus et prouisor* T¹T²D] *bonus* et *sanus* R (als XXVIII), *bonus* L, *oportunus prouisor et manifestus* A ‖ in R Prognose von XXX.

---

[1] Über dieses ἅπαξ λεγόμενον siehe meine Ausführungen in den *Engl. Stud.* XXXIX 326 f.
[2] Über die hier vorliegende Verwendung von *þancful* für 'klug' siehe *Engl. Stud.* XXXIX 353.
[3] Lies mit T²A: *uulgaris.* [4] Lies mit T²D: *copiosus.*
[5] Lies mit T² (auch D setzt es voraus): *amicosus.* Die Glosse stimmt jedoch zu *amicus.*
[6] Über dies ἅπαξ λεγόμενον siehe *Engl. Stud.* XXXIX 327.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*ceapa feala he asmeađ*
[*XXX*] Luna .xxx., negotia multa tractabit.

XXX. *tractabit* T[1] R (als XXIX)] *tractabat* T[2] D L ‖ neue Prognose in R: *prope morietur* ‖ in A in zwei Prognosen gespalten: als XXIX *mulctas negligencias et iniquitates faciet*, als XXX *in mulcta negligencia exercetur*.

## b) Zweite Version (WCTH).

W [*I*] O*n a*nre[1] nihte ealdne monan þ*æt* cild, þ*æt* swa biđ acenned,
C {Gif mann biđ akenned on anre[2] nihte ealne[3] monan, se biđ
T {Gif man biþ acenned on ane nihtne[4] ealdne monan, se lanȝ
H Se-đe biđ acenned on annihtne mona, se biđ lanȝe lifes

W þ*æt* biđ liflic.
C {lanȝ lifes 7 weliȝ.
T {lifes 7 weliȝ biđ.
H 7 wel-eđi.[5]

W [*II*] On .II. n*ihte* aldne monan, þ*æt* biđ seoc 7 sicle.[6]
C {Gyf he biđ on tweiȝra nihta akenned, se biđ a seoc 7 un-hal.
T {Gif he biđ on tweiȝra nihta acenned, se biđ a seoc 7 unhal.
H Se-þe biđ on .II. nihta ealdne monan, se bid[7] seoc.

W [*III*] On .III. nihte aldne monan, se leofađ lanȝe.
C {Gif he biđ on þreora nihta, se leofađ lanȝe.
T {Gif he biþ on þreora nihta, se lyfađ lanȝe.
H Gif he biđ acenned on .III. nihtne monan, se leofaþ lanȝe 7 [hydiȝ.

W [*IV*] On .IIII., þ*æt* biđ on wurđunȝe ȝeond feola đeode.
C {Gif he biđ on .IIII. nihta akenned, se biđ a in wordu*m*.[8]
T {Gif he biđ on .IIII.[or] nihta accenned, se biđ a in wordum leas.
H Gif he biþ feower nihta eald, he biđ rice.

---

[1] Die Handschrift liest *O nre .I. nihte.* [2] Lies *ane.* [3] Lies *ealdne.*

[4] Hier liegt eine Kontamination zweier Konstruktionen vor, nämlich von *on annihtne monan* (so z. B. *Leechdoms* III 160 [18] und 176 [16]) und *on ane niht ealdne monan.*

[5] Vgl. *Archiv* CXXVIII S. 299 Anm. 2.

[6] Das dem *unhāl* in C entsprechende Adjektivum *sīcle*, das bisher im Altenglischen nicht belegt ist, aber auf Grund des Denominativums ae. *sīclian* 'kränklich sein' dafür anzunehmen war, ist offenbar identisch mit dem seit Ende des 13. Jahrhunderts belegten me. *sĭkel, sĕkel* 'kränklich'. Unsere obige Form *sīcle* ist nicht nur als frühester Beleg interessant, sondern auch, weil sie uns Aufschluſs gibt über die Bildungsweise des Adjektivs; denn die Endung *-le* zeigt, daſs hier nicht eine Ableitung mit *-lo-*, sondern mit dem Formans *-li-, -lu-* vorliegt, das sonst im Germanischen und zumal im Altenglischen (ae. *egle* 'lästig', *swegle* 'glänzend', *æđele* 'edel', *fræfele* 'kühn') wenig produktiv gewesen ist. Wir haben also als Normalform ein ws. **sȳcle*, angl. **sīocle*, **sēocle, sīcle* (mit Ebnung) anzusetzen, woraus sich gut das Nebeneinander von *ī* und *ē* der Stammsilbe in den Belegen sowohl beim Adjektiv wie beim Verb (ae. *sīclaþ* 'er kränkelt' und *sæclode*, d. i. **sēclode*, 'er kränkelte' erklärt.

[7] Lies *biđ.* [8] Ergänze dahinter aus der Schwesterhandschrift *leas.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

W [*V*] On .v. nihte aldne monan, þ*æt* ȝeonȝ sweltađ.
C {Gif he biđ on .v. nihta adl[1] on ȝeoȝođe ȝe-witeđ.
T {Gif he biþ .v. nihta adl[1] him on ȝeoȝuþ ȝewiteþ.
H Se on .v. nihtne[2] biđ ȝe-boren, ȝunȝ he ȝe-witađ.

W [*VI*] On .vi. nihte, þ*æt* biđ lanȝ lifes ȝe-sæliȝ.
C {Gif he biđ on .vi. nihta adliȝ[3] se biđ lanȝ lifes 7 ȝe-sæliȝ.
T {Gif he biđ .vi. nihta adli[3] se biđ, lanȝ lifes 7 ȝesæliȝ.
H Se-þe biđ acenned on .vi. nihtne,[4] se biþ lanȝe lifes 7 ȝe-seliȝ.

W [*VII*] On .vii. nihte ealdne monan, se leofeđ lanȝe on wurđunȝe.

---

[1] Das *adl* 'Krankheit' ist offenbar von einem südlichen Schreiber korrumpiert aus angl. *ald* 'alt'. In welcher syntaktischen Konstruktion sich aber die Schreiber dieses *ald* vorstellten, ist nicht ohne weiteres klar. Wer auf die Handschrift W und die erste Prognose in unseren beiden Handschriften schaut, wird als Urform annehmen: *ȝif he biđ on .v. nihta (e)aldne monan acenned*; und dies wird auch jedenfalls die ursprünglich gemeinte Form gewesen sein. Manche Schreiber haben aber das *he* statt auf den Neugeborenen auf den Mond bezogen, wie ganz deutlich wird aus Nr. VIII in H: *ȝif se mona biđ eahta nihta eald* (womit zu vergleichen ist in derselben Handschrift Nr. IV: *ȝif he biþ feower nihta eald*). Und diese Auffassung könnte auch hier sowie an vielen anderen Stellen (VI, VII, IX—XI, XIII, XV—XVIII, XX—XXVIII) in der Vorlage von CT zu vermuten sein, zumal T zweimal diese Form (VIII: *ȝif he biþ .viii. nihta eald* und XII: *ȝif he byþ .xii. nihta eald*) direkt überliefert. Wenn letztere Annahme das Richtige trifft, dann muſs das regelmäſsig an diesen Stellen vor der Zahl stehende *on* in C ein nachträglicher Einschub des Kopisten sein. Indes muſs uns sehr nachdenklich stimmen die zu Nr. XXX in C überlieferte Form (*ȝif he biđ on .xxix. oþþe on .xxx. nihta eald monan akenned*), die uns zeigt, welch weitgehende Gleichgültigkeit die Schreiber gegen die richtige syntaktische Einreihung des *eald* in unserem Text hatten. Verständlich wird uns die lose Konstruktion, wenn wir annehmen, daſs der Text ursprünglich einer Interlinearglosse entnommen war, wo die Wörter ja öfter im Nominativ statt in flektierter Form erscheinen. Und sonach dünkt es mir unmöglich, über die Form der Konstruktion in der Vorlage von CT etwas Sicheres auszusagen oder auch nur zu entscheiden, ob das regelmäſsige Fehlen der Präposition *on* in T eine Neuerung oder die Beibehaltung des ursprünglichen Zustandes darstellt. — Nachdem das korrumpierte *adl* 'Krankheit' einmal zum Subjekt von *ȝewiteþ* gemacht war, konnte der Schreiber von T leicht ein *him* hinzufügen. — Übrigens scheint mir das hier und in Nr. VI zu supponierende *ald* 'alt' auf eine anglische Vorlage hinzuweisen, wie sie uns in W ja noch vorliegt.

[2] Hieraus ist ein Adjektivum *fīfnihte* 'fünf Nächte alt' zu entnehmen, wie weiterhin auch ein *sixnihte* (Nr. VI), *niȝannihte* (IX), *tynnihte* (X) und *seofonnihte* (S. 44, Nr. VII). Alle fünf Adjektiva wären gleich den bereits gebuchten *annihte, twanihte* und *þrinihte* dem altenglischen Wörterbuch einzuverleiben.

[3] Auch dies *adliȝ, adli* 'krank' ist offenbar aus *ald* 'alt' verderbt. Für die eventuelle Grundform gilt alles das, was oben Anm. 1 gesagt ist. Daſs hier nicht das Substantivum *adl* (wie in Nr. V) erscheint, sondern das Adjektiv, hängt damit zusammen, daſs sich mit folgendem *biđ* hier nur ein Adjektiv verbinden lieſs.

[4] Hieraus ist ein Adjektiv *sixnihte* 'sechsnächtig' zu entnehmen und dem Wörterbuch einzuverleiben.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

C Gif he biđ on .vii. nihta, se biđ a weorđ 7 lyfađ lanȝe.
T Gif he biđ .vii. nihta, se biđ a weorđ 7 lifeþ [1] lanȝe.
H Se-þe biđ acenned on .vii. nihta ealdne mona, se leofaþ lanȝe [on wurþunȝe.

W [*VIII*] On .viii. nihte, þ*æt* iunȝ sweltađ.
C Gif he biđ on .viii. nihta eald, se sweltеđ sona.
T Gif he biþ .viii. nihta eald, se swelteđ sona.
H Gif se mona biđ eahta nihta ealđ,[2] se ȝe-witeþ sona.

W [*IX*] On .ix. nihte aldne, se biđ frecenlice acenned.
C Gif he biđ on .ix. nihta, se biđ frecenlice akenned.
T Gif he biđ .ix. nihta, se byđ frecenlice accenned.
H Gif he biđ acenned on niȝan-nihtne ealdne [3] monan, se biþ [fræcendlice acenned.

W [*X*] On .x., se biđ þrowere.
C Gif he biđ on .x. nihta, se biđ þrowere.
T Gif he biþ .x. nihta, se biþ þrowere.
H Se-đe biđ acenned on .x. nihtne ealne [3] monan, se biđ đrowere.

W [*XI*] On .xi. nihte aldne monan, se biđ landes ofer-ȝænȝe.
C Gif he biđ on .xi. nihta, se biđ landes oferȝenȝa.
T Gif he byþ .xi. nihta, se biđ landes ofer-ȝenȝa.
H Gif man biþ acenned on .xi. nihta ealdne monan, se biđ [landes ofer-ȝenȝa.

W [*XII*] On .xii. nihte aldne monan, se biđ on allum þinȝum
C Gif he biđ on .xii. nihta eald, se biđ on eallum þinȝum
T Gif he byþ .xii. nihta eald, se biþ on eallum þinȝu*m*
H Se biþ acenned on .xii. nihta ealne [4] monan, se biþ lifes
W wurđful.
C wurđfull.
T wurđfull.
H 7 on eallum his þinȝum weorþ, mannum mid Ȝode.

W [*XIII*] On .xiii. nihte, se biđ æwfest 7 riht-wis.
C Gif he biđ on .xiii. oþþe on .xiiii. nihta, se biđ æwwæst [5]
T Gif he biđ .xiii. ođđe .xiiii. nihta, se biđ æwfæst
H Gif man biđ acenned on .xiii. nihta ealdne monan, se biđ
C 7 riht-wis.
T 7 rihtwis.
H rices waldend 7 ȝodcund*e*.

---

[1] Lies *lifes.* Cockaynes Angabe, T lese *liþeþ,* beruht auf einem Irrtum (Druckfehler). [2] Lies *eald.*

[3] Der Schreiber hat hier und in Nr. X zwei Konstruktionen vermengt: *on niȝannihtne monan* und *on nigan niht ealdne monan.* — Übrigens sind aus IX und X die den Wörterbüchern fehlenden Adjektiva *niȝannihte* 'neunnächtig' und *tynnihte* 'zehnnächtig' zu entnehmen. [4] Lies *ealdne.*

[5] Die Handschrift C liest deutlich *æwwæst,* das natürlich in *æwfæst* zu bessern ist, wie Cockayne stillschweigend druckt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

W [*XIV*] On .XIIII. *nihte*, in allum þinʒum he biđ welʒetyd.[1]
C [*Siehe Nr. XIII.*]
T [*Siehe Nr. XIII.*]
H Gif man biþ acenned on .XIIII. nihta ealne mone, se biđ [ælces ʒodes wyrþe.[2]

W [*XV*] On .XV., se ʒeonʒ sweltađ.
C Gif he biđ on .XV. nihta, se biđ sona ʒe-faren.
T Gif he biđ .XV. nihta, se biđ sona ʒefaren.

W [*XVI*] <O>n .XVI., se biđ in allum þinʒum nytwyrđe.
C Gif he biđ on .XVI. nihta, se biđ on eallum þinʒum nytwurđe.
T Gif he byđ .XVI. nihta, se byþ on eallum þingum nytwyrþe.

W [*XVII*] On .XVII. nihte, se biđ sona ʒewiten.
C Gif he biđ on .XVII. nihta, se biđ sona ʒe-witan.
T Gif he biđ .XVII. nihta, se biđ sona ʒewiten.

W [*XVIII*] On .XVIII. nihte, se biđ earm 7 ʒeswinʒful on his life.
C Gif hif[3] he on .XVIII. nihta ođđe on .XIX., se biđ ʒesæliʒ.
T Gif he biđ .XVIII. ođđe .XVIIII. nihta, se biđ ʒesæliʒ.

W [*XIX*] On .XIX., on weorđunʒe.
C [*Siehe Nr. XVIII.*]
T [*Siehe Nr. XVIII.*]

W [*XX*] On .XX., *þæt* biđ sona ʒefaren.
C Gif he biđ on .XX. nihta, se biđ sona ʒe-faren.
T Gif he biđ .XX. nihta, [*fol. 41*^b] se byþ sona ʒefaren.

W [*XXI*] <O>n .XXI., *þæt* biđ on ʒodre weorđunʒe.
C Gif he biđ on .XXI. nihta, so[4] biđ on ʒodre weorþunʒe.
T Gif he biđ .XXI. nihta, se biđ on ʒoddre weorþunʒe.

W [*XXII*] On .XXII., unheore[5] feohtlinʒ.
C Gif he biđ on .XXII. nihta, se biđ un-earh fihtlinʒ.
T Gif he biđ .XXII. nihta, se biþ un-erh fihtlinʒ.

W [*XXIII*] On .XXIII., se biđ þeof 7 sceađe.
C Gif he biđ on .XXIII. nihta, se biđ þeof-sceađa.[6]
T Gif he biđ .XXIII. nihta, se byđ þeaf-sceaþa.[6]

---

[1] Vgl. über dieses auch Epist. Alexandri Z. 10 belegte Wort Verf. *Engl. Stud.* XXXIX 354.

[2] Hier bricht die Hs. H ab. [3] Natürlich als Dittographie zu streichen.

[4] Lies *se*.

[5] *unheore* 'wild' ist wohl eher aus dem *unearh* 'furchtlos' der anderen Handschriften verderbt als umgekehrt.

[6] Gegenüber *þeof 7 sceađe* in W lesen die beiden anderen Handschriften: *þeof sceađa* bzw. *þeaf sceaþa*. Es ließe sich nun für letzteres leicht der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

W [*XXIV*] On .XXIIII., se biđ ʒeswinʒful on his life.
C {Gif he biđ on .XXIIII. nihta, se biđ ʒe-swinc-full on
T {Gif he byþ .XXIIII. nihta, se biđ ʒeswinc-full on

C {his life.
T {his life.

W [*XXV*] On .XXV., se biđ halsum [1] in his lif.
C {Gif he biđ on .XXV. nihta, se biđ ʒe-healtsum [1] his lifes.
T {Gif he byđ .XXV. nihta, se biþ ʒehealtsum [1] his lifes.

W [*XXVI*] <O>n .XXVI., *þæt* biđ weorces ʒælsa.
C {Gif he biđ on .XXVI. nihta, se biđ weoreces [2] ʒælsa.
T {Gif he biþ .XXVI. nihta, se byđ weorces ʒælsa.

W [*XXVII*] On .XXVII., se biđ on frecnum þinʒum acenned.
C {Gif he biđ on .XXVII. nihta, se biđ to frecnum þinʒum
T {Gif he biđ .XXVII. nihta, se biđ to frecnum þinʒum

C {akenned.
T {acenned.

---

Ausfall eines *and* (wie in W) annehmen. Da aber zwei Handschriften dasselbe fortlassen, so möchte ich auf Grund unserer Stelle annehmen, daſs den angelsächsischen Schreibern ein Kompositum *þeof-sceađa* 'Dieb' bekannt war. An sich wäre eine solche Zusammensetzung im Altenglischen durchaus möglich: die eigentliche Bedeutung von ae. *sceađa* ist ja 'Schädiger am Eigentum', weshalb es sehr häufig zur Übersetzung des lat. *latro* verwendet wird; und wir hätten somit ein ähnliches tautologisches Kompositum vor uns wie ae. *mæʒen-cræft, mæʒen-strengu, holt-wudu, racenteag, word-cwide* (s. Koeppel im Furnivall-Bande S. 201 ff.) oder mhd. *diub-stâle* (vgl. an. *þjófstolinn* 'gestohlen'). Mir scheint es daher unbedenklich, wie Hall auch tut, ein ae. *þeof-sceađa* 'Dieb' ins Wörterbuch aufzunehmen. — Eine weitere Frage ist, ob das allen drei Handschriften zugrunde liegende Original *þeof and sceađa* oder *þeof-sceađa* aufweist. Dies wird aber kaum zu entscheiden sein, solange nicht die zugrunde liegende Lateinversion aufgefunden ist. Die Lateinhandschriften $T^1T^2$ bringen zum 21. Tage ein *latro ingeniosus erit* (wo A *ingeniosus et latro* liest), was sich wohl mit unserer Stelle vergleichen lieſse und allenfalls für *þeof-sceađa* ins Feld geführt werden könnte.

[1] *ʒehealtsum* ist offenbar eine phonetische Schreibung für das in der Cura Pastoralis mit etymologischer Orthographie überlieferte *gehealdsum* 'genügsam, sparsam' (zu *gehealdan*). Daneben mag sehr wohl ein Simplex **healdsum* existiert haben, das unser obiges *halsum* (W) in anglischer Form darstellen würde. [Eine andere Erklärungmöglichkeit für *halsum* wäre, darin ein ae. **hālsum* 'gesund' zu sehen, das die Vorstufe zum me. *holsum* (seit 1200 belegt), ne. *wholesome* bilden würde und dem ae. *heilsamr*, ahd. *heilsam*, and. *hēlsam* entspräche. Indes weiſs ich nicht, ob dies Wort auch auf einen Menschen angewandt werden könnte. Und zudem spricht die Lesart der beiden anderen Handschriften dagegen.] Ich glaube daher, wir dürfen ruhig ein ae. *h(e)aldsum* 'sparsam, enthaltsam' in unsere Wörterbücher aufnehmen.

[2] So liest C (nicht *weorces*, wie Cockayne fälschlich druckt).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

W [*XXVIII*] On .XXVIII., ne bið se nader ne weliʒ ne[1] arm.[1]
C Gif he bið on .XXVIII. nihta, se ne bið nador ne earm
T Gif he biþ .XXVIII. nihta, se ne biþ naþor ne earm

C ne weliʒ.
T ne weliʒ.

W [*XXIX*] On .XXIX., se bið for-sæwen.
C [*Siehe Nr. XXX.*]
T [*Siehe Nr. XXX.*]

W [*XXX*] On .XXX., se bið freondliðe.
C Gif he bið on .XXIX. oþþe on .XXX. nihta eald[2] monan
T Gif he bið .XXIX. nihta oððe .XXX.,

C akenned, se bið ʒod 7 frendliðe.[3]
T se bið ʒod 7 freond-liþe.

Auch von dieser Gattung kann ich eine neuenglische Fassung beibringen, die allerdings, wie das meist bei den modernen Versionen der Fall ist, starke Erweiterungen erfahren hat durch Aufnahme von Elementen, die ursprünglich den weiter unten zu behandelnden Aderlaſs-, Traum- und Tagwähllunaren oder den Selenodromien (s. unter Nr. 16, 17, 19 und 20) eigentümlich waren. Unsere moderne Fassung findet sich in dem ca. 1730 gedruckten Wahrsagebuche *The New Universal Fortune-Teller; or, Complete Book of Fate ... by Nathan Powell* (London, bei Alex. Hogg, ohne Jahr) auf S. 88 sowie in leicht abweichender und vollerer Form in *The Book of Fate, or, Complete Fortune-Teller* (Gainsborough 1814) S. 13 und hat folgenden Wortlaut:

Of the Birth of Children, with Respect to the Age of the Moon.

[*I*] To be born the first day of the new moon is very fortunate; for to such all things shall succeed well; their sleep will be sweet and their dreams pleasant; they shall have long life, and increase in riches.

[*II*] A child born the second day of the new moon shall grow apace, but will be much inclined to lust, whether it be male or female. This day is also proper to go on messages, to trade by land, or to sail on the sea; as also to put seed into the ground that it may thrive.[4]

[*III*] A child born on the third day of the moon shall die quickly, or at least be short-liv'd; on this day to begin any work of moment is

[1] Die Handschrift schreibt beide als ein Wort (*nearm*), so daſs der Kopist doch vielleicht *ne earm* meinte.

[2] Siehe oben S. 22 Anm. 1. Die Handschrift schreibt hier übrigens *ealdmonan* als ein Wort.

[3] Siehe *Engl. Stud.* XXXIX 340 f.

[4] Dahinter: *On this day also thy dreams shall quickly come to pass, whether they be good or evil. It is also good on this day to open a vein, if there be occasion.* Book of Fate, 1814.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

very unfortunate.[1] If theft be committed on this day, it will soon be discovered.[2]

[*IV*] On the fourth day of the moon, the child that is born shall prosper in the world, and be of good repute. On this day it is good to begin any enterprise, provided it be done with good advice, and with dependence upon heaven for a blessing. A man that falls sick this day shall either recover or die in a little time.[3]

[*V*] The fifth day of the moon is unfortunate, and the child that is born therein shall die in it's infancy. On this day let no man do any thing of moment, for it will have no success.[4] If good council be given to thee to-day, take it, but execute it to-morrow.[5]

[*VI*] The sixth day of the moon the child that is born shall be of long life but very sickly. To send children to school this day is very fortunate, and denotes they shall increase in learning.[6]

[*VII*] On the seventh day the child that is born may live many years; but he that falls sick will never recover.[7] If he that has been long sick takes physic this day, he is like to recover.

[*VIII*] On the eighth day a child born shall be in danger of dying young, but if he out-lives his first sickness he shall live long, and arrive at a great estate. Whatever business a man undertakes on this day shall prosper; but it is especially good to buy cattle, and to begin buildings.[8]

[*IX*] On the ninth day the child that shall be born shall be very fortunate, enjoying long life, and arriving to great riches. This also is a fortunate day for business, for what thou undertakest this day shall come to a good issue; he that is pursued shall escape, and he that groans under the burden of oppression shall be opportunely relieved.[9]

[*X*] On the tenth day the child that is born shall be a great traveller, pass through many kingdoms and nations, and at last die at home in his old age. Do nothing on this day but what thou wouldst have known, for all secret things shall be brought to light. She that falls into labour this day shall be delivered without danger; but he that being sick takes his bed this day shall lie by it a long time. Blood-letting may be used this day with good success.

[*XI*] On the eleventh day of the moon, the child that is born shall be of a good constitution, and be mightily devoted to religion, shall be long-liv'd and of a lovely countenance, and shall have some particular

---

[1] Dahinter: *for it seldom comes to a good conclusion.* 1814.

[2] Dahinter: *And on this day a man that falls sick will hardly recover.* 1814.

[3] *in a little time*] *shortly. They that will, may, on this day, use phlebotomy.* 1814.

[4] Dahinter: *He that is in danger, and thinks to escape this day shall certainly be taken; he had better therefore lie still as he is.* 1814.

[5] Dahinter: *He that falls sick and takes his bed this day, has reason to fear he may never rise out of it again; yet this day you may let blood with good success.* 1814.

[6] Dahinter: *Hunting on this day will also be successful; but if a man falls sick he will hardly recover.* 1814.

[7] Dahinter: *On this day it is good to shave the head, to tame wild beasts, and to buy hogs; for he that does so shall gain much by them.* 1814.

[8] *buildings*] *building. And he that dreams a dream shall quickly have it come to pass. He that falls sick on this day shall recover, and a thing that is lost shall be found.* 1814.

[9] Dahinter: *but have a care you let not blood on this day, for it is dangerous.* 1814.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

mole on his forehead; but if it be a female, she shall be endowed with wisdom and learning. On this day it is good to begin a journey, for it shall be prosperous, and also to marry; for the married couple shall be happy all their lives, and blessed with many children.[1]

[*XII*] The twelfth day of the moon's age, in allusion to the twelfth house of the Zodiac, betokens nothing but sorrow and woe; and the child born on this day shall be given to wrathfulness, and subject to many afflictions. He that falls sick on this day, his sickness, after a long time languishing, shall end in death.[2]

[*XIII*] On the thirteenth day, the child that is born shall be of a short life, and subject to misery[3] while it lives, by reason of peevish crossness.[4] He that on this day is sent to prison shall be quickly set at liberty; and whatever has been lost on this day shall be quickly found. To wed a wife on this day is good, for she shall be both loving and obedient to her husband.

[*XIV*] On the fourteenth day the child that is then born shall be an enemy to his country, and seek the destruction of his prince, which shall bring him to his deserved end. On this day if you ask a kindness, either of a friend or an enemy, it shall be granted thee. Give to a sick man physick, and it shall restore him to his former health.

[*XV*] On the fifteenth day the child that is born shall quickly die. On this day begin to work, it is fortunate; yet he that falls sick on this day may recover, but it will be after long sickness.[5]

[*XVI*] On the sixteenth day the child born shall be of ill manners, and very unfortunate.[6] Yet this is a good day for buying, selling, and merchandizing, and also to deal in great cattle; but it is not good to dream in, for dreams on this day are commonly hurtful, and such as come to pass a long time after.[7]

[*XVII*] On the seventeenth day the child that shall be born will be foolish,[8] and thereby become a great affliction to it's parents. To go on messages this day is unfortunate; yet to contract matrimony, to compound physical preparations, and to take physic, is very[9] good, but by no means let blood.

[*XVIII*] On the eighteenth day the child that shall be born, if a male, will be valiant, courageous, and eloquent; and if a female, chaste, industrious, and painful, and shall come to honour in her old age.[10]

[*XIX*] On the nineteenth day the child that shall be[11] born, if a male, shall be renown'd for wisdom and virtue, and thereby arrive to

---

[1] Dahinter: *It is likewise good for shepherds to change their sheep-folds.* 1814.

[2] Dahinter: *if there be occasion to let blood on this day, let it be towards the evening, and then it may do no harm.* 1814.

[3] *much misery* 1814.

[4] *crossness*] *crosses, so that it can never be pleased. To plant vines, or gather grapes, and to eat the fruit, is very good.* 1814.

[5] Dahinter: *that which was lost yesterday, will be found again this day.* 1814.

[6] Dahinter: *insomuch, that though he may live long, yet his life will be a burden to him.* 1814.

[7] Dahinter: *If a man be sick, and on this day change his habitation, he may recover, and do well again.* 1814.

[8] Dahinter: *to that degree, that it shall be almost a natural,* 1814.

[9] *rery* fehlt 1814.

[10] Dahinter: *It is good this day to begin buildings, and to put out children, in order to be brought up in learning. Have a care of being let blood this day, for it is very dangerous.* 1814.

[11] *that shall be*] *then* 1814.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

great honour; but if a female, she will be of a weak and[1] sickly constitution, yet she will live to be married. This day they may bleed that have occasion.

[*XX*] On the twentieth day the child that shall be born shall be stubborn, quarrelsome, and a great fighter, yet he shall arrive to riches and great[2] store of money.[3]

[*XXI*] On the one and twentieth day the child that is born shall be unhappy; for though he shall be very witty and ingenious, yet he shall be addicted to stealing, which may bring him to the gallows; or if he escapes that, yet he will be stirring up plots and rebellions against the[4] government, which in the end will be fatal to him.[5] Abstain from bleeding this day at your peril.

[*XXII*] On the twenty-second day the child born shall be fortunate, and purchase a good estate; he shall also be of a chearful countenance, comely, and religious, and shall be well belov'd. Avoid giving of any message this day, for it will not be fortunate. It is good this day to remove bees from one place to another, in order to their increase.[6]

[*XXIII*] On the three and twentieth day the child born shall be of an ungovernable temper, and shall give himself up to wandering abroad in the world,[7] and in the end shall be miserable. This is a good day to wed a wife, for he that meets with such a one[8] ought to marry her while he can have her. It is also a general prosperous day to all that begin business thereon.

[*XXIV*] On the twenty-fourth day the child born then[9] shall be a prodigy in the world, and make all men admire at[10] his surprising and wonderful actions, which shall exceed those of the ordinary sort of men.

[*XXV*] On the five and twentieth[11] day, the child then born shall be wicked, he shall encounter with many dangers, and at last will perish by them. This is an unfortunate day, and threatens dangers and disappointments to those that begin any enterprize of moment thereon. Men that fall sick on that day seldom recover.

[*XXVI*] On the six and twentieth[12] day, the child that shall be then born shall be very beautiful and amiable, but yet of an indifferent state in the world, if it be a male; but if it be a female, a rich man marries her for her beauty. He that on this day falls sick of the dropsy, shall hardly recover.[13]

[*XXVII*] The twenty-seventh day, the child that shall be born shall be of that sweet and affable temper and disposition, that it will contract the love of every one with whom it shall converse, and yet, if a male, shall never rise to any great height in the world; but if a maiden, the sweetness of her disposition may advance her, for such a love is to be esteemed above riches. If a man fall sick on this day, though he may endure misery, yet he shall at last recover.

---

[1] *and* fehlt 1814.

[2] *riches and great store*] *great riches and store* 1814.

[3] Dahinter: *This is a good day to hire servants on, or begin any manner of business.* 1815.

[4] *the* fehlt 1814.

[5] Dahinter: *He that is minded to keep his money, ought on this day to abstain from gaming, or else he may happen to lose it all.* 1814.

[6] Dahinter: *Blood letting on this day may be profitable.* 1814.

[7] Dahinter: *and seeking his fortune in foreign parts,* 1814.

[8] *one*] *wife* 1814. [9] *then born* 1814. [10] *at* fehlt 1814.

[11] *twenty-fifth* 1814. [12] *twenty-sixth* 1814.

[13] Dahinter: *Let those that travel on this day, beware of meeting those they do not care for, lest they may ease them of their burden.* 1814.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[*XXVIII*] On the twenty-eighth day the child that is born shall be the delight of his parents, but yet subject to much sickness and many distempers.[1]

[*XXXIX*] On the twenty-ninth day, the child that shall be born shall be fortunate and happy, blessed with long life, and attain to an eminent degree of holiness, wisdom, and virtue. To marry a good wife is great fortune, and such shall be his that shall marry on this day.[2]

[*XXX*] On the thirtieth day, the child that shall be born will be fortunate and happy, and well skilled in arts and sciences.

These, and divers other the[3] like things happen to mankind, according to the different age and course of the moon, which has a mighty influence upon all human bodies. And as the moon, so all the rest of the signs and planets have[4] their various and respective influences upon sublunary bodies, according to which man is governed, and his nature inclined this way, or that way, according to the nature of the sign or planet ruling him; though all[5] in subordination to the will of the supreme Creator; which occasioned that memorable saying, "The[6] stars rule men, but God rules the stars".

## 15. Krankheitslunare.

Wie aus den Monatstagen der Geburt Schlüsse auf den Charakter und das Lebensschicksal des Menschen gezogen werden, so wagt man auch den Verlauf einer Krankheit auf Grund derjenigen Mondphase vorauszusagen, in der die Krankheit ihren Anfang nahm. Auch diese Gattung findet, gleich den übrigen Wahrsagetexten, ihr Vorbild bereits im Griechischen. Ja, das einzige meines Wissens bisher veröffentlichte griechische Krankheitslunar aus einem Mailänder Kodex des 13. Jahrhunderts,[7] *Προγνωστικὸν περὶ ἀῤῥώστων· ψῆφος τῆς Σελήνης* betitelt, arbeitet sogar mit fast genau denselben Prognosen wie das weiter unten folgende lateinisch-altenglische Krankheitslunar, wie sich aus einer bloſsen Aufzählung der griechischen Prognosen ergibt: *ἐὰν ἄρξωνται νοσεῖν, ὅλον τὸν μῆνα νοσήσουσιν*, — *εἰς ὀλίγας ἡμέρας ἀναστήσεται* (= *surget*), — *ζήσεται μετὰ κόπου*, — *ἐγερθήσεται μετὰ κόπου* (vgl. *laboret et surgit*), — *κινδυνεύσει* (= *periculo periclitat* XI und *periclitat* XV), — *οὐκ ἀῤῥωστήσει πολλά* (vgl. *aliquod tempus egrotat* XIII), — *μακρονοσήσει* (= *diu egrotat* X), — *ὀλίγας ἡμέρας νοσήσει*, — *σφοδρῶς νοσήσει*, — *ταχέως ἐγείρεται* (= *cito consurget* II), — *ὀλίγον ἀῤῥωστήσει* (= *languet*), — *μετέλθῃ τοῦ τόπου καὶ ὑγιαίνει* (= *locum mutabit et surgit* XVI), — *ἀποθνήσκει*

---

[1] Dahinter: *which shall take it away before it arrives to a perfect age.* 1814.

[2] Dahinter: *Fishing and hunting are both good recreations, and on this day will prove successful.* 1814.

[3] fehlt 1814. [4] *have*] *share* 1814. [5] *all*] *all are* 1814.

[6] *The*] "*Regunt Astrea Homines, sed Reges* [sic!] *Astrea Deus*": *that is,* "*The* 1814.

[7] Herausgegeben von Æ. Martini und D. Bassi im *Catalogus codicum astrologorum Graecorum*, Vol. III (Bruxelles 1901) p. 39 f.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(= *morietur*), — *ἀπὸ ἰατρῶν ἐπιμελείας ζήσεται* (vgl. *medicina sanabitur* VII), — *οὐκ ἀποθνήσκει*, — *ἐὰν παρέλθῃ τὰς γ' ἡμέρας, ζήσεται*, — *ὀλίγον ἀῤῥωστήσας τελευτᾷ* (= *languet et morietur* XXV), — *οὐ πάνυ ἀῤῥωστήσει*, — *κἂν τρώγῃ κἂν μὴ τρώγῃ, ζήσει.*

Von lateinischen Krankheitslunaren kenne ich zwei ziemlich stark differierende Versionen. Die erstere ist repräsentiert durch vier Handschriften, die so völlig im Wortlaut miteinander übereinstimmen, daſs die wenigen Varianten leicht dem unten folgenden Abdruck von T[1] beigefügt werden konnten:

1) T[1] = Tiberius A. III fol. 36[b] — 37[a] (M. 11. Jahrh.), mit altenglischer Glosse,
2) T[3] = Tiberius A. III fol. 65[b] (M. 11. Jahrh.), nur sieben Mondphasen,
3) C = Caligula A. XV fol. 125[b] — 126[a] (1. H. 11. Jahrh.), mit danebenstehender altenglischer Version, und
4) D = Titus D. XXVI fol. 8[a] — 9[a] (um 1040).

Die zweite Version ist mir nur aus dem Arnamagnæanus Nr. 194 fol. 49[b] — 50[b] (a. 1387) bekannt und von Kålund in *Alfræði Íslenzk* (København 1908) S. 85 herausgegeben.

Bei den altenglischen Krankheitslunaren machen sich genau dieselben Schwierigkeiten geltend, denen wir bei den Geburtslunaren begegnet sind. Von den vier mir bekannten Texten stimmen zwar zwei (T[1] und C) so völlig überein, daſs sie aus derselben Vorlage abgeschrieben sein müssen. Die so verbleibenden drei altenglischen Fassungen differieren aber so stark in der Form bei inhaltlicher Übereinstimmung, daſs wieder die Frage auftaucht, ob hier bloſse Spaltung der handschriftlichen Überlieferung vorliegt oder unabhängige Übersetzungen derselben lateinischen Fassung. Und im vorliegenden Falle scheinen mir die formellen Abweichungen doch so weitgehend und die Übereinstimmungen so spärlich, daſs ich lieber unabhängige Versionen annehmen möchte. Die Lateinvorlage dieser altenglischen Fassungen hat offenbar auch bei W und T zur ersten Version gehört, wenn auch die den Übersetzern unmittelbar vorliegenden Handschriften etwa in Nr. V, VII, X, XXI und XXV andere Lesarten als CT[1] werden aufgewiesen haben. Die Überlieferung der altenglischen Krankheitslunare gestaltet sich folgendermaſsen:

a) Erste Version in:

T[1] = Tiberius A. III fol. 36[b] — 37[a] (M. 11. Jahrh.) als Interlinearversion zum Latein, und in

C = Caligula A. XV fol. 125[b] — 126[a] (1. H. 11. Jahrh.) mit nebenstehendem Latein. Der Text ist in der Handschrift auf zwei gegenüberliegende Seiten folgendermaſsen verteilt: auf dem linken Blatte (= fol. 125[b]) befindet sich die Zeichnung einer Art

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Glücksrad, *Sp<h>era Apulei Platonici de uita et morte,* mit darüber- und darunterstehender Texterklärung. Rechts daneben auf dem etwa 2 cm breiten Rande stehen dann die zu unserem Krankheitslunar gehörigen 30 Mondphasen: *Lun^a .I.*, *Lun^a .II.* usw. Das rechte Blatt (= fol. 126^a) ist in zwei Kolumnen geteilt und bietet die zu den einzelnen Mondphasen gehörenden Prognosen über den Ausgang der Krankheit, und zwar in der linken Kolumne den lateinischen, in der rechten den altenglischen Text. Besonders beachtenswert und prinzipiell wichtig dünkt mir, daſs derselbe Text, der in der Tiberius-Handschrift als Interlinearglosse über dem Latein steht, hier im Caligula-Manuskript von der Lateinunterlage losgelöst ist und damit als selbständiger Paralleltext auftritt. Einen kleinen Schritt weiter bedeutet es nur, wenn der Text ohne das Latein kopiert wird, wie das zweifellos häufig in der altenglischen Übersetzungsliteratur geschehen ist. Ja, ich glaube, daſs die gesamte volkskundliche Literatur, die ich in den Aufsätzen behandelt habe, wo sie in altenglischem Sprachgewande auftritt, zunächst als Interlinearversion an lateinischen Texten erwachsen ist. — Gedruckt ist diese erste Version nach C mit den Varianten von $T^1$ bei Cockayne, *Leechdoms* III 150—52. Mein Abdruck bietet umgekehrt wegen der interessanten Überlieferungsform den Text von $T^1$ (Latein mit Interlinearglosse) mit den Varianten von C. Zu dem Lateintext von $T^1$ sind auſserdem auch die Varianten der obigen lateinischen Handschriften $T^3$CD gebucht.

b) Zweite Version nur in:

W = Cambridge, Corpus Christi College, Nr. 391 (früher K. 12) pag. 717 (2. H. 11. Jahrh.) aus Worcester.

c) Dritte Version nur in:

$T^2$ = Tiberius A. III fol. 40^a (M. 11. Jahrh.) aus Canterbury, gedruckt bei Cockayne, *Leechdoms* III 182. Die zweite und dritte Version biete ich in Paralleldruck.

## I. Version ($T^1$ und C).

*se-þe afeallađ*[2] *earfođlice*[3] *he ætwint*
[*I*] Luna[1] .I. qui inciderit, difficile euad*et*.

*raþe*[4] *he arist*[5]
[*II*] Luna .II.^a, cito consurg*et*.

*he na*[6] *ætwint*
[*III*] Luna .III.^a, non euad*et*.

---

[1] In D mit der Überschrift: *Incipit lunares de aegris.* C schreibt jedesmal *Lun^a*, was Cockayne fälschlich als *Lunæ* wiedergibt.
[2] Besser in C *afealđ.* [3] *earfođlice* mit *r* und *lice* über der Zeile C.
[4] *rađe* C. [5] *arisþ* C. [6] *ne* C.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*he swincđ 7 arist*[1]
[*IV*] Luna .IIII., labor*et*[2] *et* surg*et*.[3]

*he sipađ 7 arist*[1]
[*V*] Luna .V., tricabit [*fol. 37*[a]] *et* surg*et*.

*he*[4] *na*[4] *ætwint*
[*VI*] Luna .VI., non euad*et*.

*mid læcedome he biđ ȝehelend*[5]
[*VII*] Luna .VII., medicina sanabitur.

*lanȝe he adlađ 7 arist*[1]
[*VIII*] Luna .VIII., diu langu*et et* surg*et*.

*he adlađ*
[*IX*] Luna .IX., langu*et*.

*lanȝe he siclađ*
[*X*] Luna .X., diu egrot*et*.[6]

*on frecnysse*[7] *he dyrfđ*
[*XI*] Luna .XI., periculo[8] periclitat.

*he arist*[9]
[*XII*] Luna .XII., surg*et*.

*sumne timan he siclađ*[11]
[*XIII*] Luna .XIII., aliquod[10] tempus egrotat[12]

*he swincđ 7 arist*[9]
[*XIV*] Luna .XIIII., laborat *et* surg*et*.

*he dyrfđ*
[*XV*] Luna .XV., periclitat.[13]

*stowe awent 7 he*[15] *arist*[16]
[*XVI*] Luna .XVI., locum mutabit[14] *et* surg*et*.

*he sipađ 7 arist*[9]
[*XVII*] Luna .XVII., tricabit *et* surg*et*.

*he swincđ 7 arist*[16]
[*XVIII*] Luna .XVIII., labor*a*bit[17] *et* surg*et*.

*ealswa*[18]
[*XIX*] Luna .XIX., similiter.

*ealswa*[18]
[*XX*] Luna .XX., similiter.

*þinc*[19] *he fultumađ*
[*XXI*] Luna .XXI., rem adiuuabit.

---

[1] *arisđ* C. [2] So in allen vier Hss. für *laborabit*. [3] *surgit* T[3].
[4] *He ne* C (wo Cockayne fälschlich *Hæ ne* druckt).
[5] Besser in C *ȝehæled*.
[6] Besser in CD *egrotat*. Von dieser Nummer an fehlt alles in T[3].
[7] *frecednesse* C. [8] *periclina* D.
[9] *arisþ* C (nicht *arisđ*, wie Cockayne fälschlich druckt). [10] *aliquot* CD.
[11] *sicclađ* C. [12] *aegrotat* D. [13] *periclitabitur* D. [14] *mitabit* C.
[15] *he* vor *awent* C. [16] *arisđ* C.
[17] Die ganze Nummer XVIII ist von Cockayne übersehen worden. *labor&bit* (!) T[1], *Laborabit* CD.
[18] *Eall swa* C. [19] *Đinge* C.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

| | | | |
|---|---|---|---|
| | | | *he adlað* 7 *arist*[1] |
| [*XXII*] | Luna | .XXII., | languet *et* surget. |
| | | | *ealswa*[2] |
| [*XXIII*] | Luna | .XXIII., | similiter. |
| | | | *lanʒe he adlað* |
| [*XXIV*] | Luna | .XXIIII., | diu languet. |
| | | | *he*[3] *adlað* 7 *he swelt* |
| [*XXV*] | Luna | .XXV., | languet *et* morietur. |
| | | | *he adlað* |
| [*XXVI*] | Luna | .XXVI., | languet |
| | | | *he sipað* 7 *arirst*[1] |
| [*XXVII*] | Luna | .XXVII., | tricabit *et* surget. |
| | | | *seoc swiðe he lið* 7 *swelt*[5] |
| [*XXVIII*] | Luna | .XXVIII., | eger[4] multum iacebit *et* morietur. |
| | | | *seoc ætwint* |
| [*XXIX*] | Luna | .XXIX., | aeger[6] euadet. |
| | | | *seoc swincð*[8] 7 *rist*[9] |
| [*XXX*] | <L>una | .XXX., | eger[7] laborabit *et* surget. |

## II. Version (Hs. W):

[*I*] Seðe o<n a>nre[10] nihte monan weorðeð untrum, se bið on ðære adle[11] swiðe ʒeswenced.

[*II*] <O>n .II. nihta monan, hraðe æfter sare he ariseð.

[*III*] Gif on .III., he winneð, 7 eft in þære untrumnesse se mon swelteð.

[*IV*] Gif on .IIII, he winneð 7 eft ariseð.

[*V*] Gif on .V., ne ʒe-deʒeð þe þa adle.

[*VI*] Gif on .VI., he winneð 7 ariseð.

[*VII*] On .VII. nihte aldne monnan[14], he sceal feala findan; butan him mihtiʒ God milde wurþe, færlice hine deað fram life alæðeð.

## III. Version (Hs. T[2]):

[*I*] On anre nihte ealdne monan se-þe hine adl ʒestandeð, se bið frecenlice ʒestanden.

[*II*] Gif hine on .II. nihta ealdne monan adl ʒestandeþ, sona he ariseþ.

[*III*] Gif hine on .III. nihte ʒestandeð, se liþ fæste 7 smylt.[12]

[*IV*] Gif hine on .IIII. nihta ʒestandeþ, se biþ[13] ʒeswenced 7 þeah arist.

[*V*] Gif se mona biþ .V. nihta eald, þone man mæʒ ʒelacnian.

[*VI*] Gif he bið .VI. nihta ea<ld> 7 hine adl ʒestandeð, se biþ lifes.

[*VII*] Gif he bið .VII. nihta eald, se swinceað lanʒe.

---

[1] *arisþ* C. [2] *Eall swa* C. [3] *he* fehlt C. [4] *Aeger* D. [5] *swylt* C.
[6] *Eger* C. [7] *Aeger* D. [8] *he swincð* C. [9] *arisð* C.
[10] *onre* W. [11] *d* aus *l* korrigiert. [12] Lies *swylt*.
[13] So die Hs. (nicht *bið*, wie Cockayne druckt). [14] Lies *monan*.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[*VIII*] Gif he biđ an .VIII., ne leofeđ he na lanȝe.

[*VIII*] Gif he biđ eahta nihta eald, 7 hine adl ȝestande, se biđ hraþe sweltende.

[*IX*] Gif on .IX., he biđ lanȝe seoc.

[*IX*] Gif he biđ .IX. nihta eald, se swinceađ lanȝe 7 þeah-hwæđere ariseþ, 7 eal-swa .X. 7 .XI.

[*X*] <G>if on .X., on his heortan unhælo cymđ, 7 he biđ fræcnođ.[1]

[*X*] [*Siehe Nr. IX.*]

[*XI*] Gif on .XI., on lanȝum sare he sarȝađ, 7 he ȝelomlice his hælo hafođ eft.

[*XI*] [*Siehe Nr. IX.*]

[*XII*] Gif on .XII., he winneđ 7 eft ariseđ.

[*XII*] Gif he biđ .XII. nihta, sona he[2] ariseþ.

[*XIII*] On .XIII., lytel sticce he liȝeđ seoc.

[*XIII*] [*Fehlt.*]

[*XIV*] On .XIIII.,[3] he winneđ 7 ariseđ.

[*XIV*] Gif he biđ .XIIII. nihta eald ł .XV. ł .XVI. ł .XVII. ł .XVIII. ł .XIX., *þæt* biđ swiþe frecenlic on þam nihtum.

[*XV*] Gif on .XV., fræclice[4] biđ his þinȝ.

[*XV*] [*Siehe Nr. XIV.*]

[*XVI*] <G>if on .XVI., on þære stowe he ariseđ.

[*XVI*] [*Siehe Nr. XIV.*]

[*XVII*] Gif on .XVII., he swinceđ 7 eft ariseđ.

[*XVII*] [*Siehe Nr. XIV.*]

[*XVIII*] On .XVIII., he winneđ 7 eft ariseđ.

[*XVIII*] [*Siehe Nr. XIV.*]

[*XIX*] On .XIX., he winneđ 7 ariseđ.

[*XIX*] [*Siehe Nr. XIV.*]

[*XX*] <O>n .XX., he ariseđ.

[*XX*] Gif he biđ .XX. nihta eald, se liþ lanȝe 7 arist.

[*XXI*] On .XXI., he biđ lanȝe seoc.

[*XXI*] Gif he biđ .XXI. ođđe .XXII. ođđe .XXIII., se liþ lanȝe 7 swinceađ 7 arist.

[*XXII*] On .XXII., rædlice he hal ariseđ.

[*XXII*] [*Siehe Nr. XXI.*]

[*XXIII*] On .XXIII., he ariseđ.

[*XXIII*] [*Siehe Nr. XXI.*]

---

[1] Wohl zu bessern in *frǣcnod* 'gefährdet', wie ich *Engl. Stud.* XXXIX 328 f. näher ausgeführt habe. [2] *he* über der Zeile.

[3] Die Zahl ist jetzt durch ein Loch bis auf die letzten beiden Grundstriche zerstört.

[4] Über dies *fræclice* 'gefährlich' vgl. *Engl. Stud.* XXXIX 327 f.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

| | |
|---|---|
| [*XXIV*] <O>n .XXIIII., he bið lanʒa[1] lama 7 swelteð. | [*XXIV*] Gif he bið .XXIIII. nihta, se liʒð fæste. |
| [*XXV*] On .XXV., he hraþe ariseð. | [*XXV*] Gif he biþ on .XXV nihta, frecenlice se bið ʒestanden. |
| [*XXVI*] Gif on .XXVI. 7 on .XXVII., frecne[2] bið þæs mannes þinʒ; þ*æt* ifel uneaðe be-flið. | [*XXVI*] Gif he biþ ʒestanden þonne se mona byþ .XXVI. oððe .XXVII. oððe .XXVIII. oððe .XXIX.[3] nihta eald, se ariseþ. |
| [*XXVII*] [*Siehe Nr. XXVI.*] | [*XXVII*] [*Siehe Nr. XXVI.*] |
| [*XXVIII*] On .XXVIII. 7 on .XXIX., he of þam sare sone ariseð. | [*XXVIII*] [*Siehe Nr. XXVI.*] |
| [*XXIX*] [*Siehe Nr. XXVIII.*] | [*XXIX*] [*Siehe Nr. XXVI.*] |
| [*XXX*] Gif .XXX., he bið lanʒe seoc; þæh-weðere ariseð. | [*XXX*] Gif he biþ on .XXX. nihta ealdne monan ʒestanden, un-eaðe he ʒe-wyrpð 7 þeah ariseþ. |

## 16. Aderlaſslunare.

Hier anfügen möchte ich die Gattung der Aderlaſslunare, welche angeben, ob ein Mond-Tag oder ein Teil desselben zum Aderlassen geeignet ist. In volkssprachlicher Fassung kenne ich diese Art nicht. Öfters findet sie sich aber in lateinischer Form, so z. B. im Tiberius Ms. A. III fol. 65ᵃ oder in einer Handschrift[4] des Prof. Conrady (Leipzig) sowie im Titus Ms. D. XXVI fol. 6ᵃ und Titus Ms. D. XXVII fol. 2ᵃ. Letztere beiden sind besonders wichtig, weil sie uns den Charakter des Textes als Aderlaſslunar durch die Überschriften *Ad sanguinem minuendam* und *De flebotomatione uel de minuendo sanguine* beweisen, während aus dem Texte selbst diese Bestimmung nicht so ohne weiteres zu ersehen ist.[5] Ich lasse den Text nach Tib. A. III fol. 65ᵃ hierunter folgen, um eine Vorstellung auch von dieser Gattung zu geben:

Luna .I. tota die bonum[6] est.
Luna .II.ᵃ non est bonum.[6]
Luna tertia[7] bona est.
Luna .IIII. in matutina[8] bonum[9] est.
Luna .V. non est bonum.[10]
Luna .VI. non est bonu*m*[10]

---

[1] Lies *lange*.
[2] Über *frēcne* 'kühn; gefährlich' siehe *Engl. Stud.* XXXIX 331 f.
[3] Der Schreiber schrieb ursprünglich *XXX* und fügte das *I* dann über der Zeile ein. [4] Dieser Handschrift fehlen die ersten vier Monde.
[5] *Archiv* CXXI 39 (unter Nr. 29) hatte ich daher irrtümlich diesen Text als 'Tagwähllunar' bezeichnet, was hiermit berichtigt sei.
[6] *bona* Tit. D. XXVII.
[7] *Luna .III. ad hora .III. bona est* Tit. D. XXVII.
[8] *in matutina hora* Tit. D. XXVI. [9] *bona* Tit. D. XXVI und XXVII.
[10] *bona* Tit. D. XXXVII, *vtilis* Conrady.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Luna septima tota die[1] bonum est.
Luna .VIII. de nona usq*ue* ad sero[2] bonu*m* est.
Luna .IX. non est bonum.[3]
Luna .X. bonum est.[4]
Luna .XI. non est bonu*m*.[5]
Luna .XII. bonum est.[5]
Luna .XIII. bonum est usq*ue* ad hora nona.[6]
Luna .XIIII. bonu*m* est.[6]
Luna .XV. non est bonum.[7]
Luna .XVI. inutilis est.[7]
Luna .XVII. tota die bonu*m*[8] est.
Luna .XVIII. non est bonu*m*.[9]
Luna .XIX. melior[10] est.
Luna .XX. tota die bonu*m* est.[11]
Luna .XXI. in matutina b*onum*.[11]
Luna .XXII. tota die bonu*m* est.[11]
Luna .XXIII. ab hora .VIII. b*onum* est.[12]
Luna .XXIIII. bonum[13] est.
Luna .XXV. non est bonu*m*.[13]
Luna .XXVI. melior[14] est.
Luna .XXVII. tota die bonu*m*[13] e*st*.
Luna .XXVIII. similiter.[15]
Luna .XXIX. n*on* e*st* b*onum* nec .XXX.[16]

## 17. Tagwähllunare.

Als 'Tagwähllunare' werden wir solche Mondbücher bezeichnen können, welche angeben, welche Handlungen an den einzelnen Mondphasen mit Glück vorzunehmen sind. Auch diese Gattung findet sich bereits in spät-antiker Überlieferung.[17] So haben wir einen solchen griechischen Text z. B. in einem Neapolitanischen Kodex des 15. Jahrhunderts (II. C. 33) und danach ediert bei

---

[1] *ab hora none vsq*ue *ad sero* Conrady (vgl. den folgenden Mond).
[2] *tota die* Conrady.
[3] *ab hora matutinali usq*ue *ad tertiam bona est* Conrady.
[4] *non est vtilis* Conrady.
[5] *Luna vndecima* et *duodecima tota die bona est* Conrady.
[6] *Luna tredecima* et *quartadecima non est vtilis* Conrady.
[7] *Luna quintadecima* et *sextadecima tota die non est bona* Conrady.
[8] *ab hora none usq*ue *ad sero bona* Conrady.
[9] *ab hora prima usq*ue *ad sero bona est* Conrady.
[10] *tota die bona* Conrady.
[11] *Luna vicesima* et *vicesima prima* et *vicesima secunda non* est *bona* Conrady.
[12] *ab hora* bis *bonum*] *bona* Conrady. [13] *bona* Conrady.
[14] *a matutino usq*ue *ad hora*m *prima*m *bona* Conrady.
[15] *vsq*ue *ad hora*m *sexta*m *bona est* Conrady.
[16] *Luna vicesima nona* et *trecesima similiter bona est* Conrady.
[17] Im letzten Grunde geht die Tagwählerei freilich auf babylonische Anregungen zurück. Siehe einstweilen Morris Jastrow, *The religion of Babilonia and Assyria* (Boston 1898) S. 375—79; die im Erscheinen begriffene, stark erweiterte deutsche Ausgabe wird wohl auch hierfür umfangreichere Textbeispiele bieten.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Bassi und Martini, *Catalogus codicum astrologorum Graecorum* Vol. IV (1903) S. 142—145. Hier ist der Text betitelt als *Ἐπίσκεψις τῆς σελήνης καὶ περὶ τῶν σχηματισμῶν αὐτῆς καὶ τῶν ὀνομασιῶν.* Dafs es sich um dieselbe Art handelt wie bei dem weiter unten folgenden Texte, mag der Anfang zeigen:

*Τῇ α' ἡμέρᾳ γέννα· αὕτη εἰς πάντα τὰ ἐγχειρούμενα καλή ἐστι· πραγματεύεσθαι, πλέειν, ὁδοιπορεῖν, παῖδας εἰς μάθησιν διδόναι, μισθὸν λαμβάνειν, θεμέλια τιθέναι, οἴκους οἰκοδομεῖν, σπείρειν, θερίζειν· τὸ γεννώμενον πολυχρόνιον, τὸ ἀπολλύμενον εὑρεθήσεται.*

*Τῇ β' ἡμέρᾳ φωσφόρος· αὕτη ἀσύμφορος εἰς πάντα, πλὴν ὁ νοσήσας ταχέως ὑγιαίνει· ὁ γεννηθεὶς <οὐ> τρόφιμος, ἡ γυνὴ διαλελυμένη· οὐ δεῖ γῆμαι, ἀγοράζειν, λαμβάνειν καὶ κοινωνεῖν· τὸ κλαπὲν <οὐχ> εὑρεθήσεται.*

Den gleichen Charakter, trotz zahlreicher Abweichungen im einzelnen, weist ein lateinischer Text auf, der in einer Vatikanischen Handschrift des beginnenden 12. Jahrhunderts, Cod. lat. 642 fol. 91[b]—94[a], auf uns gekommen ist. Da derselbe bisher noch nicht veröffentlicht ist, lasse ich ihn hierunter folgen:

[*I*] Lvna .I. mari pleno uade ad reg*em* & pete ab eo, q*uo*d uis, hora t*er*cia, & dabit*ur* t*ib*i; meli*us* e*st* hoc qua*m* donare. Bonu*m* e*st* societate*m* facere; s*ed* itineris uia*m* time ab oriente. Bonu*m* e*st* incip*er*e lectione*m* in ea & omne*m* scientia*m*, ad auxiliu*m* querere *ue*l querendu*m* & ad mulier*em* querendu*m* *ue*l colloquendu*m*. Bonu*m* e*st* *et* ad locu*m* retinendu*m*. Q*uo*d furtatu*m* fuerit, nu*nquam* inuenietu*r*. Q*ui* nascit*ur*, uital*is* erit. Arbore*m* deponere bonu*m* e*st* & ad omne*m* re*m* utilis e*st*. Q*uo*d fugerit, cito inueniet*ur*. Qui in lecto ceciderit, longa*m* infirmitate*m* patiet*ur*, s*ed* sanabit*ur*.

[*II*] Lvna .II. m*ari* p*leno* arbore*m* deponere; uia*m* ambulare; pugna*m* facere; equu*m* domare; mulier*em* seducere; agru*m* redimere, que*m* uendider*unt* patres tui antiq*ui*; ancilla*m* emere; ad omne*m* re*m* util*is* inueni*tur*; obsides regi dare, si inimic*us* e*st*, & si n*on*, amaueris scrupulos accip*er*e ab eo. Q*uo*d fugerit [so!]. Qui nascit*ur* in ea, mediocris erit. Q*ui* accubuerit, n*on* euad*et*.

[*III*] Lvna .III. m*ari* p*leno* o*m*nia uetat. Si uis inimicu*m* querere, q*ui* te refugerit, inuenies eu*m* sic*ut* agnu*m* sine cornib*us*, alligabis eu*m*. & suscipe pecora & equu*m*, bellu*m* pusillu*m* & magnu*m* facere, & fac beneficiu*m* amico tuo; sagena*m* p*ro*ice in aq*uam*. Infante*m* separare a mamilla bonu*m* e*st*; scrupulos querere; mulier*em* petere; camera*m* tentorii condere. Lib*er*tas erit a carcere. Bona e*st* ad uigilatione*m* hominis distingui; lanas ouiu*m* euellere. *Et* ad omne*m* uastitudine*m* bonu*m* e*st* agere. Q*uo*d *ue*l qui fugerit, sciet*ur*. Q*ui* nascit*ur* in ea, n*on* erit uital*is*. Q*ui* egrotat, in dolore moriet*ur*; signu*m* ei*us* ad dextera*m*.

[*IV*] Lvna .IIII. m*ari* p*leno* ad omne*m* re*m* util*is* e*st* dies: equos domare; pueru*m* liberalib*us* studiis trade; pecorib*us* querendis; pacifice int*er* discordantes pace*m* facere, & nu*nquam* sep*er*abunt*ur* ab inuice*m* post hanc pace*m*. M*ari* p*leno* bonu*m* e*st* in alia*m* regione*m* ire *ue*l ult*ra* mare nauigare. In signo leonis *ue*l tauri familia*m* separare *ue*l disp*er*gere; *ue*l boues ad estiuales Bootes ducere; filiu*m* ad rege*m* tradere; ire ad silua*m* & succidere materie*m* dom*us*; equu*m* *ue*l boue*m* domare; aratru*m* facere *ue*l mola*m*; & accipere sagu*m* & tunicu*m*; caballu*m* insedere desup*er*; & mulier*em* coniungere sibi; int*er* duas regiones pace*m* facere; puella*m* dare uiro; filiu*m* dare ad alendu*m* uicinis tuis. In .IIII.[a] luna ire

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in Hier*usal*em bonu*m* e*st*, & ad uenatione*m* adquirenda*m* p*er*gere. Quod furat*ur*, n*on* inuenietu*r*. Q*ui* nascit*ur*, tractator erit regni *ue*l regionu*m*. Qui in lecto ceciderit, diu languebit & surg*et*.

[*V*] Luna .v. m*ari* p*leno* fac falsu*m* testimoniu*m* & furtu*m* & homicidiu*m* & muliere*m* forni*catrice*m & bellu*m*. *Et* sequere amicu*m* tuu*m* diu a te separatu*m*, & rep*er*ies illu*m* gaudente*m* & uolente*m* uidere te, & quodcu*nque* uolueris, pete ab eo, & imperabis. Iter fac, & p*ro*speru*m* erit t*ibi* m*ari* p*leno*, quia sol orit*ur*. *Et* ad uenatione*m* ceruor*um* p*er*gere bonu*m* e*st*. Quod fugerit *ue*l furabit*ur*, n*on* inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, p*ro*pe moriet*ur*. Qui in lecto ceciderit, n*on* euadet.

[*VI*] Lvna .vi. m*ari* p*leno* orreu*m* ingredere & querendis pecorib*us* furatis [*fol. 92[a]*] p*er*gere &, si . uis ire p*er*gere, pecunia*m* ult*ra* mare inuenies satis, & om*ne*, quod uolueris, habebis. *Et* da strame*n* sub latere tuo, & n*on* habebis frequente*r* dolore*m*; & gaudens eris; ad materia*m* eccl*esi*e succidenda*m* *et* nauis & om*ne* op*us* utile e*st*: accip*er*e oues, tritoriu*m* facere, locu*m* tenere. Bona e*st* municipia co*m*p*re*hende<re> & muscipulas co*m*ponere, muliere*m* *ue*l puella*m* accip*er*e, & equu*m* tenendu*m* de g*re*ge, ide*m* domare. Quod furat*ur* *ue*l quod fugerit, n*on* inueniet*ur*. Qui nascit*ur*, uital*is* erit. Qui in lecto ceciderit, diu egrotabit, s*ed* surget.

[*VII*] Lvna .vii. m*ari* p*leno* it*er* tuu*m* cont*ra*dicendu*m* e*st* t*ibi* ab inimicis tuis. Si alere uis filiu*m* regis, deduc eu*m* in domu*m* tua*m*, *et* bene erit t*ibi* *et* illi. *Et* pete ferru*m* *et* ęs. Frum*en*tu*m* in horreu*m* portare; pisces a piscatorib*us* petere; ęccl*esi*am ędificare, quia fructuosa erit *tibi*, q*uia* *et* ea*m* clemens *Christus* p*ro*p*ri*o sanguine fundauit, *et* intrare in ea*m* in .xvii. *ue*l .xx. *ue*l .xxx.. Incipiendu*m* e*st* arare m*ari* p*leno*; *et* ad tonsurandu*m* *et* ad ambulandu*m*; seruu*m* emere *et* pueru*m* ad scola*m* tradi oportet. Lun*a* .vii. fer*ia* .v. bonu*m* e*st* exire ad dextera*m*. Quod furat*ur* *ue*l quod fugerit inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, uitalis erit. Q*ui* in lecto ceciderit, medicam*en*to sanabit*ur*.

[*VIII*] Luna .viii. m*ari* p*leno* domu*m* noua*m* ingredere *et* sponsa*m* introducere; oues accip*er*e; argentalia op*er*a incip*er*e; tunc a*m*bulare; *et* om*ni*s er*it* in leticia in aduentu tuo. Bona e*st* ad ordinandu*m*, ad regendu*m*, ad optinendu*m*, ad coniunctione*m* uiri *et* mulieris, *ue*l ad familia*m* uisitare p*er*gere; boues dimittere in ducaica [!] *et* uacas ad iugulatione*m* hominis; camera*m* tritorii condere; ad om*ne* op*us* utilis. Q*uo*d furat*ur* *ue*l fugerit, n*on* reu*er*tit*ur*. Q*ui* nascit*ur*, n*on* erit uitalis. *Et* qui in lecto ceciderit, ad sinistra*m* ibit signu*m* ei*us* parte*m*.

[*IX*] Lvna .viiii. m*ari* p*leno* si habes inimicu*m*, uoca illu*m* ad prandiu*m*, *et* erit t*ibi* fidelis, qua*m*diu uixerit. Bellu*m* facere. M*ari* reu*er*so si uis querere fure*m*, q*ui* furat*ur* tua*m* pecunia*m*, inuenies illu*m*, sicut sine cornib*us* agnu*m*. Dirige equos in cursu; exalta uoce*m* tua*m* ad maledicendu*m* inimicum tuum; ad mulieres circu*m*ueniendas; nu*n*qua*m* ad equu*m* tenendu*m* uel boue*m*; ad separandu*m* pueru*m* de mamilla mulieris. Quod furatu*m* fuerit uel qui fugerit, reu*er*tit*ur*. Qui nascit*ur*, in om*n*ib*us* adquisitor erit. Qui egrotat, sanabit*ur*.

[*X*] Luna .x. m*ari* p*leno* collirium facere ad oculos bonu*m* e*st*; *et* ad omne*m* utilis e*st*, quia bonu*m* e*st* conu*er*titu*m* facere, agru*m* co*m*parare; *et* nu*n*qua*m* separaberis ab illo, qua*m*diu uixeris. Bonu*m* e*st* homini nobili om*n*ia op*er*a facere in suo nomine. Bonu*m* e*st* in agru*m* ire *et* habitare illuc; lege*m* accip*er*e, qua*m* accepit in ea Moyses; dolu*m* facere, quia bene erit illi, qui facit *et* cui fit; pictura*m* in ea facere. Quod furatu*m* fuerit *ue*l qui fugerit, n*on* reu*er*titur. Qui nascit*ur*, multas regiones circuibit. Qui egrotat, diu languebit, s*ed* surget.

[*XI*] Lvna .xi. m*ari* p*leno* uade ad IIII[or] partes mundi causa querendi lucru*m*, *et* om*ne*, quod uis, querere. Arbores plantare; spicas [*fol. 92[b]*] .xi. colligere in p*ri*ma die uindemię. Bona e*st* ad medicam*en*tu*m*, ad iugulatione*m* hominis, ad tenenda arma; sagena*m* mittere in

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

a*quam*; accendere igne*m* super inimicos tuos. Bonu*m* est potestate uenire ad rege*m*, uel ire ad alia*m* domu*m*; bonu*m* est ad supersedendu*m* agru*m*. Quod furatu*m* fuerit uel qui fugerit, n*on* reu*ertitur*. Qui nasci*tur*, in om*nibus* tractator erit *et* religiosus *et* uitalis. Qui egrotat, cito surg*et*.

[*XII*] Lvna .XII. m*ari* p*leno* thesaurizandi, congregandi apes *uel* separandi uacas a uitulis suis. M*ari* p*leno* imple horreu*m* tuu*m*; eme sues, *et* tripliciter crescunt. Bona est ad ambulandu*m et* ad tenenda arma *et* ad aratru*m* faciendu*m*, ad mola*m* facienda*m*, ad nauigandu*m* ult*ra* mare; quere aliquid ab amico tuo *et* habebis; ad materia*m* dom*us* succidenda*m*; fortis ad bellu*m* est; m*ari* p*leno* ad reu*er*tendu*m* in regione*m* tua*m*; palliu*m* nouu*m* induere. Quod furatu*m* fuerit *uel* q*ui* fugerit, n*on* reu*er*tit*ur*. Qui nascit*ur*, religiosus erit. Qui in lecto ceciderit, surget cito.

[*XIII*] Lvna .XIII. m*ari* p*leno* stude *et* fac, quod uolueris; ad materia*m* horrei succidenda*m* atque accip*ere uel* tegere; capras emere; muscipulas *uel* laqueos co*m*ponere; negotia op*erum* facere; agru*m* emere *ue*l redimere. Q*ui* nascit*ur*, eloquens erit, lingua potens, s*ed* n*on* multu*m* uital*is*. Q*ui* in lecto ceciderit, totu*m* annu*m* usq*ue* aliud te*mpus* iacebit. Vitulu*m* iungere sub ext*ra*neo rure; *et* ipse n*on* p*er*ibit umq*uam* de peste. Q*uo*d fugerit *ue*l q*uo*d furtatu*m* fuerit, n*on* inueniet*ur*.

[*XIV*] Lvna .XIIII. m*ari* p*leno* accipe fructu*m* nouu*m* creatu*m* a deo *et* fac sup*er* messe*m pro* auib*us* cu*m* oratione ista: "D*omi*ne s*anct*e, pat*er* om*nipotens*, ęterne d*eus*, p*ro*mitte sp*iritu*m s*anctu*m tuu*m* paraclytu*m* cu*m* Panachiele archang*el*o, ut defendat segetes *nos*tras a u*er*mib*us*, a uolucrib*us*, a demonib*us*, ab om*n*i te*m*pestate diaboli, p*er* inuocatione*m* s*anct*i nominis d*omi*ni n*os*tri Ie*s*u *Christ*i *et* p*er* d*ominu*m om*n*ipotente*m*. Te d*ominu*m dominatore*m* om*n*iu*m* dep*re*cam*ur* patre*m* supplices, q*ui* filii tui Ie*s*u *Christ*i nomina nominasti. *Et* p*er* te adiuro creatura*m* aquę, ut p*er* te *et* p*er* Michaele*m*, archang*el*um tuu*m*, effugent*ur* demones *et* uolucres *et* u*er*mes *et* mures *et* om*n*ia animalia uenenosa a n*os*tris segetib*us* in nomine dei patris om*n*ipotentis *et* filii *et* sp*iritu*s s*anct*i. Amen." Et oues *et* uacas ordinare *et* religione*m* tenere; ite*m* baculu*m* tenere, *et* decretu*m* facere; uota uouere deo; familia*m* coniungere, *et* uiru*m et* muliere*m* coniungere; benedictione*m* dare; vitulu*m* sup*er* uacca*m* ext*ra*nea*m* dare; ambulare, *et* pacificare in ea. Quod furatu*m* fuerit *ue*l quod fugerit, reu*er*tit*ur*. Q*ui* nascit*ur*, tractator erit. Qui egrotat, multu*m* laborabit, s*ed* surg*et*. Ceruis*ia*m coquere *et* de captiuitate reuorti bonu*m* e*st*.

[*XV*] Lvna .XV. m*ari* p*leno* fortis e*st* uincere litigantes. Bona e*st* ad muliere*m* postulanda*m*; certe *et* ad omne op*us* acuta est. Bona e*st* ad domandu*m* equu*m ue*l boue*m* adiungere; ide*m* ad iugulandu*m* unu*m* homine*m et* rege*m*. Qui in lecto ceciderit, diu laborat, s*ed* surget. Q*ui* nascit*ur*, n*on* erit [*fol. 93*[a]] vitalis *et* periclitabit*ur*. Q*ui* fugerit *ue*l q*uo*d furatu*m* fuerit, n*on* inueniet*ur*.

[*XVI*] Lvna .XVI.[a] m*ari* p*leno* suscipe pecunia*m*; accipe oues; it*er* age ad oriente*m*. Nauigare bonu*m* e*st* in ea, q*uia* uere obtinebit*ur* optat*us* portus. Bona e*st* ad muliere*m* postulanda*m*. Iuxta uiru*m* tuu*m* quere inimicu*m* tuu*m et* pete ab eo, quod uis. Fenestra*m* facere in cacumine dom*us*. Bona e*st* ad p*ri*ncipatu*m* tenendu*m*. Sagena*m* mittere in aq*uam*. Acuta e*st* ad om*ne* op*us*; *et* bonu*m* e*st* it*er* agere; p*ro* canib*us* muscipula*m* ceruor*um* co*m*ponere. Bonu*m* e*st* equu*m* domare; a mamilla infante*m* separare. Quod furatu*m* fuerit *ue*l q*ui* fugerit, n*on* inueniet*ur*. Qui nascit*ur*, uital*is* erit *et* paup*er*. Q*ui* in lecto ceciderit, mutauerit locu*m* et surget.

[*XVII*] Luna .XVII. m*ari* p*leno* fortis e*st* belli cont*ra*dicentis cont*ra* inimicos tuos. Si uis it*er* agere, p*ros*p*erum* erit t*ibi*. Bona e*st* ad rogatione*m* uirginu*m*. Domu*m* tua*m* incipe agere. Bonu*m* e*st* ingredi in domu*m* noua*m*. Bonu*m* e*st* incip*ere* metere, fruges in horreu*m* recip*ere*;

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

a rege super signum leonis accipere uacas uel aliquid; aratrum facere; materiem facere. *Et* bonum de deo habebis. Bona est ad aliam regionem ire. Bona est ad gubernandum ire super coheredes magnos; domare boues sub iugo. *Qui* nascitur, felix erit. Qui in lecto ceciderit, cum dolore morietur. Quod in ea furabitur, uindicabitur.

[*XVIII*] Luna .XVIII. mari pleno ad assumendos homines *et* demones repellendos *et* ad tenendum agrum *et* ad ordinandum episcopum; *et* domum mutare; commercium facere cum mercatoribus bona est; *et* accipies quadruplum. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit, inuenietur. Qui nascitur, non diu uixerit. Qui in dolore ceciderit, non surget. *Et* quod furatum fuerit, uindicabitur.

[*XIX*] Lvna .XVIIII. mari pleno porcos ducere sub siluis fortis est; ire ad mare; *et* ad bellum facere contra aduersarios. De rege tuo ad alium regem bonum est ambulare, *et* multa predia *uel* premia habebis de eo. Qui nascitur, in honore erit. Qui in lectum ceciderit, dolorem magnum sustinebit, sed surget. Ad dexteram uadit signum eius. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit.

[*XX*] Luna .XX. mari pleno accipe uipera; porcos iugula; fac societatem, si uis; beneficium amico tuo da, *et* amplius eritis amici, quamdiu uixeritis. Mari reuerso lutore *[!]* apparente, *et* absque dubio inuenies de quo gaudebis. Bona est ad rogationem mulieris, quę non sit apud uirum. Bonum est ire in agrum; *et* uestimentum nouum induere; regnum tenere; episcopos ordinare *uel* abbates; equum domare; *et* facere pacem contra aduersarios tuos; *et* bene erit tibi. Qui iugulauerit quempiam, uindicabitur; *et* qui dolum fecerit, similiter peribit. Quod furatum fuerit *uel* qui fugerit, inuenietur. Qui nascitur, bellator erit. Qui in lecto ceciderit, diu laborabit, sed surget.

[*XXI*] Luna .XXI. mari pleno ambula; *et* nemo nocebit te; si uis, fac bellum, *et* uinces; fodere puteum; non requiras inimicum tuum ad occidendum *et* iugulandum, quia non potes nocere ei, quia dies uitalis est. [*fol. 93*[b]] Fabrilia opera fac incipere, horreum facere *et* tritorium; agrum redimere; mulierem petere noli ire. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit, inuenietur. Qui nascitur, indigentissimus erit bellator. Qui in dolore ceciderit, diu laborabit, sed surget.

[*XXII*] Luna .XXII. mari pleno si uis edificare edificium, nouum templi edifica, *et* bene erit tibi. Bona est ad ambulandum in aliam regionem, quia uere peruenies cum iocunditate atque incolumitate. Bonum est in ea ouile facere *et* condensiles *[!]* ouili componere; *et* in domum nouam intrare; *et* mel comparare; sues emere; sagum nouum colophium induere; boues tenere ad domandum. Indicatur, quod in ea fit. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit, non inuenietur. Qui nascitur, uitalis erit *et* laboriosus. Qui in lecto ceciderit, laborabit, sed surget.

[*XXIII*] Lvna .XXIII. mari pleno *et* mari reuerso nauiga super mare; idem per mare; *et* fac bellum cum romphea *et* cum piscibus ad occidentem; *et* fac murum erga domum tuam *uel* urbem. Bonum est utrem *uel* cophinum facere; *et* ad congregendum frumentum *uel* ordeum; dimittere porcellos in campo; *uel* ad corticem faciendam; ad custodiendum butirum. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit, inuenietur. Qui nascitur, uulgaris erit. Qui in lecto ceciderit, laborat, sed surget.

[*XXIV*] Lvna .XXIIII.[a] mari pleno nauiga; posside terram; tonde oues. Si uis ire, facere pacem inter te *et* aduersarios tuos; pacem habebis *et* amicitiam. *Et* canis super uestigia hominum filium ducere ad fabrilia opera bonum est; ceruicem coxare ad epulandum; commercium facere cum mercatoribus; seruum emere, qui utilis est; sagenam in aquam mittere. Bona est ad tonsurandum *et* ad sagenam texendum. Quod furatum fuerit *uel* quod fugerit, inuenietur. Qui nascitur, compendium faciet. Qui in lecto ceciderit, diu laborabit, non surget.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[*XXV*] Luna .XXV. m*ari* p*leno* aut reu*er*so accipe mulier*em* aut matrimoniu*m*; fac bellu*m* m*ari* p*leno*; boues congrega. Ad ordinandu*m* fruct*us* terre bonu*m* e*st*. Laborare, *et* p*re*miu*m* laboraris *[!]* tui habebis dupliciter. Quere debitor*em*, q*ui* t*ibi* deb*et* debitu*m*; *et* bene illu*m* inuenies, *et* soluet t*ibi* debitu*m* sine cont*ra*dictione *et* lite. Quod furatu*m* fuerit *uel* q*ui* fugerit, inuenietur. Qui nascit*ur*, multa p*er*icula patiet*ur*. Qui in lecto ceciderit, n*on* diu uiuet. Sagena*m* mittere in aq*ua*m bonu*m* e*st*.

[*XXVI*] Lvna .XXVI. m*ari* p*leno* fac fed*us* int*er* amicos tuos *et* dissidentes; pacificabis illos. *Et* si uis emere, fugans mancipiu*m* innocens erit t*ibi et* piu*m*; *et* iteru*m* n*on* fugiet. Quod furatu*m* fuerit *uel* q*uo*d fugerit, n*on* inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, nec diues nec paup*er*. Qui in lecto ceciderit, languebit, se*d* liberabit*ur*.

[*XXVII*] Luna .XXVII. m*ari* p*leno* fac it*er* in p*er*iculosu*m* locu*m*; area*m* mundare; caput lauare; capillos amputare; ungulas circu*m*cidere. M*ari* p*leno* bonu*m* e*st* ire ad om*nes* partes t*er*re. Q*uo*d fugerit *uel* q*uo*d furatu*m* fuerit, n*on* inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, amabil*is* erit. Q*ui* in lecto ceciderit, laborabit, se*d* surget.

[*XXVIII*] Lvna .XXVIII. m*ari* p*leno* <aut> reu*er*so, si uis, aratru*m* facere; noua*m* domu*m* int*ra*re, *et* bene erit t*ibi*; *et* cellaria, in q*ui*b*us* habundab*un*t cibi, seruent*ur*. Bona e*st* ad mulier*em* ducenda*m*. Bonu*m* e*st* edificare. [*fol. 94[a]*] Q*uo*d furatu*m* fuerit *uel* q*ui* fugerit, inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, uitalis erit *et* negligens in om*ni*b*us* op*er*ib*us* suis. Q*ui* in lecto ceciderit, diu languebit, se*d* surg*et*.

[*XXIX*] Lvna .XXVIIII. m*ari* p*leno*, q*uo*dcu*n*q*ue* uideris in so*m*nio siue bonu*m* siue malum, certissime co*m*plebit*ur*. Si uis demone*m* repellere, q*uia* fortis e*st et* cont*ra*rius, t*ame*n fortior ualebis inimicu*m* infirmu*m* facere, *et* homine*m* sanare *et* saluu*m* facere. Bonu*m* e*st* bellu*m* facere, arma accip*er*e. Quod furatu*m* fuerit *uel* quod fugerit, n*on* inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, p*er*cussor erit. Q*ui* in lecto ceciderit, diu languebit.

[*XXX*] Lvna .XXX.[a] m*ari* p*leno* incipe credere in fide; fac pede*m* altaris; corrige domu*m* cadente*m*; baptizare ab ep*iscop*o; fac pace*m*, *et* nu*n*q*ua*m dissensio a*m*plius erit int*er* illos. Si monachus e*ss*e uolueris, esto, *et* uotą tua erunt; na*m et* q*uo*dcu*n*q*ue* p*ro*mittit*ur*, t*ibi* erit *et* habebit. Bona e*st* ad tenendu*m* regnu*m*, *et* int*ra*re in domu*m* noua*m*. Q*uo*d furatu*m* fuerit *uel* q*uo*d fugerit, inueniet*ur*. Q*ui* nascit*ur*, negotia multa tractabit. Q*ui* in lecto ceciderit, diu egrotabit, se*d* surget. *Et* inueniet*ur* lib*er*tas in ea.

Sowohl der griechische wie der lateinische Text sind strenggenommen keine reinen Tagwähllunare, da sie noch Angaben über den Ausgang von Krankheiten und über das Wiederfinden von Gestohlenem und das Auffinden des Diebes enthalten. Ob dies einen ursprünglichen Zustand des Textes darstellt oder ob darin spätere Zutaten zu sehen sind, wage ich nicht zu entscheiden. Beachtenswert scheint mir aber, dafs der seiner Überlieferungszeit nach älteste uns erhaltene Text, der hierunter folgende altenglische, jedenfalls ein reines Tagwähllunar darstellt; und so möchte ich vermuten, dafs die griechisch-lateinische Urversion ohne diese Zusätze auftrat. Die altenglische Fassung ist leider nur fragmentarisch auf uns gekommen: Weisungen für die ersten siebzehn Mondphasen haben wir in der Handschrift Hatton 115 (früher Junius 23) fol. 152[b]—153[b] (danach ediert bei Cockayne, *Leechdoms* III 176—180) und gar nur für die ersten drei Tage im Tiberius-Ms. A. III fol. 39[b]—40[a] (ebenfalls von Cockayne

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

a. a. O. in der Anmerkung 2 gedruckt). Ich lasse den Text hier erneut auf Grund beider Handschriften folgen:

C [*I*] On annihte monan fær to cyninʒe 7 bidde þes þu<br>
T On anre nihte ealdne monan far þu to cinʒe, bidde þæs þu

C wille, ʒe[1] þ*æt* ʒ̄ feð[1]; ʒanʒ in to him on þa þridda tid<br>
T wille, he þe þæt ʒifð; ʒang in to[2] him on þa þriddan tide

C þes deʒes oðð[3] þon*ne* þu wyte, þ*æt* sǽ si ful.[4]<br>
T þæs dæʒes oððe þænne þu wene, þ*æt* sæ sy full.[4]

C [*II*] On .II. nihte monan ʒanʒ þno[5] 7 byʒe land, þæt þine yldran<br>
T On twa-nihtne monan far to 7 biʒe land, þ*æt* þine yldran

C ær ahton; þon*ne* meht þu hit alésan. 7 on .II. nihte mona<br>
T ahton; þonne miht þu hit alysan.

C he[6] byð ʒod to féranne on oðer land 7 wyf to on-fonne to<br>
T

C riht life.<br>
T

C [*III*] On .III. nihtte[7] monan far þon*ne* on þin land 7 þu hys<br>
T On .III. nihtne monan far þonne on þin land 7 þu his

C þonne wel ʒe-waldest; 7 sec þine freonde, 7 he[8] beoð blyðe;<br>
T wel ʒewealtst; 7 sec þine frynd 7 hi þe beoð bliþe;

C 7 .III. nihta mona byð ʒod an to fixanne.<br>
T [*Hiermit bricht T ab.*]

[*IV*] On .IIII. nyhta monan sibba þa cidenda men, 7 þu hie ʒe-sibbast; 7 on þone dæʒ sec þine fiend, 7 þu hie ʒe-metest, 7 hi ʒe-beoð ʒe-waldne. Se .IIII. nihta mona se byð ʒod þæm erʒendan hys sul ut to done, 7 þem ʒrindere his cweorn, 7 þem cipemen hys cipinʒe to anʒinnane.

[*V*] On .V. nihte monan ʒanʒ to þinu*m* þeahtere, 7 he þon*ne*[9]

---

[1] So die Handschrift (nicht, wie Cockayne irrtümlich angibt, *he* ... *gifeð*). Natürlich ist, wie die Handschrift T lehrt, *he þe* und *ʒifeð* statt *ʒe* und *ʒefeð* — nur so kann der Abkürzungsstrich über dem *ʒ* aufgelöst werden — einzusetzen.

[2] *into* Hs. [3] Lies *oððe.*

[4] Dies entspricht offenbar dem im Lateintext jedesmal erscheinenden *mari pleno,* so dafs Cockayne recht hat mit der Übersetzung 'at high water'.

[5] Der Kopist meinte natürlich *þoñ,* d. i. *þonne.*

[6] Cockayne ändert dies *he* in *hit.* Doch wäre *he* wohl zu retten, wenn man es in allerdings freier syntaktischer Fügung auf das vorhergehende *mona* bezöge.

[7] Die Zeile schliefst mit *niht,* und die nächste beginnt mit *te*; der Kopist meinte aber vielleicht *nihtne,* wie in T steht.

[8] So die Handschrift (nicht *hi,* wie Cockayne druckt); allerdings wird *hie* dafür zu bessern sein.

[9] *þioñ* mit unterpungiertem, also getilgtem *i* in der Handschrift.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

þe in eallu*m* þinȝu*m* wel ȝe-þenȝeđ; 7 sec on þone dæȝ þine frend; 7 se-þeo[1] stelađ on þone dæȝ, [*fol. 153*[a]] ne ȝe-ahsađ hit manna.

[*VI*] On .VI. nihtne monan dó þon*ne* hiȝ on þin beđ;[2] đonne hafast þu þær-on neniȝe wunelic sar, ac þu þer byst ȝe-feonde; he is eac ȝod circan on to timbrane 7 eac scipes timber on to anȝinnanne.

[*VII*] On .VII. nihtne monan bidde þine laford, he þe seleđ. 7 ȝyf þu wille fedan cyniȝas bearn ođđe æđeles monnes, ȝeleod[3] hine in þin hus 7 in þines hiredes, 7 fed hine; þon*ne* byđ þe þ*æt* ȝod. Se .VII. nihta mona is ȝod on to fixiane 7 æđeles monnes werȝild an to manianne.

[*VIII*] Se .VIII. nihta monan ȝe-untrumađ, ne leofađ he lanȝe; ac he ys ȝód on ođer land to feranne 7 wyf to briȝane.[4]

[*IX*] On .IX. nihtte[5] monan, fer to cyniȝes bene, ȝanȝ in to him æt fulre seo; þon*ne* byst þu ȝe-sundful wyđ hine.

[*X*] On .X. nihtne monan bidde swa-hwas-swa þu wylle, hyt þe byođ ȝere. Se .X. nihta mona he ys ȝod to standanne mid æđelu*m* monnu*m* 7 to sprecanne hymb[6] heora weorc, 7 éac byscop an to[7] césane 7 éaldormen 7 cyniȝas.

[*XI*] On .XI. nihta eald mona fær on swa-hwelce héalfe middanȝeardes swa þu wylle; ne sceđ þe næniȝ wiht ne man dior;[8] 7 he byđ ȝod an to[7] cwellanne [*fol 153*[b]] micle fixas on sæ.

[*XII*] On .XII. nihte monan byđ ȝod tó féranne ofer sæ 7 on hird to ferenne 7 æac to ȝewyfianne.

[*XIII*] On .XIII.[a][9] nihte mone æld fær in niwe hus, 7 nim eal[10] mid þeo þrio fata ful áles 7 meolce; 7 hyt byđ æac ȝod ceap to mílciane.

[*XIV*] On .XIIII. nihte monan is ȝod ælc télȝe[11] to an-ȝinnanne ærest 7 on niwne hired to færenne 7 preost to halȝiene 7 nunnan haliȝ ref to an-fone.

[*XV*] On .XV. nihte monan hys[12] ȝod to fixianne 7 huntu*m* heortas to secanne 7 wildeswin.[13]

---

[1] Lies *se-þe*. [2] Lies *bed*. [3] Lies *ȝeled*, d. i. ws. *ȝelǣd*.]
[4] Lies *brinȝane* (so Cockayne) oder *bycȝane*.
[5] So mit zwei *t* mitten in der Zeile. Vgl. oben S. 43 Anm. 7.
[6] Lies *ymb*. [7] *anto* Hs. [8] Lies *ne man ne dior* (Cockayne).
[9] So die Handschrift mit lateinischer Abkürzungsform, bei der das hochgesetzte *a* natürlich Berechtigung hat (Cockayne hat dies *a* übersehen).
[10] Wohl mit Cockayne in *eac* zu bessern.
[11] *ælctélȝ̄* Hs.; lies *telȝan*? [12] Lies *ys*.
[13] So in der Handschrift als ein Wort geschrieben. Da der Schreiber meist sorgfältig die Wörter abtrennt, mag er hier ein Kompositum gemeint haben. Und ich sehe keinen Grund, warum wir nicht, entsprechend an. ***villisvīn*** 'Wildschwein', dän. schwed. *vildsvin*, mndd. *wiltswīn*, mhd. *wiltswīn*, auch ein altenglisches Kompositum *wildeswīn* 'Wildschwein' unserem Wörterbuch einverleiben sollen — mit lautgesetzlich erhaltenem Vokal in der Kompositionsfuge, wie bei ae. *wildecynn*, *wildedēor*, *wildefȳr*, *wildegōs* und *wildeweorf* (bei denen allerdings die kompositionelle Natur oft verkannt wird).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*[XVI]* On .XVI. nihte monan far offer[1] sǽ 7 site on þes scipes fórđ-stefna; đon*ne* ʒe-seces þu þ*æt* land, swa þeo leofest[2] beođ, 7 freond findest be-ʒeondan þæm sǽ; 7 he is ʒod hordern on to scæwiene 7 minster to ʒe-reranne 7 to sættenne.

*[XVII]* On .XVII. nihte mone, ʒyf þu wylle hus timbran, ber þ*æt* timber.[3]

## 18. Sphaera Apulei und Glücksrad.

Zu dem oben auf S. 32 erwähnten Glücksrad, das in der Handschrift Caligula A. XV fol. 125$^{b}$ aus der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts überliefert ist, sei hier folgendes bemerkt. Die in der Handschrift stehende Zeichnung des Rades hat Cockayne, *Leechdoms* III 150 reproduziert, merkwürdigerweise aber ohne den dazugehörigen, das Ganze erklärenden Text mit abzudrucken. Derselbe sei daher, weil er sich gleichfalls mit Krankheitsprognosen beschäftigt, hier nachgeholt.

Unter der Zeichnung steht nämlich: *Spera* [lies *Sphera*] *Apulei Platonici de uita* et *morte,* ue*l de omnibus egrotis* et *quicquid inquirere uolueris. Sic computabis* per *omnes litteras* et *puta de nomine egri. Addis lunam, quota fuerit die, qua decubuerit.* Et *quotiens potuerit* [lies *poteris*], *diuide* per *.XXX.*. Et *quic-quid super*a*uerit, reuerteris ad organiolu*m *infra* [in unserer Handschrift vielmehr 'oberhalb', doch stimmt das *infra* für die anderen Hss.] *scriptum.* Et *si superiora* [lies *superiori*] *conuenerit parti numerus, uitali*s *erit. Si inferiori parti conuenerit, moriturus erit. Sic* et *de omnibus negotiis aut causis requires. Si dies Domini*cus *fuerit, .XIII.* [lies *adde .XIII.*]; *si Lune, .XVIII.; si Martis, .XV.; si Mercurius, .XXX.; si Iouis, .XI.; si Ueneris, .XV.; si Saturnus, .XXVI.* Dann fährt der Text (wegen Raummangels) auf dem oberen Rande der Seite fort: *Collige* per *numeros quicquid cupis esse* probandu*m. Iunge simul no*mini *feriam luna*mque *diei. Collecta*mque *una summam partire trigenos. Quod*que *super*fuerit, *rotulus discerne*t *uter*que, *quos retinet uitę necnon* et *mortis imago. Si supra* fuerit, *uiuet, morietur* et *infra.* In Übereinstimmung mit der vorstehenden Anleitung finden wir zwischen den Speichen des Rades jedem Buchstaben des Alphabetes eine bestimmte Zahl beigegeben: die Zahl für den Anfangsbuchstaben

[1] Lies *ofer.* [2] Mit dem Endungs-*e* über der Zeile.

[3] Hier bricht der Schreiber mitten auf der Seite ab. Trotz des freigebliebenen Raumes scheint der Schreiber aber nicht die Absicht gehabt zu haben, später weiter fortzufahren; denn er setzt hinter *timber* dasselbe Schlufszeichen wie sonst am Ende der Stücke. — Auf der nächsten Seite hat ein Schreiber des ausgehenden 12. Jahrhunderts folgendes theologische Stückchen eingetragen: *Drihtnes nome is helend,* þet *is IHS.* 7 *þe bit on helendes nome, þe þet bit,* þet-þet *bilimpeþ to soþre hæle. Ʒif eni bit,* þet-þet *him nout ne freomeþ, ne bit he nout on þæs helendes nome.* Dann folgt noch die Glosse: *fordwinaþ. Euanescit.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

des Namens des Befragers: *A III, B III, C XXVII, D XXIIII, E XXV, F III; G VII, H VI, J XV, K XV, L XXI, M XXIII; N XII, O IX, P XIIII, Q XXI, R XIII, S XIX; T VIII, U V, X VI, Y III, Z III.* Dann finden wir auf den vier Segmenten des innersten Radreifens und der beiden Hälften der vertikalstehenden Speiche die Zahlen von I bis XXX verteilt, in der Weise, daſs sie teils oberhalb der horizontalen Radspeiche, d. h. also auf die Lebensseite, die durch ein ausdrückliches *UITA* als solche noch besonders gekennzeichnet ist (1. 2. 3. 4. 7. 9; 11. 13. 14. 16. 17. 19; 20. 22. 23. 26. 27. 10), teils unterhalb derselben, also auf die Seite von *MORS,* zu stehen kommen (5. 6. 8. 12; 15. 18. 21. 24; 25. 28. 29. 30). Das Rad selbst ist in acht Felder geteilt, deren Aufschriften als interessante Proben früher Kenntnis der griechischen Sprache und Schrift in England trotz aller Fehlerhaftigkeit Beachtung verdienen.[1] Von oben anfangend, nach rechts herumgehend lauten die Aufschriften folgendermaſsen: 1) *Ypergeia .i. super terram,* darunter in griechischen Kapitalen: *ΥΠΗΡΠΗΤΑ* (lies *ὑπέργεια*) *ΜΗCΙ* (lies *μέση?*); 2) *zoe megale .i. uita longa,* darunter *ΖΩΗ ΜΗΓΑΛΗ*; 3) *mesotis .i. mediocr<it>as,* darunter *ΜΗCΟΤΙΣ* (lies *μεσότης* 'Mitte'); 4) *thanathos .i. mors longa,* darunter *ΘΑΝΑΘΩC* (lies *θάνατος*) *ΜΙΚΡΟC*; 5) *ypogeina .i. subterior,* darunter *ΥΠΡΓΙΟ* (lies *ὑπόγειος*); 6) *thanatos megas .i. mors cita,* darunter *ΘΑΝΑΘΩC ΜΗΘΑC* (lies *θάνατος μέγας*); 7) *mesotis .i. medietas* (lies *mediocritas?*), darunter *ΜΗCΟΤΙΣ*; 8) *zoe micra .i. uita minor,* darunter *ΖΩΗ ΜΙΚΡΑ.*

Eine zweite Handschrift bietet denselben Text nebst Kreis, doch ohne den Zusatz *Collige per numeros* bis *morietur et infra.* Es ist dies die stark durch den Brand verstümmelte Handschrift Vitellius E. XVIII fol. 16ª (nach Wanley im Jahre 1031 geschrieben), wo der Schluſs mit altenglischen Glossen versehen ist. Der Text lautet hier, fast ganz mit Caligula A. XV übereinstimmend: *UITA UEL DE MORTE. Spera Apulei Platonici de uita et de morte uel de omnibus negotiis & quicquid inquirere uolueris. Sic computabis per omnes litteras, ut pu:::, de nomine ęgri. Adde lunam, quota fuerit die, qua decubuerit; & quotiens potueris, diuide per triginta; & quicquid superauerit, reuerteris ad organiolum infra scriptum; & si superiori conuenerit parti numerus, uitalis erit; si autem inferiori conuenerit, mortis pręsagium est; sic ętiam de omnibus negotiis. Ratio in sanitate hominis.* Dann folgt das Rad, aber hier in ganz einfacher Ausführung: lediglich aus vier Kreislinien bestehend mit einer horizontalen Doppellinie. An Schrift findet sich nichts weiter als über der Doppellinie *VITA* und darunter *MORS.* Auſserdem stehen über und unter dieser Linie die

[1] Über das Griechische in England vgl. einstweilen Traube, *Vorlesungen u. Abhandlungen* II (München 1911) S. 83 f.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Zahlen I—XXX, genau so verteilt wie im Caligula-Ms., nur dafs sie weder auf Speichen noch Radreifen stehen, sondern, zu je drei Gruppen (wie in Caligula) geordnet, einfach die beiden Kreissegmente anfüllen. Die Anfangsbuchstaben der Namen der Befrager samt ihren Zahlwerten stehen nicht wie bei Caligula im Kreise selbst, sondern links daneben am Seitenrande, und zwar in der Bewertung mehrfach abweichend, nämlich: *A III, B III, C XXII* (!), *D XXIIII* (!), *E XV* (!), *F III, G VII, H VI, I XV, K XV, L XXI, M XXIII, N XV* (!). *O VIII* (!), *P XIIII, Q XXI, R XIII, S IX* (!), *T VIII* [der Rest ist abgebröckelt]. Darauf folgt mit altenglischer Glosse:

*to sunnandæʒe* *monan dæʒe*<br>
Si dominicus dies fuerit, adde .XII.; si lune dies fuerit, adde<br>
*to tiwersdæʒe* [!] *to wodnesdæʒe* *to þunres*<br>
.XVII.; si Martis dies, adde .XV.; si dies Mercurii ::::; si Iouis<br>
*dæʒe* *to friʒe dæʒe* *to sæters dæ::*<br>
dies, .X.; si Ueneris dies, .XV.; si Saturnus :::.

Dasselbe Krankheitsorakel, aber in einer älteren, kürzeren Gestalt — diese enthält nur die ersten neun Zeilen von *Spera* bis *moriturus erit,* und es fehlen die griechischen Aufschriften auf dem Rade — ist uns noch in zwei weiteren Handschriften erhalten: im Pariser Cod. lat. 11411 fol. 99[a] (Anfang 9. Jahrh.) aus Echternach[1] und im Petersburger Ms. lat. Q. 1. 34, fol. 88[a] des 9. Jahrhunderts aus Corbie.[2] Dort trägt das Werk den Titel *Ratio spere Pitagore philosophi, que* [lies *quam*] *Apollogius* [lies *Apuleius*[3]] *describit.*

Dafs der Text kein lateinisches Original, stützte Zimmer durch den Hinweis auf zwei sehr nahestehende griechische Texte: eine *Δημοκρίτου σφαῖρα, προγνωστικὸν ζωῆς καὶ θανάτου* in einem Leydener Papyrus[4] und eine *Ψῆφος ἑβδοματικὴ ἡμερῶν, διαγνωστικὴ ζωῆς καὶ θανάτου.*[5] Der Leydener Papyrus-Text mag mit seiner kurzen Gebrauchsanweisung hier folgen: *γνῶθι ποστὴν σελήνην ἀνέπεσε νοσῶν καὶ τὸ ὄνομα τὸ ἐκ γενετῆς· συμψήφισον τὴν σελήνην καὶ βλέπε, πόσαι τριακάδες γίνονται καὶ τὰ περιλειπόμενα τοῦ ἀριθμοῦ κατανόησον εἰς τὴν σφαῖραν, καὶ ἂν ᾖ ἄνω ἡ ψῆφος, ζήσει, ἐὰν δὲ κάτω, τελευτήσει.* Jüngere Textformen desselben Werkes scheinen griechische Handschriften zu Mailand (H 2 inf. f. 246[b]),

[1] Gedruckt von H. Zimmer, *Neue Fragmente von Hisperica Famina aus Handschriften in Luxemburg und Paris,* Göttinger Gesellsch. d. Wiss. 1895, S. 137 f. und von F. J. H. Jenkinson, *The Hisperica Famina,* Cambridge 1908, S. 31.

[2] Varianten bei Jenkinson.

[3] Über diesen Apuleius vgl. jetzt A. Abt, *Die Apologie des Apuleius von Madaura und die antike Zauberei,* Giefsen 1908.

[4] ed. Leemans, *Papyri Graeci mus. Lugd. Batav.,* 1885, II 35.

[5] ed. P. Tannery in *Notices et extraits,* 1886, XXXI 259.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Wien (Nr. 10 fol. 95b) und Rom (Angelicus 17 f. 327) zu bieten. Verwandt ist auch ein Text, den F. Boll im *Catalogus cod. astrolog. Graec.* V 1 (1904) S. 186 f. gedruckt hat.

Auf dasselbe Krankheitsorakel geht endlich auch ein anderes Kreisorakel zurück, das unter dem Namen 'Sanct Kolumbans Kreis' in Vitellius E XVIII fol. 13b überliefert und bei Cockayne, *Leechdoms* I 395 veröffentlicht ist. Auch hier haben wir ein Rad durch Speichen in vier Segmente geteilt und letztere mit den Zahlen I—XXX beschrieben. Die Zahlen sind zwar jetzt zum Teil im linken unteren Segment zerstört; was aber erhalten ist, zeigt, auch in der Anordnung, so starke Ähnlichkeit mit den Zahlen der *Sphera Apulei,* dafs beide aus derselben Quelle stammen müssen. Die Verwendung scheint allerdings hier eine ganz andere zu sein, da 'Kolumbans Rad' anscheinend als Bienenschutz gedacht ist. Denn in dem oberen rechten Segment stehen die Worte: *Contra apes ut salui sint & incorda* [so!] *eorum. Sā h.* Und die altenglischen Einführungsworte lauten: *Þis is sancte Columcille circul. Writ þysne circul mid þines cnifes orde on anum mealmstane*[1] *7 sleah ænne stacan onmiddan þam ymb-haȝan*[2] *7 leȝe þone stan onuppan þam stacan, þæt he beo eall under eorðan, butan þam ȝewritenan.*

Und welch zähes Leben unsere *Sphaera Apuleii* gehabt hat, zeigt uns ein (in meinem Besitz befindliches) modernes englisches Wahrsagebuch *The Universal Fortune-Teller; or an Infallible Guide to the Secret and Hidden Decrees of Fate ... By Dr. Parkins, of Little Gonerby, near Grantham, Lincolnshire* (London, bei T. Tegg, 1810). Hier haben wir vor dem Titel ein grofses Glücksrad, *Wheel of Fortune,* das ebenfalls die Zahlen 1—30 auf die vier Kreissegmente verteilt hat und auf den Radreifen das ganze Alphabet mit darüberstehenden Zahlwerten bringt. Wenn auch je drei der Segmentzahlen hier vertauscht sind und die Zahlwerte der Buchstaben stark abweichen, so haben wir doch sicher einen direkten Ausläufer unseres antiken Orakelkreises hier vor uns. Wenn darüber noch ein Zweifel bestehen könnte, so wird dieser beseitigt durch die ausführliche Gebrauchsanweisung für das Glücksrad, die unser Büchlein auf S. 127—29 bringt, und die im wesentlichen der antiken völlig entspricht. Der Schlufs derselben lautet: ... *in order to answer any question you may be anxious to resolve, you must first think upon any number you please, so that it doth not exceed 30, to which add the numbers of the day of the week, and the planet ruling that said day, and also the number you*

[1] So ganz deutlich; nicht *mealan stane,* wie Cockayne druckt. *Mealmstan* 'Sandstein' ist auch im Orosius 212 28 überliefert und stellt sich in seinem ersten Teile zu got. *malma* 'Sand', an. *málmr,* ne. dial. *malm.*

[2] Ob = 'Einfriedigung' oder 'Bienengehege'?

Digitized by Google · Original from PRINCETON UNIVERSITY

*find in the wheel over the first letter of your name together, and then divide the sum total by 30, and look for the remainder in the wheel, and if it happens to be in the upper half of the same, the matter or business will then succeed; but if found in the lower half, it will be evil. ... In the same manner, you may resolve any question whatsoever, only observing that if a person of the name of William or Gulielmus in Latin, should propound a question, then you must take the letter G for the first letter of his name. But as this wonderful wheel was found out before surnames were known, it will not be amiss to take the number over the first letter of that also into the account, as the Christian name* (S. 129).

Es ergibt sich also, daſs auch das moderne Glücksrad auf antike Anschauungen zurückgeht.

(Fortsetzung folgt.)

Leipzig. **Max Förster.**

---

## Nachträge.

*Archiv* CXXI 46, Z. 9 lies *on wanhalnesse* (Toller) statt *on þan halnesse.*

*Archiv* CXXII. Die S. 257 f. und 260 f. von mir edierten Texte sind wörtliche Übersetzungen aus Pseudo-Alcuins *Liber de virtutibus et vitiis*; und zwar ist das erstere Stück = Alcuin cap. XIV (nach Vesp. D. XIV ed. Assmann, Anglia XI 387 f.); das zweite = Alcuin cap. XXVI. Die ursprünglich von mir als Quellen genannten Schriften von Augustin und Defensor sind nunmehr als Pseudo-Alcuins Vorlagen anzusetzen.

*Archiv* CXXVIII 285, Z. 26 lies *after her seyng, that are holdyn wyse men* (Bradley) und streiche Anm. 1. — S. 286, V. 18 lies *is* (Bradley) statt *in*; V. 34 streiche das Semikolon. — S. 287. Bradley schreibt zu *tonen*: 'I think I have met with instances of ME. *tonen* 'to show' (? from LG. *tonen*, Du. *toonen*); cf. *taunen* in Stratman, which is perhaps **æt-eawnian* or **to-eawnian*.' — S. 287, Nr. V. Lies *strong* (? Craigie) für *sirous.* — S. 288, Z. 29. Lies *sykenys* (Bradley) für *sykernys.* — S. 294, Z. 1. Ob *synne* (Bradley) für *fyne* zu lesen ist? — S. 295, Anm. 1 lies *Esdras* (Bradley). — S. 300 streiche die Anm. 13, da *gelimpeþ* unpersönlich ist. **Max Förster.**



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Lydgatiana.

## III. The Three Kings of Cologne.

Some time in the first half of the fifteenth century, perhaps soon after Lydgate had completed his *Legend of St. Edmund* (1433), a northern writer was stimulated to set one of the most popular of late mediaeval stories, that of the Three Kings, in the style of the monk of Bury.

Robert Thornton of Lincoln, in his holograph ms. in the British Museum, alone preserved this version, the only poetical treatment of the story in English. A missing folio at the commencement of the tale contained probably the first hundred lines of the poem, in which, if we may judge by the prose versions printed by Horstmann, the prophecy of Balaam was set forth, according to which the kingdoms of the East set a steadfast watch for the rising of the star of Jacob.

The use of rhyme royal for legend had been the fashion, ever since Lydgate, imitating Chaucer's *Constance* and *Cecilie*, had produced his *Life of Our Lady*, for King Henry V. The division of our poem into three books follows Lydgate's division of *St. Edmund* and *St. Albon* in a similar way. Like Lydgate, the poet went directly to Latin originals, abridging and expanding at his pleasure. His version of John of Hildesheim is, however, for more condensed than Lydgate's digressive renderings of his originals. The poet, if we may so call him, who translated our version omitted many of the "olde ensaumples" of John of Hildesheim, as the reader may see by comparing the list of *exempla* cited in cap. XII of the Latin text printed in Horstmann. On the other hand, the apostrophes to Herod and the kings which enliven our narrative seem original with our poet.

The exact provenance of the poem on the Three Kings cannot be determined. The text, we know, was copied by a resident of Lincoln, and therefore we should naturally expect northern forms. But there are signs that the poem came from still further north. It is not impossible, indeed, that the poem comes from the other side of the Tweed; and, if so, it is probably the earliest example of rhyme royal there composed. Such rhymes as *was* : *clerenesse* : *hightnesse* 14, *saba* : *maa* : *egriscoula* 105, *knowelage* : *homage* 122, *caluery* : *meny* 174, *nome* : *came* : *hame* 210, lawe (n.) : *schewe* (strowe) 230; *blode* : *gude* : *wollande wode* 252,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*lande* : *duellande* 321; *bore* : *byfore* : *thore* 336, *came* : *dame* : *hame* 350, *ansuere* : *were* : *are* 378, *euermore* : *wore* (*euermair* : *war*) 410, *hare* (*hair*) : *bare* 487, — to name only the rhymes of the first Passus — can be duplicated more easily in Henryson than in the dialect of Lincolnshire. Even more striking are some of the later rhymes, such as *appostata* : *alswa* : *garte he birne and slaa* 777, *his* : *wyse* : *eyse* (verb) 800, *lafe* (MS. *lefe*) : *gafe* 842, *devise* : *lyes* (verb 3. pl. pr.) : *wiese* 848. Were the poem in the hand of a Scots scribe, indeed, few would question its Scottish origin.

Upon the whole, the translation while not inspired, is straightforward and efficient. A student of metres would detect syllable-counting rather than the natural flow of accented syllables as in line 145,

"Theire trauelle þaym causede noo werynesse."

But in general the lines run smoothly enough, and we must thank the author for avoiding what James I called "the rokkes of prolixite", on which so many fifteenth century workers were wrecked and cast away.

* * * * * *

[fol. 111] For wynde or rayne, ffor wate or colde or hete,
Þay neuer ne cessede, whils þay leueande were
If any dies, thane one the same manere
To this office solde othir newe be take,
Bot theire expense did alle þe contree make. 5

Appon the hegheste mowntayne in the Este
Þat any man myghte accesse hafe vn-too
For to aspye þat sterne, theym semyd beste.
The mownte highte Vaus,[1] whilke þay ȝode to and fro,
Kynge and Prynce þaire porcyoune payed þertoo, 10
In full bylefe the noble tyme to byde
The birthe of hym þat alle the werlde scholde gide.

When plesante was this[2] lorde for to be borne
And that plente of tyme [y-] comyn was,
The sterne that Balaam prophecyede be-forne 15
To þam apperide, habowndante in clerenesse,
More gloryouse with stremys of lightnesse
Þan othire sternys, þat alle the firmament
Semyd one a lowe, als alle one fire hade brent.

Ryghte as þe sone schynes his godely bemes 20
When it[3] moste clere aryses in degre,
Schewed than this sterne to þam his flawmynge lemys,[4]
Bot noghte in place where othire sternys bee,
Nor othir lyke, bot more in quantitee,
And in the sterne a childe of tendre age 25
Berynge a Crosse þay sawe, to þaire knawelage.

---

[1] *So spelled in Latin*, Vaws *in English versions, MS. here uncertain, possibly* Vamo (?). [2] this *noble* (*deleted*) *MS.* [3] it es *MS.* [4] bemys *MS.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

There-in þay herde a voyce one this manere,
"The kynge of Iewes þis ilke nyghte es ybore,
Wiche þat is abiden ȝere by ȝere,
Whose regne lastes endlesse & euermore. 30
Goo to hym, and worschippe hym ther-fore."
What of this voyce, what of the sighte in fere,
Noo mervelle was þofe þay astonyede were.

O worthy Lorde, thi werke es mervellouse,
This nyghte, this houre, and in this ilke moment 35
One dyuerse wyse thi grace es plentevous
Thou makes knawen, for whare þou arte present
In pore aray, thou schewes verrament
That thou arte God and Lorde of Lordes alle,
And verray man, reghte in thyn Oxes staulle. 40

To gentile kynges thou schewes the with a sterne
Of newe made at thyne Natiuytee,
With creatures celestialle, superne;
To scheperdes schewis thou thyne humanytee
In grete pouerte, moste symple in degree, 45
[fol. 111 v°] Where alle the londe assemblede were be-forne
Þat were of age, and [in] þat Cite borne.

For at þat tyme was made discripcyoun
Thurgh alle þe worlde be Cesar the Emperour,
For he wolde wote in euery nacyoune 50
What lordschippe longede vn-to his honour,
What remes, citese, castells, townnes and towre,
What multytude of men hym aughte seruyce.
And euery man solde do appon this wyse, —

His trebute brynge vn-to his hede cite, 55
Where he was borne to make obeysance;
And for Ioseph was borne of that contre,
Of Dauid lyne, and of [his] alyaunce,
In Dauid townne, þat tyme so felle the chaunce,
He and his wyfe were herberde in the staulle, 60
Where, longe by-fore, somtyme was Dauid haulle,

The cite was so fulle that othire place
Was none to gete, bot þe olde dyuersorye,
There Ioseph logede his wyfe, his oxe, his asse,
And in that stede was borne the kynge of glorye. 65
The scheperdis sawe the aungells, sayse the storye,
And herde þam synge as neuer man dide by-fore, —
Þere-fore the case and meruelle was the more.

The grettere fame was of his birthe, for why?
The aungells songe the scheperdes herde on highte, 70
And sawe þam als[1] with gracyous melodie,
Wiche to Bedlem with alle þaire hert & myghte
Come for to see the noble gracyous sighte
In his manhode, and dide hym reuerence,
Estraungers firste þat come to his presence. 75

[1] and the *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Als I suppose, full many man þat day
    Þere were his fadir and his modir sybbe,
Of hym hade sighte, ylappede in his hay,
    In clothes wappede in þat narowe cribbe,
    His modir kerchefe couerde syde and ribbe, 80
The boystous asse, the oxe in his manere
Did hym worchipe be contenaunce and chere.

Righte so in Ynde thiese clerkes grete and wyse
    Enformede hase thre kynges there, expresse,
The matir alle as þay kan beste devyse, 85
    And þam hase made to knawe, in sothefastnesse,
    "The kynge es borne, we are in sekirnesse,
Loo here his sterne, this es the takyn trewe,
This is the lorde that alle the worlde sall sewe."

[fol. 112] O lorde, the ioye and[1] blysse þat þay gane make, 90
    Ofte thankynge god for to habyde that daye
To see the sterne wiche þaire fadirs dide wake.
    Þaire purveaunce þay make in fresche arraye,
    Horse and harnayse, in alle the haste þay maye,
Grete multitude of peple and of riches, 95
Bothe men and women, and childre more & lesse.

In Ynde that tyme were noble kynges three,
    That crownnes bere[2] in dyu*er*se regyouns,
And were lordes grete, ilkone in sere contree,
    Of cites faire, and longe possessyouns; 100
    For Melchior, þe kynge of heghe renownnes,
Hade thane a londe þat callede was[3] Nuby,
And his[4] was alle the lande of Araby.

Syr Balthasar was kyng of Godolye,
    And als[5] he regnede appon olde Saba; 105
And Iasp*er* also the realme of Tars hade fre
    To his regne, and othere Iles maa,
    Bot the moste famous es Egrisoula,[6]
Where nowe es schrynede Saynt Thomas corse of Ynde,
Who so will hym seke, ther he schall hym fynde. 110

Thies noble kynges duellede in soundre ful ferre,
    And neu*er* wiste one bot of his awenn entent,
To eu*er*ilkone ylike neghe es the sterre,
    And eu*er*ilkone aryses to p*re*sent
    This worthy kynge with giftes full reuerent 115
Of golde, of mirre, of ensence in plente,[7]
In þaire conceyttis, as felle to his degree.

Als to theire kynge and to theire souereyne lorde
    Þay purveyed golde to paye for his expense,
And to his state[8] þam thoghte it solde accorde 120
    For to be large, and for his indigence
    Solde be releued in p*ar*te be þaire presence,
Þay toke the golde, þaire seruyce to knawelage,
Als to theire kynge, to p*ro*fere þaire homage.

---

[1] and the *MS.* [2] *Read* bare. [3] was callede *MS.* [4] his also *MS.* [5] also *MS.* [6] *So in other versions,* Egriscoula *MS.* [7] grete plente *MS.* [8] estate *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

For his manhode — þay wiste wele by nature —. 125
He was mortale, þay toke the mirre with-alle,
The moste accordynge to his sepulture;
And for þay wiste he was celestialle,
Als vn-to God the offerand pryncypalle,
The swete encense, to his honour þay broghte, 130
Als he þat heuen and erthe hade made of noghte.

Tresoure ynoghe and othere purvyaunce
For þaire expense as theym by-hofely thoghte,
[fol. 112 v°] Prynces, lordes, and for the moste *su*bstaunce
Of alle þaire londes, alle þat eu*er* was oughte, 135
Thies kynges that with ostes three were broghte,
Folowynge the sterne, ilkane in his contree
Sekys theire lorde, yfawnde where-eu*er* he bee.

Ilkone of þam hade lighte elike to [see]
One horse, one fote, or ells one dromedarye; 140
In wodde, in waste, in lande where-euer þay bee
Eu*er*-ilkane hade[1] siche as was necessarye,
Of mete ne drynke there was no[2] dysawayrre,
Alle nyghte to wake to thaym was no distresse,
Theire trauelle þaym causede noo werynesse. 145

Where-eu*er* þay stode the sterne stode *with*-also,
Noghte heghe one highte, bot righte afore þaire face;
If þay remouede, the sterne by-gane to goo,
Thiese ostes wiste neu*er* one where othir was;
Þese and riste was thane in eu*er*y place, 150
For noo man steke his dorene his ȝate
Ne neu*er* man þaym lettede in þaire gate.

Bot merveylle huge[3] it was to eu*er*y man
In citees grete there as þay passide[4] by,
For no man wiste to what contree þay wane[5] 155
Ne whens þay come, ne knewe the cause why,
The grete arraye, the sodeyne come and hy,[6]
The spede, the nowmbre, þaire wounderfull passage,
For no man wiste where-eu*er* þay made costage.[7]

Of herberegage, of mete, of drynke, of reste 160
Toke þay no kepe, so hertly were þay fayne;
Ne þay wiste noghte what waye to þaym was beste,
In dales depe, or elles one heghe mountayne,
Als wele one roche, in marras, as in playne;
In vncouthe londe made þay no[8] questione, 165
Ne spirrede neu*er* no tythandes in noo townne,[9]

Unto[10] þay come vn-to Ierusalem,
The thirtenede[11] day, the ostes alle to-gedire,
The sterne with-drewe his lightnesse and his gleme,
As fro þaire sighte þat þay wiste neu*er* whithere, 170
So derke a clowde, als sone als þay come thedire
Felle þaym abowte, and couerede alle the lande,
That no man wiste what waye to take one hande.

— Prim*us* Passus —

[1] hade alle *MS.* [2] no mane*r* *MS.* [3] houge *MS.* [4] paste *MS.* [5] thaire gate *MS.* (*from third line above*). [6] & þis grete hy *MS.* [7] *Nota:* Erunt parua in-directa & aspera in vias planas. [8] ne *MS.* [9] *Nota:* Tenebre aperient terram & caligo populos. [10] *Read* Until (?). [11] *MS. adds* xiij.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

II.

Kyng Melchior the Mownnte of Caluery
  Habade appon, vn-to the clowde was gone, 175
Knawynge none bot of his awenn meny,
  Of othire felawes wiste he nott of one,
[fol. 113] Bot Balthasar one Elyuote allone,
In a village þat called es Galile
A littill while habade his menye and he.[1] 180

With-in a while the mirknesse wente a-waye
  And somwhates cleris the clowde, bot of the sterre
No sighte, no witt, in alle the worlde hade þay;
  And when þay sawe the cite was nott ferre,
  The ostes three to-gedre drawenn nerre, 185
Be-side the mownte þaire metynge was alle thre,
Where Melchior habade with his[2] menye.

Soo righte forthe with Kyng Iasp*er* one his side,
  The thirde waye come, vnwetynge or þay mette,
When eu*er*iche othire of thies kynges aspyede 190
  Full reuerently ilkane hase othere grett,
  For ioye and blysse ilkane hise chekes wett,
With kyssynge swete, as þay hade brethire bene,
Bot or that tyme hade neu*er* one othere sene.

Euer-ilkone knewe of othere straunge langage 195
  As wele as they[3] were of the contre borne,
And when þay tolde the cause of thaire passage
  And of the sterne þat passede þaym be-forne,
  Of one entent þay were withoutten werne,
More glade and blythe þay were to make present, 200
And in-to the townn þay gone, by one assent.

The thester clowde es voyded clene away
  When it was day, bot sterne apperide none,
The sone arises faire with[4] bemys gay,
  And Ierusalem þay entren eu*er*-ilkone,[5] 205
  "Where es the kynge of Iewes?" þay spirren ichone,
"Þat nowe is borne, in the Este we sawe his sterre,
To worchippe hym we hafe comyn full ferre,"

"As to oure lorde with giftes hy*m* to honoure. —"
  For when þay knewe the Cite and the name, 210
Þay hade in mynde how þat w*ith* grete laboure
  Theire auncestres to stroye that cite came, —
  "This is the place, this is the kynges hame,
In oure conceyttes vs thynke it solde accorde
Here to be borne that es oure Souereyne Lorde." 215

The multitude of alle thies ostes three
  In alle the cite myghte nott hafe rowme ne place.
When Herode herde, atroubblede sore was hee,
  And alle the cite gretly astonayed was,
  The kynges straunge, the noyse, the sodeyn case, — 220
Bot moste of alle, the vncouthe questione
Made Herode sore agast of þaire sermon.

---

[1] *Nota:* Surge, illuminare Jerusalem. [2] alle his royalle *MS.* [3] they þat *MS.*
[4] with his *MS.* [5] *Nota:* Ubi est qui natus est rex Judiorum.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

For wele he wiste the Iewes ne loued hym noghte,
Bot alle for awe, for he was neu*er* of kynde
[fol. 113 v°] Of Iewes borne, bot he the Romaynes broghte; 225
Ther-fore als sone as eu*er* it come in mynde,
He toke purpose some remedy to fynde, —
Where he was borne, [as] to be certifyede, —
Full sotelly he has enqueride and spyede.

Assemblede was the prynces of the lawe 230
At his requeste, þaym askynge[1] ȝif þay wiste
Or in theire bokes hade euydence to schewe
Or prophecye als of [the] birthe of Criste,
And þay saide, "ȝis,[2] in Bedlem, es oure triste,
Sall he be borne that Israel sall gy, 235
And be oure lorde, als be oure prophecye."

Prevely thane thies kynges callede hee,
And spirrede of þaym with grete deligence,
"Telles me the tyme, firste when ȝe did see
The royalle sterne, þat made his apparence." 240
When þay hym tolde, als swythe with reuerence
He sende þaym forthe to Bedleëm[3] in fere;
"Gose forthe and spirre, and ȝife ȝe of hym here,

Make me aknawe, als ȝe come or ȝe go,
Þat I and myn, where[-so] þat ȝe hym fynde, 245
My come to hym, and worchipe hym also."
Bot othire purpose hade he tane in mynde,
For his entent was of anoþ*er* strynde,
Als aftir felle, bot noghte in his poyssaunce
Was at þat tyme one God to take vengeaunce. 250

O false Herode, O cursede treytoure, why
Art thou besy to schede the royalle blode?
Thyn hert nere bristis for bolnande pure envy;
Thi false tresone sall neu*er* do the gude,
Suppose it noghte, þofe þou were wollande wode 255
To stryfe agayne thi lorde and thi souerayne,
Lete be thi gile, thi laboure es in vayne.

O Iewes blynde, O whoo sall ȝowe excuse?
Thynke ȝow not this a royall audience?
Ȝoure ownne ansuere one firste sall ȝow accuse, 260
And kynges foure sall witnesse the sentence,
Ȝoure awenn iugges, þat be exp*er*ience
Hase sene and herde, it passes mannes witte
Þat God will do, owthire to stirre or flitte.

O cursede kynge, and cursede peple bothe, 265
Wiche, will ȝee, nyll ȝee, sall neu*er* hafe gou*er*naunce,
The tyme es come, whethir thou be lefe or lothe,
That alle the worlde schall knawe of ȝoure myschaunce
Sall neu*er* kyng with coron ȝow avaunce,
Ȝoure cruelle will, ȝoure false collusioune 270
To ȝow and ȝoures sall be confusioune.

---

[1] askide *MS.* [2] ȝit *MS.* [3] Bedlem *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[fol. 114] Theire ansuere hase thire kynges, and are gone
Owte of the townne anoonne, withouten more,
Was neuer sone brighttere when it schane
Then was the sterne righte euenn þaire face by-fore. 275
The scheperdes sawe the gloryouse sterne was þore,
And in grete haste hase tolde thies kynges three,
"Noghte longe agoo one this manere sawe wee

"This gloryouse lighte, and angells herde we synge";
One þaire beste wiese þay maken þaire reporte; 280
The more þay here, the more es þaire likynge;
The nerre þay come, the more es þaire comforthe,
The brightere is þe sterne, to þaire disporte,
Vn-to þay come vn-to þat blisfull place
Where Criste was borne, and *with* his modre was. 285

The sterne abode abowne in his clerenesse
As still as stone, and thane thies kynges three
Þat was the place þay were in sekirnesse,
With alle the ioye þat myghte imagynede be,
Knelynge adownn als sone als þay hym see, 290
Enterynge the howse, with dredefull reuerence,
They offerde golde, and mirre, and franke-encense.

They noghte rewardede the symplenesse of the place
For wele þay wate this is bothe God and man; —
"We thanke the, Lorde, this specialtee of grace, 295
That euer this purpose in oure myndes rane
The for to seke, þat euer we by-gane.
To the be ioye and grace and honoure sene
With-owten endynge euer-more, Amen."

The dredefull ioye, the devoute humblenesse, 300
The graces fele, the contenaunce demure,
The tendre lufe, the frendfull besynesse,
The honoure with the hertly will and vre
Done to the childe, and to this virgine pure
I kan nott devyse, þofe þat I wolde, 305
Noghte as it was, by many ane hundrethe-folde.

In prayers and in gostely obseruaunce
In his presence they ocupie this day,
Als þay suppose was moste to his plesaunce,
And alle þaire peple, that abowte þaym lay, 310
Made ioye and blys als þay beste kan or may.
Thefecte[1] es spedde as of þaire pilgremage,
And nowe at firste þaym nedis herbergage,

And purveyes þaym of mete and drynke also,
As nedefull was, bothe to man and beste, 315
For mete ne drynke hade þay noo luste vn-too
[fol. 114 v°] Ne chargede neythire of quyete ne of riste
Sen the sterne apperide in the Est
Vn-to this tyme, and thus with grete solace
Alle nyghte þay byde, and soiournede in that place, 320

---

[1] The fecte *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

And there-abowte, in village vp one lande,[1]
  Some in the felde, that houssynge myghte not gete;
The folkes that were in those *par*ties duellande[2]
  Afferlied were of those ostes grete,
  Bot they deuysed the manere and the fete 325
To eu*er*y man that liste of þaym enquere.
How from so ferre, so sone þay[3] comen there.

O blisfull lorde, of werkes mervellouse,
  Es none þat may agayns thi will resiste,
Thi dome is righte, thi grace es plentevouse, 330
  In heuen and erthe thou ordeyns as the list,
  Powere and wytte is closide in thi fiste,
To the besemys honowre and reuerence,
That kynges thus brynges to thy presence.

Of Goddes myghte it es to make a sterre 335
  Bot mones nature in symples to be bore;
In so schorte tyme to trauelle men so ferre
  In alle scripture hase note bene sene by-fore;
  With litill stuffe þofe alle þay fynde the thore,
Thou reyngnes God, and schall *with*-owtten ende. 340
Whiche heghe and lawe kane thus to-gedir blende.

O litill childe, thou werkes wondirs grete,
  The sternys thou kan to the subiectes make,
Thou fedis ostes *with*-owtten drynke or mete,
  Abowte thi loge thou gerres thyne angells wake, 345
  For dredefull lufe thou gerres thre kynges qwake
In thi presence, righte in a symple stable,
Wiche alle the worlde to conquere hade bene able.

O mighty Lorde, where es the purveaunce
  Þou makes the, agaynes thi gestis came? 350
Where are thi men sall hafe the gou*er*naunce
  Of thy housholde, safe Ioseph and thi dame?
  Come who-so will, þay fynde no man at hame;
Where es thi castelle, where es thy stately haulle?
Will þou be founden in thyn oxes staulle? 355

O littill house, O blissyde dyuersorye,
  With-in thy walles thou hase now p*re*sent
Thy souereygne lorde, the myghty kynge of glorye,
  Wiche maker es of eu*er*y element,
  The mightyeste kynges of alle the Oryent 360
Knelys by-fore a childe of tendre age,
In swedilbandys takynge theire homage.

O noble kynges, wele awghte ȝowe glade to be,
  In his manhede to see the kynge of blys,
[fol. 115] For evydence ynoghe to knowe hafe ȝe 365
  Ȝoure fadris tolde[4] full mony a day or this
  The sterne hase led ȝowe vn-to wonnyng his,
Ȝee ne are not wery for ȝoure grete trauayle,
Amonges ȝow alle ȝe ne loste neu*er* a nayle.

---

[1] londe *MS.* [2] duellynge *MS.* [3] þat þay *MS.* [4] tolde ȝow *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gose now to bedde to slepe, and takes ȝoure rest 370
For ȝe schall wele knawe the difference
Be-twixe the wirkynge of God and man, exprest
And purveye ȝow from now forthe of expense,
Goo spirre the waye howe ferre ȝee duelle fro hens,
And wele I hope or ȝe come where ȝe duelle, 375
If men ȝow spirre, ȝe schalle coñ nouells telle.

This nyghte in riste thies kynges thre dispendide,
Slepynge þay take of þaire retorne ansuere;
The angelle þaym one this wyese defendide
In no weye come in place where Herode were. 380
Anothir waye come at morne þay tornede are
To-wardes the contres there as þay come fro,
One monnes gyse by-gane þay þan to goo.

To-gedre gone thies kynges alle in fere,
The sterne by-fore þat schewede to þaym so lighte 385
Es torned agayne in-to his firste matere,
And þay hafe knawlege bothe of daye *and* nyghte,
Þaire officers hase besynesse to dighte
Þaire mete and drynke, and slepe þaym moste algate,
In alle manere, as felle to mannes state. 390

One godely wyes þay telle the gloryouse case
Of þaire io*ur*naye, and[1] how they came so sone,
The lange passage, and in how littill space
With-owtten trauayle so ioyfully was done,
And how be nyghte with-owtten sone or none 395
As wele þay went by marras, dale, and downn,
In wode, in waste, in foreste, als in townn.

Full many a man of þaym was sore agaste
The multitude, and knewe noghte the cause why.
The same contres and regyouns þay paste 400
That Olyferne to Ynde passide[2] by
In mony place, þay supposide for-thy
That Olyferne es comyn nowe agayne,
Bot when þay wiste the caus, þen were þay fayne.

In eu*er*y place þay were rescheyvede faire 405
In alle þaire traueyle, no man dide þam grefe,
Of ansuere meke, of berynge debonayre,
Was no man borne one thaym myghte sett reprefe,
[fol. 115 v°] Neythir when þay come, ne when þay toke þaire lefe,
The fame of thaym sall laste for eu*er*more, 410
Thorughe alle Ynde where that eu*er* þay wore.

In hele and qwerte thies kynges comen hame
Bot noghte so sone as þay went thedirwarde,
In dayes twelue þay passede alle in game
That nowe two ȝere es goynge agaynwarde 415
Als othir done, with payne and trauelle harde.
When þay passede forthe, þay went by wayes sere,
Bot homwarde [now] þay comen alle in fere.

[1] the came and how *MS.* [2] paste *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

These ȝeris two es comen thus, and gane,
On Mountayne Vaus[1] at þaire comynge agayne 420
A chapelle hafe þay belde of lyme and stane
In worchipe of þaire lorde and þaire souereygne,
The Iewes kyng, with hertis glade and fayne,
In gude arraye, and in the fresheste gyse
That alle þaire wittes couthe ordeyne or devise. 425

Beside the mownte, these noble kynges three
Habidynge were in solance þaym to riste
Of þaire viage, as glade as þay myghte bee,
And eueriche othir made noble chere and feste,
Euerilke ȝere þay maked[2] full byheste 430
Þat place to see and vesett alle þaire life,
*With* pese and riste, *with*-owte debate or stryfe.

That place they chese als for þaire sepulture,
Thannkynge oure lorde, ilkone es gone to his,
With wordes swete þay parte, I ȝow assure, 435
And euery ȝere þay meten[3] there ywisse.
Þaire life es siche that euery man hase blisse
For to beholde and knawe þaire benyngnesse,
Mervelle to see þaire parfite humblenesse.

Thretty ȝere and more one this manere 440
In parfite lufe and trewe devocyoune
This place so þay resorte fro ȝere to ȝere,
Till aftire the tyme of Cristis passiownn
Þat Seynt Thomas come to þat[4] regyownn,
And cristened þaym with many othir moo, 445
And þaire chapelle he consecrate also.

Be-side this mownnte þay beldede[5] a gay cete,
Seuva the name es callede vn-to this daye,
There als þay chese þaire sepulture to bee,
With walkes heghe, and towres fresche and gay. 450
In that cite hase Prester Iohn alwaye
Vn-to this day his pryncipalle duellynge
Thurghe alle the lande wiche es bothe lorde & kynge.

And Patriarke Thomas especially,
Wiche þat is the spiritualle curate, 455
As ȝe schall aftire here more plenerly; —
Bot when Seynt Thomas hade yconsecrate
The chapelle newe, and bischoppes ordynate
Thurgh alle the lande, thies noble kynges three
Assignede he bischoppes for to bee. 460

The temples alle ordeynde for Mawmetry,
Where ydols false were longe in excellens,
[fol. 116] Ware thurgh his lare devoydede fynally,
And in the honoure and the reuerence
Of Iesu Criste translate, at þaire expense, 465
Of his modir and of his saynttes alle
Endowede wele, as semyde beste to falle.

[1] Vaur *MS.* [2] made *MS.* [3] mete *MS.* [4] þay *MS.* [5] *Read* bilt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

In lordschippes grete, and longe possessyouns
  To goddes seruantes for þaire sustynaunce,
And prestes made by gude discressyoune 470
  Wiche were enformede in the obseruaunce
  Of messis saynge, and of the gouernaunce
Of sacramentes, techynge þaym to say
The Pater-Noster, and how þat þay scholde pray.

To baptise and to kepe the comandementes 475
  Of haly kirke; and when thies thynges were done,
The vppere p*ar*ties of the Oryent
  To preche the gospell es Saynt Thomas gone,
  Where myche peple was conuertide sone
Be Goddes grace, miracles, and clennes, 480
Als in his legende schewede es more expresse.

Where he was martirede, ȝete is mervelle grete,
  And alle the contree anexede to the place,
Men and wymmen þat there were borne and gete,
  (Whethir it be vengeaunce or of especyalle grace,) 485
  Bene lyke to houndes schapen in the face,
In alle-kyn fetoure, sauynge als of hare,
For houndes be roughe, and þay be smothe and bare.

Eftir þe tyme þat Saynt Thomas was dede,
  Thies kynges three, archebischoppes ordynate, 490
In eu*er*y cite and in eu*er*y stede
  Kirkes[1] belde, endowede and consecrate,
  Bischoppes, prestes, mynstres of eu*er*y state,
Be gude avyse bene ordeyned by and by,
To kepe the cure of sawles devoutly. 495

The peple thus enformede be thies three
  Kynges, stedfaste were in trew belefe
Of Cristes lawe, obeynge in alle degree
  Vn-to þaire lare as þay ensample giffe,
  W*ith*-owtten strife [or] gruchynge or reprefe 500
Noghte alle for drede, bot lufe and tendirnesse
Als to þaire fadirs in alle buxomnesse.

In reuerence in wirchip and in honoure
  In p*ar*fite life, in[2] clennes meritable
Fro ȝere to ȝere thies kynges thre laboure 505
  To God and man plesante and acceptable,
  The moste devoute, benyngne and seruysable
To eu*er*y man, that mervelle was to here,
Noghte lordes like, ne als þay kynges were.

Explicit Secundus Passus.

III.

So bene they symple, humble, and reuerent 510
  In alle þaire life to euery creature,
In chastite þay life be one assent,
[fol. 116 v°]  With-owtten wyfes, as they [were] virgines pure,
  With-owtten childre als of engendrure
Of þaire bodies be waye of acte carnele, — 515
One gostely wiese þay gedirde sonnes fele.

---

[1] kirke *MS.* [2] and in *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Soo that they be supposede als þay were
 The firste begynners of þaire nacyoun,
Of haly kirke righte one the same manere,
 Þat they were firste of þat perfeccyoun 520
 In chastite þay hade deuocyoun,
I mene the clennes of virgynyte
Be þaire fre will to life in chastite.

Noghte longe be-fore, þaire resolucione
 Als of þaire life the laste ȝere safe one, 525
Prynces, Bischoppes, of alle the regione
 Þay gerte semble to-gedre euyirichone,
 In Saynt Thomas stede by eleccione,
To chese þam one, the whilke in dignyte
Spiritualle þaire gouernoure solde be. 530

Efter the doctryne the whilke were moste *par*fite
 Of Saynt Thomas, and of meritable
To siche estate for to be newe elite
 By comon will þay ordayne and estable,
 The *per*son þat were fonden acceptable 535
Þay scholde obey, and subiectes to hym be
Als semande were in spirytualite.

And in honowre and in memoryalle
 Of Saynt Thomas þay hafe establede soo
Perpetually þay schall hym Thomas calle, 540
 þaire patriarke and so ȝitt hedir-too
 Hase bene his name, and eu*er* sall also,
And righte as we vn-to oure pape obey
Subiectes vn-to there Patriarke bene þay.[1]

Mor-ou*er*, as it were þaire ordenaunce 545
 Eftir his dethe þat so ychosen were
To iche ane-othere to take the gouernaunce
 Be hale assent, and thus from ȝere to ȝere
 Kyng and prynce, bischoppes and alle yfere
Thaire ffadire Thomas the Patrisarke scholde calle 550
And hym obey, as goostely fadir alle.

A noble clerke, wiche with Saynt Thomas come
 When he come firste to prechen[2] in that place,
Antiochiene was Iames callede by name,
 Sith Patriarke, þat called was Thomas, 555
 On firste of alle his name ychaunged[3] was
Vn-to the wiche thies noble kynges three
Þe tendis gaffe of alle theire temp*er*altee.

And ouer this, they ordeynede by assent
 Of alle astates, ȝif any were so wode 560
To disobey, or to be necligent
 Or thoghte this doctryne noghte *per*fite and gude,
 Or fro the faythe, or fro the lawe ȝode
To chesen one of myghte and of powere
To chasty theym by iugement seculere. 565

[1] Theire Patriarke subiectes þay bene vn-too *MS.* [2] preche *MS.* [3] chaunged *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[fol. 117] A temperall iuge, in righte to make defence
To alle the lande, wiche be successioun
Als souereygne lorde hauynge the reuerence
Enheritable, and hale possessyownn
Men schulde obey in alle the regyonn, 570
And his leyge men bene euer[1] in alle manere
Als souereygne lorde, to gouerne ferre and nere.

Bot for als mekill als in dignytee
In þaire conceytes es more in worthynesse
The estate of prestehode þan of regalee[2] 575
Þay will þaire lorde schall hafe the name, y gesse,
And nothire Emperour ne kynge expresse
With-owtten ende, bot euer-more Preste Iohn,
And other name ne schalle he neuyre none.[3]

By-cause þat prestes hafe the chefe powere 580
To lawse and bynde comytte by God of heuenn,
Kyng or prynce, or what that euer he were
In dignyte to presthode is[4] noghte euynn,
For state in erthe þat may be to hym geuyn,
For-thi a preste schalle be þaire gouernoure, 585
Bot noghte by the name of kynge ne Emperour.

The cause also that euer his name es Iohn
Es growndede of Saynt Iohn the Euangliste
For syngulere lufe schewede to hym allone,
Lenynge his hede vn-to the breste of Criste, 590
In whose honowre þaire souereyne lorde and preste
Schall Iohn be callede. Anothir cause es this,
Þat Iohn Baptiste, of woman borne, y wysse,

Was neuer none bettir þat tyme in his degre
Where-fore þay deme that name to be the beste 595
Accordynge to theire lordes dignytee
In alle the worlde of lordchipp worthieste,
In temperall estate strangest and myghtyeste,
For thies causes es Prester Iohn his name,
And alle his ayers bene called ay sythen the same. 600

Thus hase thies gloryous noble kynges three
By gude avise of Patriarke Thomas
And hale assente of alle the comunaltee
Of ayther astate assembled in that place,
Ychesen one as þaym besemyde was, 605
The worthyeste to take the gouernaunce,
Nexte aftir God, in temperall ordenaunce.

Nobelely thies kynges makes hym homage,
With prynces and knyghtes on þaire moste humble wyse,
Whilke euery man of heghe and lawe parage 610
Of alle the landes in that þat in hym lyse
Possessede hase of fewte and seruyce,
And thereftir[5] hym calles by his name;
With lufe and lefe es euery man gone hame.

---

[1] for euer *MS.* [2] þan estate *MS.* [3] hafe none *MS.* [4] ne is. [5] therefore *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

[fol. 117 v°] Unto Seuva thies noble kynges three 615
There to habide in qwyete and in reste,
Wery of age and besyness also,
For euer-more theire duellynge there they keste
In prayere feruent and of levynge honeste,
In charite þay duellen[1] alle in fere 620
Till ȝeres two nere aftire passede were.

Un-to the tyme, or littill while be-fore
The noble feste, Cristes natyuytee,
A-bofe the cite whore thies kynges wore
A sterne apperide, that alle the londe myghte see, 625
Of othir schappe than other sternys bee,
By the wiche þay triste and vndirstonde
Þaire naturelle passage salle newely com one honde.

Be gude avise þay purvay þaym be-lyfe
Of siche as longede vn-to þaire sepulture, 630
Seynge the case, that euery man one lyfe
Muste make ane ende accordyng to nature,
With alle þaire hertis, with alle þaire besy cure
For þaire passage þay make[2] purveaunce
Preynge to God, it be to his plesaunce. 635

Theyre toumbis þay made, as langed vn-to kynges,
With-in the kirke wiche þay garte consecrate,
The feste es comyn, the wiche to þaire conynges
Convenyently accordynge to þaire states;
Of prynces, bischoppes, of clerkes and prelates, 640
They purvay þaym to make the laste passage,
As alle men wate es nature olde vsage.

The eghte day als aftir Cristynmesse
Kyng Melchior, archbischoppe solemply,
When he hade seyde and execute his messe 645
Be-fore the peple enclynynge devoutly,
With-owte diseses or payne, to God in hy
Hase gyffen his goste, when he hade leffede here
Ane hundrethe full, and more by fyfty ȝere.

Thies othire two hase his body ytake, 650
With noble prynces beynge than present,
And in the toumbe, wiche that they garte make
One ryalle wyese and servyse reuerent,
To his estate accordynge verrament,
One kynges wyese and archbischoppes also, 655
With-in his toumbe þay hase yclosede tho.

Kyng Baltasar the fyfte day aftir this
In haly kirke es callede the Epiphanye,
When he hade done his messe, vn-to his blysse
[fol. 118] The kynge of heuen his goste vp toke swiftely, 660
The wiche Iasper with othir full worthily
Besyde thies othere hade yclosede sone,
Als he assignede be-fore, so was it done.

---

[1] duelle *MS.* [2] make *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

When he hade levede ane hundrethe ȝere and twelue
The same daye when the seruyce was alle sayde 665
This kynge Iasper gaffe vppe the goste his-selfe,
And of the Clergye es with thies othere layde;
The place that they hade in this life purveyde
Nowe es yclosede ther-in thies bodies three,
Noghte dedely lyke, bot slepynge semys to bee. 670

And als þay were in þaire dayes frendis dere
Eftir þaire dethe God will þam noghte disseuer,
Als þay of levynge vnto his plesynge were.
He schewes wele þaire saules bene hym levere
To duelle with hym in Ioye and blys for euere, 675
To whom be Ioye and blys and maiestee,
One God þat levis and regnes in persones three

O worthy kynges, wele aughte ȝow thanke þat lorde
Þat ȝow be miracle broghte to his presence!
Alle haly kirke ȝoure wirchipe dose recorde 680
With sangis lovyng ȝoure rialle excellence.
The solempne feste es callede 'his apparence
Made vnto ȝow', in his full tendir age,
Alle cristyndome hase Ioye of ȝoure homage!

The ȝongeste kynge ane hundrethe ȝere and two 685
Hade levede here are he was layde in graue;
Thies othire two his cors was layde betwene.
If any man of socoure mystir hafe,
In þaire name þat will devoutely crafe,
Of God abofe es granttede for þaire sake, 690
Be lande or see whoo will þam worchippe make.

Uncorupte, hale, thies thre corses laye
In kynges habete and Archbischoppes in fere,
In flesche and felle as fresche as rose in maye,
Noghte like als dede, bot als þay slepynge were 695
Till aftir this were passede[1] many a ȝere,
Till in that lande was skateride heresy
Devisyone, debate, and false envy.

That tyme to powdyre felle þaire flesche [&] alle
So longe before þat were so fresche of hewe; 700
Dyuerse sectes that were as bittire as[2] galle
Thurghe alle the londe were raysede vppe of newe.
The Nestoryens kyng Iasper with theym drewe,
Be-cause that they were of his kyngdome borne;
Whatt for wirchippe, what for envy and skorne, 705

[fol. 118 vº] The wiche false cursede Nestorians
Hase vnto þaym that duellede in Seuva,
Owte of the towmbe þay toke kynge Iasper banes
Into grettere Ynde, into Egrisoula,[3]
Whilke es the Ile þat kynge Iasper come fra; 710
With thaym thay bare, and hade into siche place
Where many a daye in prevate it was.

[1] were passede *repeats MS.* [2] as any *MS.* [3] Egriscula *MS.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Til aftir this, that Seynt Eleyne the qwene,
With Constantyne hir sone, the Emperoure,
Come vnto Grece, and wane the lande by-dene, 715
Two hundrethe ȝere and thretty fulle and foure
Aftir the birthe of Criste oure Saueoure;
Of Prester Iohn and Patriarke Thomas
And othere Prynces that present were in place

Scho hade getyn the kynges bodies two, 720
Of Melchior, to saye, and Balthaȝare;
To grettere Ynde scho garte hir message goo
To purches the bones of kynge Iasper,
Als I saide are, wiche Nestorians *with* þaym bare
With grete Instance and reghte notable expense, 725
One this condicyone þay hym broghte fro thense,

That scho schalle sende the corse of Seynt Thomas
The Appostle, wiche thynges was done als swythe,
Bot when Iasper bones to hir delyuerde was,
It es no dowte that ne was glade and blythe, 730
In alle hir hert scho thankkede God fele sythe,
With reuerence, als semyde wele to bee;
To-gedre agayne thus come thies kynges three.

The swete rescheite, the gracious odoure
Was hele to many when þay to-gedre come, 735
To euery man; bot theym with grete honoure
To Constantyne Saynt Elyne with hir name,
The wiche Cite hir sone Efter hir name
Of newe hade of Grece the chefe Cite
In gudely wiese scho lefte þaym reuerently 740

With-in the kirke, the whilke that Constantyne
Of Saynte Sophia hade beldide and dedicate,
With many othire relikes full riche and fyne
The wiche þat scho in dyuerse countrese gatte:
Parte of þe pelare wiche Criste was skowrgide atte, 745
The crownn, the Nales, his Cote with-owtten seme,
Wiche Saynt Eleyne broghte fro Ierusalem.

Owre Ladyes serke, the clothes, and the hay
The wiche that Criste was firste ylapped In,
In Bedleme scho fande þaym whare þay laye; 750
[fol. 119] For euery place that any man couthe myn
Where as oure lorde hade vesette for oure syn
In passione, miracles, or bodily presence,
Saynt Eleyn soughte *with* full devoute reuerence.

With-In the staulle in Bedleëm[1] scho fande 755
The crache, the haye, the clothes as þay were;
Oure lady serke, the Cribbe where Ioseph bande
His Oxe, his asse; wiche thynges alle in fere
That Mary, Goddes modir dere,
Hade lefte by-hynde hir, for-getyn in the staulle; 760
The case was siche, scho hade no thoghte of alle.

---

[1] Bedlem *MS.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

The Iewes for Ire and Envy haden skorne
Vnto that place, and closede it with stone,
Be-cause that Criste, with-in that howse was borne;
Eftir that tyme þat scho was thethyn gone 765
Ther-in to come þay suffrede neu*er* none,
Bot called it curste, vnhappy and p*ro*phane,
Till Constantyne and his modir it wane.

Als I seyd are, the serke, clothis, and hay
Saynt Elyn lefte in Grece at Constantyne; 770
Till Charles, kynge of Fraunce, fette þaym away,
And theym with hym broghte vnto Akyn syne,
Als worthily as he couthe beste devyne;
There bene þay kepte in wirchipe to this day,
With many othir relikkes fresche and gay. 775

Aftir the dethe of noble Constantyne
And Saynt Elyn, Iulyan Appostata
Was Emp*er*oure, and falsely turnede syne
Agayne the kirke, and Cristyn faythe alswa,
Full many payntes garte he birne and slaa 780
With-in his tyme in dyuerse contres sere,
Als in theire legende men may see and here.

Sone aftir this, þe moste p*ar*ty of Cristyndome
Was envenommede and blyndide in heresy;
The Grekes rebellede agaynes the kirke of Rome 785
In mony poyntes, and lefte the Pape hally;
Vnto this day þay hafe yhade forthy
A Patriarke made by eleccyone
Whilke þaire lawe hase in his subieccyone.

So that this while thies noble kynges cors 790
In Constantyne with-owtten reuerence
Emanges the Grekes were hade of littill forse,
Wiche so corupte were in theire conscyence,
Alle Ermonye distroyede the P*er*syenes
And Grece also the Saraȝenes ouer-threwe 795
Till that the Romayns conqueride theym one newe,

And the Mawris; the Romayne Emperoure,
With helpe of thaym that duellid in Melayne,
[fol. 119 v°] Als es wretyn, with wirchipe and honoure,
Vn-to the Grekes the lande recouerde agayne; 800
Be his concelle the kynges three, men sayne,
Were newe translate with othire relikes moo.
Thane Eftirwarde with-in a while felle soo

That Ma*n*welle, the Emp*er*oure of Grece,
To Melayne sende a worthy clerke of his, 805
Eustorgious callede, for dyverse specialtes,
Of Grekes borne, discrete, solempne, and wyse;
For his wisdome and grace that in hym lyse
Þay hafe hym chosen Archbischoppe for to bee,
Praynge hym Essentuelly that hee 810

Too brynge with hym scholde doo his deligence
Thies kynges three, and so at his prayere,

The Emp*er*oure hym levede to take þaym thens,
  And thaym this clerke to Melayne with hym bere;
  With full grete honowre þay were rescheyuede there 815
And in the chirche ther, as now bene prechoure freris,
Full solempnely were ykepte full many ȝeris.

Where God for þaym miracles hase done sere,
  Vn-to the tyme that Frederike of Rome
Was Emperoure, and they of Melayne were 820
  To hym rebelle, and disobeyed his dome
  Wiche rebellyone causede that he come
Vn-to Melayne and besegede it abowte
And made siche were þat þe Cite was in dowte;

Where-fore the nobleste and the moste worthy 825
  Of alle the Cite, wetynge bot a fewe,
Thies kynges three hase taken preualy
  And his thaym soo þat welneghe no man knewe;
  With-in a while the Emp*er*oure ouer-threwe
A stately place, where-in duelled one Asson, 830
With the helpe of Reynalde, Bischoppe of Colayne.

This Asson was one of the Potestates,
  The whilke of all S*ir* Frederike þe Emp*er*oure
Of alle þe towne hase maste in wrethe and hatis;
  Neuere-the-lesse, this Asson de la Tour 835
  In prevate, by menys & by laboure
Of S*ir* Raynalde the Archebischoppe gat his grace,
One this condicyone, that he schall schewe þe place

Where thire corses in prevate were done;
  Þe place es yschewede where þay þe kynges layde, 840
The Emp*er*oure es gud lorde vn-to Asson,
  And aythir p*ar*ty was of þaire bargane payed;
  In godely haste the Archebischoppe þaym graythede
And ouer the Mownte to Colayne-warde þaym sent
For dowte S*ir* Frederike scholde nott therto assent 845

Bot aftirwarde the Archbischoppe hade lefe
  The kynges relikes with hym for to take
[fol. 119 vº col. B] His full assent þe Emp*er*oure hym gafe
  And gud lorde vnto Asson for his sake
  W*ith* alle þe Ioye þe Colayners couthe make 850
They hafe rescheyved thies noble kynges (three[1])
With sanges swete & grete solempnyte.

The Archbischoppe þe kynges new translate
  To þaire wirchipe als he couth best devise,
Right as þay leved togedir w*ith*-owt debat 855
  In Colayne kirke togedir þaire corses lyes
  W*ith*-in a towmbe alle thre one Royalle wise;
For whose merites es grace dayly wroghte
To his hono*ur* whom þay i*n* Bedlem soghte.
Amen.

Explicit T*ractat*us Triu*m* Magu*m* Amen.

---

[1] iij *MS.*

New Haven,
Connecticut, U.S.A. H. N. MacCracken.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Zu Seneca und Shakespeare ('Richard III.').

Der Vergleich zwischen Seneca[1] (auszugehen von Herc. fur. 329—523) und Shakespeare (Richard III., I 2), das unumgängliche Seitenstück der Annaszene, d. i. die Elisabethszene (IV 4, 198—431),[2] eingeschlossen, läſst sich weiter ziehen als bisher geschehen ist. Man braucht, von solchen Ähnlichkeiten, die auf der Analogie der Situation, auf Notizen der von Shakespeare benutzten Chronik[3] oder gar auf reinem Zufall beruhen mögen, ganz zu schweigen, kein besonderes Gewicht auf eine Parallele wie Sen. a. a. O. 424—27 ~ Sh. a. a. O. I 2, 104—9 zu legen,[4] wo Anna für ihren im Sarge liegenden Schwiegervater mit gleicher Wärme eintritt wie Megara für ihren in die Unterwelt gegangenen Gatten Herkules und sich das Gespräch bei Anwendung desselben Wortspiels (Himmel, Erde, Hölle) gleichfalls stichomythisch[5] bewegt. Beachtenswerter ist ein anderer Reflex Senecas, der durch das Universitätsdrama Th. Legges: Richardus III. (1573), p. 155 a, Z. 10 ff.,[6] nahegelegt wird. Es handelt sich um den der Megaraszene zum Teil wortgetreu (mit Entlehnungen aus Senecas Phaedra) nachgebildeten[7] Auftritt, wo sich Richard, seine Nichte Elisabeth in eigener Person um ihre Hand bittend[8]

---

[1] Sen. trag. ed. F. Leo. Berlin 1878.

[2] Vgl. Oechelhäuser: 'Jahrb. d. deutschen Shakespeare-Ges.' III 1868, S. 96 ff. = 'Shakespeareiana'. Berlin 1894, S. 111 ff. — Die Zitate nach C. H. Herfords Ausgabe.

[3] Die freilich für die Annaszene gar nicht in Betracht kommt.

[4] Vgl. Vatke: 'Jahrb. d. deutschen Shakespeare-Ges.' IV 1869, S. 67.

[5] Diese besonders von Euripides, dem Sophistenschüler, gepflegte, von seinem Nachahmer Seneca, dem Rhetor der Bühne, übernommene und groſsenteils durch ihn dem englischen Renaissancedrama übermittelte Kunst der Schlagrede mit allen Figuren einer ausgebildeten Dialektik ist von Shakespeare kaum irgendwo mit solcher Meisterschaft ausgeübt worden wie in den beiden in Rede stehenden Szenen.

[6] Hrsg. von Field: London. Printed for the Shakespeare-Society 1844, wonach zitiert wird. — Ein Neudruck in Shakespeares Library 2. ed. Ed. by Hazlitt V, 131 ff.

[7] Vgl. G. B. Churchill: 'Richard the Third up to Shakespeare'. Berlin 1900 = Palaestra X, 348 ff.

[8] Wie bei C. F. Weiſse: 'Richard III.' III 4 (Trauerspiele. 1. Teil. Leipzig 1776. S. 166).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

— ganz in der Rolle des feurigen Liebhabers wie in Shakespeares Annaszene —, folgendermaſsen äuſsert:

10 Quid vis facerem? an fratrum[1] geminam necem
*hac dextera* effuso *rependam* sanguine?
faciam? *paratis ensibus pectus dabo:*
et, si placet magis, *moriar ulnis tuis*;
*ignes, aquas, terram* aut minacem *Caucasum*
15 *petam*, petam *Tartara* vel umbrosum nemus
atrae *Stygis; nullum laborem desero*,
si gratus essem tibi, [virago regia].[2]

Was er sagen will, wird erst recht verständlich, wenn man die Liebeserklärung Phaedras bei Sen. Phaedr. 611 ff. danebenhält:

me vel sororem, Hippolyte, vel famulam voca,
famulamque potius: *omne servitium feram.*
non me per altas ire si iubeas nives,[3]
pigeat gelatis *ingredi Pindi iugis;*
615 non, si per *ignes* ire et infesta agmina,
cuncter *paratis ensibus pectus dare.*[3]

Nachdem sie ihm zu Füſsen gefallen ist (666 f.), fährt sie v. 700 fort:

te vel per *ignes*, per mare insanum sequar[3]
*rupes*que et *amnes*, unda quos torrens rapit,

stürzt Hippolyt nach einem zweiten Kniefall (703) in die Arme (705) und erklärt, wie der Jüngling das Schwert gezogen hält, um ihr das schon an den Haaren gefaſste Haupt abzuschlagen, 711 f.:

maius hoc voto meo est,
salvo ut pudore *manibus immoriar tuis*,

worauf Hippolyt das Schwert, entsetzt, es gegen die Stiefmutter erhoben zu haben, zu Boden wirft und entflieht (713 ff.). Mit demselben Schwert (1157 ensis iste) tötet sich Phaedra, nachdem sie den durch ihre Lüge verschuldeten Untergang Hippolyts erfahren und ihren Entschluſs, zu sterben, mit diesen Worten kundgetan hat:

*hac manu poenas* tibi
*solvam* et nefando pectori ferrum inseram
animaque Phaedram pariter ac scelere exuam,
et te per undas perque *Tartareos* lacus,
1180 per *Styga*, per amnes igneos amens sequar.

Die hervorgehobenen Stellen zeigen die Arbeitsweise Legges, der durch Seneca geradezu kommentiert wird, aufs deutlichste.

---

[1] Der beiden jungen Prinzen Eduard und Richard, der Söhne Eduards IV.

[2] Mit stillschweigend berichtigter Interpunktion.

[3] Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Richard meint also (10—13) — die rein ausgeschriebenen, als bloſses Versfüllsel dienenden und recht deplacierten Worte paratis ensibus pectus dabo ('blanken Schwertern [feindlicher Scharen] will ich [wenn du willst] meine Brust darbieten') ganz ausgeschaltet — folgendes: Soll ich meine Mordtat büſsen, indem ich mich mit dieser Hand, d. h. mit diesem meinem Schwerte,[1] töte? Oder,[2] wenn es dir lieber ist, so will ich durch deinen Arm, d. h. indem du mich mit diesem Schwerte tötest,[3] sterben. Sind das aber nicht die beiden Grundgedanken der Verse 174 bis 191 der Shakespeareischen Annaszene, nur daſs sie hier in umgekehrter (wohlerwogener) Reihenfolge wiederkehren und gegenüber der abgekürzten und abgeblaſsten Form, die ihnen der Nachahmer Senecas gegeben hat, in voller Klarheit, Ausführlichkeit und Berücksichtigung des Bühneneffekts ausgestaltet sind? Willst du dich an mir, dem Mörder der Deinigen, rächen, so töte du mich (174 ff.) oder befiehl, daſs ich mich selbst töte (187 ff.), ist auch hier die Alternative. Der Frage Richards an fratrum geminam necem *Hac dextera effuso* rependam *sanguine?* mit dem folgenden eindringlichen *faciam?* ist sein Anerbieten:

Then *bid me kill myself*, and *I will do it*

und die bei angelegentlicher Wiederholung seiner Aufforderung gegebene Versicherung:

*Speak it again*, and even with the word,
*This hand*, which, for thy love, did kill thy love,
*Shall*, for thy love, *kill* a far truer love

durchaus entsprechend, während die Stelle

Lo! here I lend thee this sharp-pointed *sword;*
Which *if thou please to hide in this true bosom,*
*And let the soul forth* that adoreth thee

weniger an Legge (et *si placet magis*) als an die oben mitgeteilten Verse Senecas 1177 f. (et *nefando pectori ferrum inseram Animaque* Phaedram pariter ac scelere *exuam*) anklingt, mit dem sich Shakespeare auch insofern berührt, als Richard vor Anna (177) wie Phaedra vor Hippolyt niederkniet und Anna wie jener das Schwert, ohne den tödlichen Streich geführt zu haben, fallen läſst.

---

[1] Ohne welches Richard selbstverständlich nicht zu denken ist. Daſs bei der Aufführung die erforderlichen Gesten angewendet worden sind, versteht sich von selbst.

[2] et (v. 13) wenig verschieden von aut.

[3] Daſs ulnis tuis vom Tode durchs Schwert zu verstehen ist, zeigt auch Legge p. 152 b, Z. 20 f.: aut *manibus* pudica moriar *tuis* Et scelesta tuus fodiet *ensis* viscera (Worte der Königin Anna).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Man muſs hiernach von neuem fragen, ob Shakespeare das nachweislich mit groſsem Beifall aufgeführte Stück Legges nicht doch gekannt und für sein eigenes Richarddrama gelegentlich verwertet hat. Sei der Zusammenhang zwischen beiden, welcher er wolle,[1] genug, daſs er besteht und, wie ich denke, erwiesen ist, daſs Shakespeare die erste Anregung zu dem berühmten, noch von E. Hardt (in 'Gudrun') wiederholten Schwertmotiv (indirekt) durch Seneca erhalten hat.[2] Es liegt die Annahme nahe, daſs er dessen 'Phaedra' während der Ausarbeitung des betreffenden Passus auch direkt auf sich wirken lieſs. Seine Bekanntschaft mit diesem Drama verraten u. a. die wenn auch ungenauen Zitate in Tit. Andr.[3] IV 1, 81 Magni Dominator poli, Tam lentus audis scelera? tam lentus vides? (= Sen. Phaedr. 671 f. Magne regnator deum, Tam lentus audis scelera? tam lentus vides?) und II 1, 135 Per Styga, per manes vehor[4] (= Phaedr. 1179 f., s. oben). Oder gibt Legge, dem genau dieselbe Stelle vor Augen schwebte (15 f., s. oben), wieder den Fingerzeig, daſs wir es auch hier nur mit einer mittelbaren Beeinflussung Shakespeares durch Seneca zu tun haben? Je mehr die Abhängigkeit der Vorläufer und Zeitgenossen Shakespeares von dem römischen Tragiker erkannt wird,[5] um so schärfer muſs in

---

[1] Vgl. Churchill a. O. S. 394 f. Zu den hier und S. 348 angeführten möglichen Beziehungen zwischen Legge und Shakespeare vgl. noch: Legge, p. 151 b, Z. 11 facere iuvet, quicquid *necessitas* iuvet (Sen. Herc. fur. 368 f. pacem reduci velle victori expedit, Victo *necesse* est; cf. Legge, p. 150 a, Z. 1 at placida victori magis pax expedit) ~ Shakesp. IV 4, 416 urge the *necessity* and state of times. — Legge, p. 155 a, Z. 8 Sunt mortui? *factum prius nequit infici* ~ Shakesp. IV 4, 364 Harp not on that string, madam; *that is past.* — Legge, p. 155 a, Z. 28 f: nihilne valet amor? nihil thorus movet Regius? *acerbae neque lachrymae valent?* Solche *Tränen* (aus Teilnahme für Phaedra vergieſst sie Theseus Sen. Phaedr. 880 Lacrimae nonne te nostrae movent?) will Richard bei Shakesp. I 2, 167 auch um Anna geweint haben.

[2] Daſs er sich dabei an Cinthio: 'Hecat.' Introd. N. 4 erinnerte (vgl. 'Jahrb. d. deutschen Shakespeare-Ges.' XXXIV 1898, S. 375), dessen Novellensammlung er gleich der Bandellos auch sonst — mittelbar oder unmittelbar — benutzt hat (vgl. u. a. Creizenach: 'Gesch. d. neueren Dramas' IV 1, Halle 1909, S. 222 ff.), ist deswegen keineswegs ausgeschlossen. Bemerkenswert ist u. a. der Zug, daſs Richard (nach ausdrücklicher szenischer Anweisung) und Filene in Anwendung der nämlichen Verstellungskunst beide die Brust entblöſsen.

[3] Über Seneca als Vorbild in diesem Drama vgl. Brandl: 'Gött. Gel.-Anz.' 1891, p. 720 ff.

[4] Das vorausgehende Sit fas aut nefas ist wohl nur als eine nach Art der Sprichwörter geläufig gewordene Wendung zu betrachten. — Vgl. zu diesen Zitaten J. Engel: 'Preuſs. Jahrb.' 112. 1903, S. 65; Anders: 'Shakespeare's books', Berlin 1904 (= Schriften der deutschen Shakespeare-Ges., Bd. 1), S. 34.

[5] Vgl. auſser Cunliffe: 'The influence of Seneca on Elisabethan tragedy', London 1893, besonders die methodischen Untersuchungen von

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

jedem Einzelfalle, wo sich jener mit diesem berührt, die Möglichkeit indirekter Entlehnung ins Auge gefaſst werden. Über eine andere Nachwirkung Senecas (Troades) auf Shakespeare in 'Richard III.' vgl. Koeppel: 'Jahrb. d. deutschen Shakespeare-Ges.' XLVII 1911, S. 188 ff. An Senecas 'Thyestes' gemahnt, was hier nicht weiter ausgeführt werden soll, das mit 'Heinrich VI.', 3. Teil, I 4, 74 beginnende,[1] mit 'Richard III.', I 4 abschlieſsende Clarencedrama, wie 'Thyestes' eine Bruder- und Gewissenstragödie zugleich, unter allen Gewissenstragödien Shakespeares am meisten.[2]

---

R. Fischer: 'Zur Kunstentwicklung der engl. Tragödie'. Straſsburg 1893. Neuestes: E. Jockers: 'Die englischen Seneca-Übersetzer des 16. Jahrh.'. Diss. Straſsburg 1909. — Über die lateinischen Universitätsdramen Englands in der Zeit der Königin Elisabeth vgl. Churchill und W. Keller im 'Jahrb. d. deutsch. Shakespeare-Ges.' XXXIV 1898, S. 221 ff. (L. B. Morgan ebd. XLVII 1911, S. 69 ff.).

[1] Sofern hier Clarences Name zum ersten Male fällt.

[2] Vgl. Klein: 'Gesch. d. Dramas', II S. 426.

Breslau. Friedrich Wilhelm.

---

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Milton's View of the Apocalypse as a Tragedy.

---

In *The Reason of Church-Government urg'd against Prelaty* (London, 1641), pp. 38—39, Milton thus refers to the book of Revelation:

'The Scripture also affords us a divine pastoral *Drama* in the Song of *Solomon* consisting of two persons, and a double Chorus, as Origen rightly judges. And the Apocalypse of Saint *Iohn* is the majestick image of a high and stately Tragedy, shutting up and intermingling her solemn Scenes and Acts with a sevenfold *Chorus* of halleluja's and harping symphonies: and this my opinion the grave authority of *Pareus* commenting that booke is sufficient to confirm.'

The work of Pareus to which Milton refers in the following:

'In Divinam Apocalypsin S. Apostoli et Evangelistæ Johannis Commentarius Authore Davide Pareo. Heidelbergæ, MDCXVIII.'

A translation, which appeared too late, however, for Milton to have used, in the following:

'A Commentary upon the Divine Revelation of the Apostle and Evangelist Iohn. By David Pareus. Translated out of the Latine into English. By Elias Arnold. Amsterdam, MDCXLIV.'

I have used both the original and the translation, but shall mainly quote the latter.

Pareus thus speaks concerning the form of the book of Revelation, in Chapter 8 of his Procœmium (pp. 31—2; translation, pp. 19—20):

'The forme indeed seemes to be Epistolarie: having an Epistolarie Inscription and Subscription, and is shut up [clauditur] with an Epistolarie wish common to the Apostles: all the Acts also of the first Vision, are Epistle-wise.

'But that which beginneth at the fourth Chapter (which is the first prophetical Vision) and the following unto the end, if you well observe them, have plainly a *Dramaticall* forme, hence the Revelation may truely be called a *Propheticall Drama,* show, or representation. For as in humane Tragedies, diverse persons one after another come upon the Theater to represent things done, and so again depart: diverse Chores also or Companies of Musicians and Harpers distinguish the diversity of the

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Acts,* and while the *Actors* hold up, do with musicall accord sweeten the wearinesse of the Spectators, and keepe them in attention: so verily the thing it selfe speaketh that in this Heavenly Interlude, by diverse *shewes* and *apparitions* are represented diverse, or rather (as we shall see) the same things touching the Church, not past, but to come, and that their diverse Acts are renewed by diverse *Chores* or Companies, one while of 24. *Elders* and *four* Beast [*sic*], another while of *Angels,* sometimes of *Sealed ones in their foreheads*, and sometimes of *Harpers,* &c. with *new Songs,* and worthy *Hymmes,* not so much to lessen the wearisomnesse of the Spectators, as to infuse holy meditations into the mindes of the Readers, and to lift them up to Heavenly matters. The which thing not having been hitherto observed by most Interpreters, they have wondred what was meant by so many *Songs, Hymmes,* and change of Angels and Personages renewed in diverse Visions, and what by the often iterated Representations of the *Beast, Babylon,* and the *last judgement,* which caused them to seeke and imagine Anticipations, Recapitulations, and unnecessary Mysteries in those things, which either served only to the *Dramaticall decorum,* or else had a manifest respect to the method of the Visions, concerning which I will speak by and by.

'What *Origen*[1] therefore wrote touching the SONG OF SONGS: *that it seemed to him Solomon wrote a wedding song after the manner of a drama: which,* saith he, *is a Song of many Personages, like as a Fable is acted on the Theatre, where diverse persons are brought in, some comming, and some departing,* that the *Text of the Narration may be made up by diverse, and unto diverse men:* and he calleth that *wedding Verse a Spirituall* [*Drama spirituale*] *of foure Personages, which he saith the Lord revealed unto him in the same* [*quæ dicit se, revelante Domino, in eo invenisse*]. viz. *the Bridegroom and Bride: with the Bride her virgins: with the Bridegroom his flock of Companions:* The same thing I more truly may say touching the Revelation, that it seemes unto mee, the

[1] Origen, *Prologue to Song of Songs,* trans. by Rufinus (Migne, *Patr. Gr.* 13. 61, 63): 'Epithalamium libellus hic, id est nuptiale carmen, dramatis in modum mihi videtur a Salomone conscriptus. ... Drama enim dicitur,* ut in scenis agi fabula solet, ubi diversæ personæ introducuntur; et aliis accedentibus, aliis etiam discedentibus, a diversis et ad diversos textus narrationis expletur.'

Add Origen, *Homily 1 on the Song of Songs,* trans. by Jerome (Migne, *Patr. Gr.* 13. 38): 'Revelante Domino, quatuor mihi in his videor invenisse personas, virum et sponsam, cum sponsa adolescentulas, cum sponso sodalium greges.'

* The printed editions have, 'multarum personarum cantilena', but this is lacking in the manuscripts.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Lord Iesus revealed the same unto Iohn by his Angell, after the manner of a *Dramaticall Representation,* and that it is an Heavenly *Dramma* or Interlude, not onely of foure, but of diverse persons and things, by Typicall Speeches and Actions, exhibiting Iohns sight or hearing those things in the Heavenly Theater, which God would have him to understand, and us by continuall prayers, meditations, and observations to search out, touching the future state of the Church.'

But the Revelation is not only a drama, and a prophetical drama; it is a tragedy (p. 39; translation, p. 26):

'*First,* We must remember that the forme of this Prophesie is truely Tragicall. For it representeth Tragicall motions and tumults of the adversaries against the Church of Christ, and at length the Tragicall end of the wicked themselves. Now Writers of Tragedies usually mingle (*πάρεργα τοῖς ἔργοις*) feigned things with serious, both for preparation, as for delight sake, and to distinguish their *Dramas,* or Interludes into *Acts, Scenes,* and *Chores,* the which also I find to be observed in this *Dramaticall Prophesie.* For most of the Visions, besides the propheticall things they treat of, have something *παρασκευαστικα* Prȩparatorie: They also containe certain distinct *Acts* of Propheticall Types: and diverse Chores or Companies beginning, or comming in between, or ending the Propheticall Action with musicall accord [*inchoantes, vel interpolantes, vel claudentes musico concentu actiones fatidicas*], serving to the *decorum* and pleasantnesse of the *Drama.*'

The choruses belong to the dramatic, as distinguished from the prophetic, portions of the Revelation (pp. 39—40; translation, p. 26):

'*Secondly,* In every Vision (I speak of the six Propheticall) we must prudently distinguish between what is Dramaticall, what Propheticall.

I cal that *Dramatical* which is preparatory to the visions: of which kind is what we have in *Vision first* Chap. 1. from v. 9 unto the end: in the *second* Chap. 4. and 5. in the *third* Chap. 8. unto ver. 7. in the *fift* Chap. 15. throughout. The *Chores* also, and their Prayers, Songs, Hymmes, Praises, as are, the Chore or Company of the *four and twenty Elders,* in the *second, third, & sixt Vision*; the Chore of the four Beasts in the *second* and *sixt Vision*; the Chore of Angels in the *second vision*: the Chore of all creatures, ibid: the uncertain Chore in the fift [fourth] and sixt Vision; the Chore of Harpers in the *fourth* and *fift*: whose Symphonie[1] [*symphoniæ*] and Songs

[1] We should doubtless read 'symphonies', as the Latin shows; the translation abounds with misprints. Another example of *symphonia* is to

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

are to bee read in the said Visions, *Chap. 4, ver. 8, &c. and Chap. 5. 9, &c. and Chap. 6.* [7.] *12, &c. and Chap. 12. ver. 10, &c. and Chap. 15. 3, &c. and Chap. 19. ver. 1, &c.* All these properly serve for the *decorum* of the Prophetical *Drama,* neither doe they containe Prophesies, but profound Morall Doctrine, of celebrating the workes of God, and his Iudgements unto the Church.'

It will be observed that Pareus enumerates six choirs: (1) the twenty-four elders; (2) the four beasts; (3) the angels; (4) all creatures; (5) uncertain; (6) harpers. Milton, on the other hand, speaks of 'a sevenfold *Chorus* of halleluja's and harping symphonies'. But Milton was probably not thinking of seven distinct companies, but rather of seven outbursts of praise, such as Archbishop Benson distinguishes (*The Apocalypse,* London, 1900, pp. 38—41). These are:

4. 8, 10: Cherubs; Elders.
5. 8, 11, 13: Cherubs and Elders; 'many' Angels; all Creation.
7. 9, 12: The Saved; All Angels.
11. 15, 17: Voices in Heaven; The Elders.
14. 1: Christ and the Elders; The Lamb's Hosts.
15. 2: The Victors coming up from the war.
19. 1—7: Heavenly Multitude; Elders and Cherubs; Christ and Voices of the Throne — Heavenly Multitude.

On the form of such a Chorus see Benson, p. 40:

'We shall have observed that the typical construction of the Choruses is this:

1. A Verse sung by a smaller member or by separate voices.
2. A full Chorus sung by a second larger body, in one case duplicated or re-echoed by a third yet larger.'

The view of Pareus which has been cited above has been revived (apparently without acknowledgement of indebtedness) by Eichhorn, *Commentarius in Apocalypsin Joannis* (Göttingen, 1791) 1. v–vi:

'Quod autem in his visorum descriptionibus antiquiores prophetae legebantur in statu ecstatico in coelum abrepti res futuras, ante euentum ad actum reuocatas et repraesentatas, suis oculis obiectas conspexisse, id hanc vim habuit et effectum, vt ex eo colligeretur, nihil in orbe terrarum euenire et

---

be found in the commentary proper (cols. 324—5): 'Hac dulcissima cœlitum symphonia Deus quidem in cœlis perpetuo celebratur: nos verò, qui in terris adhuc repimus, ad similes gratulationes invitamur;' which reminds us of Milton's

That we on earth with undiscordant voice
May rightly answer that melodious noise.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

contingere, quod non antea coram Deo coelitumque consessu in theatro coelesti repraesentatum fuerit et spectandum datum (v. ad Apoc. 4, 1): qua ipsa persuasione campus apertus est, in quem poëtarum ingenium et comminiscendi libertas euageretur et excurreret quam latissime. Enim vero cum antiquioribus Hebraeorum poëtis in more esset, futuras rerum conuersiones a prophetis praenunciatas suis verbis digerere, ornare, et multa arte amplificare ita, vt varia et multiplici forma, iam pedestri iam cothurnata oratione, et poësi sublimiore repetitae, hymnisque fabulis et narrationibus intextae omnium animis inculcarentur et imprimerentur quam altissime: quid quaeso impediebat, quo minus eaedem etiam in actum reuocatae longiorum et iustorum dramatum argumenta fierent, quibus dramata apud coelicolas, vti credebatur, frequentata imitatione exprimerentur et de coelo in terram deducerentur?'

Further (1. xv–xvi):

'Sumimus igitur, nec vti arbitramur sine argumentis idoneis, poëtam apud animum suum habuisse constitutum, Iesu Christi oracula de disciplinae suae, quem aliquando de Iudaismo et Ethnicismo habitura sit, triumpho ad actum reuocare, et dramatica arte oculis in theatro obiicere. Iam qua id arte, quo ingenio, at qua doctrina perfecerit, paucis exponendum videtur. Quod autem vt definite satis et distincte declaretur, drama ipsum (c. 4, 1—c. 22, 5) a partibus eius aduentitiis (c. 1, 1—3, 22 et c. 22, 6—21) separandum est.'

And again (1. xix–xxiii):

'Habemus igitur oraculum ad actum, hac ratione et hoc partium ordine reuocatum:

TITVLVS, c. 1, 1—3.

PROLOGVS, c. 1, 4—c. 4, 22.

In quo declaratur, *ad Christianos dramatis argumentum pertinere.* ...

DRAMA IPSVM.

PROLVSIO c. 4, 1—c. 8, 5.

Scena adornatur. ...

ACTVS PRIMVS c. 8, 6—c. 12, 17.

*Hierosolyma expugnantur,* siue *Iudaismus vincitur a religione christiana.* ...

ACTVS SECVNDVS c. 12, 18—c. 20, 10.

*Roma expugnatur,* siue *Gentilitas vincitur a religione christiana.* ...

ACTVS TERTIVS c. 20, 11—c. 22, 5.

*Hierosolyma coelestia de coelo descendunt,* siue *futurae vitae felicitas aeternum duratura describitur.*

EPILOGVS c. 22, 6—11. ...'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Renan works out the drama in detail in his *Histoire des Origines du Christianisme,* 'L'Antichrist' (Vol. 4, chap. 16).[1]

More recently, Archbishop Benson (*op. cit.*) has touched upon this conception:

P. 3: 'I have tried so to write it out, in a clear sequence of what in a Drama would be *Acts* and *Scenes.*'

P. 4: 'I. Of the Persons, divine and other, who take part in the Action: The *Dramatis Personæ* if it were a Drama.'

Pp. 5—6: 'It may appear that the Six Divisions which Aristotle finds in the Drama have presented themselves in these Essays, which of course were drawn up without any eye to such Division. In the First, the Mythus or "Story of the whole with (to some extent) the Ethic", the developed "Characters", "Moral Atmosphere", &c.

'In the Second, the Opsis or Spectacle and the Melopoëia or Choric Songs.

'In the Third and Fourth, the Dianoea, the deep purpose, spiritual aim, religious certainties rooted in the Author, to be grafted in the Reader. In the Fifth, the Lexis or Diction.

'The Book is no Drama. The Action is carried on *per Facta non Verba.* The Persons are not silent, but they use the fewest possible words. To this the Choric Songs are the only exception. Yet the Book is like the relating of a Drama, a narrative of Scenes and Acts which had passed before the eye of the Seer, although on an almost unlimited stage wider than the commonly visible world.'

Frederic Palmer (*The Drama of the Apocalypse,* New York, 1903) says clearly (pp. 9—10): 'The Book is in the form of a drama. It could hardly have had any other form, for the events it has to deal with are essentially dramatic, events which step by step inevitably bring about a final *dénouement.* It is interesting to compare it with the other two dramas of classic Hebrew literature, the Book of Job and Solomon's Song.' In an Appendix (pp. 191—2), Dr. Palmer gives the complete scheme of the drama as developed in the body of his book. The distribution is as follows:

Title, 1. 1—4.
Prologue, 1. 4—20.
Salutation, 2. 1—3. 22.
**Act** I. THE OPENING OF THE SEALS OF FATE
Scenes
1: 4. 1—11.
2: 5. 1—14.
3: 6. 1—17.
4: 7. 1—8. 2.

---

[1] See also Samuel Davidson, *Introduction to the New Testament* 3. 616; and W. Boyd Carpenter, in Ellicott's Commentary.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

**Act** II. The Blowing of the Trumpets of Woe
1: 8. 2—6.
2: 8. 6—9. 21.
3: 10. 1—11.
4: 11. 1—15.
5: 11. 15—19.

**Act** III. The Establishment of the Kingdom, and its Results
1: 12. 1—17.
2: 13. 1—18.
3: 14. 1—20.

**Act** IV. The Judgment of the Earth and of Rome
1: 15. 1—5.
2: 15. 5—16. 21.
3: 17. 1—18. 24.
4: 19. 1—5.

**Act** V. The Marriage of the Prince of Heaven, and the Glory of the Kingdom
1: 19. 5—21.
2: 20. 1—15.
3: 21. 1—22. 6.

Epilogue, 22. 6—18.
Envoi, 22. 18—20.

It may be worth observing that Swete, in his excellent edition, *The Apocalypse of St. John* (2d ed., London, 1907, p. XLII), after referring to the interpretation of the book as a drama, adds: 'But while there are points of resemblance between the Greek drama and the Jewish Christian Apocalypse, the latter refuses to be bound by the laws of the Western stage.'

Yale University. Albert S. Cook.

---

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Quelques dénominations du 'cordonnier' en français.

Etude de géographie linguistique.

## I. Introduction.

Nous nous proposons d'étudier dans les pages qui suivent le développement ou, si l'on veut, le changement de quelques dénominations d'artisans en français.

Ces dénominations sont en général fort nombreuses et variées, ce qui s'explique par ce fait que dans les désignations des artisans, chaque époque, chaque contrée de la France reflète un degré de civilisation, un ensemble de rapports historiques ou économiques. Pendant des siècles, l'importance des métiers a été très grande dans toute la France. Nous allons voir qu'il y eut des périodes où la spécialisation fut poussée très loin: pour bien différencier les artisans qui exerçaient à peu près le même métier, il fallait un grand nombre de dénominations. Ces désignations varient aujourd'hui: elles variaient autrefois davantage.

Il va de soi qu'un dialecte, ou même un groupe de dialectes, conserve encore telle dénomination héritée du latin; d'autres l'ont remplacée par un autre mot qui peut-être à son tour a dû céder la place à un troisième. Les désignations des artisans telles qu'on les retrouve actuellement sur les cartes de l'*Atlas linguistique de la France* sont très variées. Faut-il les modifier si l'on veut reconstituer les désignations dans le passé, par exemple au moyen-âge? Et s'il y a eu des changements, ce qui est évidemment le cas, de quoi dépendent-ils?

Ce qu'il y a de plus difficile dans ces recherches, c'est de trouver un assez grand nombre d'exemples anciens, chose importante surtout pour localiser les dénominations différentes dans les différentes parties de la France d'autrefois. Mais, hélas! c'est un fait bien connu que plus on recule dans le temps, plus ces recherches deviennent difficiles: les sources sont d'autant moins abondantes qu'elles sont plus vieilles. Malgré tous nos efforts, il ne nous a pas été possible de trouver des dénominations d'artisans dans autant de documents que nous l'aurions souhaité; et il est pourtant bien sûr que les archives départementales par exemple auraient pu nous fournir des renseignements précieux pour cette étude. En tout cas, nous sommes convaincu que,



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

même si quelque petit détail pouvait être modifié, les résultats que nous avons obtenus sont suffisamment sûrs.

Nous nous bornerons pour cette fois aux dénominations de l'artisan qui s'occupe de la fabrication des chaussures. Cependant il y a, et il y a toujours eu, des chaussures de bien des sortes. Et comme la désignation de tout artisan se rapporte en général de la manière la plus étroite à l'article, dans ce cas à la spécialité ou à la catégorie de chaussures qu'il fabrique, il s'ensuit que le 'cordonnier' doit figurer sous bien des désignations. Mais nous ne pouvons pas les examiner toutes: nous ne nous occuperons que de celles qui sont les plus ordinaires. Il va sans dire que les dénominations s'appliquant à une spécialité, comme celle du *bottier*, aussi bien que les dénominations des artisans qui ne font pas de chaussures de cuir, par exemple le *galochier* et le *patinier*, ne seront pas traitées ici.

Cependant, même si nous ne pouvons pas nous occuper de toutes les dénominations de l'artisan en question, nous croyons qu'une étude de ce genre peut intéresser non seulement les philologues proprement dits, mais encore tous ceux qui savent qu'une combinaison de la géographie linguistique et de l'histoire des mots peut apporter quelques lumières à l'histoire de la civilisation dans un pays.

Un auteur allemand nous apprend qu'au temps de Charlemagne il n'y avait pas encore en Allemagne d'artisans au sens que nous donnons à ce mot. 'Es wurden, dit Wilhelm Arnold,[1] nur die unentbehrlichsten Handwerke getrieben, welche für Wohnung, Kleidung, Waffen und Werkzeug sorgten; und, was die Hauptsache ist, auch diese wenigen nicht von einem besonderen Stand, sondern von hörigen Knechten oder von denen, die ihrer bedurften, selbst. Es mochte wohl vorkommen, daſs ein armer Freier, der keine Knechte hatte, wie noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts der hochschottische Bauer, Zimmermann, Schmied, Schreiner, Färber, Weber, Gerber, Schuster und Schneider in einer Person war. Gewöhnlich aber wurden die Handwerke von Hörigen getrieben, die auf den Höfen des Adels und der begüterten Freien in groſser Anzahl saſsen. Hier haben wir die Hauptmasse und die gröſste Geschicklichkeit der ältesten Handwerker zu suchen.'

Ce que nous venons de constater pour l'Allemagne, s'applique certainement aussi à une très grande partie de la France du Nord. Dans le Sud, les anciens collèges romains avaient laissé des traces qui s'effacent à mesure que nous nous avançons

[1] *Studien der deutschen Kulturgeschichte*, Stuttgart 1882, p. 180 et suiv.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

vers les régions septentrionales.[1] En d'autres termes, le Midi de la France présente, dans ce cas comme dans bien d'autres, un développement fort différent de celui du Nord. Et d'un autre côté, il est bien clair que dans les campagnes le développement s'est fait d'une autre manière que dans les villes: le paysan se tira longtemps d'affaire sans l'aide de l'artisan qui était déjà devenu dans les villes un personnage nécessaire et important.[2]

Il ne faut pas oublier que, dès le début, on ne connaissait pas de spécialistes: ceux qui en général s'occupaient du cuir pouvaient être, même à Paris, à la fois tanneurs, sueurs, savetiers et baudroyeurs, boursiers et mégissiers etc.[3] Mais avant même d'en être venus là, quel développement considérable ils avaient parcouru! Il y eut un temps où les monastères jouaient un rôle très important dans l'existence des artisans. 'Les monastères d'Occident qui, sous la direction de saint Benoît, prirent pour règle les travaux agricoles ou manuels, appelèrent à eux les artisans isolés et leur offrirent un refuge et un abri bien préférables à la misère et à l'esclavage.'[4] Si les métiers commencèrent à fleurir, grâce aux monastères, les désignations des différents métiers et de ceux qui les exerçaient dépendirent naturellement de la langue qui se parlait dans ces monastères. Dès lors nous ne serons pas surpris de trouver, dans les pages qui suivent, des dénominations d'origine latine, datant parfois de l'époque classique, parfois d'une période beaucoup plus récente. Une fois ces désignations mises en circulation, allaient-elles persister?

## II. Quelques remarques générales.

Au début du moyen âge, vers le IX^e^ ou le X^e^ siècle, les artisans et les marchands travaillaient pour leurs seigneurs: ils faisaient le service du seigneur ou, comme on disait dans le français du temps, son 'mestier'. C'est ainsi que Charlemagne recommandait qu'il y eût dans ses fermes de bons ouvriers, des forgerons, des orfèvres, des cordonniers (sutores), des tourneurs, des charpentiers, des armuriers, des oiseleurs, des savonniers, des brasseurs, des boulangers, des fabricants de filets, et, ajoutait

---

[1] E. Martin Saint-Léon, *Histoire des corporations de métiers*, 2e éd., Paris 1909, p. 32 et suiv.

[2] C'est ainsi que dans les Grisons il y a encore des villages où les femmes font tous les vêtements, même ceux des hommes. Pour désigner le *tailleur*, — artisan inconnu dans ces villages, — on se sert d'un mot d'emprunt: *schneder*.

[3] Hippolyte Blanc, *Les corporations de métiers*, p. 181.

[4] Paul Rougier, *Les associations ouvrières*, Paris 1864, p. 31.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

l'Empereur, 'tous les autres artisans qu'il serait trop long d'énumérer.'[1]

L'artisan d'alors était à la fois rien et tout: chaque artisan devait tout faire ou presque tout; par exemple celui qui préparait les peaux, autrement dit le tanneur, faisait en général aussi les souliers. Et nous trouverons par la suite plus d'un exemple où la différence entre 'tanneur' et 'cordonnier' ne s'est pas encore fixée. Les artisans s'occupant ainsi tantôt d'une chose et tantôt d'une autre, il est clair que, dès le début, les dénominations devaient avoir une certaine tendance à varier.

'Pendant la période mérovingienne, le développement de l'industrie fut favorisé par les rois et par l'Église naissante, qui avait rendu le travail en quelque sorte obligatoire, ou plutôt qui l'avait relevé de l'état de dégradation où les sociétés anciennes l'avaient condamné. A cette époque, la plupart des monastères établirent dans leur enceinte des ateliers, certains évêques, tels que Martin Eloi, César d'Arles donnèrent l'exemple du travail manuel, et les solennités religieuses, les pèlerinages devinrent l'occasion de ces foires périodiques qui aidèrent si puissamment, dans le cours du moyen âge, à l'activité des relations commerciales.'[2]

A partir du moment où les artisans se sont affranchis de leur servitude vis-à-vis de leurs maîtres, on peut, dès le XII[e] siècle, commencer à parler du régime de la petite industrie et du petit commerce. Les artisans devinrent peu à peu des gens d'importance, surtout après qu'ils furent arrivés à se constituer en corporations.

Naturellement les corporations parisiennes furent les plus renommées. Antérieurement au treizième siècle il y avait eu plusieurs corporations d'artisans autorisées et pourvues de règlements spéciaux;[3] mais ce n'est pas avant le règne de saint Louis

[1] 'Ut unusquisque judex in suo ministerio bonos habeat artifices, id est, fabros ferrarios et aurifices vel argentarios, sutores, tornatores, carpentarios, scutarios, piscatores, aucipites, id est aucellatores, saponarios, siceratores, id est qui cervisiam vel pomatium vel piratium vel aliud quodcumque liquamen ad bibendum aptum fuerit facere sciant, pistores qui similas ad opus nostrum faciant, retiatores qui retia facere bene sciant tam ad venandum quam ad piscandum sive ad aves capiendum, necnon et reliquos ministeriales quos ad numerandum longum est.' *Monumenta Germaniae Historica*, ed. Pertz, Legum, tom. I (*Capitulare de Villis*, ann. 800), ch. XLV. — Cf. A. Parmentier, *Les métiers et leur histoire*, Paris 1908, p. VI.

[2] *L'ancienne France. L'industrie et l'art décoratif.* Paris s. d., p. 8.

[3] Cf. Gustave Fagniez, *Étude sur l'industrie et la classe industrielle à Paris au XIII[e] et au XIV[e] siècle*, Paris 1877, p. 4: 'Il faut arriver à la seconde moitié du XII[e] siècle pour trouver les premières traces de l'existence des corporations. Cette existence se révèle pour la première fois dans une charte de 1160 par laquelle Louis VII concède à Thèce Lacohe les revenus des métiers de tanneurs, baudroyeurs, sueurs, mégissiers et boursiers. Il résulte implicitement de cette charte que ces cinq métiers étaient exercés par autant de corporations.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

qu'on eut à Paris des règlements fixes pour toutes les corporations. Etienne Boileau, nommé en 1258 prévôt de la capitale, compose son célèbre *Livre des métiers* qui contient les règlements détaillés de toutes les corporations enregistrées à cette époque. Il va sans dire que c'est là un livre de la plus haute importance pour les recherches que nous allons faire.

Ce *Livre des métiers* eut une très grande influence sur le développement de l'industrie dans toute la France. On se dépêcha partout de faire pour les corporations qu'on instituait des règlements conformes à ceux des corporations parisiennes,[1] et, comme il est naturel, on retrouve toujours ou presque toujours dans ces règlements les mêmes désignations d'artisans que dans la capitale. C'est là un fait d'une importance considérable: avec les statuts nouveaux s'introduisirent des désignations de la capitale. Pour nous, il s'agit d'abord de trouver les désignations d'artisans antérieures à celles qui furent fixées dans les nouveaux statuts.

Afin d'expliquer dans une certaine mesure pourquoi nous avons affaire à tant de dénominations pour un seul artisan, disons tout d'abord qu'au moyen âge, et plus tard encore, la spécialisation était poussée beaucoup plus loin que de nos jours. On le comprend peut-être mieux si l'on considère ce fait que le *Livre des métiers* (achevé en 1268?) contient les statuts de cent corps d'états différents. Et pourtant, plusieurs des professions les plus importantes telles que celles des bouchers, des tanneurs, des épiciers, des vitriers etc. n'y figurent pas. D'où vient cette lacune? Pourquoi n'y retrouve-t-on pas non plus les *sueurs* qui, en réalité, existaient à Paris au temps où fut composé le *Livre des métiers?* Nous ne pouvons rien dire de certain à ce sujet. Mais nous savons qu'au cours du temps le nombre des corporations, déjà grand, s'accrut considérablement: au milieu du dix-septième siècle, il y en avait, dans la capitale seulement, mille cinq cent cinquante et une![2] On comprend dès lors que, pour ceux qui s'occupaient par exemple de la fabrication des chaussures ou des vêtements, il y avait un très grand nombre de désignations; on comprend aussi qu'avec la suppression des corporations, en 1791, bien des dénominations autrefois vivantes eurent une cer-

---

[1] Ainsi, à Rouen, en 1387, 'le bailli fit venir les statuts des tailleurs de Paris et, sur leur modèle, fit ceux de Rouen'. (Ouin-Lacroix, *Histoire des anciennes corporations d'arts et métiers et des confréries religieuses dans la capitale de la Normandie.* Paris 1850, p. 149.)

[2] P. Lacroix, *Les arts et métiers au moyen âge.* Paris 1887, p. 278. — Au quinzième siècle près de quatre-vingts corporations ouvrières existent à Poitiers; cf. P. Boissonnade, *La vie ouvrière en Poitou au quinzième siècle,* Ligugé (Vienne) 1897, p. 3.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

taine tendance à disparaître, celles surtout qui désignaient l'artisan inférieur. Ainsi par exemple *sueur,* — autrefois répandu dans toute la France, comme nous allons le voir — tomba peu à peu en désuétude: cette dénomination fut remplacée par d'autres; pour emprunter un exemple à une autre langue, le même mot en anglais, *souter,* perdit son sens original pour prendre le sens péjoratif attaché en français à 'savetier' aujourd'hui. Et qui donc, après la suppression des corporations françaises en 1791, eût consenti à rester *savetier,* s'il pouvait sans aucune difficulté parvenir au degré de *cordonnier?*

Cependant, comme nous le montre l'*Atlas linguistique de la France,* bien des dialectes conservent toujours des dénominations une fois en usage: serait-il impossible, en étudiant ces dénominations, de découvrir des faits intéressants et importants pour l'histoire de la civilisation de la France? C'est ce que nous allons voir maintenant.

En examinant la feuille nº 326 — 'cordonnier' — de l'*Atlas linguistique,* nous constatons que le terme de *cordonnier* est en usage dans toute la France. Il n'y a que peu d'endroits où nous relevons d'autres dénominations de cet artisan. C'est le cas pour le département des Pyrénées-Orientales, où nous avons *savetier* au lieu de *cordonnier*; et nous retrouvons la même dénomination de *savetier,* bien que les formes varient un peu, dans le département des Alpes-Maritimes en quelques points (890 et 990) et au point 987 en Italie. Ajoutons qu'au point 899, dans le département des Alpes-Maritimes, nous trouvons *scarparo.*

Dans l'Ouest de la Suisse, aux points 71, 73 et 74 et dans la Wallonie en une dizaine de points, nous avons des formes de *corvisier.* Dans le département de la Haute-Marne nous trouvons au point 132 *Schuhmacher,* et au point avoisinant 49 du même département *Schuhflicker* (à côté de *cordonnier*). Le point 284 (Saint-Pol) dans le dép. du Pas-de-Calais a *cordonnier* à côté de *Schuhmacher* et de *gnaf,* ces deux derniers en mauvaise part. Enfin, *écofier* au sens de 'cordonnier' est attesté dans la Suisse romande aux points 52, 62, 63 et 70.

Pour mieux expliquer ce que nous voulons dire, nous nous servirons d'une carte où les différentes désignations se présentent avec des marques différentes; et nous prions le lecteur d'avoir cette carte constamment sous les yeux afin de mieux comprendre notre exposé.

Comment se fait-il que nous trouvions maintenant dans le français tant de dénominations du 'cordonnier'?

Évidemment nous avons affaire ici à plusieurs *couches de mots.* Il faut se demander alors: est-ce que toutes les dé-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nominations citées ont été connues dans toute la France? Et, si tel est le cas, dans quel ordre ont-elles apparu? Car pour nous il est aussi important de trouver l'ordre chronologique de ces désignations que d'examiner leur répartition géographique.

## III. Quelles étaient en latin les dénominations du 'cordonnier'?

Avant d'entamer le sujet que nous nous sommes proposé d'étudier de plus près, examinons d'abord cette question:

Quelles étaient en latin les dénominations du 'cordonnier'?[1]

La chaussure a joué un rôle beaucoup plus important qu'on ne serait tenté de le croire de prime abord; il y a eu des époques où l'on pouvait dire avec plus de raison qu'aujourd'hui: 'la chaussure fait l'homme.' Nous ne parlons pas du rôle de la poulaine en France: on sait que les pointes des poulaines étaient longues d'un demi-pied 'pour les gens ordinaires, d'un pied pour les riches et de deux pieds pour les Princes.'[2] Mais pour nous en tenir aux Romains, il était à Rome défendu aux esclaves d'avoir des chaussures: c'était là un signe de leur infériorité. Un homme libre se serait bien gardé, en général,[3] de sortir nu-pieds de peur d'être pris pour un esclave. Et encore, la catégorie de chaussure servait à Rome à marquer le degré social de celui qui la portait. Chez tous les peuples, la chaussure a subi bien des variations: c'est aussi le cas pour les Romains; et il n'est pas sans intérêt d'examiner d'un peu plus près les catégories de chaussures des Romains, puisque la dénomination du cordonnier dépend étroitement de ce qu'il fabrique.

---

[1] Évidemment, les cordonniers jouaient, même chez les Romains un rôle bien plus important dans les villes qu'à la campagne, où il n'y en avait d'ailleurs peut-être pas; cf. Blümner, *Die römischen Privataltertümer*, p. 591: 'Die Zeiten primitiver Kultur, wo sich, wie später wohl noch der Landmann, jeder sein Schuhwerk selbst zurechtschnitt und zusammennähte, waren in Roms Frühzeit wohl schon lange vorüber.' — Dans les premiers temps, il n'y avait pas, naturellement, de différence entre le *tanneur* et le *cordonnier:* l'un remplissait très bien les fonctions de l'autre; cf. Büchsenschütz, *Die Hauptstätten des Gewerbefleiſses im klassischen Alterthume*, Leipzig 1869, dans *Preisschriften, gekrönt und herausgegeben von der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft zu Leipzig*, p. 90 ss. — Cf. Blümner, *Gewerbe und Künste bei den Römern*, I, p. 268 ss.'

[2] Inutile d'ajouter que c'est de ce temps-là que dates sexpression 'vivre sur un grand pied.'

[3] Il y avait, naturellement, des exceptions. 'Tacite remarque à titre de singularité, que Phocion, l'austère Caton d'Utique et plusieurs autres, rebelles à l'usage, sortaient quelquefois sans souliers.' (Lacroix-Duchesne-Seré, *Histoire des cordonniers*, p. 6.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Voyons ce qu'écrivent à ce sujet Lacroix-Duchesne-Seré, *Histoire des cordonniers,* p. 8 ss.: 'En public, les Romains portaient toujours le *calceus,*[1] soulier généralement noir, quelquefois rouge ou de couleur écarlate, qui couvrait entièrement le pied (à peu près comme nos souliers), montait trois doigts au-dessus de la cheville et s'attachait pardevant avec une courroie, un lacet ou un cordon. Les *calcei uncinati* allaient à mi-jambe. La *solea* était, comme son nom l'indique, une espèce de sandales ou semelles taillées sur le patron de la plante des pieds. Elles étaient assujetties par de minces lanières de cuir ou des bandelettes de toile passées et repassées sur le pied, entre les doigts du pied et autour de la jambe. — On ne sait pas trop maintenant en quoi le *sandalium,* proprement dit, pouvait différer de la *solea.* La *crepida* fut aussi une variété de la *solea.* Elle découvrait le pied comme elle et, comme elle, s'attachait avec des courroies; mais elle avait une semelle beaucoup plus épaisse et n'était qu'une chaussure commune et de bas prix. — La *gallica,*[2] imitée d'une chaussure dont les Gaulois se servaient en temps de pluie, est encore de la famille des *soleae.* Comme la *solea,* la *gallica* n'était point de mise avec la toge ou robe longue, excepté aux champs. — La *caliga* était la chaussure exclusive des soldats. On donnait souvent aux soldats le nom de *caligati.*'

Nous aurions pu ajouter encore un assez grand nombre de noms de souliers romains, mais à quoi bon? Il appert de ce que nous venons de dire que chez les Romains la chaussure était d'une importance extrême.

S'il y avait bien des sortes de souliers chez les Romains, il y avait aussi une foule de dénominations du cordonnier, dépendant en général de l'espèce de chaussures qu'il fabriquait: *solearius*[3]

---

[1] Il y avait plusieurs sortes de *calcei;* cf. Pauly-Wissowa, *Realencyclopädie,* art. *calceus: 'calceus,* der Schuh, ist im Gegensatz zur Sandale, *solea,* die nationale, zur Toga gehörige Fuſsbekleidung des römischen Bürgers und in seinen verschiedenen Formen Standesabzeichen. Es werden unterschieden: 1. *mulleus* (*Pauls Grundriſs* I, *Kluge* 341; 'mule genus calceamenti est' [Goetz, *Thesaurus,* p. 714]; fr. *la mule*). 2. *c. patricius,* 3. *c. senatoricus,* 4. *der gewöhnliche c.* — Der Calceus gehörte zur Tracht des römischen Bürgers, und öffentliches Erscheinen in anderer Beschuhung wurde stets getadelt.'

[2] 'L'usage se répandit chez les Romains, dit Aulu-Gelle, "peu de temps avant l'époque de Cicéron", c'est-à-dire, sans aucun doute au moment où fut conquise la Narbonnaise; en 45 av. J.-C. on la voyait aux pieds de Marc-Antoine qui se trouvait alors dans cette province.' (*Dict. des Antiquités,* art. *gallica.*)

[3] Devic et Vaissete, *Histoire du Languedoc,* t. XV, p. 192; inscription: 'L. Braetius Litorinus, *solearius.*' — Cf. *Corp. Inscr. Lat.* XII, 4510 (ex. provenant de Gallia Narbonnensis); VI, 9897.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ou *sandaliarius,*[1] *caligarius,*[2] *crepidarius,*[3] *calceolarius,*[4] *gallicarius, baxearius*[5] et d'autres. *Caligarius* était la désignation de l'ouvrier qui faisait des *caligae,* le *crepidarius* fabriquait des *crépides,* le *gallicarius* des *gallicae,* le *baxearius* des *baxeae* etc. Mais il y avait aussi le terme *sutor,* désignation collective des cordonniers.[6]

Si nous rapprochons ces données de celles qu'on trouve sur la feuille citée de l'*Atlas linguistique* ou même de celles qu'on peut tirer du *Livre des métiers* d'Etienne Boileau, c'est-à-dire *cordonnier, savetonnier, savetier,* on ne trouve aucune dénomination qui correspond à celles du latin. On n'en trouve pas non plus dans le français d'aujourd'hui: les dénominations latines ont disparu du français. Examinons un peu les circonstances dans lesquelles s'est accompli ce processus.

Nous venons de voir que chez les Romains la spécialisation de la cordonnerie était poussée très loin et que, comme conséquence de la spécialisation, les désignations des cordonniers étaient très nombreuses. Mais les peuples qui adoptèrent la langue des Romains n'étaient pas parvenus au même degré de civilisation que ceux-ci: ils n'étaient pas aussi habitués au luxe, ils n'avaient pas non plus besoin ni de nombreuses espèces de chaussures ni de nombreuses désignations pour ceux qui les fabriquaient. Il s'ensuit que l'on ne connaissait pas, par exemple à la campagne et dans les petites villes de l'empire romain, tant de manières d'exprimer l'idée de 'cordonnier': quelques-unes des désignations romaines devaient tomber.

Si intéressant qu'il soit d'étudier le développement de ces mots dans les autres langues romanes, il faut les laisser de côté pour examiner l'histoire du mot en France. *Quelles sont les dénominations latines du 'cordonnier' qui ont pénétré en Gaule?*

De *caligarius* on ne voit pas de traces en Gaule. Il n'y a pas de dialecte qui ait conservé ce terme; il ne se trouve même pas dans une inscription gauloise. Ce n'est qu'en Italie

---

[1] *Corp. Inscr. Lat.* X, 3981.

[2] Cf. *Corp. Gloss.* VI, 168; *Corp. Inscr. Lat.* III, 14239, 14305; VI, 9225; IX, 3027, 3193.

[3] *Corp. Inscr. Lat.* VI, 9284.

[4] *Corp. Inscr. Lat.* VI, 3939. — Cf. Pauly-Wissowa, *Realencyclopädie,* l'art. *calceolarius*: '*calceolarius* kommt nur Plaut. Aulul. 507 vor. Da hier der *sutor* aufserdem genannt ist, so wird wohl *calceolarius,* der Ableitung vom Deminutiv entsprechend, der Verfertiger feinen Schuhwerks sein.'

[5] *Corp. Inscr. Lat.* VI, 9404.

[6] Cf. W. H. Dutton. *The boots and shoes of our ancestors,* London 1898, p. 9. — Ch. Vincent, *Histoire de la chaussure,* Paris 1861, p. 222 ss.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

et en Rhétie que *caligarius* se retrouve aujourd'hui:[1] pourquoi est-il confiné dans ce domaine? *Caligarius* avait un sens spécial, 'celui qui ne fait que des *caligae*, c'est-à-dire de la chaussure pour les guerriers romains';[2] il faut supposer que ces artisans, appartenant surtout aux légions romaines, restaient avec elles en Italie ou sur les frontières de l'empire, mais que, pour cette raison, cette désignation ne pouvait être acceptée dans les pays conquis pour désigner celui qui fabriquait de la chaussure pour tout le monde.

On pourrait en donner une autre explication encore, qui se trouve chez Quicherat, *Histoire du costume en France,* p. 98: 'Nous avons dit que l'antiquité n'avait point fait usage de bas, et nous avons donné de ce fait une raison qui paraît justifiée par l'apparition tardive de cette pièce dans l'habillement. C'est lorsque les soins de la propreté cessèrent de faire partie de l'éducation et lorsqu'on perdit l'habitude des ablutions fréquentes que les bas apparurent.

'A l'origine ils n'eurent pas de nom particulier. On les appela *tibialia,* de même que les jambières auparavant, ou bien *caligae,* à cause de leur analogie avec les souliers en forme de brodequins. La rencontre de ces mots dans les textes, à l'époque où nous sommes arrivés, est donc assez embarrassante, car à moins de circonstances particulières qui mettent à jour la pensée de l'auteur, il est impossible de décider s'il a voulu parler de bas, de gamaches ou de souliers.

'On peut tenir pour certaine la mention d'un bas dans un passage de la Vie de sainte Radegonde par la religieuse Baudonive. Il y est rapporté comme un trait de l'humilité de cette princesse dans les derniers temps de sa vie, qu'elle s'était taillé une paire de manchettes dans l'une de ses caliges. Cette calige ne pouvait être qu'un bas de soie, non pas un bas tricoté, car l'ouvrage de mailles ne sert à faire les bas que depuis trois cents ans, mais un bas fait de pièces assemblées.'

Si *caliga* pouvait avoir plus d'un sens, c'est-à-dire s'il pouvait signifier une sorte de chaussure aussi bien qu'une sorte de bas, il s'ensuit que *caligarius,* celui qui faisait des *caligae,* aurait ainsi un sens double. Il est bien clair alors que *caligarius* n'était pas le mot qu'il fallait pour donner une désignation générale du 'cordonnier'.

Pour nous en tenir à l'Italie, la dénomination toscane est *calzolajo* (lat. *calceolarius*);[3] cependant, il se trouve encore

---

[1] Cf. Meyer-Lübke, *Rom. etym. Wörterb.*, art. *caligarius.*

[2] Cette opinion est appuyée par Pauly-Wissowa, *Realencyclopädie,* art. *collegium,* p. 458: '*caligarii* = Verfertiger von Soldatenstiefeln.'

[3] Cependant, le mot est aussi entré dans le vocabulaire des dialectes de Sassari, de la Gallura et de la Corse; cf. Guarnerio, *Il sassarese, il gallurese e il còrso: Arch. glott. it.* XIII, p. 135.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

des restes de *caligarius* dans plusieurs dialectes: vénét. *caleger*, pad. *kalegar*, gén. *kaegá* (> cors. *kagé*), piém. *kalié*, engad. *k'alger*, friaul. *k'aliar;* le tosc. *galigajo* signifie 'tanneur';[1] émil. *kalger*.

Est-ce que dans les langues romanes *calceus* se retrouve toujours avec le sens de 'soulier'?

C'est là une question assez compliquée, et il n'entre pas dans le plan de notre travail de l'examiner à fond.

Nous allons démontrer plus loin que *calceus*, en français du moins, a dû changer de sens. En tout cas, il signifiait 'soulier' en latin encore au temps où fut formé *calceolarius*, 'celui qui fait des souliers', 'cordonnier'. *Calceolarius*, it. *calzolajo*, n'a pas de correspondant en français: à en juger d'après le *Corpus Inscriptionum Latinarum*, il n'y a pas en Gaule d'inscription où se trouve *calceolarius*. Pourquoi cette désignation de 'cordonnier' a-t-elle disparu dans ce pays? Ce ne peut guère être par un effet du hasard qu'un dérivé de *calceus* est tombé en désuétude dans le domaine français: il doit y avoir eu à cela des raisons spéciales.

Nous savons du *calceus* qu'il montait au-dessus de la cheville environ trois doigts et que les *calcei uncinati* allaient à mi-jambe. Ce qui caractérisait surtout le *calceus*, c'est que c'était un soulier montant: c'est la qualité de montant qui, pour le *calceus*, était essentielle. Peu à peu, l'idée de 'soulier' contenue dans ce mot a dû céder la place à l'idée de 'couverture de la jambe'. Plus tard, au lieu de *calceus*, il faut supposer **calcea* qui, en Gaule, doit avoir eu le sens de 'chausses': on ne sait pas si *calcearius* et *calceolarius* ont jamais existé en Gaule. Mais si tel est le cas, ils n'ont guère pu avoir le sens de 'cordonnier': l'activité de ces artisans doit avoir été consacrée plus spécialement à la fabrication de chausses.[2] 'Voilà le seul mot par lequel les bas aient été désignés au moyen âge et celui que nous emploierons jusqu'au moment où il a changé de sens' (Quicherat, *Histoire du costume en France*, p. 99).

Il est bien clair dès lors que *calcearius* et *calceolarius* pouvaient difficilement signifier 'cordonnier', le mot dont ils étaient formés ayant complètement changé de sens. Nous venons de démontrer que tel fut aussi le développement de *caligarius*.

*Solearius, sandaliarius, crepidarius* et *baxearius* s'appliquaient à un artisan de catégorie bien définie: on comprend que ces

---

[1] Cf. Pieri, *Le esplosive sorde tra vocali*, *Arch. glott. it.* XV, p. 338; H. Schuchardt, Lat. *galla*, *Zeitschr. für rom. Philol.* XXIX, p. 326, note 2; Parodi, *Studi liguri*, *Arch. glott. it.* XIV, p. 2.

[2] Cf. Jaberg, *Sprachgeographie*, p. 14 ss. — Cf. franç. mod. *chaussetier*, vieux prov. *causatier*.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

mots n'avaient pas de valeur quand il s'agissait d'exprimer un cordonnier 'bon à tout faire'. Nous avons montré pourquoi *caligarius* et *calceolarius* n'ont jamais été introduits en Gaule. Quelle désignation latine pouvait rester? Il n'y avait, en réalité, que *sutor* qui, en Gaule, triompha de toutes les autres dénominations. Examinons d'un peu plus près le développement de ce mot en français.

## IV. Sutor.[1]

### A. *Expansion géographique de sutor.*

Quand il s'agit d'examiner le rôle des cordonniers au temps jadis, il faut noter d'abord la différence qu'il y a entre les villes et la campagne: si, de très bonne heure déjà, les cordonniers étaient dans les villes des personnages importants, il est fort possible que dans les campagnes on ait pu pendant longtemps se passer de leurs services. En ce cas, on pourrait trouver des dénominations dans les villes, alors que dans les campagnes on n'en avait pas encore besoin, l'artisan lui-même n'y existant pas.

On ne se spécialisait probablement pas encore: l'homme qui préparait les peaux était fort souvent aussi 'sueur', savetier et tout le reste. En un mot, il y eut un temps où le tanneur — ou, si l'on veut, *le sueur* — s'occupait de toute l'industrie de cuir.[2] Cependant, cet état primitif se modifia de manières différentes; dans une contrée, l'industrie du cuir, par exemple sous l'influence de l'étranger, s'éleva à un degré supérieur et fit surgir beaucoup d'artisans et de métiers nouveaux; dans une autre province, au contraire, le cuir continua de jouer le rôle qu'il jouait depuis des centaines d'années, et les hommes qui s'en occupaient à un moment donné remplissaient les mêmes fonctions que leurs ancêtres. Il s'ensuit que la cordonnerie, qui dépend toujours non seulement de l'industrie de cuir, mais aussi et surtout du degré de civilisation des groupes en question, a pu avoir une importance variable dans les différentes provinces de la France.

En tout cas, constatons que le *sutorem* du latin se retrouve en vieux français sous la forme de *sueur;* il faut ajouter cependant que, à côté de *sueur,* il y a en vieux français aussi d'autres formes, par exemple *suor, surre* etc.

'Les *sueurs,* dit M. Boissonnade,[3] figurent dans les cartulaires du XI^e^ et du XII^e^ siècle sous le nom latin de *sutores* et

---

[1] V. la carte.

[2] On pourrait peut-être dire que le *sueur* continuait le travail du tanneur. '*Sueur,* ouvrier qui autrefois travaillait les cuirs au sortir de la main du Taneur. C'est lui qui les mettoit en suin, ou en graisse' (Richelet, *Dict. de la langue française,* nouv. édition; 1759).

[3] *Essai sur l'organisation du travail en Poitou,* t. I, p. 303.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sous la dénomination française de *suires* ou *suères* qu'ils gardèrent longtemps.[1] — Ils emploient surtout les peaux de vache, d'où le nom de *vachers*[2] [Statuts des *vachers* de Poitiers, 1274]. — Suères, vachers, cordouaniers, encore désignés sous le nom de *maignens,*[3] se confondent en un seul corps de métier qui dans les villes importantes, telles que Poitiers et Châtellerault, prend la forme de corporation jurée.'

Il ne faut peut-être pas attacher trop d'importance à ce fait que nous trouvons l'expression de 'terra sutorum' dans un document du 28 septembre 1066, signé par Philippe Ier.[4] Cependant,

[1] *Odolricus, Hugo, Thomas* etc. *sutores* (actes de 1070, 1189, XIIIe s.), *Cartul. St. Hilaire* I, 93, 207, 262; *Gillet suires, Robinus sutor* (actes XII—XIIIe s.); *Cart. d'Orbestier* nos 140, 294; *Aimericus, Brun sutores* (actes XIIe s.).

[2] On les appelait aussi des 'cordonniers de gros ouvrage', cf. *Arch. hist. Poitou,* XXI, 383. — Cf. Chapuis, *Les anciennes corporations dijonnaises,* p. 284 (dans: *Mémoires de la Société bourguignonne de géographie et d'histoire,* tome XXII): 'Les anciens cordonniers étaient nommés *vachiers, sueurs,* puis *corduaniers* (de Corduan) dont on a fait cordonnier. Les carreleurs ou savetiers étaient les ouvriers qui ne travaillaient que le vieux, c'est-à-dire qui ne faisaient que les réparations.'

[3] *Maignan,* qui en Poitou semble avoir eu le sens de *cordonnier* (ou plutôt de *savetier?*), a en général le sens de 'chaudronnier ambulant'. Comme nous n'avons pas trouvé autre part *maignens* au sens de *cordonnier,* nous nous bornerons à citer le dictionnaire de Godefroy:

'On lit dans le Dictionnaire étymologique de Ménage: 'En plusieurs lieux de France, les chaudronniers crient par les rues *magnan, magnan.* Les Berruiers disent *mignan* en la même signification'.

'Bessin, *magnan,* chaudronnier ambulant. Beauce, *maignen.* Morv. *maignin.* Champ. *maignien.* Poitou, *maignin.* Berry, *mignan.* Bourg. *maignié,* selon Le Duchat. Metz, *magni,* selon Le Duchat. Dans le canton de Mesvres, on appelle *maignins* les ouvriers de passage qui viennent au printemps raccommoder les souliers, les parapluies, la faïence. Suisse rom., Neuchâtel, *magnîn,* drouineur, chaudronnier ambulant: 'La cocasse a un trou, eh bien! portez-la au *magnin.*' Quand le temps est très sombre et le ciel très chargé, nous disons figurément et facétieusement: 'Il va pleuvoir des *magnins.*' Nous disons aussi d'une personne sale ou au teint foncé: 'Elle est noire comme un *magnin* (Bonhôte, *Gloss. neuchât.*). Jura et Suisse rom., Vaud, *magnin,* hongreur. Bas-Valais, Vionnaz, *magnen.*

'Noms propres *Magnan, Magnien, Magnin, Maignan, Magnein, Magniant, Lemainien.*" — Ajoutons que le *maignan* semble avoir rempli des fonctions très variées; ainsi Bridel s. *magnin* nous atteste pour ce mot le sens de 'chaudronnier ambulant' et celui de 'châtreur de porcs'; cf. aussi *Atlas linguistique de la France,* carte 1694, 'rétameur'; nous y voyons l'invasion de *magnin* à travers la *Suisse française* jusque dans l'Est de la France. C'est sans doute le chaudronnier ou le rétameur ambulant de l'Italie qui a laissé aussi son nom parmi la population qu'il fréquentait. Ces *magnins* savaient sans doute tout faire: il n'est pas étonnant que ces gens aient pratiqué souvent le métier de savetier. L'élément commun est la notion de 'raccommodeur'. — Pour l'origine de ce mot, v. l'hypothèse de Flechia, *Postille etimologiche* (*Archivio glott. it.* III, p. 175).

[4] *Chartes et diplômes relatifs à l'histoire de France* publiés par les soins de l'*Académie des Inscriptions et Belles-Lettres,* I, Paris 1908, p. 76.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

à une époque où l'on remplace les vieux mots latins par des formations nouvelles — nous allons montrer plus loin que par exemple *sartor* est remplacé par **parmentarius* — il est d'une certaine importance de constater l'existence de *sutor*. Mais surtout on avait des *sueurs* à Paris: au mois d'août 1345 on donne des 'statuts et ordonnances' aux 'tanneurs, corroyeurs, baudroyeurs et *sueurs*' de Paris.[1] En 1614, on renouvelle les statuts des *cordonniers-sueurs* de cette ville. Les exemples de *sueur* abondent. Dès lors on peut se poser la question suivante:

*La dénomination de 'sueur' était-elle répandue dans toute la Gaule? Ou bien s'était-elle confinée dans une partie plus ou moins grande de ce pays?*

Nous croyons que *sueur* fut à une certaine époque employé dans toute la Gaule. Il est cependant bien clair que le fait est difficile à constater surtout pour les premiers siècles du moyen âge: *sueur* est un de ces mots qui, à cause de leur sens, ne se retrouvent pas très souvent dans les plus vieux textes français. Nous croyons aussi qu'il y a un peu partout dans les archives de vieux documents où figure bien des fois la dénomination de *sueur:* nous regrettons beaucoup de ne pas avoir été à même de les examiner.

Néanmoins, il nous est possible de constater d'abord que le terme existe en vieux provençal sous la forme *sudor*.[2] Il existe, à en croire Devaux (*Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge*, p. 200) dans le dialecte du Dauphiné au moyen âge. Et nous pouvons également bien le rencontrer mainte fois dans le vieux français: mais plus les textes sont vieux, moins on a de chance d'y trouver *sueur*.

Signalons d'abord, sans attacher du reste trop d'importance à ce fait, qu'il y avait à Arras vers 1148 des corporations d'ouvriers parmi lesquelles nous remarquons les cordonniers, appelés *sutores* dans le document latin dont il s'agit ici, et les *tailleurs* qui y sont appelés *parmentarii*.[3] Pourquoi y a-t-on remplacé *sartor* par *parmentarius* sans mettre par exemple *cordoanarius*

---

[1] Cf. Ch. Desmaze, *Les métiers de Paris*, Paris 1874, p. 77.

[2] Cf. E. Levy, *Petit dictionnaire provençal-français*. M. E. Levy a eu l'extrême obligeance de nous communiquer que cet exemple provient du *Cart. de Limoges* p. 94, l. 19: 'Lo diumenc es l'estilgacha aus chamnhadors ..., lo dissabde aus *sudors* e aus galocheirs.'

[3] Cf. Hazelius, *Om handtverksämbetena under medeltiden* (dans *Bidrag till vår odlings häfder*), Stockholm 1906, p. 49. Cf. Du Cange: '*sutor Vaccae,* sutor qui utitur corio vaccae, gall. *cordonnier*. Charta Leduini Abbat. S. Vedasti Atrebat. ann. 1036 ex. Chartul. V. ejusd. Monast. p. 243.' — *Sutorius*, sutor. Charta ann. 1348, tom. 2. Hist. Dalph. (= Dauphiné) pag. 578, col. 2: 'Item statuit quod in dicto monasterio sint tres aut quatuor Conversi ... alius Sutorius.' — '*Sutorium,* locus ubi sutores vel sartores merces suas venum exponunt. Comput. praeposit. Paris ann. 1321.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

alors en vogue comme succédané de *sutor?* Probablement parce que les dénominations de *tailleur* et de *cordonnier* étaient en cet endroit *parmentier* et *sueur.*[1]

Il est évident, nous sommes le premier à le reconnaître, que les faits que nous venons de mentionner ne sont pas des preuves suffisantes à elles seules. Mais heureusement nous pouvons constater, à l'aide du dictionnaire de Godefroy, qu'il y a bien des exemples de *sueur* en vieux français, et que ces exemples appartiennent à des textes provenant de différentes parties de la France. Bien qu'il ne nous soit pas possible de localiser tous les exemples de *sueur* dont nous disposons, nous pouvons en tout cas constater que *sueur* existe dans des textes vieux français qui proviennent de quelques endroits des provinces suivantes: Artois, Picardie, Ile-de-France, Champagne, Nivernais et Bourgogne. Si nous ajoutons ce fait que *suerie* (*suerrerie*) 'cordonnerie' se trouve dans quelques glossaires latin-français comme traduction du latin *sutorium* et qu'il existe dans des textes provenant de la Picardie, il doit être prouvé que *sutor* a été connu dans presque toute la France du Nord. On pourrait même dire que *sueur* a eu un emploi officiel: nous venons de citer un document (de Paris) de 1345, traitant des *sueurs;* en 1464 nous trouvons une ordonnance royale qui parle de 'cordoniers, *sueurs* et autres marchans' (*Ord.* XVI, p. 318). Et nous devons répéter ici que, en 1614, on renouvela, à Paris, les statuts des *cordonniers-sueurs.*[2]

---

[1] *Sutor* se trouve aussi dans le 'Capitulare de villis', *Monumenta German. historica* (série *leges*), tom. I, ch. XLV: 'Ut unusquisque iudex in suo ministerio bonos habeat ... *sutores* ...' (*Caroli Magni Capitularia*). — Ce texte appartient sans doute au Nord de la France; cf. J. Jud, *Arch. f. das Studium der neueren Spr. und Lit.*, t. CXXVI, p. 112.

[2] Nous notons ici les textes qui sont cités chez Godefroy comme contenant *sueur*: Rencl. de Moiliens, *Miserere,* CXXXVII, 2, Van Hamel ('Ne loe pas k'on s'i assente Li *surre* devant cui passa En Rome une dame mout gente); *Aim. de Narb.* 2122, var., A. T. (Devant lui fet mander les bolengiers, Et toz les fevres, et toz les taverniers, Toz les *suors* avec les poisoniers); 1205, Arch. MM 2092, pièce 19; 1226, *Cens.,* Paracl. de Pruvin, f° 5 v°, Arch. Aube; *L'Escouffle,* Ars. 6565 (v. 1602—1605: Ne bée pas a ciaus raiembre Qu'il puet ataindre ne consurre Car cil qui fust bouchiers ou *surre* S'ert fais chastelains par richece); *Le dit des ferres,* Jub., *Jongl. et Trouv.* p. 135; 1272, *Cart. de Provins,* f° 4a, Bibl. Provins; Est. Boileau, *Livre des mestiers,* 1re p. LXXVII, 1 Lespinasse et Bonnardot; Id., *ib.,* 2e p., VIII, 13; 1280, *Reg. aux bans,* n° 464, Giry, *Hist. de St. Omer;* 1299, *Cart. de S. Léonard et de S. Mart. de Bellême* LXVIII, Arch. Orne; 1305, *Cens. du Paraclit,* f° 20 v°, Arch. Aube; *Gloss. de Douai,* Escallier; 1326, Arch. JJ 64 f° 239 v°; 1345, *Ord.* XII, 80; Mars 1369, *Ord.* V, 272; *Stat. de Richard II,* an XIII, bibl. Louvre; XIVe s. *Ordonn. de la Prévôté de Vailly,* Arch. admin. de Reims III, 493, Doc. inéd.; 1406, *Compte de la vierie d'Ostun,* Arch. C.-d'Or, B. 2329; *Registre des recettes de Boulogne-sur-Mer,* 1415—16, p. 30, Dupont; 1433—39, *Compt.* Arch. mun. Autun; 1464, *Ord.* XVI, 318.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Est-ce que *sueur* appartenait aussi à la France du Sud? En réalité, nous avons des exemples provenant aussi du Midi, mais ces exemples ne sont pas très nombreux. Nous nous bornons ici à mentionner l'indication de M. Devaux pour le Dauphiné (déjà cité, v. p. 94) et celle de M. Levy, *Petit Dict. Provençal-Français,* pour le Limousin.[1]

La carte ci-jointe démontre l'emploi de *sueur* en France, à en juger d'après les exemples que nous avons trouvés. Il est vraisemblable que *sueur* a été connu dans toute la Gaule, bien que nous n'ayons pas réussi à en constater l'usage partout. Cette dénomination de *sutor* doit avoir été plus générale, plus vigoureuse que toutes les autres: nous en avons une preuve dans le fait que le mot latin se trouve même dans les dialectes germaniques.

Le *sutor* du latin se retrouve en effet dans le vieux-haut-allemand et dans le moyen-haut-allemand sous les formes *sûtari* < *sutarius, sûtere, sûter;* et *suter* subsiste toujours en allemand vers la fin du XIV^e^ siècle. Il existe aussi dans le vieil-anglais sous la forme *sútére,* anglais moderne *souter* (dial.) 'savetier'. Même les langues scandinaves avaient *sutari* au sens de 'cordonnier'; *sutari* y reste toujours dans des noms de lieux, par exemple *Suttremåla, Sutarebo* en Suède; à *Elseneur* en Danemark il y a une rue qui porte toujours le nom de *Suder-gade* (Rue des Cordonniers). *Sutare* est, en suédois, maintenant le nom d'un poisson. L'islandais avait *sútari* au sens de 'cordonnier'.

Pourquoi *suter* n'a-t-il pas subsisté en allemand pour désigner le cordonnier? Nous venons de voir que par exemple en anglais *souter* a pris le sens de 'savetier', et qu'il a tout à fait disparu des langues scandinaves au sens de cordonnier. Toutes les désignations d'artisans ont cela de commun qu'elles perdent souvent leur sens original pour prendre, en général, un sens péjoratif. C'est le cas pour *sartor, couturier, cousandier, corvisier,* et tant d'autres. Il est possible qu'il en soit de même pour *sûter* en allemand; il est probable que *sutor,* qui signifiait originairement 'couseur', perdit peu à peu son sens primitif; pour exprimer avec plus de précision qu'il s'agissait dans le métier du

[1] De très bonne heure *sutor* a été remplacé dans le Midi par *savatier.* Nous reviendrons plus tard sur ce point, mais nous voulons, ici déjà, attirer l'attention sur le fait que, à Marseille par exemple, dans un document en latin du XIV^e^ siècle, on doit avoir appelé un *cordonnier* 'savatier' puisque *sabaterius* remplace plusieurs fois le mot qui aurait dû être *sutor;* cf. Octave Teissier, *Marseille au moyen âge,* Marseille 1892, p. 184: cf. aussi Louis Guibert, *Les anciennes corporations de métiers en Limousin* (*La Réforme sociale* VI, p. 397, note 2); nous y trouvons un exemple de *savetier* du XIII^e^ siècle, au sens de 'cordonnier'. — A. Germain, dans son *Histoire de la communauté de Montpellier,* Montpellier 1851, t. III, p. 469, donne des exemples de *sabaterius* au sens de 'cordonnier' du XIV^e^ s.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*sutere* de faire de la *chaussure,* on mit, au XIII[e]—XIV[e] siècle, Schuoh- devant sutere. De Schuoh-sutere devint plus tard *Schuster* 'cordonnier'.[1]

Comment expliquer une influence de ce genre? N'oublions pas que les ouvriers compagnons 'battaient toujours la semelle', et peut-être les ouvriers de cordonnerie plus encore que les autres. Et comme il y a toujours eu quelque chose d'international dans les métiers, les modes changeant dans un pays comme dans l'autre et la matière première une fois employée dans un pays se frayant bientôt un chemin vers un pays voisin, on pourrait fort bien imaginer que la dénomination du cordonnier en Allemagne a été influencée par la dénomination employée chez un peuple voisin; il est évident que cette influence a pu se faire sentir de très bonne heure. — A ce propos, n'oublions pas que c'est aux Celtes que les Germains ont emprunté par exemple la dénomination des pantalons: *bracae,* qui se retrouve sous la forme *bruoh* en vieux-haut-allemand, norrois *brók,* vieil-anglais *brôc* etc. —

Nous croyons donc pouvoir conclure que *sutor,* qui avait incontestablement une grande expansion, a été connu et employé peut-être dans toute la Gaule. Abstraction faite des noms propres, *sutor* en a cependant complètement disparu.[2] Dans le chapitre qui suit, nous allons examiner pour quels motifs *sutor* est tombé hors d'usage.

## *B. Pourquoi ne trouvons-nous pas de dérivés de* **sutor** *en français moderne?*

*Sueur,* au sens de 'cordonnier', n'existe plus en français. Est-ce que la disparition de ce mot provient de l'influence des

[1] Cf. J. Jud, *Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen,* t. CXXIV, p. 387: 'Der "Schuhmacher" heiſst heute *cordonnier,* eine volksetymologische Umdeutung vom alten *cordouanier;* allein die deutschen Mundarten weisen Vertreter von *sutor* (*sutariu*) auf. (Kluge, *Pauls Grundriſs* I[2], 345: altengl. *sûtere,* ahd. *sutari,* die K. zu *sutor* stellt, wohl in der Meinung, daſs die *-ari*-Bildung erst auf germanischem Boden eingetreten sei.) Es liegt nahe, anzunehmen, daſs das Wort aus dem benachbarten romanisierten Gallien eingewandert ist, wo wohl der *sutor* oder der *sutariu* in den Städten einst vor dem *cordouanier* geherrscht hat: diese Auffassung findet nicht nur eine Stütze im altfrz. *suerie* 'cordonnerie', Ableitung von *sutariu,* sondern auch im altprov. *sudor,* Schuster, das heute nach Ausweis des *Atlas linguistique* unter *cordonnier* begraben liegt.' Évidemment, le vieux-haut-allemand *sûtari,* et le vieil-angl. *sutere,* appuyés par *suerie,* nous font supposer une formation romane de très vieille date. Dans les langues germaniques il ne faut donc pas supposer un changement de suffixe pour *sutari* (*sutari* pour *sutore*).

[2] Comme noms propres, *Sueur, Le Sueur, Sutor* et *Suter* se trouvent assez souvent (cf. le *Bottin*). Tout le monde sait qu'un illustre peintre du XVII[e] siècle s'est appelé *Le Sueur.* — Cf. C. Chabaneau, *Revue des langues romanes* XXXI, p. 618: '*suire* (*sutor*) ... est resté comme nom propre, à côté de *sueur* (*Le S.*).'



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

homonymes? On n'en sait évidemment rien de sûr; mais on pourrait supposer que *sutorem,* qui donna *sueur* en français, se confondit facilement avec un autre *sueur,* 'nomen agentis' dérivé de *suer,* 'celui qui sue', 'a sweater' (Cotgrave). Et, enfin, on peut se demander: est-ce que sudorem > *sueur* a été tout à fait sans influence sur la disparition de *sueur* 'cordonnier'?

Il est bien probable que l'homonymie a joué en la circonstance un rôle important. Mais il faut bien dire qu'elle ne fut pas la seule cause de la disparition de *sueur.* Cette disparition dépendit aussi de la mode: on changea de matière première pour la fabrication des chaussures. L'espèce de cuir dont on s'était servi pendant des siècles fut remplacée par de meilleures qualités: l'art des tanneurs avait fait des progrès. Et il en fut, du reste, de *sueur* comme de tant d'autres dénominations d'artisans: au cours du temps celle-ci désigna un artisan trop ordinaire, et qui n'était pas à la hauteur de son siècle. *Sueur,* terme vieilli, eut à lutter contre la concurrence de plusieurs autres désignations.

Chez les Romains déjà, les cuirs teints n'étaient pas rares: et avec le temps cet article fut connu un peu partout. C'est peut-être surtout le Maroc qui a exporté des cuirs teints: le maroquin jouissait de bonne heure d'un très grand renom. Les Maures introduisirent en Espagne l'art de fabriquer du cuir teint; et ce fut surtout *Cordoue* qui devint le centre de cette fabrication. Le cuir qu'on exportait de Cordoue était appelé du 'cordouan'.

On sait que l'art de la teinture était très développé chez les *Narbonnais,* aux premiers siècles de notre ère ou même avant. Quoi de plus naturel, alors, que d'essayer de teindre aussi le cuir? Ce qui se faisait très bien dans le Nord de l'Afrique ou en Espagne devait se faire avec le même succès dans les villes du Midi de la France où l'industrie était relativement assez avancée. En tout cas, c'est un fait établi que des villes méridionales, *Montpellier* et *Toulouse* principalement, furent de très bonne heure des centres de la fabrication de ce cuir nouveau, qui fut appelé du 'cordouan', lui aussi.

'Le cordouan, dit Lacroix,[1] était un précieux cuir de chèvre, préparé et mégi, que l'on tirait principalement de Cordoue en Espagne, et qui avait emprunté le nom de cette ville; car cordouan ne signifie autre chose que cuir de Cordoue. Il était fort estimé et on en faisait un commerce considérable. — On disait quelquefois *pel de cordoan* pour cuir de Cordoue. — L'Espagne exportait du cordouan ou alué (*aluta*) de diverses couleurs: il y

[1] Lacroix-Duchesne-Seré, *Histoire des cordonniers,* p. 35 s.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

en avait de blanc, il y en avait de rouge. — L'acception du mot cordouan s'étant généralisée, on appela ainsi tous les cuirs préparés, de quelque pays qu'ils fussent tirés. Celui de Provence jouissait d'une grande réputation. Cependant, il ne fut jamais aussi estimé que le cordouan proprement dit qui resta toujours sans rival, grâce à la supériorité de son apprêt et à sa rare souplesse. Ce dernier, en raison de la vogue qui l'accueillait à Paris, s'y expédiait en grande abondance, si grande même qu'on défendit d'apporter aux marchés d'autres cuirs de moindre qualité. Dans cette prohibition furent compris les cuirs que la Flandre produisait et envoyait en quantité considérable. — Mais cette mesure semble n'avoir été prise que pour faciliter l'écoulement des cordouans d'Espagne qui encombraient les halles, car plus tard les marchands de cordouan en gros, les tanneurs, baudroyeurs et courroyeurs affirmèrent par serment que les dits cuirs de Flandres étaient *bons, loyaux et profitables pour en user en la ville de Paris et ailleurs.'*

Ce qui importe surtout, pour ce chapitre, c'est de constater que *le cordouan fut de plus en plus connu en Gaule.* Malheureusement, nous ne pouvons pas dire avec certitude par quels chemins le cordouan a marché à travers la France: cependant nous supposerions volontiers que du Midi et notamment de la Provence la connaissance du cordouan s'avança vers le Nord, peut-être surtout par la vallée du Rhône. Mais il y avait d'autres chemins. C'est un fait établi que les relations commerciales entre Cordoue et Bordeaux remontent à une date très ancienne. A l'embouchure de la Gironde il existe un rocher appelé *Cordouan:* on y trouve le *Phare de Cordouan.* On est porté à croire qu'un phare y fut élevé au XIII^e^ siècle déjà, sur la demande des marchands étrangers qui venaient à Bordeaux chercher des vins et particulièrement des marchands de Cordoue. Mathieu Paris nous apprend dans sa Grande Chronique que, les Maures ayant été refoulés à l'extrémité sud de l'Espagne, de grandes relations commerciales s'établirent à cette époque (1236) entre les Gascons et les villes de Cordoue et de Séville. De là serait venu le nom de *Cordouan.* — Ce qui paraît certain, c'est que Cordoue (cité de 300000 âmes au XIII^e^ siècle et ancienne capitale du califat de ce nom) avait deux raisons au lieu d'une pour demander l'établissement d'un phare à l'entrée de la Gironde; car ses marchands venaient à Bordeaux non seulement pour y chercher des vins, mais aussi pour y porter des peaux et des cuirs, réputés de tout temps, et aujourd'hui encore, pour leur finesse et leur bonne qualité.[1]

---

[1] Larousse, *Grand Dict. Universel.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Voilà deux chemins signalés. N'y en avait-il pas d'autres? Si, certainement. Paris ne doit pas avoir tardé à faire connaissance avec ce cuir excellent; et les premiers exemples signalés en Angleterre prouvent qu'au XIe siècle déjà le cordouan y était connu. Nous regrettons beaucoup de ne pas pouvoir suivre de plus près, malgré nos recherches, la marche du cordouan à travers la France: si nous avions pu le faire, notre étude s'en serait trouvée facilitée.

Nous avons déjà dit qu'à Rome on désignait les fabricants de chaussure d'après les différentes sortes de souliers qu'ils fabriquaient: on avait des *caligarii,* des *crepidarii* etc.; en France ce mode de désignation existe toujours: on a des *bottiers,* on a eu des *savetonniers* etc., mais on appelle souvent ces artisans plutôt d'après la matière avec laquelle ils travaillent. C'est ainsi qu'on eut des désignations telles que *basaniers, vachiers* etc. etc. La dénomination collective de *sueur* ne valait rien à une époque où il ne s'agissait que de spécialistes. Et nous verrons plus loin que, dans les dénominations du 'cordonnier', le cuir de Cordoue parvint à jouer un rôle considérable.

Il en est des dénominations d'artisans comme des titres: elles perdent de leur valeur au cours du temps. *Sueur,* dans sa vieillesse, vivait en lutte perpétuelle avec une foule d'autres dénominations. Cette désignation tomba en désuétude d'autant plus facilement que *sueur* se liait, dans l'étymologie populaire, à *suif* et à *suie:* 'des ouvriers qui mettent les cuirs en suif, ou graisse' (*Dictionnaire universel de commerce,* Paris 1741, art. *cordonnier*).[1] Si l'artisan en question avait autrefois pratiqué cette opération, il ne le faisait plus et surtout pas celui qui travaillait dans le cuir de Cordoue.

*Sueur* disparut. C'était la première couche. Quelle dénomination allait venir ensuite?

## V. Savetier.

Ce serait un sujet très vaste et très important que d'examiner tout le problème de la chaussure chez les peuples romans. Comment l'usage de la chaussure s'est-il développé parmi eux? Pourquoi trouve-t-on si souvent des dénominations d'origine étrangère: esp. *zapata,* it. *scarpa* etc.? D'où est venu *zapata?* A quelle époque commença-t-on à s'en servir?

Évidemment l'histoire de *savetier* est étroitement liée à la solution de ces problèmes; et avant qu'ils soient définitivement

[1] Cf. Richelet, *l. c.* (v. p. 92, note 2).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

résolus, il ne nous est pas possible de dire tout ce qu'il faudrait dire au sujet du *savetier*.[1]

*Savetier* est formé sur *savate:* un *savetier* ou, pour citer la forme employée autrefois, un *savatier,* est originairement celui qui s'occupe de *savates*. *Savate* a aujourd'hui le sens de 'vieux soulier' et *savetier* est celui qui 'raccommode les vieux souliers': ces significations existent, pour ces deux mots, en français depuis longtemps. La *ciabatta* de l'italien a le même sens que le fr. *savate*. Et en provençal moderne, *savata* signifie, selon Mistral, 'gros soulier', 'vilain soulier'.

Comme nous le dit notre carte, *savetier* est actuellement la désignation du 'cordonnier' dans tout le département des Pyrénées-Orientales et dans quelques villages du département des Alpes-Maritimes. Et si nous franchissons la frontière italienne, au point 987, nous trouvons une autre forme de *savetier* toujours au sens de 'cordonnier'.

A propos du *savetier* dans le département des Pyrénées-Orientales, il faut remarquer que 'soulier' s'appelle toujours *sabata* en catalan, idiome parlé dans ce pays, comme chacun sait; dès lors, il est tout naturel que celui qui y fabrique des souliers, reçoive sa dénomination d'après ce qu'il fabrique: *sabatier*. Dans les patois du département des Alpes-Maritimes où nous retrouvons la désignation de 'cordonnier' sous *sằbằtyĕ̀* ou *sằbằtéa,* nous constatons (aux points 898 et 990) des restes d'un mot disparu dès le moyen âge dans le Midi de la France. Ce qui explique la persistance de l'emploi de *savetier* sur ces deux points de la frontière, ce sont les dialectes italiens voisins, si même on ne va pas jusqu'à dire que nous avons affaire à un mot italien; et, en réalité, il n'y a rien d'étonnant à ce qu'on retrouve assez souvent des mots italiens dans cette contrée: on sait fort bien quelles relations politiques et commerciales ont existé entre cette partie de la France et le Nord de l'Italie.

Si aujourd'hui le mot *savetier* au sens de 'cordonnier' ne s'emploie que dans un domaine très restreint de la France, il ne s'ensuit pas que *savetier* n'ait pas été plus en usage autrefois. Nous avons trouvé un exemple *limousin* dans un document du XIII[e] siècle: 'Li dich cossols garden e fan gardar los mestiers deus drapiers et deus *sabatiers* et deus *sastres*.'[2] Le reste

---

[1] Cf. H. Schuchardt, *Ital. ciabatta* usw., *Zeitschr. für rom. Philol.* XXVIII, p. 195 ss.; de Charency, *Journal asiatique,* Paris 1903, I. p. 388 ss.; Nigra, *Note etimologiche e lessicali, Arch. glott. it.* XV, p. 111 note.

[2] Louis Guibert, *Les anciennes corporations de métiers en Limousin* (dans la *Réforme sociale* VI, p. 397, note 2).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

du document en question nous prouvent incontestablement que *sabatier* a ici le sens de 'cordonnier'. — Un manuscrit du XIV^e siècle, contenant 'les statuts et établissements de la ville de Marmande' a également *sabatey* au sens de 'cordonnier': 'Contre los *sabateys* e afachadors de coyrame. E establin plus que nulhs *sabatey* ni *sabateyra,* ni nulh afachador de coyrame, ni nulh autre mercadier, ni nulha autra persona, no vendia ni pausia per vendre dens los murs de ladeyta villa alcun coyrame.'[1] — De Marseille nous avons plusieurs exemples de *savetier,* dont le plus intéressant est peut-être celui qui date de 1343 et qui énumère plusieurs *sabaterii,* c'est-à-dire cordonniers.[2]

Les documents reproduits dans les 'Recherches sur l'histoire des corps d'arts et métiers en Roussillon sous l'ancien régime' ne font que confirmer les données de l'*Atlas linguistique* ou plutôt prouvent que la désignation de *savetier* au sens de 'cordonnier' y est de très vieille date.[3] On y voit à la page 84 qu'en 1360 les consuls de Perpignan prescrivirent la réduction du nombre des offices par le groupement de métiers similaires. Ils établirent quinze unions d'offices où les sabatiers prenaient les fonctions des 'cordonniers'.

Encore au commencement du XIV^e siècle on appelait à Montpellier les cordonniers 'savetiers', ce qui est prouvé par leurs statuts du 4 décembre 1320: 'Noscant omnes quod *sabaterii* infrascripti facientes, ut dicebant, corpus *sabateriorum* ville Montispessulani; ... pro aliis qui sunt de dicto corpore *sabateriorum.* — Nomina vero *sabateriorum* sunt hec ...'[4] Aurait-on, dans ce document latin, remplacé *sutor* par *sabaterius,* si *savetier* n'avait pas été la dénomination alors en usage?

Les exemples de *savetier* au sens de 'cordonnier' ne sont pas très nombreux: et ceux que nous avons pu relever sont tous du Midi.[5] Nous pourrions ajouter encore deux exemples qui

---

[1] *Archives de la Gironde,* t. V, p. 216.

[2] Octave Teissier, *Marseille au moyen âge,* Marseille 1892, p. 184.

[3] Alphonse Drapé, *Recherches sur l'histoire des corps d'arts et métiers en Roussillon sous l'ancien régime,* Paris 1898, p. 84 et p. 103.

[4] A. Germain, *Histoire de la communauté de Montpellier,* Montpellier 1851, t. III, p. 469.

[5] Nous ajoutons ici quelques exemples du *Dictionnaire* de Raynouard: *sabata,* soulier. (Voyez Muratori, *Diss.* 23 et 25; Mayans, *Orig. de la leng. esp.* t. I, p. 233; t. II, p. 246.)

Soven compissas ta *sabata.*
(T. de *Bonnefoy et de Blacas:* Seign' En.)

Si non disia la messa, *sabatas* non caussava. (*V. de S. Honorat.*)

Del suc entro la *sabata.* (*Rambaud d'Orange: Als durs.*)

Pot liar en sa *sabata*
Que, si puosc, ie'l vendrai l'erguel
Que fos en la cort de Carduel. (*Roman de Jaufre,* fol. 52.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

figurent dans le Dictionnaire de Godefroy, sans prétendre qu'ils prouvent beaucoup; ils doivent avoir néanmoins une certaine valeur. Ce sont des noms de rues anciennes: '*la Rue de la Savaterie* (1428, *Cri public d'Est. Galu,* Arch. Loiret)' et '*Rue de la Savaterie* (Pièce de 1535, ap. Boutillier, les *Rues de Nevers,* p. 42)'. Il n'est pas impossible qu'on eût donné à ces rues la dénomination de 'Rues de la cordonnerie', si les villes en question avaient été situées un peu plus au Nord. Mais comme *savetier* doit avoir été la désignation commune de 'cordonnier' à une certaine époque même dans les dites villes, on peut bien se figurer que la 'Rue de la Saveterie' était la rue où demeuraient les cordonniers, ce qui serait plus sûr si les dénominations étaient d'une très vieille date.

*Savate* et *savatier* ne se retrouvent-ils qu'en français? Ou y a-t-il peut-être d'autres langues romanes qui pourraient nous fournir des mots correspondants?

En espagnol on trouve *zapata* qui signifie 'farbiger Halbstiefel', 'demi-botte teinte'. A côté de *zapata* il y a aussi en espagnol *zapato* qui a le sens de 'soulier', 'soulier à cordon'. Il faut observer aussi le portug. *sapato* qui signifie 'soulier de dame' et le portug. *sapata* avec le sens de 'soulier' tout simplement. Nous avons déjà dit qu'en catalan *sabata* signifie 'soulier'.[1]

---

*Sabataria,* Cordonnerie, fabrication de souliers.

Levar obraduy de *sabataria.*
(*Statuts des cordonniers de Bordeaux, Ordonn. des Rois de France,* 1461, tome XV, p. 451.)

*Sabato,* soulier.

C'ades vulhatz bos *sabatos*
Portar e caussas benestans. (*P. Vidal: Abril issic.*)

El pe portet un *sabato.* (*P. Vidal:* Lai on cobra.)

*sabatier,* cordonnier.

E'l sartr' e'l *sabatier.* (*G. Riquier:* Pus Dieu.)

Ballestiers e *sabatiers.*
(*Raimond d'Avignon:* Sirvens suy.)

Cf. Levy, *Prov. Suppl.-Wörterb.* Art. *Cordoanier* 'Kordouanhändler'.

Drapers e ferrers e pelhisers e cordoaners e coirers e *sabaters* o altre merchaders.
(Cont. Montferrand, § 38, *Annales du Midi,* t. III.)

M. Levy a eu l'amabilité de nous donner les exemples suivants: *Sabataria, -airia:* Per far sabatons et estivals et autra obra de *sabataria,* Cont. Le Réole, § 138; vendem dos taulas de *sabatayria* am lo hostal dessus, Arch. cath. Carcas. 271; l'ostan de Guirante ..., la *sabatarie* de Saubalade, Dén. mais. Béarn, p. 7b; lo forn; lo faur; la *sabataria* Censier Foix, p. 67b; Tota persona ... tenent botiguas et draps, tellas ..., fustaria, *sabataria* merceria; Ext. arch. Tarascon § 24 (*Revue* 40, 220); Guilh. Darnatze, sabatier de Montalba, que esta a la *sabataria* grossa, a ... *Frères Bonis* II, 206; ibid. II, 223.

[1] Cf. Ducange, art. *sabbatum,* 'calceus, soulier. Provincialibus *Sabbato,* Vasconibus *Sabatou.* Statuta Arelat. MSS. art 167: *Sabbaterii accipiant*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Il est bien naturel que, si le fr. *savate,* le prov. *sabata* et l'ital. *ciabatta* ont le sens de 'vieux soulier', nous trouvions dans ces langues un *savetier,* un *sabatiè* et un *ciabattiere* qui ont tous, plus ou moins distinctement, le sens de 'mauvais cordonnier', 'raccommodeur de vieilles chaussures' etc. D'autre part, comme l'esp. *zapata* et *zapato,* le portug. *sapata* et *sapato* n'ont eu rien de péjoratif, il s'ensuit que l'esp. *zapatero* et le portug. *sapateiro* signifient 'cordonnier', ni plus ni moins. Et dans les régions du Midi de la France où, selon Levy, *Petit dict. prov.-fr.,* *sabata* avait le sens de 'soulier', il est évident aussi que *sabatier* aura le sens de 'cordonnier'.[1]

Il va sans dire que le sens de *savate* (et de *savetier*) tel que nous le constatons dans le français d'aujourd'hui n'est pas le sens primitif.

C'est un fait bien remarquable que dans les pays où le cuir de Cordoue a donné naissance à des dénominations nouvelles de 'cordonnier', c'est-à-dire en français (*corvisier, cordonnier*), partiellement en italien (*cordovaniere,* à côté de *calzolajo*) et en provençal moderne (*cordonnier*), *savate* et *savetier* ont un sens péjoratif. D'autre part *savate* a un autre sens dans d'autres

*pro solandis sabbatis grossis nunciorum ... Arelatis III den. tantum.'* — Cf. Lacroix-Duchesne-Seré, *o. c.,* p. 38: '[Les Espagnols] ont près de vingt mots qui ont la même origine [que *zapato*]. Les Savoyards formèrent de même leur *sapate,* et les Biscayens leur *sapataq,* pour dire un soulier. De *sapata* vinrent aussi *zapateta* et *zapatazo,* d'où *sapatade.* C'est ainsi qu'on appelait à Malte la punition infligée aux jeunes chevaliers de l'ordre qui sur les galères avaient manqué à quelque devoir. Elle consistait en un certain nombre de coups de soulier appliqués par derrière.

*Savate* est écrit souvent *savaties. Savetiers, savatiers* ou *çavatiers* ont eu pour synonymes *rapetasseurs;* puis, *taconneurs, rataconeurs, rataconours,* c'est-à-dire ravaudeurs, raccommodeurs, ceux qui renouvelaient les *talons* des souliers. *Suers, suères, suirs,* et, en définitive, *sueurs,* est un mot fréquemment employé. On s'en servit d'abord pour désigner les cordonniers, mais il ne conserva pas longtemps cette signification. On appelait alors les savetiers *sueurs de vieil* : *zapatero de viejo* est encore usité au-delà des Pyrénées. On ne tarda pas à restreindre le sens de *sueurs* et à n'appliquer ce nom qu'aux *savetiers* exclusivement. Une ordonnance de Charles VIII distingue les métiers de *courdonnerie, surie* et *bazannerie. Suriers* n'est sans doute qu'une corruption de *sutiers* (*sutores*), quoique la *sura* ait été une bottine chez les anciens. Savary, dans son *Dictionnaire du Commerce,* avance que les ouvriers qui mettent les cuirs en *suif* ou en graisse se nomment *sueurs,* qualification qui est commune aux cordonniers, aux corroyeurs et à quelques autres artisans qui préparent les peaux: ce qui ne peut être vrai quant à l'étymologie, car il est incontestable que *sueur* vient de *sutor,* dont la basse latinité avait fait *sueor.*

Des lettres réglementaires adressées par Louis XI aux cordonniers de Bordeaux, les appellent *sabatiers;* mais ces lettres sont en patois.'

[1] M. Levy a eu la bonté de nous apprendre qu'il y a dans le *Tarif de Nîmes* les prix de différentes sortes de souliers, qui y sont appelés *sabatas.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

langues romanes. D'où vient que *savate* présente dans un groupe de langues romanes un sens qu'il n'a pas dans les autres? Et quel est le sens primitif?

Le cuir nouveau dont nous venons de parler et qui venait d'Espagne dans la plupart des cas, était un cuir de chèvre, évidemment plus souple et plus beau que le cuir dont on s'était servi jusque-là et qui était en général du cuir de vache ou de mouton. Nous allons voir plus loin comment avec le *cordouan* vint le *cordonnier*. Et si le *savetier* faisait des *savates,* c'est-à-dire une sorte de chaussure de qualité inférieure, de type peu à peu devenu vieilli, gros et lourd, qu'était son produit en comparaison de celui du *cordonnier* qui travaillait dans le *cordouan* et qui savait faire, au moyen de ce cuir nouveau, une chaussure plus élégante, plus légère et plus apte à suivre les variations de la mode?

C'est ainsi que nous avons eu *savate* au sens de 'chaussure vieillie', 'chaussure usée', 'soulier qui a besoin d'être raccommodé' etc. Et comme *savate* et *savetier* dépendent l'un de l'autre, nous comprenons très bien qu'à mesure que le *cordouan* se répandit, le *savetier* dut occuper une place inférieure dans la cordonnerie. 'Le beau soulier devient enfin savate.' Mais n'oublions pas que, par l'étymologie populaire, *sabotier* a pu être d'une très grande influence pour la signification nouvelle de *savatier* (*sabatier*). Nous ne savons rien de la forme primitive de la *savate* en France. Mais, le mot étant d'origine orientale, la forme de cette chaussure l'était évidemment aussi. Il y a lieu de supposer que la *savate* ressemblait plutôt à une pantoufle qu'à un soulier; peu importe: le point capital est toujours que cette mode de chaussure qui semble avoir été très en vogue dans le Midi ne pouvait jamais parvenir à faire concurrence aux chaussures modernes dans le Nord de la France.

Jusqu'ici nous n'avons rien dit de l'existence de *savetier* dans le Nord de la France. Ce qu'il faut constater dès le début c'est que nous ne trouvons nulle part un exemple de *savetier* provenant du Nord de la France avec le sens primitif. Et pourtant *savetier* est d'un emploi très fréquent: on le trouve dans tous les dictionnaires, dans tous les statuts de métiers etc.: mais c'est toujours en opposition avec *cordonnier*. Il y a dès lors deux hypothèses possibles:

1°) *savetier* a existé dans le Nord de la France aussi bien que dans le Sud et avec le même sens primitif; ou bien

2°) *savetier* est entré dans la France du Nord comme mot d'emprunt du Midi.

'Et li getent *chavates* et caillaus bis' (Aiol, 2776), (XII[e] siècle). Ce geste n'est pas très rare: 'le chevalier qui avait forligné était

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

traîné ignominieusement dans une charrette, et on lui jettait au visage de la boue et des *savates*. Pour achever son antagoniste dans une dispute, on lui décochait le *vieil savaton,* expression si familière à Rabelais. L'abaissement de la Savate avait abaissé le Savetier, comme la vogue du cordouan avait relevé le Cordouannier. On faisait donc peu de cas du plus honnête Savetier. — Et puis, leur nom n'avait-il pas pris place dans le vocabulaire des diffamations populaires? Le sobriquet de *Savetier* devait se trouver dans tout sottisier bien garni.'[1]

Point n'est besoin de feuilleter longuement des documents de cette espèce pour constater que la savate 'était méprisée et tournée en ridicule, même par le vulgaire qui s'en chaussait; on avait fait de son nom une raillerie et une injure. On traitait le maladroit, de *savate*'.[2] Bref: on aimait à se moquer des *savetiers*.[3]

Il n'est pas difficile de trouver encore des exemples dans le Nord de la France. On raconte qu'il y avait à Paris 'une rue que les orfèvres avaient depuis longtemps habitée, mais qu'ils commençaient à déserter parce qu'elle convenait peu à ceux qui exécutaient de fines ciselures sur métal: elle était, en effet, étroite, au-dessous du niveau des autres rues et, par conséquent, fort sombre. On l'appelait, à cause de ses incommodités, *Cavateria*. Dans un concordat passé entre Philippe le Hardi et l'abbaye de Saint-Maur-des-Fossés, en 1280, elle est ainsi désignée.'[4] Enfin, le *Livre des métiers* d'Étienne Boileau et beaucoup d'autres documents, datant du XIII^e^ ou de XIV^e^ siècles, souvent beaucoup plus modernes, et provenant de tout le Nord de la France, contiennent des statuts ou des renseignements relatifs aux *savetiers,* il est vrai, au sens de 'raccommodeurs'.

---

[1] Lacroix-Duchesne-Seré, *o. c.,* p. 179.

[2] Lacroix-Duchesne-Seré, *l. c.*

[3] Il n'est pas sans intérêt de citer une chanson satirique du XIV^e^ siècle, dont le manuscrit se trouve à la Bibliothèque de Bruxelles (n^o^ 10576, publié par Édelstand du Méril, *Poésies inédites du moyen âge,* Paris 1854, p. 343). Dans cette chanson se trouvent des représentants de presque tous les métiers; voici ce qu'on dit sur le *savetier:*

> 'Sire, pour parmentiers (= pelletiers) aves bien respondut;
> mais je has *savetiers;* le mien i ai perdut
> en lor fauces denrees; car (= c'est pourquoi) fust il deffendut
> que jamais viés solers ne fust fais ni vendus!
>
> Biax amis, que dis-tu? Je croi que tu es fox;
> quant uns povres hons a quatre deniers repox,
> uns solers en achate dont s'il sont enclox;
> tiex a quatre deniers qui n'a mie deus sous.
>
> C'est voirs; il sont preudomme, je lor quit ma rancune,
> que tout ades me vendent deus semeles pour une;
> de merde font argent, c'est bien chose commune:
> il ne seront ja riche cil (*l.* s'il) ne vient de fortune.

[4] Lacroix-Duchesne-Seré, *o. c.,* p. 177.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Etant donné que *savetier* est d'un emploi si fréquent même dans le Nord de la France[1] et qu'il semble y être d'ancienne date, on se pose les questions suivantes:

*Savetier* a-t-il jamais eu, dans le Nord de la France, le même sens primitif que par exemple l'esp. *zapatero?*

Pourquoi, dans le Nord de la France, *savatier* a-t-il perdu la signification qui le caractérisait autrefois pour en recevoir une autre?

*Sueur* a-t-il eu une influence fatale sur le sens primitif de *savetier?* Ou bien cette influence a-t-elle été exercée par *cordonnier?* Ou peut-être par tous les deux?

Il ne nous est pas possible de donner une réponse définitive à ces questions: ce qui nous semble pourtant vraisemblable, c'est que *savetier* dans le Nord de la France n'a guère eu le sens qui le caractérise dans le Sud. Mais les documents faisant défaut pour l'époque la plus ancienne ne nous permettent pas de retracer l'histoire entière de *savetier*.

C'est du reste un fait digne d'observation que dans la Gaule du Sud, en général plus romanisée que la Gaule du Nord, on ne voit pas beaucoup de traces du latin sutor, ce qui est au contraire le cas pour la France du Nord. Pourquoi cela? Probablement parce que dans le Sud de la Gaule on ne sentait pas le même besoin d'avoir des spécialistes pour la fabrication des chaussures: on n'avait pas besoin de sueurs. Dans le Nord où le climat était plus rude et surtout où l'influence de la capitale se faisait plus fortement sentir, la cordonnerie était forcément un métier plus perfectionné: les dénominations variées de l'artisan qui fabrique la chaussure y dépendaient, non seulement de la mode qui variait toujours, mais aussi de la spécialisation

---

[1] Cf. p. ex. Louis Grignon, *L'ancienne corporation des Maîtres cordonniers de Châlons-sur-Marne.* Châlons-sur-Marne 1883, p. 14; Al. de la Fons, Baron de Melicocq, *Les artistes du Nord de la France et du Midi de la Belgique aux XIVe, XVe et XVIe siècles.* Béthune 1848, p. 23; E. Toubeau de Maisonneuve, *Les anciennes corporations ouvrières à Bourges de 1561 à 1633*, p. 11; Auguste Parenty, *Les anciennes corporations d'arts et métiers de la ville d'Arras.* Arras 1868, p. 52; H. Coulon, *La vente des charges et le corps de métiers à Cambrai en 1697.* Paris 1904, p. 36; Pagart d'Hermansart, *Les anciennes communautés d'arts et métiers à Saint-Omer* [dans *Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie*, tome XVI, 1879]. p. 620; Armand Rebillon, *Recherches sur les anciennes corporations ouvrières et marchandes de la ville de Rennes.* Paris 1902, p. 17 ss.; J. B. Bouillet, *Histoire des communautés des arts et métiers de l'Auvergne.* Clermont-Ferrand 1857, p. 330 s.; A. V. Chapuis, *Les anciennes corporations dijonnaises. Règlements, statuts et ordonnances.* Dijon 1906, p. 7 etc. etc.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

poussée fort loin dans le Nord de la France, même à une époque assez reculée. Ce fut, à notre avis, au temps où le cuir de Cordoue parvint jusqu'à Paris que la dénomination de *savetier* commença à s'avancer vers le Nord. Et comme les produits des *corvisiers* (et, plus tard, des *cordonniers*) étaient bien supérieurs à ceux des *savetiers,* on comprend que, dès lors, *savetier* eut un sens péjoratif dans cette région. De là, *savetier* fait un retour à travers toute la France du Midi, mais cette fois en compagnie de *cordonnier* et avec un sens devenu dépréciatif.

Dans le Nord de la France, le *savetier* est depuis des siècles l'ouvrier qui raccommode les vieilles chaussures de cuir. Dans son *Histoire des cordonniers,* Lacroix dit à la p. 154 que 'les savetiers semblent avoir été dès le onzième siècle ce qu'ils sont encore aujourd'hui. Ce point est suffisamment éclairci par un passage du Dictionnaire de Jean de Garlande: 'Les *savetiers,* y est-il expliqué, sont ces humbles ouvriers qui cousent les vieux souliers, renouvelant les tacons (*pictacia,* semelle intérieure qui touche immédiatement le pied), les *rives* (*intercucia,* morceau de cuir placé entre les deux semelles), les semelles et les empeignes (*impedias*).'

Il va de soi que dans toute la France les statuts des cordonniers et des savetiers varient: dès que les *savetiers* furent généralement reconnus comme ceux qui raccommodaient les souliers, on travailla partout à fixer les limites entre les savetiers et les autres fabricants de chaussures, par exemple les *savetonniers* et les *cordonniers.* Il va sans dire que les choses se passaient différemment dans les villes et dans les campagnes, dans les grandes villes et dans les petits bourgs. Mais ce que nous savons de certain c'est que dans les endroits où il y avait des *cordonniers* et des *savetiers,* des querelles surgissaient toujours entre eux.[1]

Les *savetiers,* c'est-à-dire 'ceux qui raccommodent les souliers', figurent sous beaucoup d'autres noms. On les appelle *carreleurs, bobelineurs,*[2] *orfèvres en cuir, orfèvres en vieux, rapetasseurs, taconneurs,*[3] *rataconneurs, taqueniers, sueurs-de-vieil.* On les appela aussi *corvisiers,* dénomination à laquelle

[1] Les exemples sont très nombreux: Cf. E. Martin Saint-Léon, *Histoire des corporations de métiers,* 2e éd., p. 449 s.; Levasseur, *Histoire des classes ouvrières et de l'industrie en France,* II, p. 975; Pagart d'Hermansart, *o. c.,* p. 311; A. V. Chapuis, *o. c.,* p. 286; etc. etc.

[2] Désignation qu'on ne rencontre pas très souvent et qui signifie originairement 'celui qui fait des bobelines'. La *bobeline* était une sorte de chaussure, connue surtout dans le Nord de la France. — On connaît le dérivé 'rabobeliner'.

[3] On disait alors 'taconner les souliers'.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nous allons consacrer le chapitre suivant. — Le titre officiel des savetiers parisiens était en 1776 le suivant: *savetiers—bobelineurs—carreleurs de souliers.*[1] On les appela aussi *cordonniers-mineurs;*[2] au XVIII^e siècle *carreleur* est peut-être la dénomination la plus répandue pour désigner le 'raccommodeur de souliers'; on la trouve par exemple au *Havre,* à *Rouen* et ailleurs.[3]

*Carreleur* tomba en désuétude. Pour quelle raison? D'abord parce qu'en 1791 la différence entre les cordonniers et les autres fabricants de chaussure fut supprimée, par la fameuse loi du 17 mars. Puis parce que *carreleur* avait un sens double: *carreau* signifiait non seulement une pièce de cuir carrée, mais aussi une pierre carrée. Un *carreleur* pouvait aussi bien être 'celui qui pose des dalles, paveur,' que 'celui qui raccommode des souliers'.[4] Et puis encore: *carreleur* variait souvent avec d'autres dénominations: par exemple avec 'sauatiers carreleurs', 'carleurs — savetiers'.[5] Cependant, nous laissons de côté toutes ces dénominations qui ne signifient pas et n'ont jamais signifié *cordonnier* et, par conséquent, ne doivent guère figurer dans la présente étude.

La Révolution avait effacé la distinction entre *Cordonniers* et *Savetiers.* Mais cet effacement ne se fit pas d'un coup. La civilisation contemporaine, avec ses communications de plus en plus faciles, ses journaux, ses prétentions égalitaires, fit pénétrer le titre de 'cordonnier' jusque dans les villages les plus reculés, et en fit bénéficier même ceux qui n'étaient que — des *savetiers.* Qui donc se serait résigné à demeurer un *savetier* quand il lui était possible de s'élever, sans la moindre difficulté, à un degré

---

[1] Cf. Franklin, *Dictionnaire des arts, métiers et professions exercés dans Paris,* Paris 1906. Art. *savetier; Bulletins de l'Académie royale de Bruxelles 1845,* t. XII, 2, p. 392: on y raconte qu'à Tournay en 1364 il y avait une procession à laquelle prenaient part les cordonniers et les *carleurs* etc.; M. L. la Beauluère, *Recherches sur les corporations d'arts et métiers du comté pairie de Laval avant 1789,* Laval 1853, p. 35: 'Les savetiers, appelés autrement *carreleurs de souliers* ... recarlaient les souliers en y mettant de nouvelles semelles.'

[2] Pagart d'Hermansart, *o. c.,* p. 622; Auguste Parenty, *o. c.,* p. 11.

[3] V. Alphonse Martin, *Les anciennes communautés d'arts et métiers du Havre.* Fécamp 1880, p. 156; Ouin-Lacroix, *Histoire des anciennes corporations d'arts et métiers,* Rouen 1849, p. 159 ss.

[4] Cf. par exemple *Le Dict. de Trévoux,* 1752, art. *carreleur:* 'Maçon qui pave avec des carreaux. — On le dit aussi de ceux qui raccommodent des souliers. *Veterum calceorum sartor.* Et on appelle ironiquement et bassement, un Jean Logne *Carreleur* de sabots, un homme qu'on accuse d'être inutile, en lui attribuant un métier chimérique.'

[5] Th. Cauvin, *Documents relatifs à l'histoire des corporations d'arts et métiers du diocèse du Mans.* Le Mans 1860, p. 378; Alfr. Bourgeois, *Les métiers de Blois,* t. II, p. 106.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

social beaucoup plus estimé et, ce qui est un point capital, de se faire payer son ouvrage beaucoup plus cher?

'Le métier est un héritage qui se transmet de demi-siècle en demi-siècle aux membres de la même famille. Les membres de la famille prennent le nom de leur profession; ils s'appelleront Boucher, Menuisier, Lefèvre, Patissier etc.'[1] On comprend bien pourquoi nous n'avons pas trouvé le nom de famille *Savetier* dans le Didot-Bottin! *Savatier* — assez rare — et *Sabatier* — assez fréquent — ressemblent à *savetier;* mais il y a pourtant une différence — et c'est la chose principale.[2] Si nous ne trouvons pas d'exemple de *Savetonnier* comme nom propre — ce qui se comprend très bien — nous voyons d'autre part que les noms de famille *Cordonnier, Sueur, Le Sueur, Courvoisier* etc. abondent. On peut ainsi constater par l'étude des noms de famille, l'avilissement, au point de vue social, du métier de *savetier* et du nom qui le désigne.

## VI. Savetonnier.

Ajoutons quelques mots sur le *savetonnier* qui, loin de jouer le rôle du *savetier* ou du *cordonnier,* figure toutefois dans le *Livre des métiers.* Les *savetonniers* occupaient le troisième rang parmi les corporations qui confectionnaient des chaussures: ils prenaient, par conséquent, place après les *cordonniers* et avant les *savetiers.* Il va sans dire que cette classification n'existait pas partout; mais on la trouve à Paris et dans quelques villes qui avaient copié leurs statuts sur ceux de Paris. Même dans la capitale l'importance des *savetonniers* ne semble pas avoir été très grande: la Taille de 1292 cite vingt maîtres *savetonniers,* celle de 1300 n'en connaît que seize, tandis qu'on trouve 140 *savetiers* nommés dans la Taille de 1292 et 172 dans celle de 1300.[3] Les *cordonniers* de Paris étaient au nombre de 226 en 1292, de 257 en 1300.

Comme *savetier* est formé sur *savate, savetonnier* est fait sur *saveton;* et *saveton* est à son tour fabriqué sur *savate,* au moyen du suffixe *-on* qui a ici un sens diminutif (cf. Nyrop, *Grammaire historique,* t. III, p. 139 s.). Nous trouvons bien des fois *saveton* avec un sens diminutif, par exemple chez Estienne Boileau, *Livre des métiers,* titre LXXXV. Ce chapitre est intitulé: 'Çavetonnier de petiz soulers de basenne.' Et il com-

---

[1] P. Boissonnade, *La vie ouvrière en Poitou au quinzième siècle.* Ligugé (Vienne) 1897, p. 4.

[2] Comme nom propre *Sabatier* est plus fréquent dans le Midi que dans le Nord. On en voit bien la raison.

[3] Franklin, *o. c.,* art. *savetonnier* et *savetier.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

mence ainsi: 'Nus ne puet estre *Chavetonnier* à Paris, c'est à savoir de petiz solers de basane, se il ne paie XVI s. pour le mestier au Roy.' — 'Mais, ajoute Lacroix, *o. c.*, p. 152, il ne faut pas se tromper sur le sens de cette qualification de petits: elle n'indique pas que les Chavetonniers ne chaussaient que les enfants; elle s'applique seulement à la qualité inférieure de la matière employée.[1] Le cordouan avait une valeur double de celle de la basane.' Cependant, on peut se demander si l'interprétation donnée par Lacroix est juste. M. Franklin, *o. c.*, dit que les *savetonniers* qui n'avaient le droit d'employer que de la basane, ne 'pouvaient faire aucune chaussure dont la semelle eût plus d'un "espan" de long':[2] en d'autres termes ce n'étaient que les femmes et les enfants qui pouvaient se servir des objets fabriqués par les savetonniers. Et sans aucun doute, l'opinion de M. Franklin est la seule juste; cf. par exemple L. Legrand, *Étude historique sur les corporations d'arts et métiers* (dans *Mémoires de la Société d'émulation de Roubaix*, tome III, p. 283).

Une ordonnance du 30 janvier 1351 rappela aux 'faiseurs de souliers de bazanne' (= savetonniers) qu'ils ne devaient employer ni le mouton, ni la brebis, ni le chien, 'mais tant seulement bazanne d'Auvergne et de Provence, bonne et fine'. De nouveaux statuts, datés du 19 juillet 1353, fixèrent la dimension des chaussures confectionnées par les *savetonniers* à 'un espan de pié et un espan de hault'.

Le *savetonnier* était donc quelque chose d'intermédiaire entre le *savetier* et le *cordonnier*. Et il n'est pas sans intérêt de comparer les prix des souliers chez les *cordonniers* et chez les *savetonniers*. N'oublions pas cependant que les cordonniers se servaient d'un autre cuir, beaucoup plus précieux que les *savetonniers*: le cordouan valait le double de la basane.

A Paris, une paire de souliers de première qualité coûtait chez les cordonniers 2 sols 4 deniers, au moins; mais les souliers de basane ne valaient que 8 deniers tournois (cf. Lacroix, *o. c.*, p. 153). Au XIII^e^ siècle, d'après les statuts relevés sur les registres du Châtelet, les Çavetonniers ou Basaniers avaient le droit d'être cordonniers, 's'ils avaient seulement de quoi'.

*Savetonnier* était-il une désignation employée dans toute la France? Nous ne le croyons pas. Cette désignation était connue tout au plus dans les villes, où il y avait lieu de différencier plusieurs catégories de cordonniers. Mais nous n'hésitons pas à

[1] *petit* aurait, par conséquent, dans ce cas le sens particulier qu'on lui trouve bien souvent: 'qui n'atteint pas la mesure ordinaire', en quantité, en qualité, par exemple: '*du petit vin, de la petite bière.*'

[2] L'*espan*, mesure très primitive, désignait l'espace compris entre l'extrémité du pouce et celle du petit doigt, la main étant bien étendue.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

prétendre qu'à la campagne *savetonnier* ne fut guère en usage. *Savetonnier* ne figure même pas dans les dictionnaires, tandis que *cordonnier* et *savetier* se trouvent partout.

A Paris, les *savetonniers* avaient le droit d'acheter le privilège de cordonnier: ce qu'ils semblent avoir fait dans une large mesure, car à en croire Franklin, la corporation des *savetonniers* fut, vers le milieu du XIV^e^ siècle, réunie à celle des *cordonniers*.[1] Et il va sans dire qu'une fois cette corporation peu nombreuse et peu importante disparue, la désignation de *savetonnier* devait disparaître aussi.

## VII. Corvisier.

Il n'est pas sans intérêt d'examiner un peu une étymologie qu'on a faite à propos de *corvisier*, bien que cette étude ne soit pas absolument nécessaire. Voici par exemple ce que contient sur cette question l'édition de 1694 du *Dictionnaire Étymologique* de Ménage à l'art. *courvaisier:* 'J'apprans du Glossaire Latin de M^r^ du Cange au mot Corvesarii que nos Anciens appeloient *Courvaisier* un savetier: que ce mot se trouve dans le Regître des Fiefs de la Ville de Chartres, p. 16. Les courvaisiers qui vendent soulers ou marchié, doivent chascun obole. Ce mot a été fait de *corvesarius* qui se trouve en cette signification. Voyez M^r^ du Cange. Mais l'origine de ce mot ne m'est pas connue. Ce mot ne viendrait-il point de *corium vetus?* en cette manière: *corii veteris, corii veterisus, coriveterisarius, corvesarius, courvaisier.*' — Voilà une étymologie où 'les consonnes importent peu et les voyelles pas du tout.' Il est inutile d'en examiner d'autres de la même valeur.

*Corvisier* est fait sur *corveis.* — Mais qu'est-ce que *corveis?*

*Corveis* dérive de (*corium*) **cordubense* et a le sens de 'cordouan'. Mais pourquoi avons-nous en vieux français deux mots différents — *corveis* et *cordouan* — pour désigner le même cuir? Parce que l'une des dénominations, *corveis,* est bien antérieure à l'autre, *cordouan.* Et il y a lieu de supposer non seulement une différence d'âge mais aussi une différence d'origine pour ces deux mots.

**Cordubense* > **cordubes* > **corduves* > *corves.* En effet, *cortves* au sens de 'cuir de Cordoue' se trouve en vieux provençal.[2] Au Nord de la France *corves* s'est développé en *corveis,* régulièrement. Les lois phonétiques qu'on voit suivies

---

[1] *O. c.*, art. *savetonnier.*

[2] Cf. Tobler, *Lexikalisches, Zeitschrift für rom. Philol.* XIII, 546; cf. Levy, *Altprovenzalisches Supplementwörterbuch*, art. *cortves.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

pour le développement de **cordubense* en *corveis* sont de très ancienne date. On n'en voit pas de trace dans **cordubanum* > *cordouan*; le développement de *-an(um)* > *-ain* (cf. *granum* > *grain, panem* > *pain*) n'y est même pas observé:[1] *cordouan* n'a donc pas suivi les mêmes règles pour son développement que les mots d'origine française. *Cordouan* dans la langue d'oïl est un mot d'emprunt, et les lois phonétiques prouvent que *cordouan* y est plus jeune que *corveis*.

Faut-il croire que *corveis* et *cordouan* désignaient tous les deux absolument la même chose? Nous n'en savons rien de certain; mais ce qui nous paraît le plus probable c'est que *corveis* désignait originairement du véritable cuir de Cordoue. Avant que les Français eux-mêmes eussent appris à fabriquer ce nouveau cuir, ils en avaient besoin, peut-être surtout dans le Nord. L'influence de la capitale se fait sentir même en ce qui concerne les vêtements et la chaussure. Les gentilshommes de Normandie et, du reste, de tout le Nord de la France pouvaient bien avoir envie de se procurer du cuir de Cordoue. Il a dû coûter cher, ce cuir; mais peu importait! Le *corveis* se répandit vite dans le Nord de la France: nous allons voir ce qui nous en reste.

Avec l'aide du Dictionnaire de Godefroy, nous pouvons constater que *corvisier*,[2] au sens de *cordonnier* ou de *savetier*, était souvent employé en vieux français, surtout dans le Nord-Est de la France.[3] En Lorraine on trouve *corvisier* déjà au XIII^e^ siècle; et au XIV^e^ siècle les exemples de ce mot y sont très nombreux.[4]

---

[1] Nous reviendrons plus loin sur cette question. Il nous suffit de signaler ici que *cordouan* est la forme provençale régulière (cf. *Grundriſs* I, p. 577; Schultz-Gora, *Altprov. Elementarbuch*, Heidelberg 1911, p. 59) et qu'il faut supposer que *cordouan* s'est répandu en France en marchant du Midi vers le Nord. — En réalité on trouve chez Godefroy un exemple avec -ain: 'Item es dictes baules trente cinq pel de *cordiain* a douze florin' (1534, Jean de Neuchâtel, Neuchâtel, Arch. du Prince). — Les formes vieil-anglaises *cordewainer* prouvent que *cordewain* n'a pas été tout à fait étranger à la France du Nord non plus. Mais à une certaine époque *corveis* doit avoir été plus en vogue.

[2] *Corvisier* figure sous bien des formes en vieux français. Voici celles qu'on trouve dans le Dict. de Godefroy: *corvissier, corvoisier, courvoisier, corveisier, corvaisier, corveser, corvixier, courvixier, corviser, corvexier, courvexier, corvusier, corvexier, coverxier, crovixier, crovexier, couvrexier, crovixier, corbesier, corbusier.*

[3] Cf. Lacroix-Duchesne-Seré, *o. c.*, p. 37: 'Les cordonniers ont quelquefois été appelés *corvixiers, crovixiers* et *courvoisiers*, mais ce n'est guère que dans la France orientale et par abus.'

[4] Cf. l'expression '*li maistres des corvesiers*' (Nancy 1341): Henri Lepage, *Coup d'œil sur l'histoire des corporations d'arts et métiers dans la Lorraine, le Barrois et les Trois-Évêchés* [Dans: *Congrès scientifique de France*, 17^e^ session, t. 2, Nancy 1850] p. 228.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Cependant, nous avons des exemples de *corvisier* aussi dans Eure-et-Loire, dans Seine-et-Oise etc.; *corviserie* figure dans des documents provenant du département de la Seine-Inférieure (en 1325) et de la Loire-Inférieure (en 1459).

En Angleterre aussi, les *corvisiers* semblent avoir été connus de bonne heure. Pour le prouver nous nous permettons de citer un auteur anglais:[1] 'The craft had long been recognized as an important factor in moulding the early municipal life of our towns. Thus the Gilda *Corvesaorum* of Oxford in the twelfth Century was successful in obtaining from King Henry I. a royal charter ...

'The carrying of shoes through the streets for sale was [in London] permitted before dinner, excepting between "Corveysere Strate", now known as Queen Street, and "Sopere Lane", now known as Bow Lane.' Dans le dict. de Du Cange, on trouve, sous l'art. *corvesarii,* d'autres exemples où *corvesarius* évidemment a le sens de 'cordonnier.' Charta Ranulfi Comitis Cestriae in Monastico Angl. tom. I, p. 987: *Quapropter prohibeo super amorem meum, ut nec mercator, nec institor, nec permentarius, nec Corvesarius, nec ullus minister volens vendere vel emere, non vendat* etc. ... Diploma Henrici I. Regis Angl. in Regesto Chartarum Normanniae: *Sciatis nos concessisse Wilhelmo Canuto et Osberto filio Huardi et sociis Cordewanariis et Corvesariis Rotomag. ut habeant gildam suam bene et honorifice et plenarie de ministerio suo, sicut eam habuerunt.*'

Dans les Ordonnances royales on trouve plusieurs fois *courvoisiers* (par exemple en 1311, 1374, 1465): et le métier des *courvoisiers* y est appelé *Corvoiserie* et *courvoiserie.*

Les *corvisiers* existaient comme corporation à côté des *cordonniers* à Liège au commencement du XVII^e^ siècle.[2] *Corvisier* (*Corbesier*) y avait le sens de 'savetier'. Il n'avait peut-être pas le sens de 'savetier' dans le document suivant: 'une charte qui remonte à l'année 1160 assigne au desservant de la Chapelle Saint-Nicolas du Palais une rente de trente sous sur les *Corvesarii.*' [Luchaire, *Histoire des institutions monarchiques,* t. II, p. 326.]

Nous trouvons en Lorraine des exemples de *corvisier* encore en 1534; et il serait peut-être possible d'y trouver des exemples d'une date encore plus récente. Il importe de constater que dans le voisinage de la Lorraine, en wallon et au Nord de la Suisse, *corvisier* existe toujours. En Suisse (Jura

[1] W. H. Dutton, *The boots and shoes of our ancestors as exhibited by the worshipful company of cordwainers.* London 1898, p. 2.

[2] Stanislas Bormans, *Le bon métier des tanneurs de l'ancienne cité de Liège.* Liège 1863, p. 43, note; cf. p. 54 du même ouvrage.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

bernois), c’est le cas pour les points 71, 73 et 74, où nous trouvons les formes *kŏ̀rvĕ́jĭ* (71), *kŏ̀rvĕ̀jĭ* (73) et *krŏ́vằdjĭ* (74).[1] Et dans la Wallonie, où *corvisier* se présente sous bien des formes, il faut remarquer: *corvisier* > *kŏ̀rbĭjĭ* (187 et 188), *kŏ̀rbŭjĭ* (184), *kwằbjĭ* (186), *kwă̊pjĭ* (199), *kwĕ̀pĭ* (190, 192, 193, 194, 196) etc. Il va sans dire que dans tous les cas cités de l’*Atlas linguistique, corvisier* a le sens de ‘cordonnier’.

Faut-il ajouter que, comme nom propre, *Corvisier* est loin d’être rare? Même dans les villes où la désignation de *corvisier* ne se trouve pas dans les documents, il y a des familles qui s’appellent *Corvisier*. On pourrait se demander si les noms de famille *Corvisier* connus par exemple aussi en Bretagne n’attestent pas l’existence antérieure du substantif. Un ami rennais nous a assuré que les *Corvaisier, Courvoisier, Le Corvoisier* se présentent avec une fréquence remarquable dans la péninsule bretonne.

Dans toute la Lorraine *corvisier* n’existe plus comme désignation du *cordonnier*. Il a été remplacé par l’expression qui prévalait à Paris, comme c’est le cas pour tant d’autres mots employés dans ‘la trouée de la Meuse’.[2] Mais quand *corvisier* florissait dans l’Est de la France, il occupait une zone assez large et assez longue du domaine linguistique français. Nous trompons-nous beaucoup si nous prétendons que ce fut d’abord et surtout à Paris qu’on avait besoin de *corveis*? A mesure que le corveis fut un article plus commun et meilleur marché,

---

[1] M. L. Gauchat a eu l’amabilité de mettre à notre disposition les matériaux du *Glossaire de la Suisse romande*. Nous pouvons ainsi constater qu’en Suisse *corvisier* est répandu dans le Jura bernois: à Charmoille, Séprais, Pleigne, Malleray, Vermes, Mettemberg, Plagne et Vicques.

[2] Dans la disparition de *corvisier*, comme de tant d’autres désignations d’artisans, en Lorraine, avons-nous affaire non seulement à la tendance générale qui pousse à remplacer les vieux mots par des désignations parisiennes, mais aussi à une conséquence de l’événement qui s’est produit en Lorraine en 1382 et qui peut avoir eu une conséquence capitale pour plusieurs corporations? Cf. Dom Calmet, abbé de Senones, *Histoire de Lorraine* (t. V, 1745), p. XXVII (à la fin du volume): ‘En celle année furent abbattues toutes les frairies (= les associations de corps de métiers qui vouloient se rendre indépendant) de Metz pour aucunes causes raisonables: la première, que les Maistres & les Six de chaque Métiers volient corriger les defalts que un chacun de lour Frairie faixient & ne volient mie que la Halte Justice en heust nulle connoissance; & l’autre si estoit pourtant qu’il ne se puisse faire nul mauvais traitier contre les Bourgeois’ etc. Il va de soi que si une corporation était supprimée pour être, quelques années plus tard, remplacée par une autre, le nom de cette corporation était exposé à changer facilement. Il est possible que ce soit ainsi qu’on a pu supprimer les *corvisiers* pour les remplacer par les *cordonniers*.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

le *corvisier* devint une désignation générale pour celui qui s'occupait de la fabrication des chaussures.

Dans le Nord et Nord-Est de la France *corvisier* semble avoir été employé. Nous regrettons beaucoup de ne pas être à même d'en fixer les limites vers le Sud.

Cependant, pour désigner *cordonnier,* on a cessé dans toute la France d'avoir recours à *corvisier:* ce n'est que dans le Nord de la Suisse et le Sud de la Belgique que cette dénomination existe encore. On se demande alors: d'où vient que *corvisier* a disparu?

Il en est des mots comme de la monnaie: leur valeur change au cours des siècles. C'est ce qui est arrivé aussi au mot *corvisier.* Depuis le temps où ce ne fut plus le *corveis* mais le *cordouan* qui fut le cuir le plus important, le meilleur marché des cuirs teints et, par conséquent, le cuir employé en général, il va de soi que le cuir d'Espagne qui avait probablement coûté assez cher et qui n'était pas à la portée de tout le monde fut remplacé par le cuir qu'on appelait *cordouan* et qui, on le sait déjà, tirait son origine, au moins en grande partie, du Sud de la France. C'est le cordouan qui fut 'le dernier cri'; et les *cordouanniers* furent ceux auxquels il fallait s'adresser pour avoir de la chaussure élégante.

Les *corvisiers* avaient joué leur rôle; et — 'nos Anciens appeloient *Courvaisier* un savetier'.

Probablement ce ne fut pas seulement à cause de l'influence du *cordouan* que la désignation de *corvisier* tomba en désuétude. N'y avait-il pas même dans la forme de *corvisier* quelque chose qui le prédestinait à périr? C'est ce que nous allons examiner.

Un auteur, déjà cité,[1] a supposé que *corvesarius* devait dériver de *corium vetus.* Cette étymologie, si fausse soit-elle, prouve seulement qu'on aimait à combiner *vieux* et *viesier* avec *corvisier.* Ainsi Pagart d'Hermansart[2] a démontré qu'à Saint-Omer on avait 'des grands et des petits vieziers (viesiers)'; *viesier* 'est dérivé du mot *viel, vieux* qui s'appliquait autrefois aux marchands de vieux habits, draps, anciennes étoffes, désignés par le mot de *vieserie.* C'étaient à Saint-Omer de véritables fripiers ... mais dans certaines villes ils vendaient toute espèce d'objets vieux: meubles, métaux, poteries etc.; à Paris le vieux cuir et la pelleterie étaient l'objet de leur commerce'.

---

[1] Ménage, *Dict. étymol.,* art. corvesarius.

[2] *Les anciennes communautés d'arts et métiers à Saint-Omer* [dans les *Mémoires de la Société des Antiquaires de la Morinie,* t. XVI, p. 592].

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Mais des exemples de *viesier* (*viezier, vieceir, vieusier, viesseir, visier, vicier, vizier*) ne se trouvent pas seulement à Saint-Omer. Le Dictionnaire de Godefroy nous fournit une foule d'autres exemples de différentes époques provenant de Metz, de Tournai etc.

On comprend facilement que ceux qui rattachent *cordonnier* à *cordon, savetier* (*sabatier*) à *sabot* etc. auraient une certaine disposition à combiner la première syllabe de *corvisier* avec *cuir:* et dès le moment qu'on eut l'idée que le *corvisier* n'est pas celui qui fait de la chaussure de *corveis* — sorte de cuir que l'on ne connaissait plus — mais celui qui s'occupe de la *vieserie,* il va de soi que la différence entre *corvisier* et *savetier* tendit à s'effacer. Et il est bien naturel que, dans les parties de la France où *corvisier* eut un sens péjoratif, ce fût un point d'honneur pour tout fabricant de souliers de se trouver une dénomination autre que *corvisier.* Comme *Cordonnier* était sans contredit la plus estimée de toutes, on comprend que c'était celle qui devait vaincre.[1]

A quelle époque *corvisier* est-il tombé en désuétude en français?

Nous venons de rappeler que Ménage, dans son *Dictionnaire étymologique* de 1694 a dit que 'nos Anciens appeloient *Courvaisier* un savetier'; et l'édition de 1750 du même ouvrage appelle les corvisiers 'des sueurs de vieil, c'est ce que les Latins appeloient sutores veterinarii, autrement dits en Français *corvoisiers,* a corio veteri'. Ces deux éditions prouvent que *corvisier* existait encore en ce temps-là, bien qu'il eût un sens très différent de celui de 'cordonnier'. Ce qui importe, c'est de constater que *corvisier* ne figure pas dans le *Livre des métiers* d'Étienne Boileau; est-ce que cette absence permet de supposer que, même à cette époque-là, *corvisier* n'était qu'un provincialisme sans importance à Paris et qui, par conséquent, ne devait pas intervenir dans le classement des cordonniers parisiens? —

Comment est-il possible que *corvisier* reste toujours vigoureux en Belgique et en Suisse?

Au point de vue du vocabulaire, les parlers wallons sont souvent très conservateurs: c'est un fait que l'on constate bien des fois dans l'étude lexicologique du dialecte de la Wallonie. 'Les contacts avec le centre, le cœur de la langue, sont moins fréquents. Les mots semblent s'être figés et n'avoir pas subi l'action destructive ou évolutive qui s'est exercée sur la langue

---

[1] Est-ce que corvée etc. a été tout à fait sans influence? Cf. Dottin, *Les parlers du Bas-Maine,* art. *korvase,* 'faire des corvées', art. *korvasye,* 'homme ou femme de journée', *korveyae,* 'qui fait des corvées'.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

de Paris.'[1] Et il est bien clair que ce qui peut se dire du parler belge s'applique plus encore aux dialectes isolés de la Suisse romande.

## VIII. Cordonnier.

On s'est occupé autrefois assez souvent de l'étymologie de *cordonnier*. Il y avait des étymologistes qui voulaient le dériver de *corde* ou de *cordon*; en tout cas, il est bien certain que, dans le langage populaire, *cordonnier* fut rapproché de *cordon.*[2] Par plaisanterie, Voiture a donné quelque part une autre étymologie: il dit que *cordonnier* est une forme irrégulière pour *cordonneur*, parce que le *cordonnier* nous donne des *cors aux pieds!*

La forme la plus ancienne de *cordonnier* était *cordouannier*; et encore dans les dictionnaires de Cotgrave de 1611 et de 1632 on ne trouve que *cordouannier*. Cependant au XVI^e s. on trouve déjà *cordonnier* (cf. le *Dict. Général*).

Avant d'aller plus loin, disons quelques mots sur les chaussures. 'Il s'en faut,' dit Lacroix,[3] 'que les chaussures aient toujours été aussi communes qu'elles le sont aujourd'hui, et l'on ne comprend guère comment elles ont pu être si longtemps d'une

---

[1] Cohen, *Le parler belge*, dans *Skandinavisk Månadsrevy*, p. 165.

[2] Il n'est pas sans intérêt de citer ce que dit Sensfelder dans son *Histoire de la cordonnerie* (Paris 1856) au sujet de l'étymologie de *cordonnier*, p. 17 et ss.: 'Le mot de cordonnier vient, suivant Ménage, de Cordoue, ville d'Espagne sur le Guadalquivir et l'une des plus commerçantes au moyen âge. On y fabriquait exclusivement un cuir nommé cordouan, cuir de bouc on de chèvre passé au tan, ce qui le distingue essentiellement du maroquin qui est passé en galle; d'où découle cette dénomination de cordouannier ou cordonnier, comme nous disons aujourd'hui. Telle est, au point de vue de l'étymologie, l'opinion de Ménage, et elle ne laisse pas que d'avoir quelque vraisemblance; c'est du reste celle le plus généralement adoptée.' Et il continue, p. 19: 'Ce qui a causé l'erreur de Ménage et de ceux qui se sont appuyés de son opinion relativement à l'appelation dont nous recherchons l'origine, c'est qu'ils ont confondu en une seule deux choses parfaitement distinctes de leur nature. Ils ont tort et raison à la fois: ainsi *cordouannier* vient de *Cordoue*, mais *cordonnier* vient de *cordon*. C'est que les cordouanniers et les cordonniers n'étaient pas du tout la même chose.' — P. 20: 'On appelait vachiers les artisans qui travaillaient surtout le cuir de vache et cordonniers ceux qui faisaient des souliers à oreillettes et à cordons'; p. 21: 'Toutes ces anciennes dénominations ont disparu peu à peu. Les cordonniers-bottiers et savetiers seuls sont restés. Les carreleurs existent encore (en 1856!), mais la plupart d'eux ne viennent exercer leur profession que pendant l'hiver et aux premiers jours de soleil ils s'en retournent en Lorraine s'adonner aux travaux des champs.' Il faut peut-être ajouter que Sensfeld, qui semble avoir des connaissances toutes particulières en matière de cordonnerie, s'intitule lui-même 'cordonnier-bottier' sur la feuille de titre. — Cf. aussi: M. de Garsault, *L'Art du cordonnier*, Paris 1767, p. IV.

[3] *O. c.*, p. 30 ss.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

excessive rareté: elles étaient hors de prix, et même en les payant fort cher, on ne s'en procurait pas autant qu'on en voulait. Il serait facile de donner des preuves de leur exorbitante valeur. Un abbé de Fleury-sur-Loire, Léobald, qui vivait au septième siècle, fit don à une église, par testament, d'une paire de sandales, et on tint ce legs pour précieux. Deux cents ans plus tard, Charlemagne ne se servait que de bandes de diverses couleurs[1] croisées les unes sur les autres, et, dans ses Capitulaires, il enjoignait expressément aux ecclésiastiques de ne pas dire la messe sans s'être pourvus de sandales, ce qui atteste que l'usage des chaussures était bien loin encore d'être généralement répandu. Du temps de Louis-le-Débonnaire, les souverains, parmi les présents qu'ils envoyaient aux papes, se gardaient bien d'oublier quelques paires de souliers lesquels y figuraient fort honorablement. Un duc de Bretagne, Salomon III, fit offrir par des ambassadeurs, au pontife d'alors, un mulet sellé et bridé, une statue d'or de grandeur naturelle, trente tuniques, trente pièces de toutes couleurs, trente peaux de cerf et trente paires de souliers pour ses domestiques.

'Au dixième siècle il n'était déjà plus besoin d'ordonner aux clercs de ne pas aller à l'église sans chaussure: c'était par l'excès contraire qu'ils péchaient. Les moines de la célèbre abbaye de Saint-Martin de Tours vivaient (c'est saint Odoy qui les en accuse) dans de coupables délices, portaient des vêtements de soie et des souliers azurés ou vert-de-mer, vitrei coloris.'

La chaussure coûtait cher à cette époque: cela provenait non seulement de ce que la chaussure demandait un travail énorme, mais aussi de ce que le prix du cuir employé, était excessif.[2]

Que savons-nous de la fréquence du mot *cordonnier* et d'où proviennent les textes qui nous en fournissent les premiers exemples?

C'est en Anjou et en Poitou que se trouvent les deux premiers exemples que nous ayons pu relever; ils datent tous les deux de 1225 (environ). Vers 1235 *cordonnier* figure dans plusieurs textes provenant d'une autre région de la France, la Lorraine. On peut se demander alors si les exemples de *cordonnier* trouvés dans l'Ouest de la France n'ont aucun rapport avec les

[1] De cordouan?

[2] Lacroix, *o. c.*, p. 41: 'Le prix des souliers n'était pas à la portée de toutes les bourses. Nous lisons qu'un chevalier ayant offert une terre à des moines, ceux-ci, pour exprimer leur reconnaissance, firent présent au donateur de 28 sols et d'une paire de souliers de *cordouan*.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

exemples qui figurent à l'Est? En d'autres termes avons-nous ici affaire à des îlots linguistiques? Il n'en est rien. Il est infiniment vraisemblable que dans les villes situées entre ces deux points extrêmes de la France on connaissait aussi le mot *cordouannier*.

Il y a d'abord des exemples de *cordouan* et de *cordouannier* (au sens moderne) qui se trouvent dans *Aymeri de Narbonne* (XIII^e s.) et qui proviennent de la Champagne.[1] Mais ce qui est beaucoup plus probant c'est qu'en 1268 à Paris les statuts des *cordonniers* figurent dans le *Livre des métiers* et on voit tout de suite qu'il ne s'agit pas d'artisans rares et isolés: il fallait qu'ils existassent à Paris depuis longtemps, car leur nombre devait être très grand dès 1268. Dans la Taille de 1292 on en compte 226 et en 1300, 267.[2]

Il n'est pas difficile de suivre la marche du mot *cordonnier* à travers toute la France. Les statuts d'Étienne Boileau étaient très connus partout: les règlements qui existent dans d'autres villes n'étaient bien souvent que des copies de ceux-ci, avec quelques modifications de temps à autre. L'influence de Paris devint considérable.

On raconte qu'à Tournai il y avait en 1364 une procession où figuraient, entre autres, les *cordonniers* et les *carliers*.[3] — Et un vieux manuscrit du XIII^e s. prouve qu'à cette époque il y avait à Dijon des *cordonniers* et des *savetiers*.[4]

De Châlons-sur-Marne nous avons plusieurs exemples de *cordonnier*: 'dans un jugement de l'Échevinage rendu le lendemain de Pâques 1263, on trouve ce nom: Alard licordoannier.'[5] On ne sait pas au juste si *cordoannier* a ici le sens de 'celui qui fait des chaussures', mais à en juger d'après les pages suivantes du document en question, cette signification est bien possible. En tout cas, plus tard nous avons dans la même ville des exemples certains de *cordonnier* au sens moderne: en 1520, en 1528, en 1576 etc.[6]

---

[1] V. 1574—75: 'Lor chauces furent de paile et de cendé Et lor soler de cordouan ovré'; et v. 2127: 'Les peletiers et les *cordoeniers*.'

[2] Plus d'un siècle après la levée de ces deux tailles, en 1418, l'épidémie enlevait à Paris, en deux mois, 1800 cordonniers, tant patrons qu'ouvriers (*Journal parisien sous les règnes de Charles VI et de Charles VII*). Il y avait à Paris, en 1292, 140 *Savetiers* et 25 *Sueurs* et en 1300, 171 *Savetiers* et 27 *Sueurs* (cf. Fagniez, *Industrie*, p. 12 ss.).

[3] *Bulletin de l'Académie royale de Bruxelles* (1845), tome XII, 2, p. 392.

[4] A. V. Chapuis, *Les anciennes corporations dijonnaises, règlements, statuts et ordonnances* (Dans les *Mémoires de la Société Bourguignonne de géographie et d'histoire*, t. XXII, Dijon 1906), p. 7 ss.

[5] Louis Grignon, *L'ancienne corporation des Maîtres cordonniers de Châlons-sur-Marne*, Châlons-sur-Marne 1883, p. 16.

[6] Louis Grignon, *o. c.*, p. 14, p. 16, p. 11 etc.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

En 1540 on donne des statuts aux *cordonniers* de Coulommiers (Seine-et-Marne).[1] Un manuscrit du XVI$^e$ siècle prouve qu'il y avait à Beaune une corporation de *cordonniers* au XVI$^e$ siècle.[2] — Il y avait alors (en 1578) à Soissons quatre 'cordonniers de vieil, un cordonnier ...'[3]

Chez Bernard Prost, *Documents inédits relatifs à l'histoire de la Franche-Comté,* 2$^e$ série, nous trouvons à la p. 282 un exemple de *cordouannier* où ce mot a évidemment le sens de' celui qui vend du cuir', 'qui travaille en cuir': 'item: que aulcungs tanneurs ne corduanniers ne feront ne vendront aulcungs souliers' (de 1492?).[4]

L. Morand, *Les anciennes corporations des arts et métiers de Chambéry* (Chambéry 1892) dit à la p. 315: 'La confrérie des cordonniers existait déjà dès la première moitié du quinzième siècle où, le 25 octobre 1447, on la voit régler certains points de sa constitution.'

Il va sans dire que les *cordonniers* figurent aussi dans '*Les anciens statuts de la ville et cité Bourdeaus, enrichis d'aucuns nouueaux statuts, de plusieurs reglemens et annotations. A Bourdeaus. Par S. Millanges Imprimeur ordinaire du Roy. 1593*' p. 285: 'Des Cordonniers. Aucun ne puet en la presente ville et cité de Bourdeaus tenir boutique de Cordonnier, s'il n'est homme de bien, de bonne vie, et honeste conuersation.

Par arrest du 6. Jullet 1560 les Cordonniers de don du Roy doibuent ioyr de mesmes priuileges, que ceux de chef d'œuure: car aussi sont-ils tenus par l'ordonnance faire preuue de leur suffisance.'

'En 1501, c'est à Blois le tour des cordonniers [d'avoir des statuts].'[5] '*Les savetiers-carreleurs* furent séparés des *cordonniers* en 1555.'

Un document de Gisors nous fournit une définition de la différence entre un *savetier* et un *cordonnier*: 'La différence entre le mestier de cordonnier et celluy de savetier et carrelier consiste principalement, en ce que les cordonniers ne pourront faire ouvraige, synon que de cuir tout neuf sans mesler le viel avec le neuf, les ditz savetiers et carreliers au contraire, doivent faire leur ouvraige de viel cuir' (26 nov. 1590).[6]

---

[1] *Bulletin du Comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France,* t. III (1855—56), p. 570.

[2] V. *Revue des Sociétes savantes,* 5$^e$ série, 4, 1872, p. 97 s.

[3] *Bulletin de la Société historique de Soissons,* t. XIII (1859), p. 110—111.

[4] Dans les *Mémoires de la Société d'Émulation du Jura,* 1873, 2$^e$ série, p. 282.

[5] Alfred Bourgeois, *Les métiers de Blois* (*Loir-et-Cher*). Blois 1892, t. I, p. LXVII s.

[6] Louis Passy, *Le livre des métiers de Gisors* (Pontoise 1907), p. 177.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

A Arras, les cordonniers obtinrent des statuts le 5 février 1528;[1] à Bourges, on trouve un règlement des cordonniers datant de 1540: *'Le reiglement des Cordonniers et savetiers de lad. Ville* [de Bourges] *du unziesme apvril mil cinq cent quarente.'* [2]

Il est à regretter qu'on n'ait encore imprimé que très peu des nombreux statuts qui se trouvent dans les archives départementales: il ne nous a pas été possible de dépouiller tous ces manuscrits. Mais ce que nous avons déjà démontré, c'est que les environs de Paris nous offrent les premiers exemples du terme *cordonnier* et que nous avons bien des raisons de supposer que c'est de Paris que cette dénomination s'est répandue dans toute la France.

Si les documents français ne nous donnent pas d'exemples de *cordonnier* aussi anciens que nous l'aurions souhaité, nous sommes d'autant plus heureux de trouver en anglais des exemples de *cordwainer* (= *corduanarius*) au commencement du XII^e^ siècle. A coup sûr, *cordwainer* est un emprunt à des dialectes français. Il va de soi que *cordwainer* — régulièrement développé — est antérieur à *cordouannier*; c'est l'influence du Midi ou même de l'Espagne qui a fait remplacer ici la forme régulière et antérieure à un mot d'emprunt.[3]

Nous avons, dans un chapitre précédent, tracé la marche du *cordouan* vers le Nord. Nous avons vu aussi que le cuir de Cordoue fit naître une dénomination nouvelle, *corvisier,* qui devait

---

[1] Auguste Parenty, *Les anciennes corporations d'arts et métiers de la ville d'Arras,* Arras 1868, p. 50.

[2] E. Toubeau de Maisonneuve, *Les anciennes corporations ouvrières à Bourges de 1561 à 1633.* Bourges, s. d., p. 11.

[3] Cf. W. H. Dutton, *o. c.,* p. 1: 'The Cordwainers, one of the most ancient of the City Guilds, were so called from their dealing in Cordovan leather, which was manufactured in Corduva or Cordova, a city in Spain, of great importance as a centre of commerce from the ninth to the twelfth centuries.

The art of preparing leather in the particular manner for which Cordova became famous was introduced in Spain by the Moors. The process consisted in the use of alum, and the skins so dressed were called Aluta, which caused the workers to be also known as Alutarii, by which term the Company is described in their first Charter. In course of time the process became known in other countries. The knowledge seems to have been known in England in the time of the Conquest and it is highly probable that it was brought by the Normans. This process is known as tawing, as distinguished from tanning.

The Alutarii, or Cordwainers, appear to have been associated as a trade Guild from a very early date. At that time the Cordwainers' Company included the Girdlers, the Tanners, the Curriers, the Leather-sellers, and various smaller trades, such as Pursers and Pouchmakers.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

son existence à ce cuir. *Corvisier* n'était connu que dans le Nord de la France. Dans le Midi on avait toujours *sudor* et *sabatier* au sens de 'cordonnier'. Nous venons de voir que *corvisier* prit le sens de 'celui qui travaille en vieux cuir', 'savetier', et que par conséquent il fut remplacé par une autre dénomination quand il s'agissait de désigner 'celui qui fabrique des chaussures'. Ce fut, encore une fois, le cuir de Cordoue qui fournit une désignation. Le *cordouannier* — originairement 'celui qui s'occupe du cordouan'[1] — a reçu son sens moderne à Paris. Et c'est cette dénomination qui, comme notre carte le montre, a remplacé les autres dans presque tout le domaine de la langue française. *Le mot cordouan marcha vers le Nord, le mot cordonnier vers le Sud.*

C'est un fait assez remarquable qu'on trouve un peu partout dans l'Est de la France des formes de *cordannier* (au lieu de *cordonnier*). Cela prouve que cette désignation y existe depuis le temps où l'on disait encore *cordouannier*. D'autre part, on trouve toujours dans le Centre et l'Ouest des formes de *cordonnier*. Et surtout, dans tout le domaine provençal on a *cordonnier*. Pourquoi? Parce que, pour le provençal, cette désignation a été importée à une époque relativement récente: la forme *cordouannier* était sur le point de disparaître — ou avait déjà disparu — dans le français central, et *cordonnier* l'avait remplacé. Ce fut celui-ci qui, enfin, remplaça *sueur* et *savetier* même dans le Midi.

La désignation de *sueur* existait encore au XVII^e^ siècle: on a vu qu'en 1614[2] Louis XIII renouvela les statuts des *cordonniers-sueurs*. Mais *sueur* était sur le point de disparaître. Il n'y avait plus de relation sensible entre *sueur* et le verbe qui signifiait 'coudre'. *Sueur* était un mot isolé; et nous avons déjà montré que l'homonymie a dû jouer dans l'existence de ce mot un rôle fatal. Quelques auteurs ont prétendu qu'on les appelait *sueurs* parce qu'ils cousaient le cuir, taillé par les cor-

[1] Le mot *cordouanier*, au sens de 'celui qui prépare et passe au tan les cuirs nommés cordouans', se trouve aujourd'hui encore en français (M. Bescherelle, *Dictionnaire national*). Et nous venons de relever un exemple d'un texte de Franche-Comté où *cordouanier* avait le même sens. Évidemment *cordouannier* avait un sens moins précis autrefois: si — surtout à la campagne — un *cordouannier* fabriquait du cordouan, il est à présumer qu'il fabriquait aussi des chaussures avec ce cuir; — cf. aussi Levy, *Prov. Suppl.-Wörterb.*: '*Cordoanier*, Korduanhändler; drapers e ferrers e pelhisers e *cordoaners* e coirers e sabaters o altre merchaders que a merchat ni a feira venria dara chascus VI. den. l'an.' Cout. Montferrand § 38 (*Annales du Midi*, t. III).

[2] Inutile de répéter qu'on fait mention des *sueurs* en bien d'autres endroits, par exemple le 6 août 1345 (cf. Hippolyte Blanc, *Bibliographie*, p. 43),

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

douanniers.[1] Cela n’est guère probable, aussi peu probable que l’étymologie qui se retrouve dans plusieurs vieux dictionnaires et qui veut que les *sueurs* aient été dès l’origine ainsi appelés parce qu’ils mettaient le cuir dans le *suif* (ou même dans la *suie*!).

C’est un fait établi que dès le XIII^e^ siècle les *sueurs* étaient pour la plupart remplacés par les *cordonniers*. Tous ceux qui s’adonnaient à la fabrication des chaussures voulaient avoir une désignation qui rappelât le cuir nouveau et excellent; et c’est ainsi que *sueur* doit avoir reçu un sens dépréciatif et que le mot *cordonnier* au sens de ‘celui qui fait des souliers’ est parvenu, en se propageant de Paris à travers toute la France, à détrôner *sudor* et *sabatier* qui semblent avoir prédominé dans la partie méridionale de la Gaule.

Comment faut-il se représenter la marche du mot *cordonnier?*

Les valets de cordonniers ‘battaient toujours la semelle’ au sens métaphorique de cette expression; ils allaient de ville en ville en y introduisant non seulement le cuir avec lequel ils travaillaient ordinairement, mais aussi leur désignation de *cordonniers* (*cordouanniers*). Puis telle ville faisait venir des statuts d’une autre ville pour fixer les limites de cette corporation qui venait de s’établir; on comprend ainsi que la désignation de *cordonnier* ne se soit pas répandue en France comme un flot qui, ayant Paris pour point de départ, aurait emporté tout ce qu’il y avait de vieux, mais qu’elle ait plutôt procédé par bonds: cette dénomination a dû former ‘des taches d’huile’ sur la carte de France. Et c’est en partant de ces taches, autrement dit des villes, que la désignation nouvelle a pénétré peu à peu jusqu’aux villages et même jusque dans les provinces les plus conservatrices.[2]

## IX. Écofier.[3]

On a déjà vu qu’en Suisse, il existe encore dans quelques villages une autre dénomination de l’artisan qui nous occupe;

---

[1] Par exemple A. Franklin, *Dict. des arts, métiers et professions exercés dans Paris.* Paris 1906.

Art. *sueur*: ... ‘Suivant quelques auteurs, ils cousaient les chaussures taillées par les cordonniers. Suivant d’autres ils faisaient subir au cuir, après le tanneur, une dernière préparation, en y ajoutant le suin et la graisse.’

[2] Inutile d’ajouter que les dénominations variaient toujours. C’est ainsi qu’on distinguait parfois deux sortes de cordonniers: ‘des cordonniers de cordouan’ et ‘des cordonniers de basane’; cf. Fagniez, *Industrie,* p. 97. — Dans plusieurs documents, relativement récents, on trouve la désignation *cordonnier — mineur* au lieu de *savetier*. — Quant à *sueur,* on rencontre très souvent l’expression ‘sueur de vieil’, c’est-à-dire *savetier*; il est à présumer qu’au cours des temps, *sueur* et *savetier* devinrent des équivalents; cf. Fagniez, *Étude sur l’industrie,* p. 16.

[3] V. les cartes!

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

c'est le terme *écofier,* qui se trouve aux points 63 (*ḗkŏfi*$_{er}$), 52 (*ḗkŏ̀fĭ*), 62 (*ḗkŏ́fĕ*) et 70 (*ḗkŏ́fà*). Il faut ajouter que nous avons trouvé dans les matériaux du *Glossaire de la Suisse romande* d'autres exemples provenant de Vully, Lessoc, Prez, Gruyères, Romont (canton de Fribourg), Noiraigue, La Brévine (canton de Neuchâtel), Champéry (Valais). *Écofier* jouit donc d'une assez forte vitalité en Suisse.

S'il faut en croire le *Dictionnaire général, écofier* s'emploie toujours dialectalement en français. Mais le sens de 'cordonnier' n'est pas aussi absolu qu'il l'est en Suisse encore aujourd'hui: l'*écofier,* d'après le *Dictionnaire général,* c'est un 'ouvrier travaillant le cuir, un cordonnier, un mégissier etc.' Quel est le sens primitif de ce mot? En examinant d'un peu plus près l'étymologie d'*écofier,* nous réussirons peut-être à en découvrir le sens primitif. Cependant, avant de procéder plus loin, il vaut mieux se rendre compte de la distribution géographique d'*écofier* et d'*escohier* dans l'ancien temps.

Si *écofier* est confiné aujourd'hui dans quelques villages de la Suisse, il ne s'ensuit pas nécessairement que ce mot ait toujours eu un domaine aussi restreint. Au contraire, *écofier* a eu un emploi assez fréquent; et à côté d'*écofier* il faut remarquer aussi *escohier* (et peut-être *escoherie*).

Dans le Dictionnaire de Hulsius, publié en 1614, nous lisons: '*escoffier,* en Savoye est ce qu'on appelle en France un courdouanier, Ein Schuster | brauchs nicht.' Et dans le *Grand Dictionnaire français-latin* (1618) on trouve ce renseignement que '*escoffier,* en Savoye, idest cordouannier'. Cotgrave (1632) admet aussi *escoffier,* qu'il traduit par 'a shoemaker'. Du Cange: '*Escofferius* qui vendit coria, Coriarius, gall. Tanneur, apud Sabaudos *Escoffier,* calcearius, Nostris cordonnier. Charta Thossiac. ann. 1404: *Hugoninus Giraud Escofferius Thossiani tenet quandam parvam pesam terrae* ... Altera Calomontis ann. 1397: *Johannes mercator Escofferius.* Hinc *Bancha Escofferiae* et *Scamnum Escofferiae.* Hinc etiam forte *Stallus Escoirs* in Privilegio Leduini Abb. S. Vedasti Atrebat. p. 243.' Cependant, même en Savoie la signification de 'cordonnier', 'celui qui fait des *scoh',* s'est effacée peu à peu. C'est ce que nous pouvons contrôler au moyen du *Dictionnaire savoyard* de Constantin et Désormaux (1902): '*escoffier.* Ce mot, qui est resté comme nom de famille, signifiait anciennement tanneur, mégissier.' A. Devaux, *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge* (Lyon 1892) donne deux exemples d'*escofier;* si dans l'un des cas on n'est pas tout à fait sûr de la signification exacte, nous avons du moins une certitude absolue dans l'autre: *escoffier* a

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ici le sens d''ouvrier en cuir (cordouan)'; (cf. Levy, *Prov. Suppl.-Wörterb.*).[1]

Godefroy dit que 'dans le patois du Lyonnais *escoffier* désignait un marchand de cuirs, un tanneur, un mégissier. On le trouve, dit Onofrio, dans le procès-verbal de l'élection des consuls de Lyon de 1352. — *Escohier, Scohier* était un nom propre très répandu dans plusieurs provinces. Un généalogiste belge s'appelait Jean Scohier de Beaumont'.

*Escoffier* s'est confiné dans la Suisse et au Midi de la France (la vallée du Rhône); au Nord nous trouvons *escohier*. Nous constatons d'abord qu'en 1229 *escohier* existe dans le dialecte du Tournaisis, nous en avons des exemples provenant de l'Artois, et de la Picardie, de Paris etc. et encore d'autres du Sud de la Belgique.[2] Et dans presque tous les cas où nous trouvons *escohier*, nous trouvons aussi *escoherie*.

On peut dès lors se poser cette question: *Avons-nous le droit de supposer que le domaine où existait autrefois dans le Nord de la France escohier* (au sens de 'fourreur, pelletier, tanneur, mégissier, celui qui travaille les cuirs et les peaux ou qui les vend') *a formé une zone ininterrompue avec le domaine qui avait autrefois et qui a, en partie, aujourd'hui encore écofier* (dans l'acception plus générale et plus variée de 'cordonnier' ou d''ouvrier en cuir')?

Nous ne savons rien de certain sur ce point, mais ce qui est vrai, c'est que l'*Atlas linguistique* offre d'autres cartes absolument pareilles: le Nord de la France, des parties de la Suisse et de la Savoie etc. présentent le même mot. Dans la plupart des cas, nous n'osons guère dire toujours, il s'agit alors d'une aire cohérente. Ne serait-ce pas ici le cas? C'est ce qu'il faut examiner.

Parlons d'abord de l'étymologie d'*escohier*. Ce mot, nous le répétons, a le sens de 'fourreur', 'pelletier', 'tanneur', 'mégissier', 'celui qui travaille les cuirs et les peaux ou qui les vend.' *Escohier* (*escoier*) est formé sur le mot germanique *skoh*, 'chaus-

[1] Faut-il ajouter que dans le français actuel *Escofier* ou *Écofier* est un nom propre fort répandu?

[2] Encore au commencement du XVII[e] siècle on connaissait les *escohiers* à Liège: il y avait une corporation qui s'appelait les vair-xhohiers ou pelletiers; cf. Stanislas Bormans, *Le bon métier des tanneurs de l'ancienne cité de Liège*, Liège 1863, p. 43, note; cf. p. 54 du même ouvrage: 'Les vairains-scohiers ou waire-xhohiers dits pelletiers furent aussi d'abord compris dans le métier des tanneurs, mais ils s'en séparèrent au XIV[e] siècle pour former une corporation spéciale. Il en fut de même des corduaniers et des corbesiers qui, en 1461, ne figurent pas encore au nombre des 32 bons métiers de Liège.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sure'. Et, comme remarque M. Antoine Thomas, **skoh + arius** donne en français très régulièrement *escohier, escoier.*[1]

La seule objection qu'on pourrait faire à cette étymologie serait la suivante: *skoh* signifiant 'chaussure', l'*escohier* serait donc 'celui qui fait de la chaussure'. Or *escohier* signifie 'fourreur', 'pelletier', 'mégissier', 'celui qui travaille les peaux ou qui les vend.' Mais il est possible que toutes ces significations puissent dériver de l'acception unique d'après laquelle l'*escohier* était 'celui qui s'occupait du cuir', soit en le préparant pour la fabrication de chaussures, soit en le traitant d'autre manière.[2] Et cette supposition est d'autant plus juste que *escohier* est d'origine ancienne et, de plus, formé sur un mot germanique.[3]

Si *escohier* s'explique très bien comme formé sur *scoh,* ce n'est guère le cas pour *escofier* (*écofier*).[4]

Il y a des auteurs qui ont voulu rattacher *escofier* au latin *corium,* évidemment à tort. Nous venons de dire que M. Thomas, dans ses *Mélanges d'étymologie française,* s'est occupé aussi d'*écofier*; si l'on dérive *écofier* de *skoh,* l'f est bien inexplicable. 'Il y a, dit M. Thomas, d'autres exemples de l'*h* germanique devenant *f* en roman, mais pas en fin de syllabe. Les germanistes ramènent le gothique *skohs* à une racine primitive ***skohw-**; on peut supposer que ***skohw-** a abouti à **escof-** comme ***eihw** à **if** et que l'*f* issu du w germanique appuyé, en fin de syllabe, a passé dans le dérivé *escofier.*' Mais l'exemple de **if** n'est guère valable, puisqu'on semble être d'accord pour

---

[1] *Mélanges d'étymologie française,* Paris 1902, p. 69.

[2] Hippolyte Blanc, *Les corporations de métiers,* p. 181: 'Le *Livre des métiers* et les *Ordonnances relatives aux métiers de Paris* nous montrent certains patrons cumulant plusieurs métiers. On pouvait être à la fois *tanneur, sueur, savetier* et *baudroyeur, boursier* et *mégissier* etc.' Ce qui se faisait à Paris pouvait bien se faire autre part, surtout au temps où la spécialisation n'était pas encore poussée très loin.

[3] Cf. Heyne, *Das altdeutsche Handwerk,* p. 29: 'Eine wichtige Rolle im altgermanischen Haushalt spielt der Lederarbeiter, ursprünglich und für sehr lange ein Handwerker, der sowohl Leder bereitet als bereitetes für Kleidung und Haushaltungsgerät verarbeitet, von dem aus sich aber nach und nach eine Reihe von Sondergewerben entwickeln, so der Gerber selbst, der sich auf die Herstellung des Leders einschränkt [*coriarius*: ledermechere, Steinm. I, 754, 20], der Schuster und Verfertiger von einzelnen Teilen der Kleidung und von Riemenzeug, von Schläuchen und ähnlichen Behältern, vor allem der Gürtler, Schildmacher und Sattler, jeder ein Spezialist.' — p. 152: 'Als Rest eines uralten Herkommens erscheint es, wenn der Schuhmacher auf dem Lande sein Leder selbst gerbt und sich hierzu Eichenrinde aus dem Walde holen darf (Maingegend von 1338).'

[4] Observons qu'*escofier* n'a pas toujours la signification nette de 'celui qui fait des chaussures': en Dauphiné, il signifiait au moyen-âge: 'ouvrier en cuir (de cordouan)', cf. Devaux, *o. c.*; en Savoie, *escofier* avait plutôt le sens de 'tanneur', 'mégissier', cf. Constantin et Désormaux, *Dict. savoyard.* *Escohier* et *escofier* avaient donc, en partie, le même sens.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ramener le nom de cet arbre à une racine celtique. (Meyer-Lübke, *Einführung*, p. 42.)

Il y a dans des dialectes de l'Italie du Nord, par exemple en ancien vénitien, un subst. *scufon* au sens de 'calza di grosso filo e di cenci'.[1] Peut-on supposer que *scufon, scafon, scofon*, ou même le lombard *scofone* 'chaussure', 'guêtre', ont joué quelque rôle dans l'évolution d'*escofier* venant de *skoh*?

Aurions-nous affaire à deux importations d'époques différentes?

Les dialectes qui présentant *escofier* auraient donc connu le mot germanique *skoh* à une époque où l'ḥ se prononçait plus distinctement qu'elle ne le faisait dans le *skoh* sur lequel reposent les dialectes du Nord avec leur *escoier*.

Ou même, faut-il postuler deux types germaniques différents qui suffiraient alors à expliquer aussi les formes romanes divergentes: *escohier* et *escofier*?

En tout cas, il est évident que, pour les mots *écofier* et *escohier*, nous avons ici affaire à *skoh*; et une preuve de plus en faveur de cette opinion, c'est que *écofier* et *escohier* n'existent guère que dans une région voisine des dialectes germaniques.[2] Est-ce que *écofier* est antérieur à *sueur?*

## X. Scarparo. Schuhmacher. Schuhflicker.

Nous avons mentionné dans l'introduction que'au point 899 dans le département des Alpes-Maritimes *skằrpằrů* est la désignation ordinaire de 'cordonnier'. Cette formation, qui est faite sur scarpa, 'soulier', est toujours vivante en italien.[3] *Scar-*

---

[1] Cf. Mussafia, *Beitrag zur Kunde der norditalienischen Mundarten im XV. Jahrhundert*, p. 103. M. Mussafia a déjà mis en doute la dérivation de *scufon, scafon, scofon* du lat. *scapha* qui a le sens de 'tonneau', 'bateau', 'yole', le développement phonétique, et surtout le développement sémantique, offrant trop de difficultés. — Cf. Lazare Sainéan, *Notes d'étymologie romane, Zeitschr. für rom. Philol.* XXX, p. 317; G. Baist, *Zur romanischen Wortgeschichte, Zeitschr. für rom. Philol.* XXXII, p. 42. — Il n'est pas sans intérêt de voir ce que dit par exemple Roquefort, *Glossaire de la langue romane* (1808): 'les souliers avaient la forme d'un petit vaisseau et une pointe qui s'avançait au-delà du pied; cette pointe s'appelait poulaine, peut-être à l'imitation de la poulaine des navires.'

[2] *Écofrai* est apparenté à *écofier*. *Écofrai* signifiait originairement 'boutique, table d'écofier' et a maintenant le sens de 'grosse table sur laquelle le mégissier et le tanneur taillent et préparent le cuir'; c'est un mot assez fréquent. Il est probablement originaire de l'Est, mais en sa qualité de terme technique il s'est répandu partout.

[3] Il n'entre pas dans le plan de notre travail d'examiner les désignations de 'cordonnier' en italien; mais qu'il nous soit permis, à ce propos, d'attirer l'attention sur le fait que *scarparo* semble appartenir au Sud de l'Italie. Dans le Nord de l'Italie il y a des îlots de *scarparo* (Mantoue,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*paro* a le sens de 'venditore ambulante di scarpe o babbucce'. Pour expliquer l'emploi de *scarparo,* il suffit de se rappeler que tout le département des Alpes-Maritimes a subi une très grande influence italienne: ce n'est qu'en 1860 que cette région fut réunie à la France.

Disons dans ce chapitre quelques mots aussi de *Schuhmacher* et de *Schuhflicker* tels qu'on les retrouve sur la carte de notre Atlas.

*ȼumàk* est la désignation ordinaire de 'cordonnier' au point 132 dans la département de la Haute-Marne et nous trouvons, au point 284 (Saint-Pol) du département du Pas-de-Calais, *ȼumàk* à côté de *cordonnier.*[1] Le point 49 offre aussi *ȼūflĭ.*

Evidemment nous avons affaire ici à Schuhmacher et à Schuhflicker, probablement dans leurs formes basses-allemandes. On pourrait, à coup sûr, donner plusieurs explications; celle qui nous semble la plus naturelle, c'est qu'un ouvrier allemand, cordonnier de profession, a lui-même introduit le mot en question. Pour se perfectionner dans son métier et acquérir l'expérience de

Venise, Bellune): mais en général on s'y sert de *caligarius* ou bien d'un type qui correspond phonétiquement à *calzolajo*; cf. Zuccagni-Orlandini, *Raccolta dei dialetti italiani,* Firenze 1844. Comme il n'est pas sans intérêt ni sans importance pour notre étude de considérer les dénominations actuelles de 'cordonnier' en italien, nous les citons d'après Zuccagni-Orlandini:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Turin . . . | *calié* [piémont.] | Bologne . . | *calzular* [émilien] |
| Aoste . . . | *cordonié* [franco-prov.] | Nice . . . | *cordoniè* [prov.] |
| Casale . . . | *calià* [piémont.] | Gênes . . . | *calgâ* [gênois] |
| Novare . . | *calzolar* [piémont.] | Sarzana . . | *cauzlaro* [gênois] |
| Milan . . . | *calzolar* [lomb.] | Lucques . . | *calsolaro* [tosc.] |
| Mantoue . . | *scarper* [lomb.] | Cortona . . | *calzolio* [tosc.] |
| Sondrio . . | *scarpolin* [lomb.] | Florence . . | *calzolajo* [tosc.] |
| Ticino . . . | *sciavattign* [lomb.] | Sienne . . . | *calzolajo* [tosc.] |
| Lugano . . | *sciavattin* [lomb.] | Pise . . . . | *calzolajo* [tosc.] |
| Haute-Engad. | *čalǵer* [engadin] | Rome . . . | *carzolaro* |
| Trente . . . | *cagliar* [vénitien] | Pesaro . . . | *calzolâr* [march.] |
| Venise . . . | *scarparo* [vénitien] | Saint-Marin . | *calzulêr* |
| Valsugana . | *callighero* [vénitien] | Naples . . . | *scarparo* [nap.] |
| Bellune . . | *scarper* [vénitien] | Chieti . . . | *scarpare* [abr.] |
| Vérone . . | *calzarer* [vénitien] | Cosenza . . | *scarparu* [calabr.] |
| Plaisance . . | *calzoular* [émilien] | Foggia . . . | *scarpeur* [ap.] |
| Parme . . . | *calzolar* [émilien] | Palerme . . | *scarparu* [sicil.] |
| Bogotaro . . | *scarpare* [émilien] | Usini . . . | *calzolajo* [logod. sard.] |
| Modène . . | *calzulaer* [émilien] | Sassari . . . | *calzolagiu* [sard.] |
| Reggio . . . | *calzulèr* [émilien] | Corso di Corte | *scherparu* [corse] |
| Fiumalbo (nel Frignano) . | *calzolare* [tosc.] | Bastia . . . | *scherpalu* [corse] |
| | | Elba . . . | *calzolajo* [tosc.] |

[1] Ajoutons que dans les matériaux du *Glossaire de la Suisse romande* on trouve un exemple de *soumake* (Schuhmacher) au sens de 'cordonnier', provenant de Montbovon (canton de Fribourg).



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

la vie, le compagnon courait les routes; il devait, s'il était français, 'faire son tour de France'. Quoi de plus naturel qu'un artisan allemand, ou même plusieurs, faisant eux aussi leur tour de France, aient introduit la désignation qui leur était habituelle en Allemagne? Évidemment la proximité des peuples parlant des dialectes germaniques n'a pas été sans influence, surtout pour le point 284 (*Saint-Pol*).[1]

## XI. Des sobriquets.

Le *cordonnier* appartient, dans toutes les langues, à la catégorie des artisans qui ont été comblés de sobriquets. Dans les matériaux du *Glossaire de la Suisse romande* nous en avons trouvé plusieurs: *kaka-pɛdʒə* (Rossinière, canton de Vaud), *kaka-lənya, tire-lənya*[2] (Rossinière), *ku de pedʒə*[3] (Penthalaz, cant. Vaud), *ku de kouè*[4] (Penthalaz), *pəka-koiia*[5] (Sassel, canton de Vaud) etc. etc. La carte de l'*Atlas linguistique* nous donne deux sobriquets: au point 768 *kwărŭ* et au point 284 *gnaf*.

Nous laissons de côté tous les autres sobriquets pour nous occuper un peu de *gnaf*.

Il ne faudrait pas conclure d'après l'*Atlas* que *gnaf* soit limité à une seule ville de la France (*Saint-Pol*). S'il ne figure qu'à un seul point de la carte, cela vient de ce que les rédacteurs de l'*Atlas* ne se sont évidemment occupés des sobriquets que par exception.

Examinons un peu ce que disent les dictionnaires au sujet de *gnaf*.

Le *Dictionnaire Général* admet *gnaf*, qu'il traduit par 'savetier'. Quant à l'étymologie, on nous dit que '*gnaf* paraît être une onomatopée imitant le bruit du chégros que tire le savetier'. — Littré, *Dictionnaire de la langue française: 'gniaf*, populairement savetier ambulant et, par extension, un mauvais cordonnier ou bottier.' — Sachs-Villatte: '*gnaf*: Schuster (verächtlich); Pechhengst; in weiterem Sinne: schlechter Schuster, Tölpel, Stümper.' — Bescherelle, *Dict. classique de la langue française*, Paris 1864: '*gniaf*, savetier ambulant.' — Wilfrid Challemel, *Tailleurs et cordonniers de Domfront* (1691), Flers-de-l'Orne 1909; p. 10 note: 'Le *gniaf* était dans l'argot du temps [1691]

---

[1] Cf. le dictionnaire de *Verrier et Onillon*, art. *chou-macre*: 'M. Ménière n'a pas compris ce mot. Encore un reste de l'invasion allemande. Il veut dire: cordonnier, faiseur de chaussures (Schuhmacher). Grosse injure: *Bouifre, Pierrot, Pleutre.*' *Schuhmacher* existe aussi en Bas-Maine: *choumacre* = individu triste, de caractère renfrogné, et en Picardie: choumaque = savetier.

[2] = tire-ligneul. [3] = cul de poix. [4] = cul de cuir. [5] = pique-cuir.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

l'ouvrier cordonnier, et le *pignouf*, l'apprenti.' — Larchey, *Dict. de l'argot parisien: 'gniaf, gniaffe,* Savetier' et par extension 'homme grossier, mal élevé'. — Larchey, *Supplément au dictionnaire historique d'argot: 'gniaf.* C'est à proprement parler l'ouvrier cordonnier; voyez *Pignouf.'* — Rigaud, *Dict. d'argot moderne: 'gnaf, gniaf,* Savetier.' — Merlin, *La langue verte du troupier: 'gnaf,* cordonnier, savetier.' — Delvau, *Dict. de la langue verte: 'gniaf,* ouvrier (savetier) dans l'argot des cordonniers. *gniaffer* travailler mal, faire une chose sans soin, sans goût comme un savetier.' — Delesalle, *Dict. français-argot: 'gnaf,* ouvrier, cordonnier, savetier. Altération de *pignouf,* homme grossier.' — Jaubert, *Glossaire du Centre de la France: 'gnaf*: cordonnier de bas étage, savetier. Du latin *ignavus,* dit-on.'[1] — Fertiault, *Dict. du langage populaire verduno-châlonnais.* Paris 1896: *'gniaf* et *gniafe,* cordonnier, mais pas de premier ordre, ressemeleur. Expression dédaigneuse. Marne, *niafre,* norm. *gniaf,* poit. *niaf,* wall. *gniaf,* vieux fr. *gnaf.'* — Duméril, *Dict. du patois normand: 'gniaf,* savetier.' — Favre, *Glossaire du Poitou.* Niort 1867: *'gniaf,* mauvais savetier; terme injurieux qu'on adresse à tous ceux qui travaillent mal.' — Verrier et Onillon, *Glossaire des patois et des parlers de l'Anjou.* Angers 1908: *'gniafe.* Cordonnier ou plutôt savetier de bas étage. Ce nom ne s'emploie qu'en goguenardant. A rapprocher de l'angl. *knave,* drôle, coquin, fripon, valet; allem. *knabe,* garçon.' — Jouain, *Dict. du patois saintongeais,* Royan 1869: *'gnaf,* sobriquet injurieux du cordonnier, soit par allusion au mot latin *ignavus,* lambin, soit au bruit qu'il fait en tirant le ligneul, bruit que celui qui dit *gnaf* a soin d'imiter au moyen d'une grimace. La légende du Juif-errant n'aurait-elle point déteint sur les pauvres cordonniers?' — Richenet, *Le patois de Petit-Noir* (Jura): *'gnaf,* savetier.' — J. Sigart, *Dict. du wallon de Mons: 'gnaffe,* savetier.' — Decorde, *Dict. du patois du pays de Bray: 'gniafe,* savetier.'[2]

Les matériaux du 'Glossaire de la Suisse romande' offrent plusieurs exemples de *gniaf* au sens de 'savetier'; il y a même aussi un exemple de *gnifgnaf,* 'appellation satirique du cordonnier' (Corsier, canton de Vaud).

Nous avons donc réussi à trouver des exemples de *gniaf* dans presque tout le Nord de la France; la Suisse romande

[1] *naft* au sens de 'chaussures usées' figure chez Dottin, *Glossaire des parlers du Bas-Maine.* Paris 1899.

[2] Inutile d'ajouter que *pignouf,* mot d'argot très connu, a le sens de: apprenti, bousilleur, imbécile. — A l'École Normale Supérieure on appelle *gnoufs* les élèves entrants qui n'ont pas encore subi l'initiation par les brimades, qui sont des apprentis méprisés. — Cf. *gnan-gnan,* personne indolente et niaise; comme onomatopée, cf. encore: *gnon* = coup de poing.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

en a offert plusieurs. Il faut donc supposer que *gnaf* comme sobriquet du cordonnier est en vogue depuis longtemps.

Quelle est l’étymologie de *gnaf*? Faut-il, d’abord, rapprocher *gnaf* de l’allem. *Knabe,* angl. *knave*?

Le mot *gnaf* semble avoir un emploi trop fréquent en français pour être un néologisme, comme le prétend le *Dictionnaire général.* Il y en a, au contraire, des exemples assez anciens (cf. Wilfrid Challemel, *o. c.*). Et si l’allem. *Knabe* avait un correspondant en français, on s’attendrait à *kan* — ou à *ken* — au commencement du mot français: *knif* > *canif, Landsknecht* > *lansquenet* etc. Ce ne peut donc guère être l’allemand qui a fourni ce mot nouveau au français. Et comment expliquerait-on le passage de l’angl. *knave* à *gnaf*? Non seulement le commencement mais aussi la fin des mots en question offrent trop de difficulté. Évidemment, le *sens* aussi nous défend d’accepter cette étymologie.

Schade, *Altdeutsches Wörterbuch,* à l’art. *Knabe,* nous apprend qu’il existait en celtique un subst. *gnabat,* au sens de ‘fils’. Nous regrettons de ne pas pouvoir dire avec exactitude si l’indication de Schade est vraie ou fausse. Mais s’il y a eu en celtique un *gnabat* ‘fils’, il ne serait pas impossible que le *gniaf* moderne se rattachât à *gnabat.* Le développement de sens n’offrirait pas trop de difficulté: *gnabat* = ‘fils’ = ‘celui qui aide son père’, tout à fait comme *valet* dans quelques dialectes suisses a le sens de ‘fils du fermier’ (c.-à.-d. ‘celui qui aide le fermier dans son travail’; cf. suédois *dräng,* ‘ouvrier d’un fermier, servant’, danois *dreng,* ‘jeune homme’) ou l’allem. *Knabe* au sens de *Ritterknabe* etc.

Cependant, cette étymologie nous paraît peu probable; si nous l’avons mentionnée, c’est pour être aussi complet que possible. En réalité, nous croyons avoir affaire à un terme d’argot déjà ancien, imitant ‘le bruit du chégros que tire le savetier’. L’onomatopée apparaît bien dans la forme *gnifgnaf* que nous venons de citer.

## XII. Conclusions.

Que peut-on conclure de ce qui précède sur l’extension géographique et sur l’histoire des différentes désignations du *cordonnier* en français? Peut-on dire que *cordonnier,* maintenant répandu sur presque toute la France, est la désignation primitive? Évidemment non.

Les principales désignations du *cordonnier* en français reflètent une partie de l’histoire de la civilisation en France. D’abord l’influence de Rome: 1) *sueur,* aujourd’hui disparu du

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

français, fut à une certaine époque une désignation générale dans toute la France. Après *sueur,* 2) *savetier* a eu le sens de 'cordonnier' au moins dans le Sud de la France. C'est l'influence de l'Orient qui se fait sentir en France.

Les relations de la France avec l'Espagne ont fait naître d'autres dénominations: avec l'introduction du cordouan se forma le mot 3) *corvisier* qui finit par prendre le sens de 'savetier' et qui, dans le domaine où il avait été en vogue, dut céder le pas à une autre dénomination, 4) *cordonnier.* Ayant le Nord pour point de départ et se répandant vers le Sud, *cordonnier* finit par l'emporter sur presque toutes les autres désignations du fabricant de chaussures. Les relations avec les peuples germaniques ont probablement fait naître 5) *écofier,* d'une date fort ancienne; avec un sens un peu différent, *écofier* a été en vogue dans une très grande partie de l'Est de la France, mais la supériorité du *cordonnier de Paris* a fait disparaître les anciens termes provinciaux.

Lund. A. Chr. Thorn.

## Table des matières.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Zum Tristan-Roman.

I. Der Name *Kanelangres*. II. Zur Harfner-Episode. III. Zu einer Stelle der Berner *Folie*. IV. Zu Tristans Tod.

Einer gröſseren Arbeit über den Tristan-Roman, die sich nicht so sehr an den Fachmann als an den *general reader* wenden soll, lasse ich hier einige Paragraphen vorausgehen, die sich von dem Ganzen gut lostrennen lieſsen, teilweise auch für dasselbe eine Entlastung bedeuten und neue Ansichten und Nachweise enthalten.

## I.

Der Name des Romanhelden, *Tristan*, geht auf den piktischen Namen *Drust* resp. dessen Nebenform *Drostan* zurück Die phonetisch zu postulierenden Zwischenformen sind belegt. In der kymrischen Sage ist Tristan, und zwar unser Tristan, der Sohn des *Tallwch*. Tallwch ist ebenso wie Tristan kein ursprünglich kymrischer Name und scheint im Kymrischen überhaupt nur als Name des Vaters unseres Sagenhelden vorgekommen zu sein. Tallwch ist nur der kymrisierte piktische Name *Talorc*, 'wofür bei genauer Aufnahme *Tallwrch* hätte eintreten müssen'. Daſs *r* vor Konsonant leicht verschwinden kann, weiſs man aus vielen Sprachen; in den Reimen wird es ja sehr oft auſser acht gelassen. Sehr wichtig ist, daſs Drust und Talorc nicht nur piktische Namen, sondern auch piktische Fürstennamen waren. Sie sind uns in Chroniken überliefert, von denen ein Teil in lateinischer, die übrigen in irischer Sprache abgefaſst sind. Unter den Piktenkönigen, deren Namen uns überliefert sind, finden sich neun, welche Drust hieſsen. Häufiger als Drust sind nur noch die Königsnamen *Brude* und *Talorc* zu belegen. Letzterer ist zwanzigmal belegt. Es gab auch einen Piktenkönig namens Drust, Sohn des Talorc (780—785). Alles dies ist durch H. Zimmer in seinem bahnbrechenden Aufsatz 'Beiträge zur Namenforschung in den altfranzösischen Arthur-Epen' in der *Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* XIII nachgewiesen worden (vgl. speziell p. 58 ff.). Heute scheint niemand mehr daran zu zweifeln, daſs der berühmte Romanheld einst Drust, Sohn des Talorc, hieſs.

In der französischen Überlieferung hat der Vater des Helden drei verschiedene Namen: 1. *Riwalin* (Eilhart und Gottfried); 2. *Meliadus* (Prosaroman); 3. *Kanelangres* (Thomas). *Riwelin* (auch *Riwelen*) ist eine bretonische Namensform; im Kymrischen ent-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

spricht ihr *Rivallon* (*Rywallawn*). Es sind Nebenformen des Namens *Riwal* (vgl. Zimmer l. c. p. 81). Wer die Sache unbefangen ansieht, wird zugeben müssen, daſs die Überlieferung des Tristan-Romans nicht die kymrische, sondern die bretonische Namensform repräsentiert. Und da unter der gewaltigen Masse von Namen, welche die französischen Romane keltischer Herkunft enthalten, der Personenname Riwalin noch nie belegt worden ist[1] (und wenn ein Beleg noch entdeckt werden sollte, was nicht ausgeschlossen ist, so würde er als vereinzelt nichts beweisen), und da auch der den Franzosen bekannte Galfrid von Monmouth die kymrische Namensform hat, so darf geschlossen werden, daſs der Name Riwalin nicht erst von den Franzosen, sondern von den Bretonen selbst eingeführt wurde. Dies impliziert nicht nur, daſs die Tristan-Dichtung (oder die Tristan-Sage), ehe sie zu den Franzosen kam, durch eine bretonische Zwischenstufe hindurchging (wofür auch noch andere Gründe sprechen), sondern selbstverständlich auch, daſs der Name Riwalin auf den französischen Archetypus zurückgeht. Daſs die ganze französische Überlieferung in einem französischen, nicht, wie man früher meinte, einem keltischen Archetypus (oder eher einer keltischen Sagenmasse) gipfelte, scheint jetzt allgemein angenommen zu werden, und dies geschieht gewiſs mit Recht, da der zu postulierende Archetypus bereits charakteristisch französische, sogar höfische Züge aufweist. Die Tristan-Dichtung oder -Sage ist also nicht zweimal aus der keltischen in die französische Literatur gedrungen, aus Wales in das französische England (Thomas) und aus der Bretagne nach Frankreich (Vulgata), sondern sie ist aus dem Piktenland, der keltischen Westküste Groſsbritanniens entlang, durch das nordbritische, kymrische und kornische Gebiet in die Bretagne und von da nach Frankreich gelangt.[2] Sie ist, wie bekannt, namentlich in Cornwall lokalisiert worden und hat wichtige kornische Elemente in sich aufgenommen. In der Bretagne wurde sie auch lokalisiert, aber weniger gründlich. Nur wurde die ehemals piktische, nachher dann vielleicht kymrische Herkunft Tristans aufgegeben, indem dem Vater des Helden ein typisch bretonischer Name verliehen, er also dadurch zum Bretonen gemacht wurde. Man dachte dabei jedenfalls an einen bestimmten Riwalin. Die Genealogien der Grafen von Cornouaille, welche später Her-

---

[1] Doch vgl. den Ortsnamen *Montrevel* oder *Revelin* im Erec und hierzu *Ztschr. f. frz. Spr.* 27 p. 93.

[2] Ich sehe nicht ein, weshalb und wozu einige Gelehrte (so Bédier und Golther) annehmen, daſs die Sage von der Bretagne nicht direkt nach Frankreich, eventuell ins französische England (man denke an die bretonischen Elemente bei Wace und Marie de France) gelangte, sondern durch bretonische Soldaten und Spielleute wieder nach Wales verpflanzt wurde und erst von da in die französische Literatur überging.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

züge der Bretagne wurden, setzen nämlich an die Spitze einen *Riwelen* (San Marte, *Gottfried von Monmouth* p. 227). Es ist jedenfalls der berühmte und mächtige Riwal, welcher in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts *dux Domnoniae* war und aus Groſsbritannien herübergekommen sein soll. Dieser Riwal wird noch in einer ganzen Reihe bretonischer Denkmäler des 9.—11. Jahrhunderts erwähnt (zitiert bei Zimmer l. c. p. 81—83); er muſs also jedenfalls ein langlebiger Sagenheld gewesen sein. Daſs ein Fürst, der aus Groſsbritannien kam, zu Tristans Vater gemacht wurde, sollte vielleicht sinnbildlich andeuten, daſs die Tristan-Sage selbst aus Groſsbritannien stammte. Vielleicht war aber bei der Wahl des Namens Riwalin noch ein anderes Moment maſsgebend. Nach Thomas herrschte Tristans Vater über *Ermonie*, nach der Vulgata (Eilhart, Berol, Prosaroman) über *Loëneis.* So nannten die Franzosen (aber vielleicht doch nur diejenigen, welche sich in England aufhielten, und die Anglonormannen; den anderen dürfte das Gebiet kaum bekannt gewesen sein) die schottische Provinz *Lothian,* zu welcher Edinburgh gehört (vgl. dazu F. Lot in *Romania* XXV 16—17). Die latinisierten Namensformen waren *Loonia, Loudonesia* etc. So nennt z. B. Galfrid den Vater Gauvains, den Eponymus dieses Gebiets, *Lot de Loudonesia,* und Wace gibt dies wieder mit *Lot de Loëneis,* was dann auch in französische Arthur-Romane überging. Lothian war, obschon südlich vom *Firth of Forth* gelegen, piktisches Gebiet, und es ist darum wohl nicht zweifelhaft, daſs die Verbindung von Loeneis mit dem Pikten Tristan, ehemals Sohn des Talorc, eine alte ist, was übrigens noch keineswegs die Unursprünglichkeit von Ermonie bedingt; denn Tristans Vater mochte doch, wenigstens nach der Sage, mehr als ein Land besessen haben; und dies ist auch tatsächlich der Fall bei Gottfried und im *Sir Tristram.* War nun Tristans Vater Talorc nach der piktischen Sage Herrscher von *Loëneis,* so war dafür der berühmte Bretone Riwalin, der nun an Talorcs Stelle trat, Herrscher des *Lëoneis* oder *Lëonois,* d. h. des Gebietes von *St-Pol de Léon* in der Bretagne. Auſser diesem Gebiet gehörten zu Domnonia noch Dol, St. Malo, St. Brieuc und Tréguier. Hat Konfusion von *Loënois* und *Lëonois* stattgefunden? Vielleicht doch nicht. Wie die beiden Namen im Bretonischen lauteten, weiſs ich nicht. Vielleicht war da die Ähnlichkeit nicht so groſs wie im Französischen. Was gegen die Annahme, daſs Verwechslung stattfand, spricht, sind die Tatsachen, daſs L. nach unserer Überlieferung in Groſsbritannien lag und die alte Namensform *Loënois* fast in der ganzen Überlieferung erhalten blieb: bei Eilhart, Gottfried, Berol und in Hss. des Prosaromans, wenigstens in der Hs. BN. 103 (vgl. Bédier II 326 n.), welche allerdings unter dem Einfluſs Berols oder einer diesem sehr nahestehenden Version stand. Dagegen scheint freilich die groſse Mehrzahl der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Prosahss. (vielleicht alle aufser 103) die Form *Leonois* zu haben, und die Übersetzungen (italienisch, spanisch, englisch) weisen *Leonis* oder *Liones* auf. Die Konfusion fand also wahrscheinlich erst in Frankreich bei der Vulgata-Rezension des Prosaromans statt. Der Franzose brauchte nicht zu wissen, dafs Riwalin Herrscher von *Leonois* war; doch war ihm *Leonois* jedenfalls bekannt, *Loënois* nicht. Die Einführung Riwalins an Stelle des Talorc erklärt sich ohne die Konfusion sehr gut. Sie diente eben der Bretonisierung der Sage oder Dichtung. Da die bretonische Sage noch wufste, dafs ihr Riwalin aus Grofsbritannien stammte, so brauchte man nicht daran Anstofs zu nehmen, dafs das Land, über welches Tristans Vater regierte, als grofsbritannisch bezeichnet wurde. Die Bretonisierung war jedenfalls nicht durchgreifend; sonst wäre ja nicht alles Kornische stehengeblieben. Der piktischen Herkunft des Stoffes waren sich vermutlich schon die Bretonen nicht mehr bewufst. Die Franzosen erst hatten jedenfalls keine Ahnung mehr davon; Loënois und Ermonie sagten ihnen nichts mehr. Daher auch das Vage und Widerspruchsvolle in den geographischen Angaben unserer Überlieferung, die nicht als unantastbar betrachtet werden dürfen.

Der Name Riwalin wird uns von der zuverlässigsten Version, Eilhart, überliefert, der Name *Meliadus* von der unzuverlässigsten, derjenigen, die sich am weitesten vom Archetypus entfernt hat, am willkürlichsten mit der Vorlage umgegangen ist, dem Prosaroman. Da der Name Riwalin einerseits bei Eilhart, anderseits in der bretonischen Stufe der Sage oder Dichtung Tristans Vater gegeben wurde, so mufs er auch in der dazwischenstehenden Stufe, dem französischen Archetypus, vorhanden gewesen sein. Die Namen Meliadus und Kanelangres müssen folglich entweder neben ihm gestanden haben oder später von Franzosen an Stelle von Riwalin eingeführt worden sein. Von Meliadus ist jedenfalls das letztere anzunehmen und wird wohl auch allgemein angenommen. Für die erstere Voraussetzung spricht nichts; die letztere stimmt zum Charakter des Prosaromans, wenn auch der Grund, weshalb Riwalin durch Meliadus ersetzt wurde, nicht zu erkennen ist. Der Name Meliadus[1] kommt auch sonst hie und da vor: Im Erec (v. 2132) ist ein *Meliadoc* Veranstalter eines Turniers, im Meraugis ein *Meliadus* Seneschall der *Cité sanz non*; eine Hs. dieses Romans setzt dafür stets *Meriadus*! In Gerberts Perceval heifst ein Arthur-Ritter *Meliadus* (*Tristan Ménestrel* in *Rom.* XXXV). Ein *Meliadus le Noir* ist Lancelots Gefährte in der Vulgata Mort Artu (Ausgabe Bruce p. 110). Auch Froissarts *Meliador* gehört wahrscheinlich hierher. Vermutlich ist *Meliadus* nur eine Entstellung des Namens *Meriadoc, Meriaduec, Meriaduc,*

[1] Vgl. auch Friedwagner, *Meraugis* p. LXXIV A. 1.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Meriadec* (im französischen Nominativ *s* statt *c*). Der letztere Name war verbreitet. Zu den ersten britischen Besiedlern Armoricas gehörte nach der Sage (Galfrid von Monmouth) *Conan*, mit dem Beinamen *Meriadoc*. In dem lateinischen Roman *Vita Meriadoci* ist der Held *Meriadocus* König von Wales. *Meriadues* heifst auch der Held eines französischen Arthur-Romans (*Le Chevalier as deus espees*). Ein König *Meriadès* (im Reime) wird in der ersten Perceval-Fortsetzung erwähnt (*Potvin* III p. 88). In Maries *Lai Guiguemar* ist ein *Meriadus* (Akk. *Meriadu*) Schlofsherr in der Bretagne. In der Tristan-Dichtung des Thomas heifst ein Neffe des Königs Marke (der Nebenbuhler Tristans) *Mariadoc* — *Meriadoc* — *Mariodo*. Der Name war also jedenfalls in der französischen Literatur keltischen Ursprungs von Anfang an häufig zu finden. Er braucht also nicht wie Riwalin auf eine keltische Stufe der Tristan-Dichtung oder -Sage zurückzugehen. Es mag bemerkt werden, dafs der Ausgang *-oc* (*-os*) sowohl kymrisch wie bretonisch sein mag, *-uec, -uc-, -ec* (*-ues, -us, -es*) dagegen nur bretonisch sein kann.

Von dem Namen *Kanelangres* gilt zunächst natürlich dasselbe wie von Meliadus: er ist entweder von einem Franzosen für Riwalin substituiert worden oder stand im Archetypus neben Riwalin. Gegen die erstere Alternative ist einzuwenden, dafs wir in dem grofsen Onomastikon der französischen Literatur keltischen Ursprungs diesen Namen oder etwas ähnliches nicht finden. Für die letztere Möglichkeit sprechen vielleicht aufserdem die bekannten Verse Gottfrieds von Strafsburg: *Sin rehter name was Riwalin; Sin anam was Kanélengrés.* Die nordische und die englische Thomas-Bearbeitung geben aber nur einen einzigen Namen, die nordische *Kanelangres*, die englische *Rouland riis* oder auch nur *Rouland* (wenn das Metrum es erheischte). *Rouland* wird gewöhnlich als Entstellung von *Riwalin* aufgefafst, so dafs also der Doppelname für Thomas gesichert wäre (so Kölbing, *Tristan-Sage* I p. XXI; Zimmer l. c. p. 97; Bédier, *Thomas* I p. 3; Golther, *Tristan und Isolde* p. 194). Ich bestreite nicht, dafs eine solche Entstellung nicht möglich wäre (es handelt sich natürlich um die so häufige Ersetzung eines seltenen Namens durch einen ähnlich lautenden häufigen Namen; Beispiele siehe *Ztschr. f. frz. Spr.* $30^2$ p. 210, $31^2$ p. 127 Anm.; *Rouland* ist die englische Form von *Roland*); aber man wird zugeben müssen, dafs die Erklärung einen Haken hat, indem sie das von dem Engländer als Beiwort behandelte, nichts bedeutende *riis* aufser acht läfst. Richtiger scheint es mir, *Rouland riis* mit Muret (*Rom.* 27 p. 610) als Entstellung von *Kanelangres* (Zwischenform etwa **Kanlangris*) aufzufassen (*K* und *R* wurden sehr ähnlich geschrieben): eine stärkere Entstellung wird hier nicht vorausgesetzt, und die Erklärung ist restlos. Zum mindesten ist die Zulässigkeit dieser Erklärung

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nicht zu bestreiten. Dies hat aber zur Folge, daſs der Name Riwalin für Thomas nicht mehr gesichert ist. Gottfried kann ihn aus Eilhart entlehnt haben. Daſs Gottfried Eilhart, dessen Dichtung in Deutschland sehr verbreitet war, kannte, ist zweifellos. Daſs er manchmal die Fassung seiner französischen Quelle zugunsten derjenigen Eilharts aufgab oder die beiden Fassungen kontaminirte, kann man bei aufmerksamer Vergleichung der verschiedenen Versionen leicht und sehr oft konstatieren. Lichtenstein, der Herausgeber Eilharts, hat zuerst solche Fälle namhaft gemacht; Bédier (II 82 ff.) hat einen Teil derselben (nicht immer mit Recht) zurückgewiesen, aber auch neue hinzugefügt. In Wirklichkeit sind die Fälle noch viel zahlreicher. Während der nordische und der englische Thomas-Bearbeiter die ersten gewesen zu sein scheinen, die in ihren Ländern die Tristan-Sage verbreiteten, hatte Gottfried in Deutschland auf eine schon festsitzende Tradition Rücksicht zu nehmen. Er mochte sich entweder nicht darum kümmern oder ihr entgegentreten oder sie seiner Vorlage vorziehen oder einen Kompromiſs herstellen. Als einen Kompromiſs könnte man es auffassen, daſs er in Übereinstimmung mit Eilhart Tristan als Sohn eines Riwalin ausgibt, aber, um doch auch Thomas (der dann nur Kanelangres überliefert hätte) recht zu geben, Kanelengres als Beinamen des Riwalin nennt. Gleich im Anschluſs an die oben zitierten Verse folgt aber eine Polemik: *Genuoge jehent und wænent des, Der selbe herre er wære Ein Lohnoisære, Künec über daz lant ze Lohnoïs. Nu tuot uns aber Thomas gewis, Der ez an den aventiuren las, Daz er von Parmenie was* etc. Wir haben schon gesehen, daſs nach Thomas Tristans Vater über *Ermonie* (*Parmenie*), nach Eilhart aber über *Lohnois* (*Loënois*) regierte. Warum hier Polemik und kein Kompromiſs? Warum lieſs Gottfried Tristans Vater nicht über Parmenie u n d Lohnois herrschen, zumal da er ihn auſser Parmenie noch *ein sunderz lant*, das ungenannt blieb, als Lehen haben lieſs, welches er so gut hätte Lohnois nennen können? Dies legt die Vermutung nahe, daſs entweder Gottfrieds Riwalin Kanelengres nicht als Kompromiſs, sondern als eine bloſse Wiedergabe der Quelle aufzufassen ist, oder daſs die Polemik wegen Loënois auf die Quelle zurückgeht, oder beides zugleich. Bédier (I p. 2) läſst sowohl den Doppelnamen wie die Polemik auf Thomas zurückgehen, ersteren natürlich, weil er das englische Rouland als Entstellung aus Riwalin auffaſst, letztere aus einem nicht triftigen Grunde: weil Thomas der erste gewesen sei, der die Loenois-Tradition modifizierte und darum zuerst sich habe darüber aussprechen m ü s s e n. Eine Notwendigkeit dazu lag aber nicht vor; gewiſs in 99 Prozent von den sehr zahlreichen Modifikationen, welche sich die Bearbeiter der Romane erlaubten, wurden dieselben stillschweigend durchgeführt. Im Prosa-Tristan, um nur

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ein Beispiel zu erwähnen, finden wir auch keine Polemik in bezug auf die Einführung des Namens Meliadus. Wenn der Doppelname für den Vater des Helden auf Thomas zurückginge, so möchte es seltsam erscheinen, daſs sowohl in der nordischen wie in der englischen Version (falls *Rouland riis* aus *Kanelangres* abgeleitet wird) gerade derselbe Komponent des Doppelnamens, und beidemal gerade der erste, ausgelassen wurde. Immerhin können solche Koinzidenzen, wo es sich nur um zwei Versionen handelt, doch ein Spiel des Zufalls sein. Auch ist es noch keineswegs sicher (trotzdem es allgemein angenommen wird), daſs die drei Thomas-Versionen einander zu koordinieren sind, daſs nicht etwa zwei von ihnen (z. B. die nordische und die englische) einander näherstehen als der dritten. Diese Frage ist noch nicht untersucht worden, vielleicht auch nicht zu lösen. Das Resultat unserer langen Untersuchung ist leider nur ein *non liquet.* Wir können nicht wissen, ob der Doppelname auf Thomas zurückgeht oder erst von Gottfried als Kompromiſs zwischen Thomas und Eilhart geschaffen wurde.

Eine Erklärung des Namens *Kanelangres* ist bis jetzt nur von Zimmer (l. c. p. 97—102) versucht worden. Dieselbe ist aber derart, daſs sie Zimmer als Sprachforscher wahrlich nicht zur Ehre gereicht. Sie geht von folgender Angabe Gottfrieds aus (1641 ff.): *Kanelengres* oder *Kanel* (wie ihn Gottfried häufig nennt) habe seinen Namen nach seinem Schloſs *Kanoël* erhalten: *'Kanel nach Kanoële'* (Gottfried). Dies ist eine typisch mittelalterliche Etymologie. Daſs sie ein moderner Sprachforscher zur seinen machen konnte, ist unerhört. *Kanoël* wird folgendermaſsen erklärt: das kymrische *Carlisle* wurde bekanntlich *Carluil, Carduil, Carduel, Cardoel* etc. genannt; aus *Carloel* sei durch Assimilation *Caroel* geworden, hieraus durch Dissimilation *Canoel.* Beispiele für diese Wandlungen werden nicht gegeben, trotzdem sie gewiſs als sehr nötig empfunden werden müssen. Im Französischen wurde *rl* durch Assimilation immer zu *ll*; auch die von Zimmer angenommene Dissimilation ist gewiſs unregelmäſsig, wenn überhaupt möglich; die Lautgruppe Vokal + *rel* war im Französischen sehr häufig, scheint aber immer unverändert geblieben zu sein. Oder sollen jene Modifikationen keltisch sein? Dann hätte uns ein Keltist Beispiele nicht vorenthalten sollen.[1] Aber es kommt noch schöner. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn man von einer Form **Kanellengres* ausgehen will. Zimmer zerlegte sie in *Kanel* + *Lengres.* Bekanntlich wird England in den Arthur-Romanen oft mit kymrischem Namen *Loegre,* später *Logre, Logres*

[1] Zimmer macht allerdings aufmerksam auf *Dunholm* (welches zwar nicht keltisch zu sein scheint) > *Durelme* (heute *Durham*); hier sind aber drei Liquidae vorhanden, und es ist nicht das *l,* sondern das *m,* welches die Dissimilation des ihm ähnlichen *n* bewirkte.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

genannt. Bei Marie de France erscheint dafür ein paarmal *Loengre* mit unregelmäſsigem *n.* Nach Zimmer soll, da *Loengre* England bedeutete, *Loengres* (kymr. *Lloegrwys*) Engländer bedeutet haben! Aus *Loengres* sei *Lengres* geworden [obschon sonst *Loegres* zu *Logre(s)* wurde]. Das Allerschönste ist nun, wie *Canoel,* das ebenfalls sein *o* verlor (was zur französischen Lautentwicklung nicht stimmt), und *Lengres* einfach zu einem wundersamen Kompositum zusammengeklebt wurden, welches bedeutete: *'Der Carlisler Engländer'.* Diese Erklärung des Namens Kanelangres ist also eine Kette von teils unmöglichen, teils unwahrscheinlichen Voraussetzungen; sie ist so absurd, daſs ich auf Zimmers lange Ausführungen über die Frage, inwiefern Tristans Vater der Engländer aus Carlisle genannt werden konnte, nicht eintreten zu müssen glaube. Ich hätte nicht einmal die Erklärung selbst besprochen, wenn sie nicht immer noch Anhänger fände (so Golther in seinem neuesten Tristan-Buch p. 144 ff.). Mit Kanoël hat Kanelangres offenbar keine etymologischen Konnexionen. Kanoël, welches nur Gottfried kennt, dürfte ein relativ junges Einschiebsel sein; es mag immerhin bis auf die bretonische Stufe zurückreichen und den Namen der bretonischen Ortschaft *Canuel,* der aus dem 9. Jahrhundert zu belegen ist, verdanken (vgl. Bédier II 123). Es wurde vermutlich gerade wegen der Ähnlichkeit mit dem Namen Kanelengres als Residenz des Trägers dieses Namens eingeführt. Wenn Gottfried zu *Kanelengres* eine Kurzform *Kanel* schuf und dies nicht nur willkürlich und dem Metrum zuliebe tat, so mag er den längeren Namen als *Kanel l(i) engrès* aufgefaſst haben. Letzteres kam tatsächlich etwa als ritterlicher Beiname vor. Doch alles dies geht uns für die Etymologie des Namens nichts an.

Es ist noch von niemand bestritten worden, daſs die Thomas-Version von den übrigen Versionen unabhängig ist. Man mag ihre Bedeutung für die Rekonstruktion des französischen Archetypus verschieden anschlagen: so viel bleibt ihr unter allen Umständen, daſs sie, wenn sie von der Vulgata-Redaktion abweicht, deshalb noch nicht für unursprünglich erklärt werden darf. A priori hat der von Thomas überlieferte Name Kanelangres dasselbe Anrecht auf Beachtung wie der von Eilhart überlieferte Name Riwalin. Eilhart mag uns mehr Vertrauen einflöſsen, weil in der groſsen Mehrzahl der Fälle, in welchen wir bei Differenzen die ursprüngliche Fassung ermitteln können, Eilhart sich als der zuverlässigere Überlieferer erweist. Fast alle Änderungen des Thomas scheinen jedoch zu einer gewissen Tendenz in Beziehung zu stehen, zu der Tendenz, die Dichtung ganz ins höfische Fahrwasser zu leiten. Für diese Tendenz war es aber offenbar ganz gleichgültig, ob der Vater des Helden den Namen Riwalin oder Kanelangres oder beide zugleich führte. Da also Thomas keinen sichtbaren Grund dazu hatte, den Namen Riwalin durch Kane-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

langres zu ersetzen oder diesen neben jenen hinzuzufügen, und da der Name Kanelangres (im Unterschied zu Meliadus resp. Meriadus) in der französischen Literatur sonst nicht existiert zu haben scheint, so muſs wenigstens die Möglichkeit zugegeben werden, daſs der Name auf den französischen Archetypus zurückgeht. Wir haben aber gesehen, daſs für diesen der Name Riwalin gesichert ist. Wenn also der Name Kanelangres überhaupt so weit hinaufreicht, so muſs er neben Riwalin gestanden haben. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob der Doppelname bei Gottfried aus Thomas stammt oder nicht. Von dem Doppelnamen mag Eilhart zur Vereinfachung den einen, Thomas den anderen Komponenten unterdrückt haben. Auch von dem Redaktor des französischen Archetypus gilt dasselbe wie von Thomas: ein Grund, den Namen Kanelangres einzuführen, ist nicht erkennbar, anderseits scheint der Name in der französischen Literatur, an die der Dichter sich hätte wenden müssen, nicht vorhanden gewesen zu sein. Die Möglichkeit, daſs der Name Kanelangres, im Verein mit Riwalin, auf die nächst höhere Stufe, die bretonische Stufe, zurückgeht, ist also auch zuzugeben. Steigen wir aber noch höher zur kornischen, kymrischen, kumbrischen, piktischen Stufe, so ändert sich die Sache; aber es ist nicht der Name Kanelangres, welcher uns da nicht mehr folgen kann, sondern der Name Riwalin; dieser bleibt auf der bretonischen Stufe zurück. Sobald wir auf groſsbritannisches Gebiet hinübersetzen, kommt uns ein anderer Name entgegen, nämlich kymrisch *Tallwch,* piktisch *Talorc.* Wird dadurch dem Namen Kanelangres Halt geboten? Stand etwa Kanelangres zwischen Tallwch und Riwalin Kanelangres? Doch wie war er denn hineingeschneit? Ehe man seine Herkunft abseits sucht, sollte man sich doch fragen, ob er nicht ungefähr auf der geraden Linie, die von der piktischen Stufe zu Thomas führt, entstanden sein kann, d. h. ob er nicht ein Sohn oder Vetter oder Neffe etc. des Namens Tallwch sein kann. Es ist mir, als ob ich das Entsetzen sähe, das sich auf den Zügen meiner Leser malt bei dem Gedanken, ich könnte die beiden Namen Tallwch und Kanelangres identifizieren wollen. Aber so viel wird mir doch jedermann zugestehen müssen, daſs jene Frage prinzipiell legitim ist und die Stellung derselben bei derartigen Untersuchungeu sogar obligatorisch sein sollte. Durch groſse Verschiedenheit der Formen sollte sich derjenige nicht gleich abschrecken lassen, der etwas von Sprachgeschichte weiſs, der z. B. sieht, wie oft französische Wörter auch in ihrer ältesten beleg-baren Form ihrem lateinischen Etymon fast nicht mehr gleichen, namentlich aber nicht derjenige, welcher schon die Entwicklung von Eigennamen beim Übergang von einer Sprache in eine andere und bei schriftlicher Überlieferung verfolgt hat. Im letzteren Falle kommen zu den lautlichen noch die graphischen Änderungen,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die selbstverständlich die Namen in viel schlimmerer Weise entstellen als jene. Gerade auf französischem Gebiete, wo wahrscheinlich die schriftliche Überlieferung erst begann, dürfte der keltische Name besonders entstellt worden sein.

Wir begeben uns nun wieder auf piktisches Gebiet zurück. Zu der normalen Namensform *Talorc* sind zahlreiche Varianten zu belegen. Es scheint, daſs man im Piktischen wie im Irischen zu den Personennamen durch das Suffix *-an* Koseformen bilden konnte: irisch *Aed* und *Aedan*, piktisch *Drust* und *Drostan*. Ebenso gehört zu *Talorc Talorgan*. Belegt sind folgende Varianten: *Talorc, Talorg, Talorgg, Tolarg, Tolargg*; *Talorggan, Talargan, Talorgen, Tallorcen.* Es scheint, daſs entweder *c* im Inlaut zu *g* erweicht oder *g* im Auslaut tonlos wurde, daſs dann durch Analogie auch *g* in den Auslaut und *c* in den Inlaut trat, daſs *o* und *a* Platz wechseln konnten (Metathese), daſs unbetontes *o* zu *a,* unbetontes *a* zu *e* werden konnten. Ob dies piktischen Lautgesetzen entsprach, geht uns nichts an. Es genügt, daſs jene Formen belegt sind. Sie waren aber sicher nicht die einzigen. So muſs es z. B. neben *Talorc* und *Tolarg* natürlich auch *Tolarc,* neben *Tolarg* auch *Tolargan,* neben *Talargan* auch *Talarg* und *Talarc,* neben *Talorgen* auch *Talargen* gegeben haben; doppeltes *l* wie in *Tallorcen* war wohl bei den anderen Formen auch möglich. *Talorc* oder *Talorg* würde französisch regelmäſsig Akk. *Talorc,* Nom. *Talors,* ebenso **Talarc* oder **Talarg* französisch Akk. *Talarc,* Nom. *Talars* ergeben. Letzterer Name ist im Französischen in folgenden Varianten zu belegen: *Toulars* — *Talas* — *Callans* — *Canlars* — *Taillas* (Hs. Mons von Gauchers Perceval v. 16318, 16567, 23705, 29143, 31377), *Taulas* — *Tauas* — *Talas* — *Tallas* — *Taullas* (Erec-Hss. v. 1729), *Taulas* — *Tallas* (Hss. des Karrenritters v. 5834), *Taulas* — *Caulas* — *Caulus* (Meraugis-Hss. v. 318), *Talac* — *Tallac* (Yder: sehr oft), *Taulas* (Meriaduec v. 2612), *Tulas* — *Aullas* (Durmart 7155, 7657, 8346; 7151, 8493), *Taillars* in Gerberts Perceval-Hs. BN. 12576 zweimal (vgl. Tristan Ménestrel in *Rom.* XXXV), *Taulas* (Escanor v. 4178), *Tallas* (Claris et Laris: 90mal nach dem Herausgeber), *Taulas* (Prosa-Lancelot bei Jonckbloet II p. XXV, XXXVIII etc.), *Caulas* — *Taulas* im Merlin, Sommer p. 453, Wheatley p. 682, *Taulas* — *Caulas* im Prosa-Tristan (vgl. Löseths Index), *Taulas* — *Tauleas* — *Caulas* — *Taulurd* bei Malory, *Taulat* im provenzalischen Jaufre u. a. m.[1] Die Belege sind stets im Nominativ auſser Perceval 16567, wo *Talas* Akkusativ ist (im Reim). Yder und Prosa-Tristan konnte ich nicht kontrollieren. Der Ritter hat häufig den Beinamen *de Rougemont* (der vielleicht aus der Nationalepik stammt;

[1] Vgl. auch Seifferts *Namenbuch*, Friedwagners *Meraugis* p. LXXXVI und H. Gelzers Straſsburger Dissertation *Einleitung zu einer kritischen Ausgabe des altfranzösischen Yder-Romans* (S. 61).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

vgl. Langlois, Table), bisweilen *de la deserte, de la montagne* und *li rous*; in Claris et Laris ist er König von Dänemark, anderswo ein Riese. Im Durmart wurden zwei, im Prosa-Tristan (inkl. Palamedes) und im Malory drei verschiedene Personen daraus gemacht, oder es liegt Quellenmischung vor. Natürlich ist es auch möglich, daſs den französischen Dichtern verschiedene Personen namens *Talarc* bekannt wurden. Der Name erscheint meistens in den langen Ritterverzeichnissen, die bei Beschreibungen von Turnieren und Hoffesten angebracht wurden. Am ursprünglichsten sind jedenfalls die Verzeichnisse von Gauchers Perceval und Chrétiens Erec. Sie dürften auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, etwa auf Bledri, den ältesten uns bekannten französischen Arthur-Dichter, den Verfasser einer groſsen Gauvain-Kompilation, die uns Gaucher zum Teil erhalten hat, den Verfasser auch eines Tristan-Romans, vielleicht unseres französischen Archetypus, den Breri, auf den sich Thomas beruft und dem er das Zeugnis groſser Gelehrsamkeit ausstellt (*Ky solt les gestes e les cuntes De tuz les reis, de tuz les cuntes Ki orent esté en Bretaingne*), den aber der selbst gelehrte Kymre Giraldus nur als *famosus fabulator* gelten lieſs; Bledri scheint in den Jahren 1152—54 seinen Gauvain-Roman für Heinrich von Anjou, damals Grafen von Poitiers, später König von England, gedichtet zu haben (vgl. *Ztschr. f. frz. Spr.* 31² p. 158). Dieser Roman dürfte die erste Namenliste enthalten haben. Im Meraugis hat unser Ritter eine kleine Rolle als Verehrer des Fräuleins von Landemore. Ursprünglicher dürfte der Zug sein, daſs gegen den Ritter Talarc vom König Arthur ein langer Krieg geführt wird: so nach Yder, Claris et Laris und wahrscheinlich auch Palamedes (in allen diesen Versionen hat der Ritter den Beinamen *de Rougemont*). In den Arthur-Romanen sind alle Ritter mit piktischen oder wikingischen Namen (Pikten und Wikinger wurden immer konfundiert, so schon in Galfrids *Historia*) von Haus aus Feinde Arthurs; als besiegte Feinde konnten sie aber dann Ritter der Tafelrunde oder sonst Vasallen Arthurs werden (bei Talarc ist dies auch der Fall) und als solche in die obenerwähnten Ritterlisten aufgenommen werden. Die Feindschaft Talarcs und Arthurs könnte also noch ein Überrest alter nordbritischer Sage sein. Mit der Tristan-Sage hat sie aber offenbar nichts zu tun. Der arthurische Talarc geht die letztere als Person nichts an. Uns interessiert an ihm nur die Entwicklung des Namens.[1]

Daſs unter den oben angeführten Namensformen *Taulas* die häufigste ist, beweist nichts zugunsten ihrer Ursprünglichkeit;

[1] Auf den piktischen Namen *Talarc, Talorc, Taloc* [sic!] weist auch Gelzer (S. 62) hin. Ich habe Gelzers Schrift erst nachträglich gelesen. Die piktische Herkunft des Namens war mir, unabhängig von Gelzer, aufgefallen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

der Erec, der sie auch aufweist, war ein für die jüngeren Dichter maſsgebender Roman. Zweifellos ist, daſs *r* vor Konsonant viel eher ausfiel (wie auch im kymrischen *Tallwch*) als eingeschoben wurde. Nur in Gauchers Perceval, von dem leider nur eine Handschrift publiziert ist, wird der ältere Ausgang *-ars* in seiner Nominativform noch überliefert. Gauchers Perceval ist aber unser entwicklungsgeschichtlich ältester und jedenfalls auch altertümlichster Arthur-Roman und ist teilweise wohl eine wörtliche Wiedergabe von Bledris Text. Auſserdem ist das *r* noch in Malorys *Taulurd* erhalten. Das *c*, das im Nominativ regelmäſsig schwand, überliefert dagegen noch der Yder in *Talac, Tallac,* welches ursprünglich nur Akkusativformen gewesen sein müssen. Auch das finale *t* im provenzalischen *Taulat* ist vermutlich eine graphische Entstellung von *c*.[1] In der ersten Silbe des Namens scheint das *au* für Gaucher keineswegs gesichert zu sein. Verdoppelung des *l* findet sich schon im piktischen *Tallorcen* und im kymrischen *Tallwch.* Graphische Entstellung ist *c* für *t* und *t* für *c*, ebenso das *n* vor *l* in *Canlars* (es mag entweder graphisch für *u* oder für ein vermeintliches *n*-Sigel, einen wagerechten Strich eingetreten sein); *u* ist entweder als graphische Entstellung von *n* (wenn dieses älter als *u* war) oder als Gleitvokal zwischen *a* und *l* (wie im lothringischen und im burgundischen Dialekt) aufzufassen und ist vielleicht schon im Keltischen eingetreten.[2]

Um zu Kanelangres gelangen zu können, müssen wir natürlich nicht die einfache Form * *Talarc* zum Ausgangspunkt wählen, sondern die Koseform * *Talargen* (über die Abschwächung des Suffixes vgl. Zimmer l. c. p. 67 Anm. 2).[3] Beim Namen des Roman-

[1] Es kann auch analogisch aus Nominativ-*s* erschlossen sein. Aus 'unserem Yder' dürfte der Jaufre nicht, wie Gelzer meint, den *Taulat de Rugimon* entlehnt haben. Denn das unursprüngliche *au* findet sich ja in unserem Yder nicht, wohl aber in anderen, älteren Romanen. Gelzer erschlieſst geradezu einzig aus der Übereinstimmung des Jaufre mit dem Yder die Abfassungszeit, wenigstens den *terminus ante quem,* für den letzteren Roman. Er muſs doch wissen, daſs uns nicht alle Arthur-Romane erhalten sind. Daſs es z. B. auch einen älteren Yder-Roman gab, machen die bekannte Allusion der Berner *Folie* und das Relief von Modena (mit *Isdernus* und *Winlogee*) sehr wahrscheinlich. Übrigens ist die Rolle Taulats im *Jaufre* fast vollständig verschieden von der Talacs im *Yder*; überhaupt sind die beiden Romane ganz unähnlich.

[2] Berol (v. 4060) nennt einen *Iolas* (Akk.). Ich glaube nicht, daſs dieser Name die piktische Form *Tolarc* repräsentiert. Da *Tolas* eine ganz unursprüngliche Persönlichkeit, ein Arthur-Ritter ist, so wird wohl sein Name aus dem arthurischen Onomastikon entlehnt und *o* entweder eine graphische Entstellung aus *a* oder eine phonetische Kontraktion aus *au* sein (letztere Erscheinung findet sich schon gegen das Ende des 13. Jh.).

[3] Es möchte der Gedanke naheliegen, daſs auch der Name *Calogrenant* (im Löwenritter) auf *Talorgan* zurückgehe. Doch sind einerseits keine funktionellen Beziehungen zwischen den beiden Namen zu erkennen; anderseits ist auch die formelle Ähnlichkeit nicht so ausgesprochen wie im Fall *Talarc.* Ich möchte daher jener Ähnlichkeit einstweilen keinen Wert beimessen.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

helden war auch die Koseform *Drostan* bestimmt, in der Sage die herrschende zu werden. Geradesogut wie aus *Talarc Canlars*, so mochte aus *Talargen Canlargen* werden. Daſs *t* und *c* in den Handschriften oft kaum oder nicht zu unterscheiden sind, ist bekannt; darum findet man in den selteneren Eigennamen beständigen Wechsel der beiden Buchstaben. Ich brauche keine Beispiele mehr zu nennen, da die französischen Varianten von *Talarc* genügen; ich will nur erwähnen, daſs auch bisweilen tüchtige Paläographen den Unterschied zwischen *t* und *c* nicht leicht erkennen können. So galt lange Zeit als das älteste Zeugnis für den Namen Tristan eine Urkunde von Langenargen (am Bodensee) aus dem Jahre 807, bis es sich schlieſslich herausstellte, daſs es sich dort um einen *Cristan* (= Christian) handelt. Der Einschub von *n* ist nicht so häufig wie der Wechsel von *c* und *t*, kommt aber doch oft genug vor. Ich erwähne, ohne lange gesucht zu haben, auſser dem obengenannten *Loengre* noch *Garandigan* (Meriaduec v. 1169) neben gewöhnlichem *Caradigan*; *Guingamuer* aus *Guiguemar*, *Gondoïne* bei Berol neben älterem *Godoïne* (engl. *Godwine*), *lovendrinc* bei Berol (engl. *luvedrinc*). Übrigens kann *n*, wie bereits gesagt, auch aus *u* entstellt sein, dessen Herkunft phonetisch zu erklären wäre (vgl. oben). Der Wechsel von *u* und *n* ist noch viel häufiger als der von *c* und *t*.[1] Endlich kann man sich vorstellen, daſs zunächst *ll* durch falsche Analogie zu *rl* wurde (man findet z. B. öfters *Horlande* = Holland; andere Beispiele in *Ztschr. f. frz. Spr.* 31[2] p. 132 A. 15) und hierauf durch eine häufige graphische Entstellung *n* für *r* eintrat. So gibt es also genug Möglichkeiten für die Erklärung des *n* in **Canlargen*. Schon vor der Entstehung des *n* dürfte die Metathese des *r* stattgefunden haben. Dies ist eine phonetische Erscheinung, die in allen Sprachen vorzukommen scheint; denn sie ist eigentlich nichts als ein Sprachfehler, der sich namentlich bei der Aussprache längerer Wörter, zumal wenn diese noch Fremdwörter sind, leicht einstellt. Jeder Laut kann durch Metathese, und zwar in unberechenbarer Weise, Platz wechseln; aber keiner springt entfernt so gern um wie *r*. So haben wir z. B. piktisch die Nebenformen *Drustice* und *Dustric*; in den romanischen Sprachen wurde *crocodilus* häufig zu *cocodrilus*; Tristans Knappe heiſst in unserer Überlieferung bald *Gorvenal*, bald *Govrenal* und *Governal*; dem Namen *Cadroain* im *Atre Perillous* entspricht *Carduino* in der so betitelten italienischen Arthur-Dichtung (vgl. auch englich dialektisch *conrel* aus *coronel*: *Archiv* CXIX 235). So können wir zu der Form *Canlagren* kommen. Trat das fran-

[1] So häufig, daſs man bei Eigennamen, deren Etymologie man nicht kennt, nicht entscheiden kann, ob *u* oder *n* ursprünglicher ist. Welches ist ursprünglicher: *Baudemagus* oder *Bandemagus*, *Audret* (Tristans Feind) oder *Andret*?

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zösische nominativische *s* hinzu, so konnte *n* davor schwinden. Gerade wie in Eigennamen finaler Vokal + *s* sehr oft zu Vokal + *ns* wurde (z. B. *Barrabans* für *Barrabas* in der Turiner *Vengeance Nostre Seigneur* oder *Maelwas* > *Meleagans*), so konnte auch der umgekehrte Vorgang eintreten; er kann sich graphisch (Übersehen des *n*-Sigels) oder durch Analogie erklären. Man braucht nur irgendeine mit Varianten versehene Namenliste aufzuschlagen, um genug Beispiele zu finden.[1] Die beiden zuletztgenannten Modifikationen, *r*-Metathese und Schwund des *n*, mögen noch durch Angleichung an französische Namen keltischen Ursprungs, wie *Lampagres* (Schloſsname), *Espinogres* (Rittername) (beide z. B. im Meraugis),[2] begünstigt worden sein. Der Einschub von *n* vor *g* wäre zu erklären wie oben (*Loegre* > *Loengre*, *Guigemar* > *Guingamuer*); vgl. auch das häufige *Portingal* neben *Portugal, Portegal, Portigal* z. B. in Langlois, *Table des noms propres*).[3] So bliebe uns nur noch die Erklärung des *e* zwischen *n* und *l*. Dies kann ein Gleitvokal sein, der zur Erleichterung der Aussprache diente. Jedermann weiſs, wie die Romanen, besonders die ungebildeten, beim Erlernen einer germanischen Sprache fortwährend die Neigung haben, einen Gleitvokal, besonders *e*, zwischen Konsonanten einzuschieben, sogar wenn die betr. Konsonantengruppen ihrer eigenen Sprache nicht einmal fremd sind. Dies war natürlich früher auch der Fall. Ich habe einst bei anderer Gelegenheit (*Ztschr. f. frz. Spr.* 27[1] p. 109) einige Beispiele zitiert: *Iselande* (Island), *Guenelande* (Vinland), *Galeweia* neben *Galweia*. Dazu mögen jetzt noch folgende erwähnt werden: Gauvains Geliebte heiſst im Meriaduec (v. 91) *Guinloïe*, auf dem Triptychon von Modena *Winlogee* (W. Förster in *Ztschr. f. r. Ph.* 22), im Conte du Mantel dagegen *Venelas* — *Venelaus* — *Genelas* (im Keltischen beginnen Frauennamen gern mit *Gwen*);[4] bei Gaucher

---

[1] Z. B. Erec v. 1710: *Garravains* — *Gorsoein* — *Gasauens* — *Gasoras*; 1721: *Caverons* — *Caveres*; 1738: *Galegantins* — *Galerantins* — *Galogantins* — *Galerantis*; 1935: *Brandains* — *Gaudains* — *Bauduins* — *Blandains* — *Bradeus* — *Brandes* — *Branles*.

[2] Auf die Betonung kommt es nicht an; die konnte jeder Dichter nach Belieben wählen.

[3] Über den Einschub von *n* vor Konsonant in verschiedenen Sprachen handelt jetzt Schuchardt (*Zum Nasaleinschub* in *Ztschr. f. r. Ph.* 35). Nach Sch. ist die Hauptquelle des eingeschobenen *n* (*ŋ*) die N a c h b a r s c h a f t e i n e s  N a s a l s (S. 82). In unserem Falle wäre diese Bedingung vorhanden gewesen. Der englische Nasaleinschub (*messenger* etc.) ist nach Sch. an eine 'mittlere nachtonige' Silbe gebunden. Auch dies würde in unserem Beispiel zutreffen (vgl. auch noch Luick in diesem *Archiv* CXIV 76 ff., woselbst auf weitere Literatur hingewiesen wird).

[4] Das keltische Etymon ist vielleicht [!] *Gwenllian*, erwähnt in *Kulhwch und Olwen* (Loth I 224), welches wohl von den Franzosen als Akkusativform aufgefaſst wurde (vgl. kelt. *Morgwen* > franz. *Morguen, Morg(u)ain*, dazu neu gebildet Nominativ *Morgue*).



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(v. 19632) heifst dieselbe Person je nach den Handschriften (vgl. auch H. Waitz, *Fortsetzungen* p. 59 und J. L. Weston, *Sir Perceval* I p. 242): *Gloriete, Guiolete, Guinalorete, Giulorete* (fünfsilbig nach dem Metrum), *Guinelorete, Guignolete* (in der deutschen Übersetzung *Gyrolette*); in Rigomer heifst sie *Lorïe* (woraus durch Vertauschung ähnlicher Namen *Florie — Florce,* so in Wigalois und in der romantisch-pseudohistorischen Merlin-Fortsetzung [Freymond § 72 ff.]); vermutlich wurde *Guinloïe* zu *Guinlorie* (woraus *Lorie*), mit Diminutivsuffix *Guinlorete* und Nebenform *Guinelorete*; so wird Gaucher geschrieben haben; der Prosaübersetzer machte daraus mit Gleitvokal *a Guinalorete.* Im Yder findet man 'die Königin *Guenloïe*' als Geliebte des Titelhelden. Gelzer (l. c.), der in seiner Inhaltsangabe stets *Guenloïe* schreibt, sagt (S. 59), sie [sic!] 'sei viermal *Gueneloie* geschrieben, aber sie reime stets zu *ïe* und müsse viersilbigen Wert haben, so dafs die Form Guenloïe gesichert sei'. Aber S. 27 wird bei anderer Gelegenheit ein Vers zitiert, welcher lautet: *La rëine Gueneloïe* (: *oïe*). Hier ist also offenbar eine fünfsilbige Form gesichert. Das englische *Win(d)sor* finden wir im Französischen mit *Guinesores, Snowdon* mit *Senaudon* oder *Sinaudon* wiedergegeben. Nordisch *Goth(f)rith* ergab im französischen 'Horn' *Gudret — Gudereche — Godereche* (Deutschbein, *Studien zur Sagengeschichte Englands* I p. 20). In *Guenelon* aus germanisch *Wenilon* ist das *e* auch nur Gleitvokal, da das germanische *i* in dieser Stellung eigentlich hätte ganz schwinden müssen. Andere Beispiele für den Einschub von 'Fugenvokalen' in Eigennamen germanischen Ursprungs zitiert E. Mackel (*Die germanischen Elemente der französischen und provenzalischen Sprache* in *Franz. Studien* VI 17): *Bertlaik* > *Bertolai, Widlaun* > *Widelon,* * *Gauzram* > *Jocerant, Gailram* > *Galerant, Haimrik* > *Aimeri, Olrik* > *Oleri* (aber auch *Orri*) und andere. Auch die keltischen und germanischen Sprachen liefern Beispiele. So findet sich in der Chronik von St. Andrews *Kyrkenes* neben der älteren Form *Kyrkness* (Skene, *Celtic Scotland* I 406), bei Beda *Meilochon* für piktisch *Mailcon* (Skene, l. c. p. 136—7); Giraldus Cambrensis in seiner *Topographia hibernica* nennt den bekannten Wikingerkönig von Dublin *Anlaif* (Olaf) den Weifsen, nach irischen Quellen, die ihn *Amlaibh* nannten: *Amelavus* (c. 43); in irischen Annalen, *War of the Gaedhil with the Gaill* p. 165, findet man auch die Variante *Amahlaeibh* (zitiert nach Ch. Haliday, *The Scandinavian Kingdom of Dublin* p. 219). Solcherlei Beispiele könnte man sicher noch in grofser Menge finden, wenn man darauf ausginge zu suchen.

Wenn ich den Namen *Kanelangres* von *Talargen* ableite, so mufs ich allerdings eine Reihe von Änderungen postulieren. Aber dieselben sind nicht wie diejenigen von Zimmers Hypothese, im günstigsten Falle unwahrscheinlich, zum Teil ganz unmöglich;

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sondern sie sind alle von groſser und gröſster Häufigkeit, zum Teil fast selbstverständlich und unvermeidlich; es können ganz gut ein paar von ihnen gleichzeitig stattgefunden haben. Ich habe auch nicht ein Etymon angesetzt, dessen funktionelle Eignung erst durch sophistische Argumente erwiesen werden muſs (wie dies bei Zimmers Hypothese der Fall ist), sondern bin von einem Namen ausgegangen, der dem Vater Tristans in der entwicklungsgeschichtlich ältesten unter den uns überlieferten Stufen der Sage oder Dichtung tatsächlich gegeben wurde. Wenn man die weite und lange Reise bedenkt, welche die Tristan-Sage oder -Dichtung, bis sie zu Thomas kam, machte, so sollte man zugeben, daſs der piktische Name, der bei seiner relativen Länge für Fremde schwer zu behalten war, sich relativ nicht stark geändert hat, nicht einmal so stark wie der Name *Kanelangres*, der von Thomas zu *Sir Tristram* bei einem einzigen Sprachwechsel in bloſs etwa 100 Jahren zu *Rouland riis* entstellt wurde.[1] Die Möglichkeit, daſs der Name Talorc sich im Französischen als *Kanelangres* noch erhalten hat, ist wohl auf alle Fälle zuzugeben. Daſs die kymrische Sage, soweit sie uns bekannt ist, nur die Form *Tallwch*, die nicht das direkte Etymon von *Kanelangres* gewesen sein kann, aufweist, ist für meine Hypothese kein Hindernis. Die paar kymrischen Zeugnisse, die zudem noch einander sehr nahe verwandt zu sein scheinen, sind kaum älter oder nicht einmal so alt wie die französischen. Natürlich konnten anfangs die normale Form des Namens und die Koseform im Kymrischen nebeneinander bestanden haben, wie z. B. manche französische Romane den Namen ihres Helden in der normalen Form und der Diminutivform geben. Mit der Zeit aber mochte die eine Form fallen gelassen werden, in Wales die längere, in der Bretagne oder vielleicht schon in Cornwall die kürzere.[2]

In der Bretagne nun wurde nach unserer Hypothese der neue Vatername *Riwalin*, welcher den Helden zum Sohn des Stammvaters der Bretonenfürsten machen sollte, nicht an Stelle von *Talargen — Canelangres* gesetzt, sondern mit diesem zum Doppelnamen vereinigt. Solche Doppelnamen findet man in der französischen Arthur-Literatur noch hie und da: *Gorvain Cadrut*, *Blihos Bleheris*, *Illes Galeron* u. a. (vgl. auch oben Galfrids *Conan Meriadocus*). Im Keltischen waren sie ganz gewöhnlich (man lese

---

[1] Leitet man *Rouland* von *Riwalin* ab, so ist die Entstellung kaum geringer.

[2] Ob kymrich *Talaryan*, welches in dem Mabinogi *Kulhwch und Olwen* als Beiname zweier Krieger (*Kadellin* und *Hettwn*) vorkommt (Loth I 216, 222), aus piktisch *Talargan* entstanden sein kann? Das *g* wäre dann wie das altkymrischer Wörter behandelt worden (vgl. *Urbgen* > *Uryen*, *Morgen* > *Morien*). Da kommt es wahrscheinlich auf die Zeit der Entlehnung an.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

z. B. die Namenliste in dem Mabinogi *Kulhwch und Olwen* bei Loth I p. 202 ff). Der zweite Name war wohl oft ein Beiname; aber notwendig war dies gewiſs nicht, und es ist zu bedenken, daſs eben ursprünglich der ‘rechte Name’ ebenso wie der Beiname eine Appellativbedeutung hatte. Jedenfalls wurde auf der bretonischen Stufe *Riwalin* der Hauptname, *Talargen — Canelangres* der Beiname (also wie bei Gottfried). Die Beibehaltung des alten Namens war eine Konzession an die Tradition. Analoges kann man in der französischen Arthur-Literatur beobachten. Hier ist der älteste nachweisbare Gralheld Gauvain, nämlich in der Gauvain-Kompilation des Bledri. Als nun ein Bearbeiter des alten Perceval-Romans (letzterer wird repräsentiert durch den englischen *Sir Percyvelle*) einen groſsen Teil jener Gauvain-Kompilation in seinen Perceval-Roman hineinstopfte, wollte er die wichtigen Gralabenteuer seinem Hauptthelden zukommen lassen; aber mit Rücksicht auf die Tradition wollte er Gauvain als Gralhelden nicht ganz absetzen und behielt ihn als Gralsucher (oder Lanzensucher) zweiten Ranges. Perceval bewahrte nun sein Privileg längere Zeit. Dann aber kam ein mönchischer Bearbeiter und fand ihn ungeeignet für die asketische Rolle, die er dem Gralhelden bestimmte, und schuf *ad hoc* den Galaad, einen echt mönchischen Homunculus. Aber mit Rücksicht auf die Tradition lieſs er Perceval nicht ganz fallen, sondern behielt ihn als Gralhelden zweiten Ranges.[1] Der neue Held wurde immer Hauptheld, der alte Held Nebenheld. So wurde im Tristan der neue Name jedenfalls Hauptname, der alte dagegen Beiname.

[1] Bloſs um die beliebte Dreizahl, die hier wohl zugleich noch die Trinität symbolisieren sollte, zu bekommen, wurde Bohort, der einzige relativ berühmte und doch relativ unbefleckte Arthur-Ritter, der noch übrig war, als Gralheld dritten Ranges aufgenommen.

Davos-Platz (Schweiz). E. Brugger.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Zu Cyranos *L'autre monde.*

Cyranos Hauptwerk, von dessen ursprünglicher Fassung das *Archiv* einst die ersten Auszüge gebracht hat (CXV 156 ss.), ist jetzt in kritischer Ausgabe erschienen.[1] Der Unterzeichnete steht dieser Publikation mit etwas gemischten Gefühlen gegenüber. Wenn er es einerseits begrüfsen mufs, dafs durch Heranziehung der Münchener Handschrift, deren Entdeckung wir Jordan verdanken, und durch erneute Kollation der Pariser Handschrift, deren Wert ins rechte Licht gesetzt zu haben der Rezensent für sich wohl in Anspruch nehmen darf, nunmehr für Cyranos Hauptwerk eine zuverlässige Textgrundlage geschaffen worden ist, so bedauert er doch, dafs durch die Publikation des Herrn Jordan ihm die Möglichkeit genommen oder, sagen wir, der Zwang geraubt ist, selber in ausführlicher Form und nach seiner Auffassung der Sachlage den Cyranotext von 1653 wieder herzustellen und mit dem nötigen Kommentar herauszugeben. Jordan hat mir durch sein Buch eine grofse und jedenfalls nicht lukrative Arbeit abgenommen, er hat die Aufgabe in einem gewissen Sinne auch so gut gelöst, dafs sie nicht mehr zum zweitenmal vorgenommen werden kann, weder von mir noch von einem andern; aber ich hätte, wenn ich dazu gekommen wäre, manches anders und, ich glaube, nicht schlechter angegriffen. Da mir nun nichts anderes übrigbleibt, so möchte ich versuchen, an Hand des Jordanschen Buches diejenigen Punkte zu besprechen, worin ich mit dem Verfasser nicht oder nur teilweise übereinstimme, auf die Gefahr hin, dafs so meine Besprechung den grofsen Vorzügen des Buches, für die ich keineswegs blind bin, nicht gerecht werden kann. Dafs meine Einwendungen nur der Sache dienen sollen, brauche ich wohl nicht besonders zu betonen.

Zur Orientierung für den Leser will ich den Plan des Jordanschen Buches kurz hersetzen. Nach einem kurzen Vorwort, in welchem er die Gründe darlegt, warum er seine Ausgabe des Cyranowerkes auf die 'Mondreise' beschränkt, gibt

[1] Savinien de Cyrano Bergerac's L'autre monde ou les états et empires de la lune. Nach der Pariser und der Münchener Handschrift sowie nach dem Drucke von 1659 zum erstenmal kritisch herausgegeben von Leo Jordan. Band 23 der *Veröffentlichungen der Gesellschaft für romanische Literatur.* Dresden 1910.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Jordan zunächst den Inhalt der 'Mondreise' wieder, geht dann über zu der 'äufseren Geschichte des Werkes', wobei die beiden Handschriften genau und mit ausführlichen Belegen unter sich und mit den Drucken verglichen und die Grundsätze, nach welchen der Text für die 'erste kritische Ausgabe' hergestellt wurde, begründet werden. Dann folgt ein Abschnitt über die Quellen Cyranos, welche teils bei den Alten gefunden werden, teils in zeitgenössischen Mondgeschichten, von welchen besonders Bischof Wilkins' *Discovery of a new world,* London 1638, und Bischof Godwins *The man in the moone,* Perth 1638, sowie die Übersetzung des letzteren durch Jean Baudoin, Paris 1748, ausführlich analysiert werden, teils in zeitgenössischen Romanen und sonstigen Schriften, wie Hieronymus Cardanus, von dem nur eine vereinzelte Stelle in Betracht kommt, Sorels *Francion* und *Berger extravagant,* und namentlich Gassendi, und zwar sowohl dessen Schriften als die Vorlesungen. In Kapitel III gibt der Verfasser seine Resultate und sein endgültiges Urteil, in Anhang I bibliographische Details über die englische (1638) und die deutsche (1713) Ausgabe von Wilkins *Neue Welt,* in Anhang II 'Nachträge und Korrekturen zu H. Dübis *Cyrano de Bergerac*', d. h. nur zu meiner Beschreibung der und Auszügen aus der Pariser Handschrift. Hierauf folgt der Text, wie ihn Jordan als Grundlage künftiger Neuausgaben hergestellt hat, nach den im *Archiv* Bd. CXXII S. 65—69 und CXXIV S. 132—137 niedergelegten Grundsätzen, aber in moderner Orthographie, Interpunktion und Druckanordnung. Im kritischen Apparat, der in Anmerkungen unter den Text gesetzt ist, werden mit M die Lesarten der Münchener Handschrift, wo sie von P, Siegel der Pariser Handschrift, abweicht, mit D die Lesarten des Drucks von 1659 als Varianten notiert. Im Text, welcher im grofsen und ganzen P folgt, werden Stücke oder Fassungen, die Jordan aus M oder (ausnahmsweise) D aufgenommen hat, durch Kursivschrift hervorgehoben, so dafs man, da der kritische Apparat die alte Orthographie hat, die Methode Jordans einigermafsen kontrollieren kann. In den hinten folgenden 'Anmerkungen zum Text' werden die in den einleitenden Kapiteln gegebenen Aufschlüsse ergänzt und schwierige Stellen im Text sachlich erläutert. Ein auf das nötigste eingeschränkter Index macht den Schlufs. Ich gehe nun über zu den einzelnen Punkten meiner kritischen Besprechung.

## 1. Das sogenannte 'Druckmanuskript' Cyranos.

Als solches betrachtet Jordan weder M noch P, sondern ein nicht mehr erhaltenes, von Cyrano seinem Erbwalter Lebret zur Veröffentlichung übergebenes Manuskript, welches 'stilistisch

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nur einen Teil der Änderungen von P gegenüber M mitmacht', im übrigen 'zwischen M und P steht'. Das scheint mir nun eine sehr gekünstelte Annahme und speziell der Tatsache zu widersprechen, dafs P, wie ich in meinem Cyranobuch p. 60 und im *Archiv* CXXIII p. 162—163 hervorgehoben habe, was auch Jordan nicht eigentlich bestreitet, ein druckfertiges Manuskript ist, mit zwei den Inhalt als bekannt voraussetzenden Gedichten an den Autor von Royer de Prades und einigen leeren Blättern vor dem Text, die wohl dazu bestimmt waren, Vorreden und Zueignungen, vielleicht auch das Druckprivileg aufzunehmen. Denn dafs das vom 30. Dezember 1653 datierende *Privilège au feu Sieur de Cyrano Bergerac* sich nicht auf die 'Mondreise', sondern nur auf die tatsächlich 1654 gedruckten Werke *Mort d'Agrippine, Pédant joué* und *Lettres* bezogen haben soll, ist eine durch nichts gerechtfertigte Annahme Jordans. Man beachte folgende Tatsachen: In dem vom 21. Dezember 1661 datierten *Privilège du Roy,* welches den von Charles de Sercy 1662 herausgegebenen *Nouvelles Œuvres de Monsieur de Cyrano Bergerac, contenant l'Histoire Comique des Estats et Empires du Soleil, plusieurs Lettres et autres Pièces divertissantes* hinten, am Schlufs des *Fragment de Physique,* angehängt ist, werden dem Buchhändler auf seinen Wunsch und wegen bevorstehenden Ablaufs der Konzession zwei schon bestehende Druckprivilegien für die ausdrücklich genannten *Œuvres du feu Sieur de Cyrano Bergerac, contenant une Pièce de Théatre, intitulée la Mort d'Agrippine, & plusieurs lettres; le Pédant joüé, Comedie en prose; un fragment d'Histoire Comique, contenant les Estats & Empires de la Lune, qui ont esté favorablement bien receus du public* auf die Dauer von zehn Jahren *à compter du jour que chaque Piece ou Volume sera achevé d'imprimer* erneuert und dieses Privilegium ausgedehnt auf die *Pièces que le Suppliant a depuis la Mort de l'Autheur recouvrées du même Autheur, avec grand soin & despense, plusieurs Lettres & Vers, avec quelques Fragmens de Physique & d'Histoire Comique qui n'ont encores point esté imprimées.* Als Grundlage seiner Eingabe von 1661 dienten Charles de Sercy *'deux Privilèges qu'il Nous a plû accorder: Sçavoir, l'un le 30. Decembre 1653, au feu Sieur de Cyrano Bergerac, Autheur des dits Ouvrages, & l'autre au Suppliant le 23. Decembre 1656.* Das letztere hat nun Jordan ausfindig gemacht in der Ausgabe de Sercys von 1659 und druckt es aus einem Exemplar der Bibliothek von Wolfenbüttel auf S. 42 ab. Man mufs ihm für diese Wiedergabe dankbar sein, aber es ist eine Übertreibung, wenn er meint, dafs vor ihm 'noch keiner sich die Mühe gegeben habe, dieses Privileg anzusehen.' Sicher hat dies P. Brun getan, der in seiner These von 1893 (p. IV und 250) als älteste

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

erhaltene Ausgabe die *Histoire comique contenant les États et Empires de la Lune, Ch. de Sercy, Paris, in-12, 1659* bezeichnet und von ihr sagt: *porte un Privilège du 25 janvier 1657 et un Achevé d'imprimer du 29 mars de la même année.* Dies enthält nur scheinbare Widersprüche mit den Angaben von Jordan, wonach die betreffenden Stellen lauten: *PAr Grace & Privilège du Roy, donné à Paris le 23. iour de Decembre 1656. Signé, par le Roy en son Conseil, DECVISY. Il est permis à CHARLES DE SERCY, Marchand Libraire à Paris, d'imprimer etc. vn Liure intitulé. Histoire Comique, par Monsieur de Cyrano Bergerac; & ce durant le temps & espace de cinq années à commencer du iour qu'il sera acheué d'imprimer pour la premiere fois etc.*

*Registré sur le Liure de la communauté le 26. Ianuier 16[5]7 etc. Acheué d'imprimer pour la seconde fois. le 8 Mars 1659.'*

Beide Angaben beziehen sich auf das gleiche Privileg, nur dafs Brun das Hauptgewicht auf das Datum des Enregistrement und des *achevé d'imprimer* der ersten Auflage, Jordan auf das der Königlichen Ordre (die wohl auch der P. Nicéron mit seiner Ausgabe von 1656 im Auge hatte) und das *achevé d'imprimer* der zweiten Auflage legt. Aufserdem hat Jordan übersehen, dafs P. Brun in seinem hübschen Buche von 1909: *Savinien de Cyrano Bergerac, gentilhomme parisien. L'histoire et la légende* auf p. 206 von der 'Mondreise' ausdrücklich sagt: *il fut imprimé en Mars 1657 avec privilège,* wonach also seine bibliographische Angabe in der These von 1893 (p. IV und 240) über die erste Ausgabe '1659' ein Versehen statt '1657' wäre. Wie dem aber auch sein möge, so ist klar, dafs das *Privilège* an de Sercy von 1656—57 deswegen auf nur fünf Jahre gestellt wurde, um seinen Ablauf mit dem zehnjährigen, an den *Sieur de Cyrano Bergerac* 1653 verliehenen in Übereinstimmung zu bringen. Kraft des letzteren (s. unten p. 166) hatte de Sercy im Jahre 1654 eine Buchauflage der *Mort d'Agrippine* herausgegeben, die sich wegen des bei der Aufführung 1653 vorgekommenen Skandals im Handumdrehen verkaufte, im gleichen Jahre zwei des *Pédant Joué,* eine der *Œuvres diverses, contenant avec la 'Dédicace' au duc d'Arpajon, les Lettres et le Pédant Joué,* endlich im Jahre 1656 noch einmal *La Mort d'Agrippine.* Das Privileg für den Druck von *L'Autre Monde ou les et Estats et Empires de la Lune* mufste im Dezember 1656 für Charles de Sercy erneuert werden, weil sein erster Inhaber, der *Sieur de Cyrano Bergerac*, im September 1655, nach einer Krankheit von 14 Monaten und 5 Tagen, gestorben war, bevor er seinen Roman durch de Sercy hatte drucken lassen können. Der Unfall, der ihn auf das Krankenlager warf, von dem er

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nicht mehr aufstehen sollte, hat also Cyrano im Juli 1654 getroffen, und dies erklärt ausreichend, warum der Roman in diesem Jahre nicht mehr erschien. Was übrigens Jordan mit seinem Einwand gegen meine im *Archiv* CXXII (1909) S. 162 aufgestellte Theorie, der lautet: 'Es ist unwahrscheinlich, daſs die Privilegien von 1653 und 1656 sich auf dieselben Werke beziehen, dazu ist der Zwischenraum zu kurz; vermutlich bezieht sich nur das letzte Privileg von 1656 auf die *Mondreise,* was durch die Bemerkung, daſs diese vom Publikum günstig aufgenommen worden wäre (sic!), bestätigt wird', eigentlich sagen will, ist mir unverständlich, und ebenso unklar ist der darauf folgende: 'Das Privileg muſs also doch einen sichtbaren Erfolg gehabt haben, und da die *Mondreise* erst posthum erschien, kommt nur das von 1656 in Betracht.' Die Sachen liegen viel einfacher, als sie sich Jordan vorstellt. Die Redensart von de Sercy in seinem Gesuch von 1661 (!): *les dites Œuvres — qui ont esté favorablement bien receus du public; lesquelles neantmoins le suppliant a fait reuoir et corriger etc.* ist nur ein Buchhändlerkniff, so gut wie seine Bezeichnung des Romans als *Histoire comique,* und beweist nichts gegen die Tatsachen, daſs ein abgeschlossenes Manuskript (*Livre*) der *Mort d'Agrippine* und eines des *Voyage de la Lune* 1650 dem Abbé de Marolles vorlagen, daſs die Pariser Handschrift Fonds Français Nr. 4557 der *Lettres* und des *Pédant joué,* worauf Jordan selber aufmerksam macht, von 1651 datiert und daſs Cyrano während seiner Krankheit ein Manuskript der 'Sonnenreise' gestohlen wurde, auf welches in P (und M) angespielt wird und das, später wiedergefunden, von de Sercy der Ausgabe von 1662 zugrunde gelegt wurde. Da der Beginn der 'Sonnenreise' sich chronologisch und sachlich genau an den Schluſs der 'Mondreise, so wie er in den Manuskripten vorliegt, anschlieſst, so bleibe ich dabei, daſs sich Cyrano für a l l e seine handschriftlich vorhandenen Werke, nämlich *Pédant joué, Mort d'Agrippine, Lettres* und *L'autre monde,* unter welchem Titel er vielleicht auch die *Etats et Empires du Soleil* mit verstand, Ende 1653 ein *Privilège* geben lieſs. Ohne ein solches wäre auch das Vermächtnis der noch nicht gedruckten Manuskripte an Lebret, auf welches dieser sich in seiner *Préface* beruft, gegenstandslos gewesen. Der Umstand, auf welchen Jordan groſses Gewicht legt, daſs in der 'Mondreise' D oft mit M gegen P stimmt, scheint mir nicht auszuschlieſsen, daſs P doch ungefähr die Form darstellt, welche Cyrano seinem Texte Ende 1653 gegeben hatte, denn eben die Änderungen, die P gegen M vornimmt, und die nicht immer — das kann ich Jordan zugeben — Verbesserungen sind, verraten deutlich die Absicht der Publikation und sind in dem freien, aber immerhin vorsichtigen Geiste gehalten,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in welchem Cyrano selber die Manuskripte seiner *Lettres* und seines *Pédant joué* für die Buchausgabe von 1654 bearbeitete. Dafs Jordan diese Analogie zuwenig beachtet hat, ist seinem Buche nachteilig geworden; es hat ihm das Konzept verrückt. Und wenn schliefslich, nach Jordan, neben M und P noch ein definitives Druckmanuskript X existiert haben soll, in das Cyrano die Korrekturen letzter Hand eintrug, das er Lebret vermachte und dieser dann verstümmelte, so begreife ich nicht, wie die einzige Lücke am Schlufs der 'Mondreise', in welcher M, P und D übereinstimmen, der Name der italienischen Stadt, bei welcher Cyrano vem Monde herunterfällt, im Druck unausgefüllt geblieben ist.

## 2. Der Diebstahl des Manuskripts der 'Sonnenreise'.

Über diese für die Handschriftenfrage des Cyranoschen Romans aufserordentlich wichtige Angelegenheit scheint mir Jordan nicht ganz ins klare gekommen zu sein. Einerseits glaubt er die Tatsache selber Lebret aufs Wort, anderseits hat er meine Bemerkungen darüber in diesem *Archiv* CXX S. 163 falsch gedeutet. Ich habe dort Gewicht darauf gelegt, dafs nach den Handschriften — M stimmt darin mit P überein — der Dämon des Sokrates Cyrano ein Buch übergibt, das er einst aus seiner Heimat, der Sonne, in den Mond mitgebracht habe, *intitulé: les Etats et Empires du Soleil* und ein anderes *que j'estime beaucoup davantage; c'est le Grand Œuvre des Philosophes, qu'un des plus forts esprits du soleil a composé.* Ich habe daraus geschlossen, dafs Ende 1653 ein Manuskript der 'Sonnenreise' vorlag, welches die gegen Ende dieses Romans vorkommenden Diskussionen zwischen Cyrano und Campanella mindestens im Konzept enthalten haben mufs. Und ich habe es als einen der schlimmsten Streiche Lebrets bezeichnet, dafs er aus den *Etats et Empires du Soleil* die *de la Lune avec une addition de l'Histoire de l'Etincelle* gemacht hat. Lebret war dazu allerdings genötigt, weil das Manuskript der 'Sonnenreise' ihm nicht mehr zur Verfügung stand und er wegen der von ihm vorgenommenen Änderungen und Auslassungen die Fiktion aufrechterhalten mufste, dafs sein Freund ihm von *L'autre monde* nur einen Torso hinterlassen habe. Statt diesem einfachen Räsonnement zu folgen, zieht Jordan aus der Änderung Lebrets den Schlufs, 'dafs Cyrano ursprünglich einen ganz anderen Plan hatte. Die *Sonnenreise* sollte eine Art Memoirenwerk von der Hand des Dämons des Sokrates sein, also nur in losem Zusammenhang mit der *Mondreise* stehen. Der Erfolg dieser letzteren bei seinen Freunden mag ihn dann bewogen haben, da anzuknüpfen, wo er aufgehört, und auch die zweite

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Reise autobiographisch zu fassen. Wie wir gesehen und wie dies auch der Erfolg bedingt (die Hss. der *Mondreise* zirkulierten erst nachweisbar 1649), nicht vor 1650'. Diese Hypothese kann nicht standhalten gegenüber der Tatsache, daſs der Titel *Etats et Empires du Soleil,* welcher schon in dem nach Jordan von 1642 stammenden Kodex M steht, eine Wiederholung des handschriftlichen Titels von *L'autre monde ou les Etats et Empires de la Lune* ist, daſs der Anfang der 'Sonnenreise' das Ende der 'Mondreise', wie es in den Handschriften vorliegt, zur notwendigen Voraussetzung hat, und daſs eine Reihe von Verzahnungen in der 'Sonnenreise', auf welche Cyrano von dem Augenblick an, wo ihm das Manuskript gestohlen wurde, keinen Einfluſs mehr ausüben konnte, wie die Kenntnis des Herrn von Colignac von der Katastrophe in Kanada, die Warnungen des Dämons des Sokrates vor den Intrigen von *Messire Jean,* die Begegnung mit Campanella in der Sonne u. ä. m., dafür sprechen, daſs die beiden Reisen innerlich zusammengehören und von dem Dichter wenigstens in der Idee zusammen konzipiert wurden. Dafür scheint mir auch das eigentümliche Schwanken in dem Titel des Romans zu sprechen. Nach Eingang und Schluſs und nach einigen Stellen innerhalb der 'Mondreise' sollte man annehmen, daſs *L'autre monde* nur den Gegensatz zwischen Mond und Erde zur Besprechung bringen wolle; anderseits ist aber auch die 'Sonnenreise' dem damals allgemein erörterten Thema der *Pluralité des mondes* und ihrer Bewohnbarkeit gewidmet, und der Untertitel *Etats et Empires* paſst auf die Zustände in der Sonne besser als auf die im Monde. Dagegen schlieſst meine Auffassung nicht aus, daſs die Ausarbeitung der 'Sonnenreise' später erfolgte als die der 'Mondreise'; immerhin brauchen wir auch hier nicht weit über den 11. Februar 1650, den Todestag Descartes', hinabzugehen.

### 3. Abfassungszeit der 'Mondreise'.

Für Jordan, welcher wegen der Anspielung auf *Louis le juste* (Ludwig XIII., † 1643) die Entstehung der 'Mondreise' bis 1642 hinaufrückt, 'liegt zwischen der Abfassung der beiden Werke eine Periode von mindestens sieben Jahren', eine Schwenkung von Gassendi zu Descartes und eine Stilentwicklung von der Phantastik eines Zwanzigjährigen zu den Allegorien und Abstraktionen eines Dreiſsigjährigen. Ich bin überzeugt, daſs nur ein Vorurteil Jordan so die Wahrheit verkennen lieſs, und daſs eine eingehendere Beschäftigung mit den Problemen der 'Sonnenreise' ihn auf andere Gedanken gebracht haben würde. Völlig unerklärt bleiben bei Jordans Theorie das Motiv von Lebrets Änderung der besprochenen Stelle und seine Erwähnung der mysteriösen *Etincelle,* die doch

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wohl irgend etwas mit dem jetzt fehlenden Schlufs der 'Sonnenreise' zu tun haben mufs. Ich komme immer wieder auf meine Anschauung zurück, die auch von P. Brun geteilt wird, die Entstehung und Ausarbeitung des Cyranoschen Romans *L'autre monde* in die Jahre 1649—1653 zu verlegen, in der Weise, dafs die 'Mondreise' 1650, die 'Sonnenreise' 1653 druckfertig vorlagen. Und ich bereue es, dafs ich im *Archiv* CXXIII S. 162 so weit gegangen bin, Jordan in der Datierung von M auf 1642 zuzustimmen. Meine dortigen Vorbehalte mit Bezug auf die Unterdrückung und Vertauschung von Namen der in den Handschriften figurierenden Beamten in den Drucken sind von Jordan dahin aufgeklärt worden, dafs *Monsieur de Montmagnie* von 1636—1647 als Vizekönig von Kanada, *Montbazon* als Gouverneur von Paris 1649 und der *Mareschal de l'Hospital* 'um ebendiese Zeit, aber ehe er Gouverneur war', nachgewiesen werden. Wir brauchen also, abgesehen von der Erwähnung von *Louis le Juste* als eines noch Lebenden, die Anfänge des Romans nicht vor 1647 zu setzen, und bei den grofsen Schwierigkeiten, die wir nachweisen werden, sich andere Partien dieses Romans vor 1647 entstanden zu denken, müssen wir uns wohl nach einer anderen chronologischen Deutung jener Stelle über das Horoskop Ludwigs XIII. umsehen. Und diese glaube ich in einer sicher von Cyrano selbst stammenden Angabe aus dem Anfang der 'Sonnenreise' zu finden. Es wird dort erzählt, wie der vom Monde Zurückgekehrte auf Anraten eines Freundes seine Abenteuer niederschrieb, die dann sofort, sobald er ein Heft fertig hatte, unter die Leute gebracht wurden. Liegt nicht vielleicht hier eine Reminiszenz vor an ein Brouillon der 'Mondreise', das, sagen wir, den Autor direkt von Paris aus und gleich beim ersten Versuch in das *Paradis terrestre* im Mond gelangen und dort Enoch und Elie sprechen liefs? Man beachte, dafs dieses Kapitel des Romans nach Thema und Quellen sich scharf von den übrigen absondert und sich wie eine ältere Vorarbeit liest, die für sich allein zirkulieren mochte, wofür auch die auffälligen Diskrepanzen gerade in diesem Kapitel zwischen M und P sprechen. Und wenn Jordan abgeneigt ist, mit mir das Ms. P auf 1649 oder so anzusetzen, mit der Motivierung: 'es ist augenscheinlich von Cyrano selber revidiert, da es Streichungen nur in bescheidenem Mafse vornimmt, nach 1643 hätte er wohl auch die zitierte Stelle gestrichen', so frage ich ihn, wie es möglich war, dafs Cyrano 1642 im gleichen Zusammenhang die Schilderung seiner Verjüngung im *Paradis terrestre* mit den Worten schliefsen konnte: *enfin, je reculai sur mon âge environ quatorze ans.* Dies würde ihn, da er 1619 geboren ist, auf das sehr jugendliche Alter von neun Jahren zurückschrauben, während die gleiche Rechnung für 1649 ihn aus einem Dreifsigjährigen zu

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

einem Sechzehnjährigen macht, worauf auch die Schilderung paſst: *Le vieil poil me tomba pour faire place à d'autres cheveux plus épais et plus déliés. Je sentis ma jeunesse se rallumer, mon visage devenir vermeil* etc. Entscheiden lassen sich diese Fragen nicht, weil wir über die Entstehungszeit auch anderer Schriftwerke Cyranos, zum Beispiel der *Lettre à un Campagnard,* welche im *Paradis terrestre* fast wörtlich wiederkehrt, nicht unterrichtet sind. Aber ebendarum ist es gewagt, aus einer einzelnen datierbaren Anspielung so weitgehende Schlüsse auf das ganze Werk zu ziehen. Cyrano hat offenbar an seinem Roman, wie an den *Lettres,* viel herumkorrigiert und mag dabei, wie natürlich, gelegentlich versäumt haben, etwas, was nicht mehr paſste, zu entfernen oder zu ändern.

### 4. Erste und zweite Redaktion des Romans.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst Jordans, durch genaue Vergleichung der Handschriften M und P unter sich und mit D den Nachweis erbracht zu haben, daſs M eine ältere Fassung des Textes vorstellt, P eine jüngere, und daſs die Schluſsredaktion in P, mag sie nun teilweise noch von Cyrano selbst oder ganz nur von Lebret herrühren, beide Handschriften berücksichtigt. In seinem Buche führt Jordan die Wertung der Handschriften, wie er sie im *Archiv* CXXII S. 65—69 aufgestellt hat, weiter aus und begründet sie eingehend. Abgesehen von kleineren Varianten, legt er ein Hauptgewicht auf folgende Punkte: Im Eingang ist M weitläufiger als P, bietet mehr Pointen und burleske Stellen, welche für den älteren Stil unseres Autors instruktiv sind. Ebenso ist M ausführlicher über das für die Quellenfrage wichtige Buch von Cardanus. Jordan folgt hier M, was man, wenn man seinem unten zu besprechenden Redaktionssystem zustimmt, billigen muſs. Im Gespräche zwischen Enoc, Elie und Cyrano hat Jordan aus M die nach Sinn und Geist notwendige Ergänzung der kitzligen Erzählung, wegen welcher Cyrano zum Paradies hinausgeworfen wird, in den Text gesetzt, und man muſs ihm dafür Dank wissen; um so mehr, weil er damit seiner eigenen Theorie, als ob P nicht das definitive Druckmanuskript Cyranos selbst wäre, einen argen Stoſs versetzt. Denn wenn irgend etwas eine durch Freunde vom Schlage Lebrets veranlaſste Autorkorrektur ist, so ist es diese Verschlimmbesserung in P, die man im *Archiv* CXXII S. 68 nachlesen mag. Nicht einverstanden bin ich dagegen mit der Art, wie Jordan verschiedene Stellen in den freigeistigen Gesprächen gegen den Schluſs des Romans besprochen hat. Er gibt hier fast immer der knapperen Fassung in M den Vorzug vor den 'phraseologischen Erweiterungen', wie er es nennt, in P. Aber bei dem

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

'schnurrigen Exempel von dem Christen, welcher einen Mohammedaner verspeist und von der Materie des Ungläubigen einen Sohn erzeugt, welcher also, der Substanz nach, Mohammedaner und Christ in einer Person ist' usw., wird eine unbefangene Prüfung der beiden Texte auf S. 216 des Jordanschen Buches zu dem Resultat führen, dafs P nicht blofs 'in weitschweifiger Ausführung denselben Gedankengang wie M' enthält, sondern dafs ein in M in epigrammatischer Kürze und Dunkelheit gefafstes Paradoxon in P zu einem in kunstgerechtem Dilemma ausgeführten Sophisma geworden ist. Sehr einverstanden aber bin ich damit, dafs Jordan die den Abscheu vor dem Atheismus forcierenden Zutaten der Höllenfahrt in P gegenüber M als von Cyrano stammend anspricht: wiederum ein Beweis mehr, dafs P unmittelbar für den Druck bestimmt war.

5. Reise Cyranos nach England, Verhältnis zu Tristan l'Hermite und Kenntnis der englischen Sprache.

Diese sowohl für die Quellenkunde als für die Abfassungszeit der 'Mondreise' sehr wichtigen Fragen werden von Jordan nur obenhin gestreift. Sein Argument ist ohne Belang, dafs 'nicht von sich Cyrano in der Mondreise die Reise nach England erzählt, sondern von dem Dämon des Sokrates, und dazu braucht der Dichter nicht selber in England gewesen zu sein'. Denn es ist klar, dafs der Dichter den Dämon nur um seiner Freunde, La Mothe le Vayer, Gassendi und Tristans willen auf Reisen schickt, und dafs Tristan (von 1614—1620!) in England geweilt hatte, wufste in Frankreich alle Welt. Aber die Erzählung von der Reise Cyranos nach England steht allerdings auf schwachen Füfsen, wie dies namentlich G. J. Jusserand in der *Revue d'Histoire littéraire* (1899, p. 343) nachgewiesen hat. Und damit steht oder fällt, nach den Zeitverhältnissen, die Annahme, dafs Cyrano Englisch verstanden habe. Dafs dies nicht der Fall gewesen sei, setzt die Vorrede zu der englischen Übersetzung von Cyranos *Lettres descriptives* voraus, welche 1658 in London herauskam (siehe mein Cyranobuch S. 39 Anm. 1), und in welcher gesagt ist, dafs, wenn man annehmen dürfte, der Autor habe Englisch verstanden, man denken sollte, dafs er sich Cleveland zum Muster genommen habe, was nun aber eben ausgeschlossen sei. Da auch die anderen Reisen Cyranos, nach Rom und Polen, durchaus problematisch sind und sich die eine nur auf Angaben Lebrets in dem von ihm redigierten Schlufs der 'Mondreise', die andere auf vage Anspielungen Cyranos im *Pédant joué* und in der 'Sonnenreise' stützen, so mufs einstweilen auch die Reise Cyranos nach England fraglich bleiben. Dafs diese Ungewifsheit bedauerlich ist, werden wir gleich sehen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## 6. Abhängigkeit Cyranos von Wilkins und Godwin.

Es ist Jordan ohne weiteres zuzugeben, daſs Cyrano aus John Wilkins *Discovery of a New World; or, A Discourse that 'tis probable there may be another habitable World in the Moon* etc. (London 1638) höchstens Anregungen und Winke über populäre Astronomie, die der Schüler Gassendis kaum nötig hatte, schöpfen konnte. So könnte jener Mathematiker im Monde, der eine Maschine erfinden will, um die beiden Welten einander näher zu bringen, eine Ausführung des Gedankens von Wilkins sein: *our posterity, perhaps, may invent some meanes for our better acquaintance with these inhabitants.* Aber ähnliche Gedanken lagen Cyrano näher zur Hand in Pierre Borels Traktat *Discours nouvel prouvant la pluralité des Mondes,* wo in Kap. 10 von den *choses qui sont dans la lune* gehandelt wird und in Kap. 44 aerostatische Maschinen beschrieben werden. Woher hat übrigens Jordan (S. 100) seine Notiz, daſs dieser Diskurs von 1647 datiere? Sehr dankenswert sind Jordans bibliographische Angaben über Wilkins' Originalwerk, welche mit dem stimmen, was ich mir seinerzeit in Oxford daraus notiert habe, und über die französische (1655) und deutsche (1713) Übersetzung desselben. Das Datum der ersteren macht übrigens die direkte Benutzung von Wilkins' Abhandlung durch Cyrano nach dem eben über seine Unkenntnis des Englichen Gesagten recht unwahrscheinlich. Nicht so schlimm ist die Unsicherheit in bezug auf Godwins *Man in the Moone.* Jordan hat zur Vergleichung mit der französischen Übersetzung von Jean Baudoin, Paris 1648, nicht die englische Originalausgabe von 1638 benutzen können, sondern nur den in *The Harleian Miscellany* (London, Robert Datton, 1810) vol. VIII (1811) erschienenen Neudruck, aber eine Vergleichung seiner Analyse beider Bücher mit den Auszügen, die ich mir 1904 in der Bodleiana zu Oxford von dem Originalwerk Godwins gemacht habe, hat mich überzeugt, daſs Baudoin den Text Godwins ohne wesentliche Auslassungen wiedergibt, Cyrano also für den Fall, daſs er nicht Englisch verstand, alles, was er nachweisbar von Godwin hat, bei Baudoin finden konnte. Als Entlehnungen aus Godwin zählt Jordan auf: 1. Die Drehung der Erde von Westen nach Osten in der 'Mondreise' und (in irriger Reihenfolge, aber noch deutlicher auf Godwin zurückgehend) in der 'Sonnenreise'. Zum letzteren Punkte möchte ich bemerken, daſs hier Cyrano die Wanderung der Erde um die Sonne auf der Bahn der Ekliptik vorschwebt. 2. Die musikalische Sprache der Mondbewohner. Da auch bei Baudoin die Notenbeispiele (auf 4 Linien) stehen, so braucht Cyrano nicht Godwin direkt benutzt zu haben. 3. Das Freudenfest der Mondbewohner bei Todesfällen. Ich würde darauf wenig



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gewicht legen, da der Gedanke aus der Antike (die Thrakier bei Herodot u. ä.) stammt. 4. Die Auslese unter den Neugeborenen nach physiognomischen Grundsätzen. Ich möchte als 5. noch hinzufügen: Das durch verminderte Anziehungskraft bedingte Schweben über und nahe der Erde ohne Flugmaschine. Jordan meint freilich: 'Cyrano hat sich das ingeniöse Mittel entgehen lassen', aber in der Reise auf dem Sonnenflecken wendet er es an, und nach unserer Auffassung ist dies das entscheidende. 6. scheinen mir auch die Edelsteine mit wunderbaren Kräften, die Gonzales von Irdonozur empfängt, auf die Beleuchtungsmethoden in der 'Mondreise' abgefärbt zu haben. Unzweifelhaft genügt aber die Tatsache, dafs Cyrano zum Leidensgefährten im Monde einen Spanier hat, der sich von Vögeln dorthin hat tragen lassen, um Godwins Roman als eine der Quellen der 'Mondreise' zu konstatieren. Und nun drängt sich die Frage nach dem Wie und Wann der Benutzung wieder in den Vordergrund. Jordan sagt kurzweg (S. 49): 'Daran, dafs Cyrano hier Baudoins Übersetzung (1648) benutzte, verbietet die Chronologie zu denken. Die Annahme, dafs Cyrano Englisch las, bestätigt sich also, denn hier ist eine Benutzung gesichert.' Nach dem oben Gesagten kann ich mich davon nicht überzeugt halten. Es ist ja natürlich möglich, wenn auch keineswegs wahrscheinlich oder durch Cyranos sonstige Literaturkenntnisse erwiesen, dafs er, etwa mit Hilfe Tristans, ein englisches Buch, dessen Thema ihn interessierte, entziffern konnte, aber wenn Jordans Angaben (*Archiv* CXXIV S. 137) über das Buch des Jesuiten Charlevoix, *Histoire et description générale de la Nouvelle France,* Paris 1744, wonach 'die Jesuiten in Kanada in der Tat die Rolle hatten, die ihnen Cyrano beimifst, und der Malteserritter de Montmagny von 1636—47 Gouverneur war' einen Sinn haben, so ist es doch der, dafs es Montmagny war, der Cyrano über die Stellung der Jesuiten in Kanada zum Kopernikanischen System belehrte, in persönlichem Umgang, der nicht vor Montmagnys Rückkehr nach Frankreich, 1647 oder 1648, stattfinden konnte. Quod erat demonstrandum!

Ich möchte endlich darauf aufmerksam machen, dafs Lebret in seiner Vorrede von 1656 die *bouteilles pleines de rosée, les fusées volantes, et le Chariot d'acier de Monsieur de Bergerac* in Vergleich stellt zu den *Gansars qui y portèrent l'Espagnol dont le Livre parut il y a quelques années,* was doch eher auf Baudoins Übersetzung von 1648 als auf Godwins Original von 1638 deutet. Es bleibt also nach wie vor ein Rätsel, wieso eine Anspielung, die nach 1643 keinen Zweck mehr hatte, vor dem Autor in späteren Textrevisionen bis 1653 Gnade fand, aber ähnlichem werden wir im *Pédant joué* begegnen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## 7. Das geheimnisvolle Buch des Hieronymus Cardanus.

Wir müssen Jordan Dank wissen für den Nachweis, dafs Cyrano über Cardanus aus einem ungetreuen Gedächtnis zitiert oder dann sich die gröfsten Freiheiten in der Behandlung einer Anekdote aus dem Leben dieses Okkultisten oder vielmehr seines Vaters Facio Cardano erlaubt hat. Immerhin zeigt sich eine gewisse Vertrautheit mit den Schriften Cardanos, wie denn Cyrano für die okkulten Wissenschaften ein gewisses *faible* gehabt zu haben scheint.

## 8. Abhängigkeit Cyranos von Sorel, Gassendi und Descartes.

In diesen drei Punkten bin ich am meisten einverstanden mit der Art, wie Sorel behandelt wird. Jordan beschäftigt sich, seinem Hauptzweck entsprechend, besonders mit den Analogien in der 'Mondreise'; ein genaueres Eingehen auf die 'Sonnenreise' hätte den Eindruck noch verstärkt, dafs Cyrano Sorels Schriften sehr gut kennt, loyal benutzt und in origineller Weise die dort vorgefundenen Themata ausgeführt hat. Das Verhältnis zwischen beiden Schriftstellern scheint ein ungetrübt freundliches gewesen zu sein. Sehr interessant sind die Ausführungen Jordans über ein angebliches Werk von Sorel, *Les aventures satiriques de Florinde habitant de la basse région de la lune, imprimé l'an MDCXXV, s. l. in-8°,* von dem Fournel, Körting und Roy als von einem vorhandenen Buche sprechen, und das doch nie jemand wirklich gesehen hat. Ich stimme den Schlüssen Jordans bei, 'dafs diese *Aventures de Florinde* Sorel gar nicht zugehören, wenn sie überhaupt existieren', aber wenn er in seiner Beweisführung sagt: 'Titel, Beschreibung, Jahreszahl können doch nicht von Anfang bis zu Ende aus der Luft gegriffen sein', so möchte ich dieses angesichts eines mir bekannten Falles aus dem 19. Jahrhundert nicht urgieren. Dafs Cyrano ein überzeugter Gassendist war, geht aus seinem ganzen Werke und aus vielen Einzelheiten hervor, und Jordan hat zum erstenmal die Abhängigkeit bis ins einzelne gründlich verfolgt. Dabei legt er seinem Vorurteil zuliebe zuviel Gewicht auf die Chronologie, die dann doch nicht Stich hält. Denn da Gassendis *Philosophiae Epicuri Syntagma,* das Jordan selber als die Quelle von Cyranos 'Sinnenlehre' bezeichnet, 1647 gedruckt erschien, so ist für unsere Datierung alles in schönster Ordnung. Und auch die Daten von Gassendis übrigen Publikationen: *Disquisitio Metaphysica Gassendi adversus Cartesium,* 1642, und *Syntagma Philosophicum,* 1658, sprechen gegen Jordans Hypothese von einer 'mit den Vorlesungen Gassendis bei Lullier zeit-



Digitized by Google    Original from PRINCETON UNIVERSITY

genössischen, in den Jahren 1641 oder 1642 niedergeschriebenen ersten Redaktion der *Mondreise'*, wenn ihm auch zugegeben werden soll, daſs Gassendi schon in seinen Vorlesungen die Frage *sint-ne Coelum et Sidera habitabilia* bejahend beantwortet haben mag und 'das Mondproblem auf der Gasse lag'. Jordan ist der Meinung, daſs Cyrano in reiferen Jahren von Gassendi zu Descartes übergegangen sei, und sucht dies teils aus dem *Fragment de Physique,* dessen Autorschaft er allerdings Cyrano kaum zutraut, teils aus der 'Sonnenreise' zu beweisen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschlieſsen. Das *Fragment de Physique* zeigt keine Spuren von Überarbeitung durch einen Cartesianer, die Jordan (S. 71) vorauszusetzen scheint, sondern ist ein geistreicher Versuch Cyranos aus seinen letzten Lebensjahren, die Schulmeinung Descartes', deren logischer Schärfe er sich bei fortgesetzter Lektüre nicht wohl entziehen konnte, zu popularisieren und sich zugleich wissenschaftlich mit ihr auseinanderzusetzen. Wieweit er hierin gegangen sein würde, können wir nicht sagen, da das Fragment an einer entscheidenden Stelle, welche ihn auf die schon in der 'Mondreise' besprochene Kontroverse von der Fortpflanzung der Bewegung bis *derrière le monde* zurückbringen muſste, abbricht. Aber schon in dem methodologischen 2. Kapitel des Traktats geht dem cartesianischen Prinzip: die Erklärungen müssen in kurze und klare Sätze gefaſst sein, ein gassendistisches parallel oder vielmehr vor, das lautet: es ist viel besser zu sagen, ich weiſs es nicht, als in dunkle Erklärungen zu verfallen, und jedenfalls sind manche Beweisstücke in dem Erhaltenen Cyranos geistiges Eigentum. Auch kann kein Zweifel darüber walten, daſs er der Verfasser des Fragments ist. In dem von mir *Archiv* CXXIII S. 162—63 gedruckten *Privilège du Roy* werden ausdrücklich erwähnt *plusieurs Lettres et Vers, auec quelques Fragmens de Physique et d'Histoire Comique, qui n'ont encores point esté imprimées,* und in der *Préface* zu dem *Fragment de physique ou la science des choses naturelles, de M. Cyrano Bergerac,* welches den Schluſs der Ausgabe der *Nouvelles Œuvres* von 1662 bildet und dem *Privilège* unmittelbar vorangeht, sagt der Verfasser (Jacques de Rohault?): *Lecteur, comme on estoit encor apres les epreuues des Estats du Soleil, vn Génie obligeant, qui peut-estre est celuy-là mesme auec lequel nostre Autheur a tant eu de conversations dans ses voyages, a suscité vne Personne de qualité de nous donner ce commencement de Physique, que nous te présentons encor* etc. Das in den späteren Ausgaben weggefallene Wort *épreuves* beweist unwiderleglich, daſs dieses Fragment dem Herausgeber der *Nouvelles œuvres de Monsieur de Cyrano Bergerac* von einem nicht Genannten eingehändigt wurde, während die 'Sonnenreise' bereits

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

im Druck war. Darauf deutet auch die nachfolgende Stelle: *il y a de la justice de faire voir que le Sieur de Bergerac estoit Philosophe. Je n'aurois pas tant eu de peine à te le prouver & je t'aurois moins ennuyé dans la Preface que j'ay faite aux Estats du Soleil, si j'eusse veu ce petit Traitté qui seul a plus de force que tous les raisonnemens du monde.* Ob dieses Fragment sich mit unter den Papieren befand, welche nach Lebrets *préface* aus Cyranos Koffer gestohlen wurden, ist schwer zu sagen, da sich Lebret hier und in dem von ihm redigierten Schlufs der 'Mondreise' absichtlich unklar ausdrückt. Denn unter *quelques autres Ouvrages de mesme façon,* die in letzterem neben der *Histoire de la Republique du Soleil, celle de l'Estincelle* als vermifst angegeben werden, brauchen auch nur die *Lettres* und die *Entretiens pointus* verstanden zu sein, die in der Ausgabe von 1662 neu hinzugekommen sind. Ich bin geneigt anzunehmen, dafs die Handschrift des *Fragment de Physique* sich zur Zeit der Erkrankung Cyranos in den Händen des Akademikers La Mothe le Vayers befand, dessen *Physique du Prince,* 1656 von seinem Sohne, einem bewährten Freunde Cyranos, herausgegeben, in den acht ersten Kapiteln viele Analogien mit den sieben des Fragments enthält. Dann war eben der jüngere La Mothe die *Personne de qualité,* welcher De Sercy und Rohault diesen Beitrag zu den *Nouvelles Œuvres de Monsieur de Cyrano Bergerac* verdankten, und Cyrano hatte nicht umsonst in der 'Mondreise' den Dämon des Sokrates das Lob des älteren La Mothe le Vayer neben dem Gassendis singen lassen. Denn um den Vater, nicht um den Sohn, handelt es sich in jener Stelle, wo von lauter schon berühmten Libertins die Rede ist, von Campanella, Tristan, La Mothe le Vayer und Gassendi, von welch letzterem es heifst: *Ce second est un homme qui escrit autant en philosophe que ce premier y vit.* Dafs übrigens der jüngere La Mothe le Vayer an den Vorlesungen Gassendis neben Bernier, Chapelle, Hesnaut und Molière teilgenommen habe, so dafs durch ihn, wie Jordan meint, 'vielleicht Cyrano die Lehre Gassendis indirekt zu hören bekam', ist höchst unwahrscheinlich, da er, 1629 geboren, damals dreizehn Jahre alt war; ebensowenig war Herr Jordan berechtigt, aus der von mir nach P. Brun hervorgehobenen Tatsache, dafs ein Brief im Pariser Manuskript N° 4557 betitelt ist *Contre la Mothe, brigand de Pensées* und signiert *de Bergerac,* den Schlufs zu ziehen, den ich ausdrücklich abgelehnt habe, dafs Cyrano sich später mit diesem Jugendfreund entzweit habe. Denn dieser Name, von dem die Le Vayer sich abzweigen, kommt unter den Libertins auch sonst noch vor, und wenn der Brief *contre un pilleur de pensées* wirklich auf einen La Mothe le Vayer gemünzt war, so war dies viel eher der Vater als der Sohn, der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

literarisch kaum hervortritt. Nun war der ältere La Mothe le Vayer ein Freund und Anhänger Gassendis, mit welchem und Guy Patin er sich gelegentlich in Gentilly bei Gabriel Naudé traf, aber seit er als *précepteur de Monsieur, frère du Roi,* 1649, und von Ludwig XIV. selbst, von 1652 an, hoffähig geworden war, mag er seiner *Physique du prince,* welche ja dem Unterricht diente, eine Wendung nach dem unverfänglicheren Cartesianismus zu gegeben haben, und Cyrano mag seinem Beispiel gefolgt sein. Aber hierauf beschränkte sich auch die Abhängigkeit des letzteren von Descartes im *Fragment de Physique* wie in der 'Sonnenreise', in denen beiden das letzte Wort über Descartes versus Gassendi ungesprochen geblieben ist.

## 9. Abfassungszeit des *Pédant joué.*

Diese Frage glaubt Jordan vollkommen gelöst zu haben, wenn er meine Angabe, das Stück sei zwischen 1645 und 1652, näher bei 1645, geschrieben, mit den Worten zurückweist: 'Dübi übersieht, daſs die Pariser Hs. *f. fr. N. A.* 4557 von 1651 datiert ist, also einen bestimmten Anhaltspunkt gibt.' Ich müſste das, da ich diese Handschrift nie zu Gesicht bekommen habe, auf Treu und Glauben annehmen, ohne kontrollieren zu können, woher Jordan das weiſs, aber ich habe ein anderes Bedenken. In seiner *Dédicace* an den Duc d'Arpajon bezeichnet Cyrano die dem Herzog gewidmeten Werke: *Pédant joué* und *Lettres* ausdrücklich als *un ramas confus des premiers caprices, ou pour mieux dire des premieres folies de ma jeunesse; j'avoüe même que j'ay quelque honte de l'avoüer dans un âge plus avancé.* Im weiteren Verlauf sagt Cyrano: *Il y a près d'un an, que je me donnay à Vous,* und dieser Zeitpunkt muſs auf 1653 gesetzt werden; denn wir lernen aus einer Anmerkung des Bibliophile Jacob, dem hier zu trauen ist, da er diese Ausgabe nicht nur zitiert, sondern nachweisbar benutzt hat, zu dieser Stelle folgendes: *Cette dédicace se trouve en tête des Œuvres diverses de M. de Cyrano Bergerac (Paris, Ch. de Sercy, 1654, in 4°). Le privilège du roi, pour cette édition, accordé au sieur de Bergerac, sous la date du 30 décembre 1653, avait été cédé par l'auteur au libraire, suivant l'accord fait entre eux. Achevé d'imprimer, pour la première fois, le 12 mai 1654.* Für den *Pédant joué* können wir hinaufgehen bis 1645 wegen der Anspielung in Akt II, Szene 4 auf die Heirat von Johann Kasimir V. von Polen mit Luise Maria Gonzaga mit *l'autre jour* und nicht weiter hinab als 1652, wo die ebenfalls erwähnte, den Pont neuf mit dem Pré aux Clercs verbindende Tour de Nesle abgetragen wurde. Geschrieben ist also das Stück ursprünglich 1645, und beibehalten wurde im Druck

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

diese *actualité* als *hommage* an den Duc d'Arpajon, welcher die Prinzessin ihrem Gemahl nach Polen zugeführt hatte. Für die Aufführung und für den Druck mag es verschiedene Umarbeitungen erfahren haben, da das Manuskript an verschiedenen Stellen und in ganzen Szenen von dem Erstdruck von 1654 abweicht, wie Paul Lacroix und Pierre Brun bezeugen. Auch in den 1654 gedruckten *Lettres* ist keine, die nicht von einem jugendlichen Autor stammen könnte, und die im Manuskript fehlende, von 1649 stammende *contre les Frondeurs* ist, wie aus einer *note préliminaire* des Herausgebers hervorgeht, erst im Druck beigefügt worden. Die Buchstaben über diesem Briefe A Monsieur D. L. M. L. V. L. F. (so Paul Lacroix; die mir zugänglichen Drucke lassen L. F. fort) sind unschwer zu deuten auf De La Mothe Le Vayer Le Fils, und da von dessen Vater im Briefe gesagt wird, daſs er vom Kardinal *pour l'éducation de Monsieur le frère du Roi* gewonnen worden sei, was eben 1649 geschah, so bestätigen auch diese Daten unsere oben geäuſserten Ansichten über die Beziehungen zwischen Cyrano und den La Mothe le Vayer, die also verhältnismäſsig spät fallen und nicht schon, wie Jordan will, um 1642 wirksam wurden. Um der La Mothe le Vayer willen braucht demnach keine Zeile der 'Mondreise' vor 1648 geschrieben zu sein, und die geflissentliche Hervorhebung von Louis XIII. als *le plus juste Monarque de l'Europe,* weil er den Kardinal Richelieu zum Minister erhoben hatte, in der *Lettre contre les Frondeurs* war doch schon 1649, geschweige denn 1654, mindestens ebensosehr ein Anachronismus wie die *Balances* im Horoskop von *Louis le juste* um die nämliche Zeit. Aber sie waren beide 1654 eine Reverenz vor dem aus den Stürmen der Fronde gefestigt hervorgegangenen Throne.

Nachdem ich mich im vorhergehenden mit den Grundfragen in Jordans Buch auseinandergesetzt habe, kann ich mich im folgenden ganz kurz fassen.

## 10. Auswahl und orthographische Gestaltung des Textes und Variantenapparat.

Mit dem Prinzip Jordans, den Text in der Hauptsache nach P, unter Zuziehung einiger Stellen aus M und, ganz vereinzelt, aus D, zu gestalten und diese längeren Zusätze durch Kursivsatz vom Haupttext zu unterscheiden, die kleineren Varianten von M und D gegen P als Anmerkungen unter den Text zu setzen, kann ich mich nach dem oben (p. 152) Gesagten einverstanden erklären, da sie eine Kontrolle erlaubt. Dagegen ist, glaube ich, Jordan in der Modernisierung der Orthographie für eine kritische Neuausgabe eines Textes aus dem 17. Jahrhundert

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu weit gegangen. Gerade weil die handschriftliche Grundlage eine so ungewöhnlich gute und ausgiebige ist, hätte man, zumal in einer Sammlung, wie die der Gesellschaft für romanische Literatur ist, doch wohl auch für die Lesbarkeit damit auskommen können, dafs man 'die Schreibung von P konsequenter gestaltete und Orthographie wie Interpunktion mit Hilfe zeitgenössischer Drucke so gab, wie dies damals üblich war.' Die Gründe, die Jordan für sein Verfahren angibt, 'erstens, weil die ältere Schreibart von der damaligen Aussprache ebensoweit abliegt als die heutige', und 'zweitens soll man die Lektüre guter älterer Literatur nicht durch Bewahren einer veralteten Schreibweise erschweren', sind doch sehr anfechtbar. Jedenfalls ist nun den Verfassern von *Les plus belles pages* die Sache recht angenehm und leicht gemacht, aber der Neuphilologe, der eine Studie über Cyranos Grammatik und Stil schreiben möchte, mufs sich das Material aus meinen Auszügen und Jordans Variantenapparat mühselig zusammensuchen. Da ferner Jordan, was natürlich nicht getadelt werden soll, 'grammatische und stilistische Eigentümlichkeiten Cyranos, der damals noch allgemein übliche Konjunktiv *die* statt *dise, vieil* vor Konsonant, die Auslassung eines heute üblichen *ne* u. dgl. m.' mit dem 'modernen Gebrauch' verschont hat, so nehmen sich nun solche Archaismen oder Wörter wie *ramentevoir* in ihrer modernen Umgebung schnackisch genug aus.

## 11. Die Kollation Jordans zu meinen Auszügen aus der Pariser Handschrift.

Während sich Jordan für seine eigene kritische Ausgabe in der Interpunktion und Orthographie 'an den modernen Gebrauch gehalten' hat, nahm er sich doch die Mühe, die Auszüge, die ich im *Archiv* CXV p. 154—161 und in der Buchausgabe S. 111—125 gegeben hatte, sorgfältig mit dem Pariser Manuskript, das ihm nach München geschickt worden war, zu vergleichen, und er hat mir kein Tüttelchen geschenkt, wenn ich irgend etwas versehen hatte. Ich bin ihm für seine 'Nachträge und Korrekturen' dankbar, und es werden ihm das auch alle Neuphilologen sein müssen, die nun von den charakteristischsten Teilen von *L'autre monde* einen Originaltext besitzen, wie ihn kein gedrucktes Buch aus dem 17. Jahrhundert geben kann, aber Jordan hätte — für philologische Zwecke — mehr geleistet mit einer ähnlichen Wiedergabe des g a n z e n Textes, wenn ihm das beliebt hätte. Zwei oder drei kleine Irrtümer, die bei der Korrektur Jordan mit unterlaufen sind, will ich nicht weiter rügen; sie sind mir ein Beweis dafür, wie

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schwer es hält, solche Quisquilien durch alle Teufeleien des Setzerkastens hindurch ohne Schrammen zu bringen.

### 12. Remy de Gourmont und seine Cyrano-Ausgabe.

Es ist Jordan zuzugeben, daſs dieser Schriftsteller sich seine Redaktionsaufgabe recht leicht gemacht hat, daſs er Fehler und Ungenauigkeiten in Text und Anmerkungen in Hülle und Fülle aufweist und die Auswahl der Texte und Lesarten kritiklos, die Bibliographie ganz ungenügend ist. Seine Angriffe auf P. Brun, dem er vorwirft, *de mettre au jour du faux inédit,* hat ihm dieser in seinem neuesten Buche mit dem Nachweis heimgezahlt: *que M. de Gourmont — a confondu la Confrérie de l'Index, encore existante à Rome, avec la Confrérie du T. S. Sacrement, dont M. Allier à écrit l'histoire, parisienne, et dissoute par Louis XIV. Telle douce naïveté dispense de toute rancune.* Jordan hebt hervor, daſs 'der heillose Dilettant seine Ausgabe bezeichnet: *Avec des pages inédites,* diese sich aber auf ein paar Seiten beschränken; das übrige hatte schon Dübi gebracht (S. 143 ff.).' Ich möchte weitergehen und sagen, daſs R. de Gourmont wenigstens in der 'Mondreise' überhaupt nichts vorgebracht hat, das die Leser nicht schon in meinem Buche hatten finden können. Das Belustigendste — für mich — ist, daſs M. de Gourmont mir dies selber hat bezeugen müssen. Auf seine Bemerkungen (p. 7) *Les pages inédites de l'Autre Monde, que j'ai trouvées à la Bibliothèque nationale, ne laissent aucun doute à cet egard (1) Voyez à l'Appendice l'histoire de ce manuscrit, que personne n'avait encore eu la curiosité de lire jusqu'au bout* hin lieſs ich durch meinen Verleger dem *Mercure de France,* in dessen *Collection des plus belles pages* die Cyrano-Ausgabe de Gourmonts 1908 erschienen war, mein Buch von 1906 zustellen, und der *Mercure de France* quittierte dafür in Nr. 285, Tome LXXIX, 1^er Mai 1909, in den *Lettres allemandes* von Henri Albert mit einer kurzen, aber durchaus korrekten Besprechung, in welcher folgendes zu lesen ist: *En appendice, M. Dübi a ajouté de longs extraits du manuscrit de Monmerqué qui se trouve actuellement à la Bibliothèque nationale, en respectant de la façon la plus absolue l'orthographe du copiste. — Ajoutons que le travail de M. Dübi a été fait avant la publication du Cyrano de Bergerac, dans la Collection des plus belles pages.* So habe ich meine Genugtuung, aber ich fürchte, daſs diese Pseudoausgabe dem Verkauf von Jordans Buch in Frankreich ebenso Abbruch tun werde, wie sie eine komplette Neuausgabe der *Œuvres* Cyranos nach den Handschriften und ältesten Drucken, welche sehr wünschens-

Digitized by Google    Original from PRINCETON UNIVERSITY

wert wäre, *qui s'impose,* wie P. Brun (1909) p. 36 sagt, für einige Zeit wenigstens aussichtslos macht.

## 13. Druckfehler und Versehen in Jordans Ausgabe.

Ich habe mir deren eine ziemliche Anzahl notiert, will aber hier nur solche zur Sprache bringen, die methodologisch oder kritisch bedeutsam sind. S. 18 bemerkt Jordan, P. Brun habe 'die Unvorsichtigkeit gehabt, eine Stelle aus dem Gespräch mit Elias aufzunehmen, die in den Drucken sich wenigstens verstümmelt findet und, wie wir gezeigt, die Stelle selbst wieder verstümmelt'. Dies ist in doppelter Hinsicht ungenau. Brun hat sowohl 1893 (p. 368) als 1909 (p. 36) angemerkt, warum er jene Stelle nicht vollständig wiedergebe, und da er in beiden Büchern nur *une étude critique et non œuvre d'éditeur* machen wollte, so konnte man jene Auslassungen, wie ich das 1906 (S. 5 und 69) getan habe, im Interesse der Sache bedauern; aber es ist ungerecht gegen Brun und unkorrekt gegen mich, wie sich Jordan bei dieser Gelegenheit ausdrückt. Ich bin begierig auf das, was Jordan über Bruns neuestes Buch sagen wird; seine vorläufigen Bemerkungen darüber sind höchst einseitig. S. 54 schreibt Jordan in der Analyse von Baudoins *L'homme dans la lune*: 'Zum *Pylonas* der Provinz reist Gonzales in der hier landesüblichen Weise. Da die Anziehungskraft auf dem Monde geringer ist als auf Erden, genügen ein paar fächerartige Schwingen, um durch die Luft zu fliegen (Cyrano hat sich dies ingeniöse Mittel entgehen lassen!).' Nun ist aber dieses Bewegungsprinzip in der 'Sonnenreise' (während des Aufenthalts auf dem Sonnenflecken) verwendet, offenbar eine jener oben S. 157 besprochenen Verzahnungen. S. 69 schreibt Jordan: 'Es fällt ja auf, daſs die Chronologie zwischen der ersten Abfassung der *Mondreise* und dem Philosophiekurs des Gassendi zusammenfällt. — In den *Femmes Savantes* (1672, allerdings vierzig Jahre nach Cyrano) haben Philaminte und Bélise ein Fernrohr und schon allerhand Neues entdeckt usw.' Ganz abgesehen davon, daſs, wie Jordan selbst S. 52 bemerkt — die Ausdrucksweise ist zwar auch dort für einen Uneingeweihten etwas dunkel —, schon im *Avis au Lecteur* Baudoins (1648) und wohl schon bei Godwin (1638) der Satz steht: 'Nichtsdestoweniger haben die Galileistes in unserm Jahrhundert auf der Sonne Flecken und auf dem Monde Berge entdeckt', liegen im besten Falle zwischen 1642 (Philosophiekurs Gassendis) und 1672 nur dreiſsig Jahre.

## 14. Jordans Anmerkungen zum Text.

Auf 20 Seiten werden zu ungefähr 115 Stellen des Cyranotextes, der in Jordans Buch 113 Seiten einnimmt, grammati-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

kalische und sachliche Erklärungen gegeben. Sie sind nicht alle von gleicher Güte; manche hätten ebensogut wegbleiben, andere schärfer gefaſst werden dürfen. Ich will nur auf weniges, im gleichen Sinne wie im vorhergehenden Abschnitt, eingehen. Für einen mit der Cyranoliteratur oder den Pseudonymen französischer Autoren nicht Vertrauten ist die Art durchaus verwirrend, wie Paul Lacroix, der selber sich bald *Bibliophile Jacob,* bald *Jacob Bibliophile* nannte, zitiert wird. Nur aus dem Index ergibt sich, daſs Jordan das Verhältnis zwischen dem persönlichen und dem Autornamen bewuſst ist; sonst aber sollte man glauben, daſs er Jacob für eine ausreichende Bezeichnung dieses Autors hielte, eine Schrulle, die sich der schrullige Bibliophile selber nicht erlaubt hat. Wenn man die Stelle im Zusammenhang betrachtet (bei Jordan p. 116), wo Cyrano im Gespräch mit M. de Montmagny das System der Weltbewegung Gassendis gegen den Cartesianismus verteidigt, glaube ich nicht, daſs Jordan im Recht ist, aus den Worten *sans interrompre le repos du souverain Être* so zu deuten: 'Cyrano ist hier Deist, und diese Anschauung, die vermutlich seine wirkliche war, kehrt öfters wieder. Vgl. besonders unten die Anmerkung zu den *Causes secondes,* deren sich Gott bedient, wo auch ähnliches bei Gassendi nachgewiesen wird.' Namentlich wenn man solche Stellen zusammenhält mit ähnlichen in den *Lettres,* so in der schon von F.-T. Perrens: *Les Libertins en France au XVII[e] siècle,* p. 287 herangezogenen *Au régent de la rhétorique des Jes.,* so sieht man, daſs es sich nur um Abwehr gegen den Vorwurf des Atheismus und keineswegs um eine Herzensmeinung Cyranos handelt, die als Epikureismus in ihrer Wurzel 'gottlos' war. Die Vorbehalte wegen der Offenbarung — sie sind auch bei Descartes, Gassendi u. a. zu treffen — sind rein äuſserlich und haben mit dem Deismus, der übrigens im 17. Jahrhundert in Frankreich kaum existierte, nichts zu tun. Über Enoch weiſs Jordan nichts weiter vorzubringen als '*Enoch* Enos, 1. Mose 4, 26; 5, 9, 10.' Damit ist niemand gedient; die Quelle für Cyranos merkwürdige Erzählung über diesen Patriarchen ist noch unentdeckt, aber einen Weg dazu hat Gaston Paris gewiesen in seinen *Légendes du moyen âge* p. 215 mit der Bemerkung *On sait que, d'après un passage bien connu de l'Apocalypse, le moyen âge a cru qu'Enoch et Elie attendaient dans le paradis terrestre le jour du jugement.* Wie aus Stellen seiner Briefe und aus dem Abschnitt über das irdische Paradies in der 'Mondreise' hervorgeht, war Cyrano mit volkstümlichen Vorstellungen über diese Dinge vertraut, aber gewiſs dafür auf literarische Quellen seines eigenen und des 16. Jahrhunderts angewiesen, die es eben gilt aufzudecken. Auf eine solche ist Jordan, ohne ihre Bedeutung richtig

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu schätzen, aufmerksam geworden, wie folgende Anmerkung zum gleichen Kapitel beweist: 'Eine ähnliche Vorstellung findet Pietro Toldo in seinem Aufsatz *Les voyages merveilleux* etc. (*Rev. Et. Rab.* IV, 1906, § 303, 304) in *Guerino il Meschino*: Der Held kommt ins irdische Paradies und wird durch einen Apfel vom Lebensbaum gerettet. Vgl. A. Graf, *Miti, leggendi e superstizioni del medio evo,* Torino 1892, das Kapitel: *Il mito del Paradiso terrestre.*' Der auch für die Sage vom Paradies der Königin Sibylle (siehe meinen Aufsatz 'Frau Vrene und der Tannhäuser' in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* in Berlin, Heft 3, 1907, S. 250) Epoche machende Prosaroman des Andrea (da Barbarino) dei Magnabotti, datiert von 1391, mag Cyrano bekanntgeworden sein, obschon unter den in den *Lettres* genannten italienischen Autoren Andrea dei Magnabotti nicht erscheint. Auch die Angabe: '*Achab,* nach 1. Mose 7, 13 waren nur Noah mit seinem Weibe und seinen Söhnen Sem, Ham und Japhet und deren Weibern im Kasten' geht mehr einer Schwierigkeit aus dem Wege, als dafs sie sie erklärte. Denn Achab, wie die Tochter Noahs bei Cyrano heifst, welche sich aus der Arche auf den Mond rettet, kommt in der Bibel nur als Männername vor, und es ist gänzlich unerfindlich, wie Cyrano zu dieser Erzählung gekommen ist. Jordan läfst es unentschieden, ob die Entrückung von *Elie* und *Elisée* in den Mond mit E. Roy auf Sorels *Berger extravagant* oder auf das *Supplément* der *Satyre Ménippée,* die *Nouvelles de la région de la Lune* zurückzuführen sei, aber da nur in dem letzteren 'bereits Enoch und Elias in Verbindung mit dem Monde genannt werden', so scheint mir die Frage gelöst. Wie vollends Jordan, nachdem er konstatiert hat: 'Auch in den *Nouvelles des régions de la Lune,* dem Supplement der *Satyre Ménippée,* bringt ein Teufel die Reisenden von der Hölle auf den Mond', hinzufügen kann: 'ein Zusammenhang zwischen beiden Stellen besteht nicht', geht über mein Verständnis. Interessant, aber zu lakonisch ist die Anmerkung zu 'Johannis (des Evangelisten) Himmelfahrt. Vgl. Ariosto, *Orlando,* Gesang XXXIV, wo Johannes den Astolfo belehrt, wie hier Elias unseren Cyrano.' Ich glaube, dafs Jordan in den Anmerkungen, wie schon in der Einleitung, Cyranos Kenntnisse des klassischen Altertums unterschätzt; jedenfalls drückt er sich unrichtig aus, wenn er S. 227 sich darüber aufhält, dafs Cyrano beim Anblick der auf vier Füfsen gehenden Mondbewohner sich an die Erzählungen seiner Amme von den Sirenen, Faunen und Satyrn erinnert, und 'warum nicht von den Zentauren gesprochen wird, die doch das Urbild von Cyranos Mondbewohnern sind.' Diese Fabelwesen gehen doch wie die Menschen auf zwei Füfsen, und Cyrano wird nur durch die Gröfse und Fremdartigkeit der Mondbewohner,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nicht durch ihre Gangart, an die Ammenmärchen seiner Kindheit, will sagen an seine klassische Lektüre erinnert. Die Zentauren haben übrigens sechs Extremitäten und konnten zum Vergleich nicht dienen. Ebenso ist Jordan im Unrecht, wenn er S. 236 sagt: 'Die Entstehung der Krokodile aus dem fetten Schlamme erinnert an Physiologusfabeln. Vgl. auch oben, wo er aus dem Wasser ohne Zeugung Fische entstehen läfst.' Der Ausdruck im Cyranotext: *Pourquoi Dieu ne vous a pas fait naître, comme les crocodiles, du limon gras de la terre échauffée par le soleil* hätte ihn darauf bringen sollen, dafs hier eine bekannte Stelle in Ovids Metamorphosen das 'Urbild' ist. Ähnliches kommt auch in der 'Sonnenreise' vor. Die Auskünfte, die Jordan über Cardanus gibt, sind sehr dankenswert und ausführlich; ebenso was er aus einer Hs. der Münchener Staatsbibliothek über Agrippa von Nettesheim und Johann Tritheim neues beibringt. Zu der Erwähnung des *docteur Fauste* merkt Jordan an: 'Die alte Erwähnung Fausts, unter all diesen Hexenmeistern und Mystikern, ist interessant.' Das ist zuzugeben, aber Merkwürdiges ist daran doch nichts, da das älteste deutsche Faustbuch schon 1587 erschienen war und wenige Jahre darauf ins Französische übersetzt wurde. Auch über La Brosse hätte sich wohl mehr beibringen lassen, als die Hinweisung auf 'Jacob (S. 120[1])' bietet. Dafs Agrippa von Nettesheim auch in der *Lettre pour les sorciers* vorkommt, hätte füglich erwähnt werden dürfen. Dafs die Auslassung über *d'autres gens que votre siècle traite de divins, mais je n'ai rien trouvé en eux que beaucoup de babil et beaucoup d'orgueil* eine Spitze gegen die Gesellschaft des *Hôtel de Rambouillet* enthalte, wird man Jordan wohl zugeben, aber es ist eine Übereilung, wenn er fortfährt: 'Voiture, den Cyrano vielleicht auch im Briefe an Monsieur de V. angriff, obgleich das Pariser Ms. einen Sieur de Tage angibt.' Voiture war bürgerlich wie Molière, und wenn man das de V. der Drucke ergänzen wollte, so wäre die Deutung von P. Lacroix auf Vaubert vorzuziehen. Mehrmals zieht Jordan zum Vergleich mit Cyranos Paradoxien Modernes heran, nicht immer glücklich. Aber gegenüber Brun und mir hat er recht, wenn er in der Sprechmaschine der Mondbewohner nicht eine Vorahnung des Phonographen, sondern einfach die damals schon bekannte Spieluhr sieht.

## Schlufsbetrachtung.

Durch solche und eine Menge ähnlicher Nachweise hat Jordan unser Verständnis für den Cyranotext von *L'autre monde* und für dessen Quellenkunde erweitert und vertieft, und wenn ich diese langgewordene kritische Besprechung schliefse, so

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

möchte ich nicht, dafs der Leser von der Menge der Aussetzungen, die ich mich verpflichtet und kompetent fühlte, an diesem neuesten wichtigen Beitrag zur Cyranoliteratur zu machen, den Eindruck bekäme, als ob ich von dessen Vorzügen nicht einen ebenso starken Eindruck erhalten hätte wie von seinen Mängeln. Diese waren su einem guten Teil durch die Schwierigkeit der Aufgabe, verschiedenen Zwecken gerecht zu werden, gegeben, und wir wollen hoffen, dafs der literarische und andere Erfolg Jordan und die Gesellschaft für romanische Literatur dazu veranlassen werden, uns auch die anderen Stücke des Cyranowerkes, den *Pédant joué,* die *Lettres,* vielleicht in Auswahl, und die 'Sonnenreise' in einer ähnlichen kritischen Ausgabe zu bringen und ihr ein Leben Cyranos und eine Skizze seiner Wirkung auf Mit- und Nachwelt beizugeben. Denn dazu wenigstens haben wir, die sich mit diesem Schriftsteller abgaben, es gebracht: die Kenntnis des 'echten' Cyranos fängt langsam an, die Legende zu verdrängen.

Bern (Schweiz). Heinrich Dübi.

---

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Elomire hypocondre.

---

Die fünfaktige dramatische Satire *Elomire hypocondre ou les médecins vengez* von Le Boulanger de Chalussay erschien 1670 in Paris bei Sercy mit Druckerlaubnis vom 1. Dezember 1669 und fertig gedruckt am 4. Januar. Es ist eins der gehässigsten und gemeinsten Pamphlete, die gegen Molière gerichtet wurden, hat aber literarhistorisch eine gewisse Bedeutung, weil wir verschiedene Einzelheiten über Molières Anfänge darin finden, die wir bei der Dürftigkeit der sonstigen Nachrichten auch einer so trüben Quelle dankbar entnehmen. Es haftet indessen der Schrift noch immer etwas Änigmatisches an. Man begreift nicht recht, welcher Anlafs, welcher persönliche Groll dem Autor gerade damals die Feder in die Hand gedrückt hat, wo doch allgemein eine Beschwichtigung der Leidenschaften eingetreten war; man sieht nicht klar, wogegen sich der Angriff eigentlich richtet, warum von des Dichters Meisterwerken keine Notiz genommen wird, usw. Diese Schwierigkeiten werden nun ohne weiteres behoben, wenn wir das fünfaktige Stück in seine natürlichen Bestandteile zerlegen. Es zeigt sich nämlich bei aufmerksamer Betrachtung, sobald einmal der Blick auf diesen Punkt gelenkt ist, dafs der im vierten Akt des Stückes als 'comédie en comédie' eingelegte Einakter *Le divorce comique* ('Schauspielerzwist') ein ursprünglich selbständiges Werk ist, das im Sommer 1664 verfafst wurde, während das, was übrigbleibt, eine im Frühjahr 1666 dazugekommene Rahmendichtung bildet. Dies ergibt sich auf das deutlichste und ohne Widerrede, wenn wir die beiden Bestandteile einzeln über sich befragen, wenn wir bei jedem für sich das Zielobjekt des feindseligen Vorstofses und den aus den Anspielungen sich ergebenden Ausgangspunkt des Angriffs zu erkennen suchen.

Der Einakter *Le divorce comique*, für sich betrachtet, ist nämlich nichts anderes als ein verspäteter Beitrag zum Streit um die 'Frauenschule', wie uns sein Inhalt zeigt. Er führt uns Molières Truppe im Moment einer schweren inneren Krisis vor, deren Grund wir in der ersten Szene aus dem Munde zweier Schauspieler erfahren: sie wollen sich nicht zu gemeinen Possenreifsern herabwürdigen lassen; freilich tragen die Molièreschen Farcen der Gesellschaft viel ein, weil sie die Gunst der führenden Dummen und der verführten Menge für sich haben;

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

aber nachdem Richelieu die Bühne gereinigt und gehoben und den früher ehrlosen Schauspielern die bürgerlichen Ehrenrechte wiedergegeben, ist es schmerzlich, die Tragödie, diese herrliche Schöpfung, durch diesen berühmten und nicht talentlosen Possenreifser verdrängt zu sehen und dazu noch seine Ungezogenheit und seinen Hochmut ertragen zu müssen, seitdem er sich als Dichter fühlt. Das ist nicht mehr auszuhalten; heute noch mufs sich der Meister erklären, und entweder kehrt er um oder man geht auseinander. — Richtig, da erscheint (Szene II) Elomire mit den übrigen Kameraden, und nachdem er Platz genommen, bricht er in Vorwürfe aus: ihm verdankten sie alles, er habe den Advokatenberuf verlassen, um eine Schauspielertruppe zu gründen, habe nach dem Zusammenbruch des ersten Unternehmens und nach zehnjähriger Wanderung in der Provinz versucht, seine Revanche in Paris zu nehmen, sei aber mit den Corneilleschen Stücken übel angekommen; erst als er mit seinen eigenen Lustspielen, *Etourdi* und *Dépit amoureux,* vortrat und seinen *Cocu imaginaire* und noch weitere zehn Stücke hinzufügte, seit der Zeit erst habe er alle übrigen Autoren in den Schatten gestellt, und nichts gelte mehr, was nicht von ihm sei; aus Bettlern seien seine Kameraden jetzt alle wohlhabend geworden, und dennoch wagten sie es, sich zu beklagen. Entrüstet antwortet Angélique (Madeleine Béjart), dafs es eine Schande sei, dafs er, der Sohn eines Trödlers, fast so viel wie eines Juden, sich so überhebe, wo es doch ihre Brüder waren, die ihn vor der Verzweiflung retteten, als er nach schlechten Gymnasialstudien und nach der mehr durch Geld als durch Wissen erstandenen Advokatenlizenz die Rechtspraxis vernachlässigte und bei den Scharlatanen Orvietan und Bary in die Schule ging, ja bereit war, sich zum Schlangenfresser bei ihnen herzugeben.[1] Und nun erheben auch die übrigen Schauspieler die Stimme; sie wollen nicht mehr ihre Ehre und ihr Seelenheil aufs Spiel setzen mit den Unflätigkeiten seiner *Ecole des femmes* und den Gottlosigkeiten seines *Imposteur*; diese ewigen Spöttereien auf die Hofleute könnten noch Prügel setzen. Es bleibt also nichts übrig für ihn, als seine Stücke von der Bühne zu verbannen oder die Konsequenzen zu tragen. Was aber dann? Corneille spielen, wo man sie trotz ihrer guten Leistungen auspfeift? Wie, vortreffliche Leistungen? Das ist eben, was fehlt. Nur die eigene Verblendung hindere Elomire, einzusehen, dafs er auf dem Gebiete nichts taugt. — Eben kündigt der Portier (Szene III) drei Besucher an, Chevalier, Comte und Marquis, und

[1] D. h. Schlangengift zu verschlucken, um sich dann mit dem Heilmittel, das der Scharlatan als Gegengift anpreist, heilen zu lassen, falls es gelingt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

diese werden (Szene IV) zu Schiedsrichtern genommen; Elomire deklamiert mehrere ernste Stellen, so gut er kann; aber das einstimmige Urteil ist, dafs er zur ernsten Deklamation keine Gabe hat, er mufs wohl oder übel bei der Farce bleiben, aber aus ihr alles Unflätige und Gottlose streichen und ihr den richtigen Platz zuweisen: wenn seine Kameraden mit ihren Tragödien die Zuschauer gerührt haben würden, dann könne er, wie vor Zeiten Gros-Guillaume, Gautier Garguille und Turlupin, für sich auftreten und dem Publikum noch eine unschuldige Erheiterung gewähren.

Mir scheint, dafs hier jedes Wort die Beziehung des Einakters zu der Fehde erkennen läfst, die sich nach der *Ecole des femmes* gegen Molière erhob, und zwar erscheint der *Divorce comique* als das direkte Gegenstück zum *Impromptu de Versailles.* In dieser vom König angeregten Erwiderung auf die Angriffe seiner Gegner hatte Molière das gute Einvernehmen der Truppe, den einträchtlichen guten Willen aller ihrer Mitglieder trotz der fast erdrückenden Gröfse der Anforderungen, seine eigene Art der Anleitung und der Erziehung seiner Kameraden zu jenem unvergleichlichen Ensemblespiel, das mit Recht den Stolz der Truppe bildete, gezeigt; er hatte in einer übermütigen Parodie die Schauspieler des Hôtel de Bourgogne persönlich vorgeführt und die Frage des pathetisch-deklamatorischen oder des natürlich menschlichen Vortrags zur prinzipiellen Erörterung gebracht. Le Boulanger de Chalussay kehrt einfach den Spiefs um: er zeigt uns die Truppe als in innerer Auflösung und offener Empörung gegen ihren Führer begriffen und sucht Molières Unfähigkeit im tragischen Vortrag ebenfalls durch eine parodistische Vorführung ersichtlich zu machen. Der Parallelismus ist evident; und das ganze Stück dreht sich im Grunde um die Frage nach dem Vorrang der Tragödie und der Stellung, die der Posse in den Bühnenunterhaltungen anzuweisen ist: um die Frage also, die durch Molières unerhörte Erfolge aktuell geworden war, und die er in seiner 'Kritik der Frauenschule' in meisterhafter Weise in den Vordergrund der Diskussion gerückt hatte.

Unsere Annahme wird nicht blofs durch diesen augenfälligen Parallelismus erhärtet, sondern sie findet ihre Bestätigung auch in allen Einzelheiten, die man dem Stücke entnehmen kann, z. B. in den von Chalussay erwähnten Molièreschen Stücken. Dieser sonst nicht übel unterrichtete Pamphletist, der die schwierigen Anfänge Molières und besonders seine Mühe, sich beim Pariser Publikum durchzusetzen, dann aber auch seine glänzenden Erfolge im Lustspiel ziemlich genau kennt, geht nicht weiter als bis zur *Ecole des femmes* und zum *Tartuffe*:



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

> Ouy, grace aux salletez de ta *tarte à la créme*
> Grace à ton *Imposteur,* dont les impiétez
> T'aprestent des fagots déjà de tous costez.

Von seinen früheren Stücken nennt er ausdrücklich den *Etourdy,* den *Dépit amoureux,* den *Cocu*; aufserdem deutet er aber noch zehn weitere an:

> Dix pièces, ouy morbleu, dix pièces, tout autant,
> Ont depuis ce temps-là sorty de ma cervelle:
> Mais dix pièces, morbleu, de plus belle en plus belle.

Zehn Stücke! Eine runde Zahl, natürlich, doch zählen wir immerhin. 1. *Précieuses ridicules* (allerdings vor dem *Cocu* verfafst); 2. *Dom Garcie de Navarre*; 3. *L'école des maris*; 4. *Les fâcheux*; 5. *L'école des femmes*; 6. *La critique de l'école des femmes*; 7. *L'impromptu de Versailles*; 8. *Le mariage forcé*; 9. *La princesse d'Elide*; 10. *Le Tartuffe.*

> Dix pièces, ouy morbleu, dix pièces, tout autant!

Alles deutet also auf den Zusammenhang mit dem Streit um die Frauenschule und weist als äufsersten Termin auf jenen Zeitmoment, wo Molières noch unvollendetes Meisterwerk, der *Tartuffe,* sich einmal bei Hofe gezeigt, aber gleich nach diesem ersten Hervortreten sich vor der plötzlich entfesselten Opposition wieder hatte zurückziehen müssen. Diese einmalige Aufführung fand bekanntlich am 12. Mai 1664 in Versailles, am vorletzten Tage des vom König gegebenen grofsen Gartenfestes, den 'Plaisirs de l'île enchantée', statt. Le Boulanger de Chalussay hat also, wenn wir diesen internen Kriterien Glauben schenken dürfen, seinen *Divorce comique* als eine Erwiderung auf das *Impromptu de Versailles* geschrieben, und zwar zu einer Zeit, wo bereits der *Tartuffe* seine glatte Heuchlermaske ein erstes Mal gezeigt und damit ein neues Gewitter über das Haupt des Dichters heraufbeschworen hatte.

Nun hatte sich eben damals der Streit um die 'Frauenschule' bereits ausgetobt. Wir kennen sonst kein hierhergehöriges Stück, das nach Ostern 1664 erschienen wäre. Offenbar war eine allgemeine Kampfesmüdigkeit, vielleicht auch bessere Einsicht eingezogen; es war nicht gelungen, Molière in der Gunst des Publikums und des Königs ins Wanken zu bringen; ein weiteres Nörgeln an seinen Leistungen war zwecklos und schadete nur dem Neider; vielleicht hatte man auch gemerkt, dafs der König die Hetzkampagne mifsbillige und nur noch entschiedener für Molière eintrete. Kurzum, der Kampf verstummte. Chalussay hatte, bildlich gesprochen, den rechtzeitigen Anschlufs versäumt; es blieb ihm nichts übrig, als den Einakter in seinem Pulte zu verwahren, bis sich eine Gelegenheit fände, ihn wieder hervorzuholen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Diese Gelegenheit, auf die Chalussay gewifs mit Spannung lauerte, liefs nun einige Zeit auf sich warten. Der *Tartuffe* hätte ja den günstigsten Anlafs geboten, aber er war untersagt worden und blieb demnach den angriffslustigen Neidern unbekannt. Vielleicht ahnte man auch, dafs der König, der, mächtigen Einflüssen nachgebend, das Aufführungsverbot erlassen hatte, seine Hand schützend über den geschädigten Dichter hielt. *Don Juan,* der folgte, aber rasch wieder verschwand, bot wohl nicht die geeignete Angriffsfläche. Nun aber erschien am 15. September 1665 Molières erster direkter Angriff auf die Ärzteschaft, *L'amour médecin.* Hier war eine mächtige Korporation verhöhnt und beleidigt worden. Eine so günstige Konjunktur durfte man nicht ungenutzt sich entgehen lassen.

Chalussay nahm also seinen liegengebliebenen Einakter wieder vor, legte sich eine Rahmenumfassung für denselben zurecht und baute so seinen fünfaktigen *Elomire hypocondre ou les médecins vengez.* Der Plan des Stückes ist sehr einfach: Elomire fühlt sich krank, er hustet, magert ab und fürchtet für seinen Verstand. Was soll er nun tun, da er mit den Ärzten überworfen ist, und durch seine Schuld? Zuerst werden die Scharlatane Orvietan und Bary zu ihm gerufen (Akt I), doch verzankt er sich mit ihnen. Nun versucht er (Akt II), als türkischer Pascha verkleidet, wirkliche Ärzte zu konsultieren, die ihm aber nicht helfen können, wenn er nicht die volle Wahrheit sagt. So bleibt ihm als letzte Zuflucht der Urinalist von Sennelay; zu diesem begibt er sich als Spanier kostümiert (Akt III), der erkennt gleich seine Hypochondrie und will zu deren Heilung dreierlei Mittel versuchen: einen alten Burgunderwein, ein Lustspiel (Akt IV = *Divorce comique*) und einen Maskenball (Akt V); auf letzterem wird Elomire auf die brutalste Weise verhöhnt und mifshandelt, und damit ist das Stück zu Ende.

Aus dieser Anlage des Stückes im allgemeinen läfst sich für dessen Datierung gar nichts entnehmen, nur dafs es Molières Kampf gegen die Medizin zur Voraussetzung hat, der 1665 einsetzte und bis 1673 dauerte. Mehr ergibt sich aus den im Stücke vorkommenden Einzelheiten und aus seinen direkten Anspielungen. Vorsichtshalber erwähnen wir, um sie gleich beiseitezulegen, die Verkleidung als Türke, der wohl eine Bedeutung zukommen könnte, wenn *Elomire hypocondre* nicht schon am 4. Januar 1670 gedruckt gewesen wäre, während der *Bourgeois gentilhomme,* wo Molière Würde und Kostüm eines türkischen Mamamuschi annahm, erst im Sommer entworfen und im Oktober aufgeführt wurde.

Von gröfster Bedeutung ist es hingegen, dafs im ganzen Stücke nur von einem einzigen Angriff gegen die Ärzte und immer nur von dem einen *Amour médecin* die Rede ist:

12*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Mon *Amour médecin*, cette illustre Satyre,
Qui plut tant à la Cour, et qui la fit tant rire;
Ce chef-d'œuvre qui fut le fleau des Médecins,
Me fit des ennemis de tous ces assassins,
Et du depuis, leur haine, à ma perte obstinée,
A tousjours conspiré contre ma destinée. (I, 3.)

Und im Anschlufs daran erzählt Elomire, wie ihm sein Hausherr, ein Arzt, die Wohnung kündigen wollte, wie er sich vor dem Umzug nur durch eine Zinssteigerung retten konnte, wie seine Frau sich dafür an der Doktorfrau rächte, indem sie ihr die Tür wies, als sie mit einem Freibillett ins Theater kam, und wie er dafür Abbitte leisten mufste. Und im gleichen Atemzuge berichtet er weiter, wie er darauf auch noch erkrankte, wie die beiden Hofärzte, der Stotterer und der Schlepper, an seinem Bette erschienen, und wie er mehr aus Freude, diese lebendigen Originale vor sich zu sehen, als infolge der Heilmittel wieder gesund wurde und dank seiner letzten Beobachtungen und einiger glücklicher Änderungen an seinem Stück bei dessen Wiederaufnahme einen noch glänzenderen Erfolg erzielte als zuvor.

Je vivois donc ainsi dans une paix profonde,
Plus heureux que mortel qui fut jamais au monde,
Quant un soir, revenant du Théâtre chez moy,
Un phantasme hideux que de loin j'entrevoy,
Se plante sur ma porte, et bouche mon allée:
Je n'en fais point le fin, mon âme en fut troublée;
Et troublée à tel point, qu'estant tombé d'abord,
On ne me releva que comme un homme mort.

Von dieser Geistererscheinung, mag sie nun eine müfsige Erfindung Chalussays sein oder ein Bubenstreich, den man Molière zu spielen versuchte, ist weiter nichts bekannt. Auch die Anekdote mit dem Hausherrn, die von Grimarest in etwas anderer Fassung erzählt wird, hat sich bis jetzt mit den dokumentär erwiesenen Tatsachen nicht recht in Einklang bringen lassen und bleibt deshalb, was ihren Wahrheitsgehalt anbelangt, fragwürdig. Hingegen wissen wir bestimmt, dafs Molière im Winter 1665/66 schwer erkrankte, und dafs die Bühne des Palais-Royal nach der durch seine Erkrankung und durch das Ableben der Königin-Mutter verursachten Spielpause erst am 21. Februar 1666 und zwar mit dem *Amour médecin* wiedereröffnet wurde. Nach den Anspielungen Chalussays auf das häufige Husten des Komikers dürfte dieser wohl damals von einem Bronchialkatarrh befallen worden sein, wie mehrmals in den folgenden Wintern. Wie dem auch sei, diese Andeutungen des Satirikers führen uns zu dem Ende des Winters oder in das Frühjahr 1666; und ihrem ganzen Charakter nach sind die Klatschgeschichten, die er uns auftischt, wohl solche, die als

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Aktualitäten, solange sie frisch sind, Interesse haben können, nicht aber solche, die man noch nach Jahren auskramt.

Zu diesem Zeitansatz stimmt auch eine andere Anspielung des ersten Aktes auf das beste: die Behauptung, Molière vervollkommne seine Mimik durch die Nachahmung des italienischen Possenkomikers Scaramouche.

> Chez le grand Scaramouche il va soir et matin.
> Là, le miroir en main, et ce grand homme en face,
> Il n'est contorsion, posture, ny grimace,
> Que ce grand Ecolier du plus grand des bouffons,
> Ne fasse et ne refasse en cent et cent façons.

1662 waren die Italiener nach längerer Abwesenheit nach Paris zurückgekehrt, und unter den Mitgliedern der Truppe ragte Tiberio Fiurelli besonders hervor und gewann bald die gröſste Beliebtheit. Er durfte sich alles erlauben (man denke an seinen 'Scaramouche ermite'). Molière erwähnt ihn im Anfang des *Sicilien* (Le ciel s'est habillé ce soir en Scaramouche). Im zweiten Zwischenspiel des *Amour médecin* treten Triveline und Skaramuzze als Begleiter des Orvietanverkäufers tanzend auf.

Bei weitem die interessanteste Anspielung finden wir aber im Vorwort des *Elomire hypocondre,* nur wird ihre Auslegung dadurch erschwert, daſs wir nicht wissen, ob das Vorwort zur Zeit der Publikation (1669/70) geschrieben wurde, was ja die nächstliegende Annahme wäre, oder ob sie nicht schon früher, gleichzeitig mit dem Stück entstand, wofür eben innere Gründe sprechen könnten. Zum besseren Verständnis glaube ich den ganzen Wortlaut trotz seiner Breitspurigkeit hier anführen zu müssen.

Tous les curieux sçavent qu'Elomire voulant exceller dans le Comique, et surpasser tous les plus habiles en ce genre d'escrire, a eu dessein d'imiter cet Amour de la Fable, qui ayant inutilement décoché toutes ses flèches, et lancé tous ses traits dans le cœur d'une Belle difficile à vaincre, s'y lança enfin lui-mesme pour n'y plus trouver de résistance. Car il est constant que tous ces Portraits qu'il a exposés en veue à toute la France, n'ayant pas eu une approbation générale comme il pensoit, et au contraire, ceux qu'il estimoit le plus ayant été frondez en bien des choses par la plus-part des plus habiles, dont il a rejeté la cause sur les Originaux qu'il avoit copiez, il s'est enfin résolu de faire le sien, et de l'exposer en public, ne doutant point qu'un tel chef d'œuvre ne deust charmer toute la terre. Il a donc fait son portrait, cet illustre Peintre, et il a mesme promis plus d'une fois de l'exposer en veue, et sur le mesme Théâtre où il avoit exposé les autres; car il y a longtemps qu'il a dit en particulier et en public, qu'il s'alloit jouer luy-mesme, et que ce seroit là qu'on verroit un coup de maistre de sa façon. J'attendois avec impatience et comme les autres curieux un spectacle si extraordinaire et si souhaité, lors que j'ay appris que pour des raisons qui ne me sont pas connues, mais que je pourrois deviner, ce fameux Peintre a passé l'éponge sur ce tableau; qu'il en a éffacé tous les admirables traits; et qu'on n'attend plus la veue de ce portrait qu'inutilement: j'advoue que cette nouvelle m'a surpris et qu'elle m'a esté sensible; car je m'estois formé

**une si agréable idée de ce portrait fait d'après nature, et par un si grand ouvrier, que j'en espérois beaucoup de plaisir: mais enfin j'ai fait comme les autres, je me suis consolé d'une si grande perte, et afin de le faire plus aisément, j'ay ramassé toutes ces idées, dont j'avoir formé ce portrait dans mon imagination, et j'en ay fait celuy que je donne au public. Si Elomire le trouve trop au dessous de celuy qu'il avoit fait, et qu'une telle copie deffigure par trop un si grand original, il luy sera facile de tirer raison de ma témérité, puis qu'il n'aura qu'à refaire ce portrait effacé, et à le mettre au jour. S'il le fait ainsi le public m'aura beaucoup d'obligation par le plaisir que je luy aurai procuré: et s'il ne le fait pas, il ne laissera pas de m'en avoir un peu, puis que la copie d'un merveilleux original perdu n'est pas une chose peu curieuse.**

Was soll wohl dieses Selbstporträt sein, das Molière entworfen hatte, auf die Bühne bringen wollte und dann wieder auslöschte, und für dessen Verlust der *Elomire hypocondre* ein schwacher Ersatz sein soll? — Wenn wir das Vorwort in die Zeit der Veröffentlichung 1669/70 setzen, so werden wir natürlich an den *Malade imaginaire* denken. Man nimmt ja an, daſs Molière durch Chalussays Satire angeregt wurde, seinen 'Eingebildeten Kranken' auf die Bühne zu bringen, gewissermaſsen um den Eindruck der Satire zu verwischen, indem er seine geistige und dichterische Überlegenheit in der richtigen Gestaltung eines vom Gegner ungeschickt verwerteten Stoffes zeigte. Fassen wir aber die Worte des Vorworts streng, so bedeuten sie — unter dieser Voraussetzung —, daſs Molière seinen *Malade imaginaire* schon vor 1670 in Angriff genommen und auch schon einigen Vertrauten Mitteilungen darüber gemacht hätte, sonst wüſste Chalussay nichts davon; diese Annahme findet aber in dem, was wir sonst erfahren, nicht die geringste Bestätigung. — Setzen wir aber das Vorwort in das Frühjahr 1666, so ist dieses Selbstporträt, von dem die Kunde schon umläuft, das aber vom Verfasser wieder zurückgenommen zu sein scheint, nicht schwer zu finden. An den einmal erschienenen und gleich wieder verschwundenen *Tartuffe* wird in diesem Zusammenhang niemand denken: die Bezeichnung Molières als Original des Heuchlers wäre eine Beleidigung ohne Sinn und Witz. Wohl aber liegt es nahe, an den *Misanthrope* zu denken, von dessen Existenz man damals gerüchtweise gehört haben konnte; gilt er doch auch uns als eine Art Selbstbildnis des groſsen Komikers, als ein Bekenntnis seines tiefinnerlichsten Eigenwesens und Ideals; und was die Wahrscheinlichkeit der Bezugnahme noch erhöht, ist der Untertitel *L'Atrabilaire amoureux,* den Molière — nach dem Druckprivileg vom 21. Juni — seinem Stücke zu geben dachte. *Elomire hypocondre* ist der Absicht und auch dem Wortsinn nach die vorweggenommene Parodie des *Misanthrope,* des 'Amant atrabilaire'. Ist diese Vermutung richtig, so wird dadurch das Datum des Fünfakters zwischen dem 21. Februar, der Wiedereröffnung des Theaters nach Molières Erkrankung,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

und dem 6. Juni 1666, der Erstaufführung des *Misanthrope,* festgelegt.

Auch diesmal scheint es Chalussay nicht gelungen zu sein, den günstigen Moment auszunutzen, um sein Stück anzubringen. Wie der *Divorce comique,* so blieb auch der *Elomire hypocondre* liegen; er gelangte weder zur Aufführung noch zum Druck. Erst nach Jahren bot sich wieder eine Gelegenheit, den gescheiterten Versuch zu erneuern; und diese wurde durch das Erscheinen von *Monsieur de Pourceaugnac* am 6. Oktober 1669 geschaffen. Zum zweitenmal versetzte Molière den Ärzten und der Medizin einen wuchtigen Hieb; jetzt oder niemals war der Moment zum Handeln gegeben. Tatsächlich erwarb Chalussay am 1. Dezember 1669 die Druckerlaubnis, und am 4. Januar 1670 war der Druck vollendet. Greifbarer läſst sich kaum ein Kausalzusammenhang erkennen wie hier. Bekanntlich verlangte Molière die Konfiskation der Schmähschrift, die tatsächlich erfolgte; er konnte aber nicht hindern, daſs 1671 in Amsterdam ein Nachdruck erschien, und daſs Chalussay 1672 eine geheime Neuauflage mit einem neuen Vorwort und einigen anderen Zugaben veranstaltete, von der leider kein Exemplar mehr bekannt ist. Wie erwähnt, nehmen viele Forscher an, daſs Molière durch dieses Pamphlet zur Abfassung seines *Malade imaginaire* (14. Februar 1673) angeregt wurde; manche finden auch im *Bourgeois gentilhomme* (II, 4) und in der *Comtesse d'Escarbagnas* (Sz. 7) einzelne Entlehnungen aus diesem Pasquill, die mir aber wenig einleuchtend scheinen.

Nach unseren Darlegungen wäre also der *Divorce comique,* der im vierten Akt des *Elomire hypocondre* aufgeführt wird, ursprünglich als Entgegnung auf das *Impromptu de Versailles* gedacht und nach der ersten Tartuffe-Aufführung geschrieben worden. Dieser Einakter wäre somit ein letzter, verspäteter Nachzügler im Streit um die Frauenschule. Das erweiterte Lustspiel *Elomire hypocondre* und wahrscheinlich auch das Vorwort dazu wären nach Molières erstem Angriff auf die Ärzte im *Amour médecin* (15. September 1665) entstanden, und zwar nach Molières Genesung und der Wiedereröffnung seiner Bühne, also nach dem 21. Februar 1666, und vor der Erstaufführung des *Misanthrope,* also vor dem 6. Juni desselben Jahres. Die späte Veröffentlichung wäre durch den zweiten Ausfall gegen die Medizin in *Monsieur de Pourceaugnac* veranlaſst worden.

Wenn dem so ist, so erkennen wir zunächst, das Le Boulanger de Chalussay nicht aus persönlichem Groll noch etwa in berechtigter Verfechtung der verletzten Standesehre gegen Molière aufgetreten ist, sondern daſs er nur einer der Mitläufer war unter den vielen, die sich aus Anlaſs der *Ecole des femmes* an Molières Sohlen hefteten und die Rolle der Nemesis auf sich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nehmen wollten, und zwar einer der säumigsten. Seine ganze Originalität besteht darin, daſs er nach dem Fehlschlagen seines ersten Versuches sich der beleidigten Ärzte annahm, wie ein anderer Unberufener, de Visé, die Sache der Marquis zu der seinen machte. Ein Grund, in ihm ein Mitglied der Ärztekorporation zu sehen, liegt nicht vor. Er ist einfach ein skandalsüchtiger Literat, der in das allgemeine Zetergeschrei mit einstimmte, und, da seine Stimme das erstemal überhört wurde, sie noch einmal erhebt, als alle anderen schon still geworden sind. Darum ist auf den Klatsch, den er über Molières häusliche Verhältnisse vorbringt, nicht viel zu geben. Seine Andeutung über Molières Vaterschaftsverhältnis zu Armande:

> Arnolphe commença trop tard à la forger; (sc. Agnès)
> C'est avant le berceau qu'il y devoit songer,
> Comme quelqu'un l'a fait. (I, 3),

die Anspielung auf die Hahnreischaft des Dichters, wenigstens die potentielle:

> On ne dit pas qu'encor vous le soyez *actu*;
> Mais estant marié, c'est chose très-certaine,
> Que vous l'estes du moins, en puissance prochaine. (Ibid.),

alle diese geflissentlichen Verunglimpfungen bilden nicht ein Zeugnis für sich, das die übrigen bestätigen würde, sondern sie sind lediglich eine Wiederholung der bekannten gegnerischen Insinuationen. Chalussay sagt hier in Versen, was Montfleury mit gröſserer Dreistigkeit in seiner Eingabe an den König behauptete, oder was de Visé in der *Vengeance des Marquis* boshaft zu verstehen gab.[1] Es sind leere Verleumdungen und weiter nichts. Auch die Ratschläge, die im II. Aufzug Epistenez dem armen Elomire erteilt, er sollte doch zur Schonung seiner Lunge den Stadtaufenthalt, die anstrengende Bühnentätigkeit und den ehelichen Umgang meiden (vgl. den Neudruck im Molière-Museum Bd. II, S. 44):

> Et l'on en peut guérir, pourveu que l'on s'abstienne
> D'abord de Comédie, et de Comédienne; (II, 6),

auch diese persönlich verletzenden Sarkasmen an die Adresse eines wahren Patienten darf man als eine vorwitzige Aufdringlichkeit auf sich beruhen lassen.

Das einzig Brauchbare, das man diesem schwerfälligen Pamphlet entnehmen kann, und was die Molière-Biographie immer wieder zu ihm zurückführen wird, das ist der Rückblick über

[1] Il a été plus de cocus qu'il ne dit voir le *Portrait du peintre*: j'y en comptai un jour jusqu'en à trente et un ... et le dernier fit tout ce qu'il put pour rire, mais il n'en avait pas beaucoup d'envie.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die Anfänge von Molières Schauspielerkarriere bis zu seiner definitiven Niederlassung in Paris. Doch ist bei der Benutzung dieser Stelle auch wieder Vorsicht geboten. Denn einerseits ist die Darstellung der Verhältnisse an sich tendenziös gefärbt; der Autor des *Divorce comique* will den endlich erreichten Erfolg und das jetzige Wohlergehen der Schauspielertruppe einzig und allein auf das Konto des moralisch so bedauernswerten Erfolges der Molièrischen Possen setzen; alles, was vorausgeht, mufs deshalb düsteres Elend und Mifserfolg sein: darum läfst er Molière aus einem Trödlergeschäft hervorgehen, das Advokatendebüt in erborgten Kleidern bestehen, die Wanderjahre in lauter Entbehrungen verbringen usw., alles der Tendenz seines Stückes zuliebe. Anderseits wird uns dieselbe Erzählung zweimal hintereinander, und jedesmal in einer anderen Beleuchtung, dargeboten, zuerst in Elomires Mund als ruhmredige Übertreibung, dann in Angéliques Antwort im Geiste scheelsüchtiger Verkleinerung. Um nur ein Beispiel anzuführen, schildert Elomire seinen Eintritt in die Theaterlaufbahn so, als habe er ernstlich an die Advokatur gedacht, aber keine Kundschaft gefunden und daher beschlossen, seiner Neigung zur Bühne zu folgen:

En quarante, ou quelque peu devant,
Je sortis du Collège, et j'en sortis sçavant;
Puis venu d'Orléans, où je pris mes licences,
Je me fis Advocat, au retour des vacances.
Je suivis le Barreau pendant cinq ou six mois,
Où j'appris à plein-fonds l'Ordonnance et les Loix:
Mais quelque temps après, me voyant sans pratique,
Je quittay là Cujas, et je luy fis la nique:
Me voyant sans employ, je songe où je pouvois
Bien servir mon pays, des talens que j'avois:
Mais ne voyant point où, que dans la Comédie,
Pour qui je me sentois un merveilleux génie,
Je formay le dessein de faire en ce mestier
Ce qu'on n'avoit point veu, depuis un siècle entier.

Leider habe er keine Schauspieler und Schauspielerinnen finden können, die fühlten und dachten wie er und auf seiner Höhe standen:

Ayant donc résolu de suivre cette route,
Je cherchay des Acteurs qui fussent comme moy
Capables d'exceller dans un si grand employ;
Mais me voyant sifflé par les gens de mérite,
Et ne pouvant former une Troupe d'élite,
Je me vis obligé de prendre un tas de gueux,
Dont le mieux fait estoit bègne, borgue ou boiteux.
Pour des femmes j'eusse eu les plus belles du monde,
Mais le mesme refus de la brune et la blonde
Me jeta sur la rousse ...[1] (Sz. 2)

[1] Es handelt sich natürlich um die Geschwister Béjart, Joseph, der stotterte und schielte, Louis, der hinkte und Madeleine, die rothaarig war. Im Vorbeigehen mufs ich eine falsche Interpretation von Mahrenholtz im

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Angélique hingegen stellt seine Schul- und Rechtsstudien als oberflächlich und flüchtig hin und zieht seinen Ernst zum juristischen Beruf stark in Zweifel:

En quarante, ou fort peu de temps auparavant,
Il sortit du Collège, asne comme devant:
Mais son père ayant sceu que moyennant finance,
Dans Orléans un asne obtenoit sa licence,
Il y mena le sien; c'est à dire ce fieux
Que vous voyés ici, ce rogue audacieux.
Et l'endoctora donc, moyennant sa pecune;
Et croyant qu'au Barreau ce fils feroit fortune,
Il le fit Advocat, ainsi qu'il vous a dit,
Et le para d'habits, qu'il fit faire à crédit;
Mais de grace, admirez l'étrange ingratitude:
Au lieu de se donner tout à fait à l'étude,
Pour plaire à ce bon père, et plaider doctement,
Il ne fut au Palais qu'une fois seulement.
Cependant, sçavez-vous ce que faisoit ce drôle?
Chez deux grands Charlatans il aprenoit un rolle,
Chez ces Originaux, l'Orviétan et Bary,
Dont le fat se croyoit déjà le favory ...
Et je me souviens bien qu'en ce temps-là mes frères
T'en gaussoient, t'appelant le mangeur de vipères ...
Ce fut là, que chez nous on eut pitié de toy,
Car mes frères voulans prévenir ta folie,
Dirent qu'il nous falloit faire la Comédie:
Et tu fus si ravy d'espérer cet honneur,
Où, comme tu disois, gisoit tout ton bonheur,
Qu'en ce premier transport de ton âme ravie,
Tu les nommas cent fois ton salut et ta vie.

So widersprechen sich die beiden Darstellungen; und wenn wir fragen, welche von beiden die richtige ist, so werden wir wohl antworten müssen: wahrscheinlich keine. Leider haben wir keine authentische Quelle, die uns hier einen Ersatz böte. So werden wir denn stets auf diese trüben und ungenügenden Nachrichten angewiesen bleiben: vielleicht hilft uns die berichtigte Datierung des Denkmals ein wenig bei ihrer Einschätzung. Für die Lebensbeschreibung Molières ergibt sich aber aus unserer Feststellung — und dies scheint mir der beste Gewinn daran zu sein —, daſs in seinem Leben einmal eine allgemeine Entfesselung der feindseligen Leidenschaften sich gegen ihn erhob, nach dem durchschlagenden Erfolg seiner 'Frauen-

---

Molière-Museum (II, 66) berichtigen. In den letzten Worten sieht er eine Anspielung auf die blonde de Brie, die schwarzhaarige du Parc, während in Wirklichkeit nur von Madeleine Béjart allein die Rede ist, wie einige Verse höher nur von ihren Brüdern; die de Brie und die du Parc stieſsen erst viel später zur Truppe. Die betreffenden Worte: 'le mesme refus de la blonde et la brune' bedeuten nur: 'da alle Frauen mich abwiesen ...', wie kurz vorher der Vers: 'Mais me voyant sifflé par les gens de mérite'. Es ist für den Molière-Biographen sehr miſslich, wenn er immer nur an das Geschlechtliche denkt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schule', dafs aber die stürmischen Wogen sich bald wieder legten und eine versöhnlichere Stimmung Platz griff, als eben *Tartuffe* dazwischenkam und eine neue und noch leidenschaftlichere Polemik ins Leben zu rufen drohte (man denke an Roullés Flugschrift). Doch hörte auch hier — wohl auf höhere Weisung — der offene Kampf bald auf; um so stärker machte sich die geheime Befehdung und die offiziöse und offizielle kirchliche Reprobation geltend, bis die schliefsliche Freigebung des Stückes der Sache Molières den Sieg sicherte und die Gegner zum Schweigen brachte. Der *Elomire hypocondre* bedeutet nun keineswegs einen neuen Ausbruch feindseliger Gefühle, der durch gar nichts gerechtfertigt erschien, sondern es ist nur eine Giftbeule, die sich zur Zeit des Streites um die 'Frauenschule' gefüllt hatte, die langsam weiterwucherte und reifte und zufällig jetzt zur Entleerung kam.

Wien. Ph. Aug. Becker.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Friedrichs des Grofsen Dichtungen aus den ersten schlesischen Kriegen.[1]

Zum zweihundertsten Geburtstag des grofsen Königs haben wir noch keine befriedigende kritische Gesamtausgabe seiner Werke. Die Hauptschuld tragen die Herausgeber der ersten Gesamtausgabe von 1788/89, sowie König Friedrich Wilhelm II. selbst und sein Minister Woellner, die, beide von Friedrich sehr abfällig beurteilt, nach dem unordentlichen Abdruck den Buchhändlern Vofs und Decker gestatteten, die Manuskripte zu verkaufen und zu verschenken, so dafs diese bis heute zum gröfsten Teil noch nicht wieder zum Vorschein kamen. Vieles hat sich nach und nach wieder eingefunden, wie aus Droysens Osterprogramm[2] zu ersehen ist, auch wieder ein längeres ungedrucktes Gedicht (s. *Archiv* CXXVII 399). Viele Bände ungedruckten Briefwechsels liegen noch in den Staatsarchiven. So grofs die Verdienste der letzten grofsen Ausgabe von Preufs (1846—58) sind, sie genügt schon lange nicht mehr, wie alle Kenner wissen. Besonders nötig wäre eine neue Ausgabe der Gedichte. Aber um sie bewerkstelligen zu können, müssen noch viele ausgedehnte Vorarbeiten gemacht werden, archivalische, textkritische, chronologische und exegetische. Die einzigen, neueren Anforderungen entsprechenden kritischen Ausgaben von Teilen der *Œuvres de Frédéric le Grand* sind die Koserschen Ausgaben der Briefwechsel mit Grumbkow und Maupertuis und des mit Droysen gemeinsam bearbeiteten Briefwechsels zwischen Friedrich und Voltaire, eine Ausgabe, die, eben beendigt, so viel Neues enthält, dafs auf ganze Perioden neues Licht fällt.[3] Eine solche Periode habe ich daher für unsere heutige Betrachtung ausgewählt.

In der neuen Koser-Droysenschen Ausgabe tritt erst klar zutage, ohne dafs es dort gesagt wird, dafs Friedrichs des Grofsen bedeutendste Dichtungen aus der Zeit des ersten schlesischen Krieges ein Ringen mit Voltaire um das Recht des Krieges sind.

---

[1] Zum 200jährigen Geburtstag des Königs vorgetragen in der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

[2] *Friedrichs des Grofsen literarischer Nachlafs.* Berlin 1911. Besprochen in der *D. Lit.-Ztg.* 1911 Nr. 49.

[3] Vgl. meine Besprechungen in der *D. Lit.-Ztg.* 1909 Nr. 5, 1910 Nr. 20, 1912 Nr. 4.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Der französische Philanthrop schrieb gerade vor dem Beginn dieses Krieges an Hénault (31. Oktober 1740) mit Beziehung auf den Antimachiavell: 'Ich war hoch erfreut, dafs ein König so in meine Hände vor der ganzen Welt den Eid abgelegt hat, er wolle gut und gerecht sein ... Wenn es je so kommen sollte, dafs dieser so grofse Verpflichtungen verletzt, wenn er nicht seiner würdig ist, wenn er nicht zu aller Zeit ein Mark-Aurel, ein Trajan, ein Titus ist, so werde ich weinen und ihn nicht mehr lieben.' Wie aus dem Folgenden hervorgeht, rechnete Voltaire zu diesen Verpflichtungen mehr und mehr auch die Enthaltung vom Kriege, obwohl auch die als vorbildlich genannten Kaiser Kriege führten, obwohl der Antimachiavell Kriege nicht ausschliefst, obwohl Voltaire selbst nach wie vor manchen Sieger feierte, obwohl er eben erst in seinem klaren und gründlichen 'Abrifs der Rechte S. M. des Königs von Preufsen auf Herstal' dessen Einschreiten mit bewaffneter Macht gebilligt und dadurch gezeigt hatte, dafs er nicht für den Frieden um jeden Preis war. Aber der Kronprinz hatte sich in seinen Dichtungen vom Jahre 1739 bis zum März 1740 mehrfach so entschieden gegen den Krieg erklärt, dafs Voltaires Hoffnungen in dieser Beziehung nicht unbegründet waren. In den philosophischen Rheinsberger Stanzen *Sur la tranquillité* vom 20. März 1739 (Oe 11, 61) führt Friedrich aus, dafs prunkvolle Namen, wie 'Völkergebieter' und 'Kriegsheld' von den Geifseln der Menschheit mit Blut und Mord erkauft werden, und knüpft daran die persönliche Bemerkung:

*De ces triomphes vains mon cœur n'est plus tenté.*

Voltaire ist hiervon so entzückt, dafs er 'kniefällig' bittet, einige Verse auf den Friedenshelden in seine Henriade einflechten zu dürfen, die in den Worten gipfeln:

*Laisse les autres rois, ces faux dieux de la terre,*
*Porter de toutes parts ou la fraude ou la guerre.*

Gern bewilligt dies der Kronprinz, indem er fortfährt, gegen den Krieg zu eifern. In der grofsen Türkenode an Voltaire vom September 1739 (Koser-Droysen I) sagt er geradezu:

*Mon cœur condamne les combats;*

und seine Epistel an Freund Jordan vom März 1740 (Oe 17, 65) schliefst:

Du sein de la philosophie
Et des voluptés de la vie
Tu me verras, toujours humain,
D'une allure simple et unie
Pacifier le genre humain.

Auch dies fafst Voltaire wieder als eine 'Verpflichtung' auf (6. April); und in der Tat hat auch diese Bemerkung ein so

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

persönliches Gepräge, dafs es schwer wird, sie als eine rein rhetorische Blume aufzufassen oder als eine rein philosophische Ansicht, als welche König Friedrich später seine Verabscheuung des Krieges in der *Ode sur la guerre présente* 1747 (Oe 10, 27) hinstellt, als Voltaire ihn fragt, ob er die Leute nicht blofs foppe, ob dies wirklich seine wahren Ansichten seien. Friedrich bejaht letzteres ernstlich und nachdrücklich: 'Unterscheiden Sie den Staatsmann von dem Philosophen und bedenken Sie, dafs man aus Vernunft Krieg führen, aus Pflicht Politiker und aus Neigung Philosoph sein kann.' (K.-Dr. II 245.)

Wenn mit dieser Erklärung auch der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis in Friedrichs Leben von diesem selbst, gewifs der Wahrheit entsprechend, erklärt ist, so wäre doch auch noch die Möglichkeit zu erwägen, ob er als Kronprinz nicht tatsächlich eine Zeitlang geschwankt hat, gerade in der Zeit der erwähnten Aussprüche, aus der, soviel ich sehe, keine Zeichen der Kriegslust vorliegen, etwa März 1739 bis April 1740. Ein solches Schwanken und Erwägen ist ausgedrückt in Friedrichs reizender *Ode de la gloire et de l'intérêt* vom 15. April 1740 (Oe 10, 72), die auch zugleich dem Schwanken ein Ende macht, wenn ich sie recht auslege. Friedrich schildert darin prophetisch und schalkhaft sein eigenes künftiges Leben in Gestalt einer Fabel: Frau Gloria und Herr Eigennutz haben sich verbunden, das Glück des Schäfers Damon zu zerstören. Er verläfst seine Philis und seine Herden, wird zuerst Schöngeist, dann Feldherr, zuletzt Staatsmann. Aber jedesmal wird er mitten in seinem Ruhm von der Satire zerzaust, so dafs er nach dreimaligem Versuch, Ruhm zu erwerben, wieder zu Philis und Herden zurückkehrt, um ein glückliches Leben zu führen. Die Schlufsmoral lautet:

> *Mais, par tout ce discours, qu'ai-je voulu prouver?*
> *Que sur la mer du monde un pilote bien sage*
> *Doit préférer le port au risque du naufrage.*

Dafs Friedrich dieser philisterhaften Moral nicht folgen wird, ist klar. Zum Überflufs hat er es uns selbst noch gesagt, er habe hier sehr ernst mit Leuten gesprochen, die sich nicht nach der Dichtermoral richten. Diese Leute sind die Könige, das ist auch er selbst, der vor dem Sturm noch einmal alle Folgen seiner Pläne erwogen hat und nun entschieden ist.

Noch einmal macht er sich in einem poetischen Ergufs Luft gegen alle Bedenken, als nun losgeschlagen werden soll, und zwar am Tage nach dem Schlufs der elftägigen Debatte mit dem bedenklichen Minister Podewils (28. Oktober bis 7. November) und nach der Erteilung der Befehle zur Mobilmachung (7. November). Diese Verse vom 8. November sind an Algarotti

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gerichtet, ein düsteres Zukunftsbild in Callots Manier, wie es im Text heifst (Oe 18, 22).

Im Schicksalstempel sieht man da den Ruhm siedend wallen auf dem Höllenfeuer, das ein Dämon schürt. Von diesem Gift trinken alle berühmten Narren. Ein häfslich gespenstisch Weib, die Politik, die Tochter des Eigennutzes, vom Argwohn und vom Geheimnis gestützt, bewegt sich tastend vorwärts und schwingt die Brandfackel. Die gottlose Bande vergiftet Höfe und Herzen. Die Sturmtrommel erschallt.

*Sous les beaux noms d'audace et de courage,*
*Déjà je vois envahir cent Etats,*
*Et tant d'humains moissonnés avant l'âge,*
*Précipités dans la nuit du trépas.*
*De tous côtés je vois croître l'orage,*
*Je vois plus d'un illustre et grand naufrage,*
*Et l'univers tout couvert de soldats,*
*Je vois — Petit-Jean vit bien davantage.*

Mit dieser Anspielung auf den Pförtner Petit-Jean aus Racines Plaideurs, der das Wort *Je vois* neunmal zu Tode hetzt, schlägt sich der König alle Bedenken aus dem Sinn in der wohl absichtlich schwülstigen, aber ungemein kräftigen poetischen Vision, die wenig bekannt, aber äufserst charakteristisch ist. Denn sie ist eben der poetische Niederschlag der tagelangen Erwägungen mit Podewils. Noch wufste Voltaire nicht, wem die Kriegsvorbereitungen galten, als er elf Tage später, am 19. November, zum erstenmal in Berlin erschien, wo er wie ein kleiner Messias empfangen wurde. König Friedrich war entzückt über seine ausgezeichnete Laune, seinen sprühenden Geist, seine geselligen Talente, aber unter anderem unangenehm berührt von der Art, mit der der 'Freund' ihn über seine Pläne aushorchen wollte, und wie er mit den französischen Gesandten Valory und Beauvau darüber konferierte. Ehe Voltaire zu Anfang Dezember, wie er sich ausdrückt, 'vor der Kriegsdrommete aus Berlin entwich', sagte er zu dem französischen Gesandten vom König: 'Er wird irgendein Abenteuer versuchen, und wenn es ihm mifslingt, wird er wieder Philosoph werden.' Diesen Gedanken hatte ihm Friedrich selbst schon eingegeben durch seinen Apolog vom Ruhm und Eigennutz.

Trotz verhaltenen Unwillens wünscht der abgesetzte Mentor seinem ihm entwachsenen Schüler Glück und Lorbeeren; und während der vorwärtsmarschierende Feldherr bittet, keine Verse zu erwarten von einem, der das Kärrnerhandwerk betreibt und manchmal in den Schlamm gerät — eine Lafontainesche Reminiszenz —, besingt der wetterwendische Friedensapostel 'seinen Helden, der, selbst unerschüttert, die Welt erschüttert'. Erst ganz allmählich wagt er es, dem Krieger seine Unzufriedenheit

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu zeigen. Zunächst ganz sanft: er liebe den Helden weniger als den reizenden Menschen und Dichter. Dann, am 28. Januar, kurz vor dem Einzug zu Breslau (31. Januar), mit burleskem ironischen Lob in seinem Dialog zwischen Keyserlingk und einem Questionneur, d. i. Voltaire selbst. Keyserlingk erzählt darin:

*Sachez donc que notre héros,*
*Dont la peau douce et très frileuse*
*Semblait faite pour le repos,*
*Affronta la glace et les eaux.*

In Schlesien nahm er die Mädchen bei der Hand, streichelte die Bürger und schmeichelte Vitikins (Wittekinds) Nachkommen (den Adligen). Den Hugenotten machte er weifs, er sei gut lutherisch, den Papisten, er könnte sogar ans Fegefeuer glauben. Da schrien alle: Unter ihm wollen wir leben und trinken!

*Ils criaient tous à haute voix:*
*Vivons et buvons sous ses lois!*

In dem ganz vortrefflichen neueren Buche von Sakmann: 'Voltaires Geistesart und Gedankenwelt' (1909) meint der Verfasser einmal, Voltaire habe oft etwas 'Lausbubenhaftes' an sich. Dieses Charakteristikum dürfte hier am Platze sein. Zum Schlufs fordert Keyserlingk den Fragenden auf, den Helden in Versen zu besingen, das lehnt aber der Questionneur kurz ab mit den Worten:

*Par Dieu, qu'il les fasse lui-même!*
*Il sait les faire mieux que moi.*

Wie der König diese Poesie aufnahm, ist nicht ersichtlich, da eine Antwort fehlt. Vermutlich hat er gelacht über den *bouffon,* wie er ihn bereits in Berlin genannt hatte.

An andere schrieb Voltaire im ersten Quartal 1741: 'Führt sich der König schlecht, so zerbreche ich die Trompete, die ich geblasen habe' (8. 1.). 'Mögen die Könige sich lahmschlagen und auffressen!' (20. 2.). 'Der Fürst wirft seinen Philosophenmantel ab und ergreift den Degen, sobald er eine Provinz sieht, die ihm pafst' (13. 3.). Vergebens hatte Voltaire in einem poetischen 'Traum' dem König vor dem Regierungsantritt suggerieren wollen, dafs er den Degen einzustecken habe. Von seiner Verstimmung wurde er erst wieder befreit, als er endlich wieder eine poetische Epistel (vom 19. März) empfing, die nicht erhalten ist, aber, wie der Empfänger sagt, 'Friedrichs ganzes Herz enthüllte, den Schöngeist, den Menschen und den Soldaten.' Voltaire mufs seine Vorwürfe der Undankbarkeit zurücknehmen. Er freut sich, das Gerücht, er sei mit dem König zerfallen, zurückweisen zu können. Er freut sich, dafs sein Held ihn noch liebt. Er bittet den Himmel, ihn zu schützen, besonders vor den Dolchen der Fanatiker aus Loyolas Gezücht.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

So der Freundschaft des Königs neu versichert, fängt er nun an, ihn ernstlicher wegen seiner Kriegführung ins Gebet zu nehmen. Er beschwört ihn am 23. März, ihm, die Hand aufs Herz, die philosophische Frage zu beantworten: ob er nun glücklicher sei als in Rheinsberg.

Der König, dem am 10. April Schwerin seinen ersten Sieg bei Mollwitz erfochten hatte, blieb die Antwort nicht schuldig. Sechs Tage später, am 16. April, lag sie fertig vor (K.-Dr. II) in sieben vierzeiligen Strophen, von denen die vorletzte erst jetzt zum Vorschein kam. Sie war früher offenbar ausgelassen worden, weil sie nicht nur einen Sprachfehler (*l'emplois utile*) enthält, sondern auch ungeschickt im Ausdruck ist:

*Un esprit agissant, entraînant* [1] *dans son cours*
*Le compte de l'emploi(s) utile*
*Des plus légers instants qui composent nos jours.*

Wörtlich: Ein tätiger Geist, der in dem Lauf (oder Strom) seines Lebens mit sich zieht die Berechnung der nützlichen Verwendung der kleinsten Augenblicke unseres Lebens. Der Sinn ist jedenfalls klar. In dem Gedicht begründet Friedrich seinen Krieg zunächst mit seiner Ruhmbegierde, genau so, wie er dies in aller Aufrichtigkeit seinem Freunde Jordan gegenüber in Prosa ausführt. Dann betont er, daſs er den Krieg nicht aus Vergnügen, sondern aus Pflicht führe, um die Rechte seines Vaterlandes zu verteidigen. Endlich erklärt er, daſs das Glück nur in der Ruhe des Herzens und in der Arbeit zu finden sei, also wie in Rheinsberg, so auch auf Schlesiens Schlachtfeldern.

Diese Verse begleiteten den Brief, den Voltaire im Zwischenakt der 'Mahomet'-Aufführung in Lille erhielt. Den Brief will er bekanntlich dem Publikum unter groſsem Beifall vorgelesen und dann zu seiner Umgebung die bekannten Worte gesagt haben: *Vous verrez que cette pièce de Molvitz fera réussir la mienne.* Voltaire war über diese Verse, die in Paris gemacht schienen, entzückt. 'Nach einem Sieg Verse, und hübsche Verse machen, ist etwas ganz Einziges, was nur Euer Majestät beschieden ist. Sie haben Neipperg und Voltaire geschlagen. Sie verdienen gleichzeitig den Triumph des Feldherrn und des Dichters.' Der Bewundernde schwang sich auf zu einem groſsen Huldigungsgedicht auf seinen Helden,

*Qui sait tout, qui fait tout, qui s'élance à grands pas*
*Du Parnasse à l'Olympe, et des jeux aux combats.*

Dann erinnert er daran, daſs ein Stück Blei in einer Röhre auch einen Heldenkopf zerschlagen kann. Geschmacklos malt

[1] So muſs mit dem Originalmanuskript statt *enfreignant* gelesen werden.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

er aus, wie Hirn und Herz dann seziert werden, und bittet die Götter, den lieben Frederic zu erhalten, damit er stets in allen Dingen alle Ics der Erde übertreffe, die Theodoric, Genseric, Alaric, und dann schliefst er nach dieser Posse wieder schmeichlerisch:

> *Daignez-vous souvenir que ma tremblante voix,*
> *En chantant vos vertus, présagea vos exploits,*
> *Songez bien qu'en dépit de la grandeur suprême*
> *Votre main mille fois m'écrivait: je vous aime.*
> *Adieu grand politique et rapide vainqueur,*
> *Trente Etats subjugués ne valent point un cœur.*

Schmeichelhaft und schalkhaft zugleich antwortet der Gefeierte am 2. Juni 1741, erfreut aufatmend über den Abschlufs des französischen Bündnisses und wieder anknüpfend an die verfängliche Glücksfrage: Nur wer Voltaire selbst sehen kann, ist glücklich, und nur wer denkt und geniefst und von Voltaire belehrt wird, verdient den Namen eines Weisen.

In einem erst jetzt bekanntgewordenen Gedicht vom 25. Juni umschreibt Friedrich sarkastisch-satirisch mit üppig aufwuchernden Wortschwall, von dem ich nur ein kleines Beispiel gebe, sein Erholungslager zu Strehlen unter anderem als:

> *... ce bureau proscrit chez vous,*
> *Où la ruse et la politique*
> *Et la finesse à marche oblique*
> *Sert des envieux, des jaloux,*
> *Qui se persécutent [les uns][1] les autres,*
> *De gloire et d'intérêt rivaux,*
> *De Machiavel dignes apôtres,*
> *Inventent des crimes nouveaux.*

Also deutsch: 'Die bei Voltaire geächtete Versammlung, wo List, Politik und Schlauheit auf krummen Pfaden Neidischen und Eifersüchtigen dienen, die um des Ruhmes und des Eigennutzes willen als würdige Apostel Machiavellis sich gegenseitig verfolgen und immer neue Verbrechen erfinden.' Ich zweifle nicht, dafs sich der Verfasser des 'Antimachiavell' hier selbst zu den würdigen Aposteln Machiavellis rechnet. Die Abkehr vom Antimachiavell, die Koser in einem Gedicht vom Juni 1742 fand, das wir noch besprechen werden, sie ist meines Erachtens hier schon im Juni 1741 ausgesprochen. Schon vorher im April und Mai 1741 war dem König klar geworden, dafs er seinen Vorsatz, auch in der Politik treu und wahr zu sein, nicht aufrechterhalten könne. Im April zu Belle-Isle: 'In der Not gibt es kein Unrecht.' Im Mai zu Podewils: 'Wenn es als ehrlicher Mann zu gewinnen gibt, werden wir es sein, und wenn düpiert werden mufs, wollen wir Schelme sein (*fourbes*)!' Und nun im Juni zu Voltaire dem Sinne nach: Ich gehöre auch zu den

[1] So mufs doch wohl gelesen werden.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Schülern Machiavellis, verschleiert hinter den Worten: 'im Strehlener Lager verfolgen sich Machiavellis würdige Apostel.'

Voltaire war unterdessen als ehrbarer Täuber (*honnête pigeon*) von seinem 'Taubenschlag' in Cirey aus dem auffliegenden preufsischen Aar in seinem Fluge gefolgt, wie er überhaupt das Leben des siegreichen Freundes auch ferner mit seinen poetischen Randglossen begleitet. Er sieht ihn 'ruhig in all seinem Ruhm' mit Schwert und Feder Gesetze vorschreiben. Die Feder gefällt ihm besonders, denn mit ihr schreibt ihm Friedrich auf einem Trommelfell anmutige Verse, was weder Georg noch Ludwig tut, noch Österreichs Töchter je getan haben. Wenn sie aber keine Verse machen, so sind sie nicht meine Könige.

***Que l'on soit conquérant; mais je prêtends qu'on rime.***

Nach diesem 'Urteilspruch des Helikon' kann der Strehlener Exerziermeister im Juli (22.) nur in Versen antworten. Sie sind auch erst jetzt wieder ans Tageslicht gefördert. Der Eroberer fragt den verliebten Täuber (*amoureux tourtereau*) in dem Taubenschlag, an den er die Verse richtet: Sind die blutgetränkten Felder dieses Mäusekrieges einen guten dicken Käse wert? Und beantwortet selbst diese Frage: Wir wären alle sanfte Täuber, wenn wir nicht manchmal Geier sein müfsten, um mit unseren Krallen frevelhafte Streitigkeiten zu schlichten. Er müsse sein Geschick erfüllen, wenn ihm auch Epikur Abtrünnigkeit vorwerfe. Die reine Lust des Lebens werde doch durch die Arbeit erhöht.

Im August mahnt darauf Voltaire den abtrünnigen Jünger Epikurs, er solle doch lieber die Welt aufklären und sich zur Vernichtung der Götzen und Pfaffen seinem Freunde Jordan anschliefsen, der gerade Tindals *Christianity as old as the creation* übersetzte. Aber ach! Er versteht die Politik zu gut und freut sich, in der Welt zu glänzen. 'Der Weiseste will den Dummsten gefallen.'

***Le plus sage aux plus sots veut plaire.***

Dieser starken Dreistigkeit folgte eine förmliche Absage an den Kriegsmann auf dem Fufse. Voltaire bat, jene Verse vom Jahre 1739, die er in die Henriade einflechten wollte, ändern zu dürfen. Denn Friedrich sei ja nun selbst einer der falschen Götter und kein Friedensfürst mehr.

Ohne zu zürnen antwortet der Herausgeforderte ruhig und vornehm auf beide Vorschläge in Reimen: 1. Seine Sache sei es, Gegner zu besiegen und Staaten zu erobern. Es sei verlorene Mühe, pflugziehenden Ochsen von Vernunft zu reden. Man solle der Welt ihren Irrtum lassen. 2. Dafs er in der Henriade verewigt werden solle, das bringe ihn in Verlegenheit



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Beglückt sei, wer, dem Treiben der Welt fern, im Verborgenen lebe. Laſs also meinen Namen in dunkler Nacht begraben sein!

So sang er am 1. September 1741. Kurz darauf miſslang ihm verhängnisvoll sein wichtiger Anschlag auf Neiſse. Er schloſs am 9. Oktober den kurzsichtigen Waffenstillstand von Kleinschnellendorf und gab damit, aus Furcht vor Frankreichs Übermacht, seine seitherige, auf völlige Niederwerfung Österreichs gerichtete Politik auf. Diese von Koser gründlich aufgedeckten Fehler und Miſserfolge hat Friedrich selbst offenbar tiefer empfunden als seither bekannt war. Von seiner düsteren Stimmung, die ihn wieder vorübergehend in den Bann von Voltaires philanthropischen Ideen verstrickte, gibt ein jetzt erst wieder zum Vorschein gekommenes Gedicht an Voltaire vom 2. November Kunde, in dem er sich erst am Schluſs der mehr als siebzig Verse wieder von seiner Melancholie befreit. Er gibt zunächst seiner Freude Ausdruck, die blutigen Schlachtfelder verlassen zu können — er ist im Begriff, nach Berlin zurückzukehren. Dann blickt er auf sein Treiben zurück. Er hat die Nichtigkeit der Welt und das glänzende Trugbild der Gloria erkannt.

*J'ai considéré le torrent*
*Du destin des mortels et de l'évènement,*
*Dont le cours orageux traîne avec soi notre être*
*Des portes de la vie aux portes du néant,*
*Et nous donne assez à connaître*
*Que le monde est un charlatan*
*Qui n'est point ce qu'il veut paraître.*

Er beklagt dann den Tod seiner Freunde, denen er ewig nachtrauern wird, und will allen Freuden des Lebens entsagen. Da aber, in dem Augenblick, wo ihm die traurige Wahrheit in ihrer ganzen Klarheit erscheint, führt ihn eine unbekannte Macht ins Labyrinth der Welt und der Lust zurück, und 'dieser wunderbare Übergang von der tiefsten Melancholie zu dem lebhaftesten und sinnlichsten Vergnügen ist unseres Lebenstraumes einziges, wahres, wirkliches Glück'.

*Ce passage surnaturel*
*De la sombre mélancolie*
*Au plaisir le plus vif et le plus sensuel*
*Est du songe de notre vie,*
*L'unique et vrai bonheur réel.*[1]

---

[1] Die Herausgeber haben nicht angemerkt, daſs das letzte Drittel des Gedichts bereits 1755 gedruckt war in der *Ode sur la mort,* die Preuſs nicht aufgenommen hat, weil er sie, ohne Grund, für apokryph erklärte. Nun ist aber durch das Autograph bewiesen, daſs mindestens der letzte Teil dieser *Ode sur la mort* echt ist, und es entsteht von neuem die Frage, ob dann nicht auch der andere Teil echt sei, um so mehr, als sich auf der Kaiserlichen Hausbibliothek ein sonst unbekanntes Ms. in Abschrift

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Voltaire betrachtet unser Gedicht vom 2. November sowie auch das frühere vom 16. April als wichtige Dokumente zur Geschichte des Zeitalters. Er meint dazu, daſs man von Friedrichs Leben doch nicht sagen könne: *Tout est vanité.* Das Leben des heimkehrenden Siegers sei doch sehr erfreulich und reell. Nur fürchte er, Friedrich werde ein miſstrauischer Menschenverächter werden.

Des Königs Hoffnungen auf Frieden erfüllten sich nicht. Im Januar 1742 wurde 'der Barbar, der Räuber, der Unmensch', wie er sich, in Voltaires Sinn, nennt, vom Teufel nach Olmütz getrieben. Mit Bezug auf die Verpflegungsschwierigkeiten meldet er an drei Freunde zu gleicher Zeit, er habe nur noch Heu, Hafer und Häcksel im Kopf und würde, wenn er jetzt dichten müſste, nur noch auf *oin* und *oine* (*foin* und *avoine*) reimen können. An Voltaire will er gar nicht mehr schreiben, da er doch nur von Dingen erzählen kann, die jener verabscheut. Und Voltaire, von neuem verstimmt und ganz verzweifelt an 'seinem' König, schreibt noch weniger an ihn, bis er im März endlich alle Zurückhaltung beiseite setzt und das 'sehr denkende und sehr handelnde Abbild der Gottheit' mahnt: 'Werden Sie und die Könige, Ihre Kollegen, nicht aufhören, die Erde zu verwüsten, die glücklich zu machen Sie, wie Sie sagen, so viel Lust haben?' Im April meldet Friedrich, daſs der Friedensapostel Abbé Saint-Pierre ihn mit Briefen und Büchern beehre. Sein *Enigme politique* lieſs der König im Juni mit einem *Anti-Saint-Pierre* beantworten. Nach der Schlacht von Chotusitz (17. Mai) ging auch Voltaire wieder zum Angriff vor und schrieb in herausfordernden Reimen: 'Ich hasse die Eroberer, die stolzen Feinde ihres eigenen Ich, die ihr höchstes Glück im Schrecken des Krieges finden.'

*O ciel! que je vous dois haïr!*

Aber wie Chimene fährt er fort:

*Je vous aime pourtant malgré tout ce carnage,*
*Je vous pardonne tout, si vous en gémissez.*

'Machen Sie wenigstens ebenso viele Menschen glücklich auf dieser Welt, als Sie ihr genommen haben' (26. Mai). Diese Worte verursachten mitten in der Siegesfreude wieder eine starke Depression, die sich in der Elegie von Kuttenberg, wie ich sie nennen möchte, vom 9. Juni 1742 ausspricht. An diesem Tage bestimmte die Meldung von der wilden Flucht der Franzosen bei Frauenberg den König, sofort den Befehl zum Friedensschluſs zu geben.

---

befindet, in dem ebenfalls beide Mss. verschmolzen und als von Friedrich herrührend bezeichnet sind. Ich habe diese Frage bis jetzt noch nicht lösen können.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Übereinstimmend mit mehreren Briefstellen Friedrichs,[1] in denen er darlegt, daſs er von Natur nicht zum Feldherrn, sondern zum Dichter bestimmt war, beginnt er hier:

*J'étais né pour les arts, nourrisson des Neuf Sœurs.*

Er erzählt dann, daſs er in der Jugend törichte Irrtümer begangen und Blumen auf der Kypris-Insel gepflückt habe. Dann habe er plötzlich wider seinen Willen eine gröſsere Bühne besteigen müssen. Er habe dem Trugbild der Gloria geopfert, sei dann aber, von dieser stiefmütterlich behandelt, sich selbst zurückgegeben worden, indem sie, in Blut gebadet, ihm das Unglück der Menschen zeigte. Sein Name möge lieber untergehen!

*Que périsse plutôt à jamais ma mémoire!*
*Serais-je plus heureux en vivant dans l'histoire?*

Der berühmte Name verschwindet bald. Man wird verkannt, nach dem Tode noch verleumdet.

*Heureux est le mortel de qui le bon génie*
*Sait vivre dans l'oubli, sans réformer son sort.*
*Ne m'ignorait-on pas avant que j'eus(se)*[2] *la vie?*
*Que l'on m'ignore après la mort!*

'Sie dagegen, lieber Voltaire, wird man gut kennen', fährt er in Prosa fort; 'Ihre Werke werden zu allen Zeiten gekannt werden.' Und in Erfüllung von Voltaires Wort beim Abschied von Berlin fügte Friedrich hinzu: 'Der Krieg hat mich philosophischer als je gestimmt.'

Wenn man dies alles nicht für Lug und Trug und Fopperei halten will — und damit würde man dem ernsten Philosophen sehr unrecht tun —, so muſs man bekennen, daſs Jacob Venedey, der Demokrat von 1848, durchaus recht hat, wenn er in seinem interessanten, vergessenen Buch 'Friedrich der Groſse und Voltaire' (Leipzig 1859) sagt: 'Der Mensch in ihm litt unter den Aufgaben des Königs ... Er war zu aufgeklärt zum Eroberer; seine eigenen Erfolge störten das Gleichgewicht seiner Seele.' Zum mindesten ist dies durchaus wahr von der hier eben behandelten Zeit des ersten schlesischen Krieges.

Die Abschrift des gleichzeitig an Jordan gesandten Gedichts enthält noch drei Zeilen mehr, die noch schärfer den Kummer ausdrücken über 'das für seinen Sieg vergossene Blut seiner Freunde'. In einer Hamletstimmung möchte er mit Jordan über die 'Öde und Nichtigkeit' dieses Lebens philosophieren. Drei

---

[1] An Jordan, Mai 1741 (Oe 17, 213). An d'Argens, 12. Mai 1759 (Oe 19, 69).

[2] Von seinen ersten Reimversuchen an (*Zeitschr. für frz. Spr. u. Lit.* von Behrens, 1911, S. 274) schrieb Friedrich öfter *eus* statt *eusse*.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Tage später hatte er seine Fassung wiedergefunden und sein Gewissen beruhigt, und wieder zwei Tage später bricht die Freude wieder durch über sein unbesiegbares Heer. Und nun dichtet er eine herrliche Ode auf den glücklichen Breslauer Frieden, der alle Leiden des Krieges wieder gutmachen soll, der aber nichts wert ist — so schliefst die Ode —, wenn man den Eigennutz und den Ehrgeiz nicht bannen kann:

> *Crois-moi que tu n'auras rien fait,*
> *Si tu ne peux bannir deux monstres de ce monde,*
> *L'Ambition et l'Intérêt.*

Diese eigenartige Kuttenberger Friedensode vom 18. Juni — der Friede war am 11. geschlossen — wurde gleichzeitig an Jordan und Voltaire gesandt, an letzteren mit dem freudigen Zusatz: 'Nachdem ich meinen Frieden mit meinen Feinden geschlossen habe, kann ich ihn nun hoffentlich auch mit Ihnen schliefsen.' Aber diese freudige Hoffnung hatte Voltaire bereits zerstört. Er hatte Friedrich als blutigen Volksbeglücker und Vertragsbrecher bereits öffentlich gebrandmarkt in seiner grofsen *Ode à la reine de Hongrie Marie Thérèse d'Autriche* vom 30. Juni 1742. Schon war auch eine Abschrift an Friedrich unterwegs; denn die Ode sollte ihm doch nicht zuerst von anderer Seite zugehen. Er schrieb dazu: *Voici une ode que je barbouillais contre tous vous autres monarques, qui sembliez alors acharnés à détruire mes confrères les humains.* Und mit Beziehung auf Friedrichs letzten Brief, wo er den schlesischen Krieg nur einen Aderlafs (*saignée*) nannte, macht Voltaire mit einem blutig-witzigen Federstrich aus dem Herrn (*seigneur*) einen Aderlasser (*saigneur*) der Nationen. Doch habe Friedrich nun seine Wünsche erhört und einen guten Frieden geschlossen. Voller Hohn fügt er hinzu: Sehr gut ohne Zweifel für Sie; denn Sie haben Ihren tugendhaften Geist für die grofse Politik ausgebildet; aber weniger gut für die Franzosen, die darüber schreien. Mit Bezug darauf, dafs Friedrich den Breslauer Separatfrieden ohne seine Verbündeten abgeschlossen habe, höhnt er weiter: Friedrich-Achill habe Fleury-Nestor den Rang abgelaufen, den er nun zum Narren halten könne. Später hat Voltaire Fleury gegenüber diesen Brief abgeleugnet, und Friedrich hat ihm gutmütig dabei geholfen, wie jetzt Koser und Droysen entdeckten. Ganz anders spricht Voltaire über den Kardinal in der für die Öffentlichkeit bestimmten Ode an Maria Theresia. Er nennt ihn da den verehrungswürdigen Nestor, der den Janustempel nun auch schliefsen möge mit seiner geachteten Hand und durch Mittel, die den Sterblichen unbekannt sind (*ressorts aux mortels inconnus*). Er stellt ihn in Gegensatz zu den Königen

*Qui prétendent conduire à la félicité*
*Les nations tremblantes*
*Par les routes sanglantes*
*De la calamité!*

Wie scharf und geschickt der König auf diese Angriffe antwortete, mit denen er endlich verschont zu werden gehofft hatte, ist erst vor kurzem bekanntgeworden durch die neu aufgefundene hochbedeutende *Ode au sujet des jugements que le public porte sur ceux qui sont chargés dans la société civile du malheureux emploi de politiques. A Mr. de Voltaire.* Koser hat sie vortrefflich übersetzt und erklärt in einer Akademie-Geburtstagsrede[1] und jetzt von neuem in dem eben erschienenen 'Hohenzollern-Jahrbuch' 1912. Die Ode ist eine poetische Rechtfertigung des schlesischen Krieges und des Breslauer Friedens, des Abfalls von Frankreich, also des Vertragsbruchs, und 'ein Epilog zum Antimachiavell ..., noch keine Absage, doch schon eine Abkehr von ihm', wie Koser sagt. Wenn Friedrich in früheren Gedichten gezeigt hat, wie sein Gewissen durch den Krieg bedrückt war, so richtet er sich jetzt, den Vorwürfen Voltaires gegenüber, hoch wieder auf zu seiner Rechtfertigung. Und wenn auch Koser die vier Bedingungen, unter denen Friedrich einen Vertragsbruch für erlaubt hält, im Breslauer Frieden nicht als völlig erfüllt ansehen kann, der König war von der Berechtigung seines Vertragsbruchs überzeugt, und er hatte lange und schwer mit sich selbst gekämpft. Man kann wahrlich nicht von ihm sagen, dafs er skrupellos Verträge gebrochen habe, wie dies auch wieder von Sakmann in einem sonst so trefflichen Buche wiederholt wird. Friedrich hält viel von seiner grofsen Ode in vierzehn siebenzeiligen Strophen. Er nennt sie 'eine der ersten Oden, worin so viel von Politik gesprochen wird' — die Minnesänger kennt er ja nicht — und 'glaubt, die Sprache der Gerechtigkeit und Unschuld werde dies Stück Poesie immer wertvoll machen, selbst wenn die Verse nicht so harmonisch seien wie wünschenswert'. Voltaire äufsert sich über das gegen ihn gerichtete Gedicht nur sehr kurz: 'Ein ganz neuer Stoff, voll von wahrer erhabener Poesie und Philosophie.' Die Ode beginnt mit einem Quousque tandem an den falschen Freund, der, von einem Dämon besessen, seine unsterbliche Leier um der Tochter der Cäsaren willen entweiht. Die beiden folgenden Strophen richten sich gegen die Lügenpapageien, die Zeitungsschreiber, denen der Pöbel glaubt. Die vierte Strophe hat Koser in seiner Übersetzung weggelassen, offenbar, weil sie nicht ganz klar ist. Friedrich vergleicht nämlich die Leute, die gegen

[1] Sitzungsberichte der Königlich Preufsischen Akademie der Wissenschaften 1908, IV.

Digitized by Google | Original from PRINCETON UNIVERSITY

alle Einwände und Gegengründe blind und taub sind, mit einem Blinden, von dem er sagt:

*Et tel dans la nuit sombre*
*L'aveugle prend son ombre*
*Pour les rayons du jour.*

Ich glaube, dafs Friedrichs tüdeske Muse mit *ombre* den schwachen Lichtschein meint, den Blinde haben können. *Ombre* ist in übertragener Bedeutung = *légère apparence,* und dieses = *faible lueur.* So ist er wohl dazu gekommen, *ombre* = *faible lueur* zu setzen. Dann würde der fragliche Vergleich nicht nur verständlich sein, sondern auch guten Sinn haben: 'So hält auch der Blinde in der dunklen Nacht seinen schwachen Schimmer für die Strahlen des Tageslichts.'

In der fünften Strophe zieht die Veritas mit eigener Hand aus seiner heiligen Höhle den politischen Schurken hervor — Fleury ist noch nicht genannt, aber gemeint. Pallas ruft vom Olymp dem Dichter zu: Kläre alle auf, die die Lüge verführt hat! Räche das von der Hölle verdunkelte preufsische Banner, damit die Verleumdung verstummt! Darauf erstattet Friedrich Bericht über seinen Krieg und seinen Breslauer Frieden. Zwei Strophen sind den Österreichern gewidmet, 'den grausamen Usurpatoren einer alten Erbschaft':

*Leur sceptre durement gouverna mes Etats,*
*Mais le droit innocent fortifia mes pas,*
*Et la reine d'Hongrie*
*Perdit la Silésie*
*En moins de deux combats.*

In den drei folgenden Strophen wird der treulose Fleury von neuem gebrandmarkt, der französische Atlas in der alten Louvrehöhle,

*Fils d'Apollon, d'Isis et de Machiavel*
*De qui l'âme est divine et le corps immortel.*

Koser hat wohl an den zwei Vätern Anstofs genommen. Er übersetzt sehr geschickt:

Unsterblich ist sein Leib, die Seele göttlich hell,
Dank Isis und Apoll, und dank Machiavell.

Dies ist durchaus dem Sinn entsprechend. Denn es kommt darauf an, auszudrücken, dafs Fleury der Isis, dem Symbol der Lebenskraft, seine neunzig Jahre, dem Apoll seine Helligkeit und dem Machiavell seine Lügenkunst verdankt.

Fleury — so heifst es nun weiter — glaubte schon Europas Diktator zu sein, und er hätte auch den Kaiser (Karl VII.) getäuscht. 'Da kam ich, in der peinvollen Erwartung dieses niederschmetternden Schlages, dem Ungetreuen zuvor (Fargis in Wien ist einer meiner Zeugen für die Untreue). Ich liefs Fleurys

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

blutige Pläne im Stich und überliefs in tiefem Frieden die Welt ihren Tyrannen.'

Zu Fargis macht Friedrich selbst die Anmerkung: *furet politique dont le cardinal s'est servi à Vienne.* Fleury hat die Mission dieses Spürhundes abgeleugnet, und Koser meint dieser Ableugnung Glauben schenken zu müssen; aber wenn er auch Fargis als mythische Person bezeichnet, Friedrich glaubte fest daran, dafs Fleury durch Fargis in Wien hinter seinem Rücken unterhandelte, und dies ist moralisch das Entscheidende, um einen Vertragsbruch zu rechtfertigen.

In der folgenden Strophe wird, wie Koser sagt, der Grundgedanke der Ode, die Abwehr der unbilligen Urteile über die mit dem unglücklichen Beruf des Staatsmannes betrauten Personen, wieder aufgenommen und in melancholischer Klage zusammengefafst. Sehen wir näher zu. Wir erwarten den Gedanken: So habe ich Fleurys Trug aufgedeckt und meinen Abfall vom französischen Bündnis gerechtfertigt. So habe ich gezeigt, wie unbillig das Publikum, auch Voltaire, über m i c h urteilt. Statt dessen aber finden wir eine Verallgemeinerung im Plural, durch die sich Friedrich mit Fleury und anderen Staatsmännern auf eine Linie stellt und sich stillschweigend auch wieder zu den Schülern Machiavellis rechnet. Die Strophe beginnt:

*Tels sont tous ces ressorts cachés aux yeux vulgaires,*
*Ces ruses, ces projets, orgueilleuses chimères.*

Koser übersetzt:

Triebfedern spielten hier, profanem Blick verhüllt,
Chimären wirr und wild, Entwürfe trugerfüllt.

Ist es hier zweifelhaft, ob der Dichter nur an Fleurys Listen, oder auch an seine eigenen denkt — ich glaube das letztere —, so schliefst er im folgenden jedenfalls sich selbst mit ein:

*Et tels sont les mortels que la terre a pour dieux,*
*Au dehors adorés, et méprisés chez eux,*

Ihr armen Sterblichen! Als dieser Erde Götter
In Anbetung verehrt, und doch das Ziel der Spötter.

Die Übersetzung gibt den Gegensatz *au dehors — chez eux* nicht wieder und schwächt das *méprisés* ab. Das *méprisés chez eux* aber scheint mir wesentlich, um die auch gerade von Koser hervorgehobene Abkehr der Ode vom Antimachiavell zu stützen. Die draufsen angebeteten Politiker werden b e i s i c h verachtet, u n t e r e i n a n d e r oder i n i h r e m e i g e n e n I n n e r n: beides kann in *chez eux* liegen, und beides liegt wohl auch hier vor in dem vielleicht absichtlich mehrdeutigen Ausdruck. Oft hat Friedrich von dem Kardinal und dieser von jenem *fourbe* gesagt. Wir sahen, wie Friedrich mit schwerem Herzen im

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Mai 1741 einsah, dafs er es werden müsse. Dafs er solches der Not gehorchende Treiben selbst verachtete, gereicht ihm wahrlich nicht zur Unehre. Friedrich war oft 'erschreckend offen gegen sich selbst', heifst es einmal bei Koser.

Der Schlufs der Strophe sagt nun noch von diesen, im Titel schon als 'mit unglücklichem Amt betraut' bezeichneten Politikern:

*Que toujours la malice*
*Rendit le sacrifice*
*Des langues d'envieux.*

**Den Lästerzungen allen**
**Als Opfer heimgefallen**
**Harrt ihr umsonst auf einen Retter.**

Dies richtet sich, wie die Zueignungsstrophe nachher noch ausführt, gegen das Publikum, vor allem gegen Voltaire, der Friedrich jetzt mit Bosheit überhäuft hat. Das Opfer aber ist nun nicht blofs Friedrich, sondern auch Fleury, da er im vorhergehenden auch mit eingeschlossen war. Er ist im geheimen ja auch von Voltaire oft genug gegeifselt worden. Eine grofsartige Vorurteilslosigkeit zeigt der aufrichtige scharfe Denker in dieser Strophe. Und so verstehen wir nun auch Kosers Ausführungen über die Ode, wenn er sagt: 'Noch ganz im Ton des Antimachiavell gehalten, noch keine Absage an den Antimachiavell, bezeichnet die Ode doch schon eine Abkehr von ihm — mit ihrem stillschweigenden Zugeständnis, dafs es nicht klüglich, nicht ratsam ist, anders zu handeln als die andern. Diese Nutzanwendung, welche die Ode ... dem Leser überläfst, sie macht der König das Jahr darauf in dem Vorwort zu dem ersten Entwurf seiner Memoiren ohne Rückhalt, mit schneidender Schärfe.' Koser macht dann darauf aufmerksam, dafs Friedrich gerade in jenen Tagen am Schlufs des ersten schlesischen Krieges in einem Briefe an Jordan 'auf Grund seiner ersten praktischen Erfahrungen die vielumstrittene, aber im Antimachiavell noch nicht gewürdigte Grenze zwischen öffentlicher und privater Moral zu bestimmen versuchte' und dabei ausführte, dafs er sich selbst und seine Verpflichtungen opfern müsse, wenn diese dem Wohlergehen seiner Untertanen widerstreiten. Endlich zitiert er die völlige Absage an den Antimachiavell aus dem zehn Jahre späteren Politischen Testament von 1752, wo Friedrich klar bekennt: 'Machiavell sagt, dafs eine uneigennützige Macht inmitten ehrgeiziger Mächte unfehlbar zugrunde gehen würde; es tut mir sehr leid, aber ich bin genötigt, einzugestehen, dafs Machiavell recht hat.'

Die letzte Strophe unserer Ode erzählt einfach Phaëtons Schicksal mit dem Zusatz, dafs man sich an ihm ein Beispiel nehmen müsse. Der König will den Krieg offenbar nicht über seine Kraft hinaus ausdehnen. Koser hat diese Schlufsstrophe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

in seiner Übersetzung weggelassen, ebenso den auch an Voltaire gerichteten Envoi, der diesen daran erinnert, daſs die Kritik die Tochter des Müſsiggangs, der Bosheit und der Selbstgefälligkeit sei. Im Grunde der Seele gestehe man sich, daſs man oft tadle, was nur aus Not geschehe. So werde auch Voltaire sagen, wenn er nun Friedrichs System kenne: *Si j'eusse été de lui, j'en aurais fait de même.* Drastisch erläutert dies noch näher der Begleitbrief: 'Hätten Sie seinerzeit eine Armee gehabt, so wäre sie unfehlbar gegen Desfontaines, Rousseau, Van Duren und Konsorten marschiert.' Hiermit hatte der junge König seinem alten Mentor gründlich heimgeleuchtet, der, soviel wir wissen, nichts weiter über die Ode an Friedrich schrieb als die schon zitierten Worte: *S. M. connaît bien les injustices des hommes qui se mêlent de juger les rois, et son ode sur cette matière tout neuve est pleine d'une poésie et d'une philosophie vraie et sublime.* Seine Erklärung der Ode abschlieſsend, sagt Koser: 'Der Philanthrop glaubte dem jungen Herrscher eine Fessel angelegt, den Jünger der Aufklärungsphilosophie auf ihre Staatstheorie und ihren Moralkodex verpflichtet zu haben; aber er hat die Fessel, in die ihn ein Voltaire verstricken wollte, zerrissen wie eine flächserne Schnur. Der Philosoph auf dem Throne, mit seiner durchaus reflektierenden Art, hat doch die frische Farbe der Entschlieſsung nicht verloren; er besaſs den Willen und die Kraft, nach dem Wahlspruch aus der Renaissancezeit "resolut zu leben" ... Den sentimentalen Idealismus Voltaires ersetzte Friedrich für sein Handeln durch einen Idealismus härterer Art, durch die unbedingte Unterwerfung seiner Persönlichkeit unter das Gebot des Staatswohls.'

Bei der Zusammenkunft in Aachen im September 1742 erschien Voltaire wieder als Spion, und bei seinem sechswöchentlichen Aufenthalt in Berlin und Bayreuth im August bis Oktober 1743 sogar als b e z a h l t e r Spion: 8000 Franken! Nach der Abreise fiel das zum Teil erst jetzt bekanntgewordene Wort des Königs: *Trêve de politique, et cela pour toujours. Veuillez rester dans votre sphère.* Nachdem Voltaire den König monatelang mit dem Versprechen eines längeren Besuches genarrt hatte, brach Friedrich den Briefwechsel 1744 für mehrere Jahre ab, ein Bruch, der bis jetzt ziemlich übersehen worden ist. Ohne Voltaire zog er in den zweiten schlesischen Krieg, ohne einen Mephisto an der Seite machte er die schwerste Krisis von 1744 bis 1745 durch, ohne Ankränkelung von des Gedankens Blässe überwand er seine Fehler und Miſserfolge, das geschwundene Vertrauen von Soldaten und Offizieren, 17000 Deserteure. Mit übermenschlichen Anstrengungen der eigenen Kraft, des eigenen Geistes und der eigenen Arbeit, die ihm der kategorische Imperativ der Pflichterfüllung gebot, rang er sich durch zu dem

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

europäischen Helden von Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf. Und dazu halt die Befreiung von Voltaire, die mit einer völligen poetischen Ebbe Hand in Hand ging. Nur verschwindend wenige Verse sind in dieser Zeit entstanden, von eigentlichen Gedichten nur die beiden Totenklagen um seine beiden besten Freunde Jordan und Keyserlingk.

Um so mehr konnte sich Friedrich in den folgenden Friedensjahren der Poesie widmen. Als Voltaire 1750 zur Korrektur in Berlin erschien, lagen drei Bände Gedichte gedruckt vor. Leider ist von den Korrekturen bis jetzt immer noch nichts weiter herausgegeben als die Auswahl, die Koser vor einigen Jahren veröffentlichte. Und leider sind die früheren, nicht von Voltaire verglätteten Lesarten, die meist viel poetischer und kraftvoller, wenn auch unfranzösischer sind, in der neuesten und besten Ausgabe von Preufs nicht mit abgedruckt und noch viel schwerer zugänglich als diese Ausgabe selbst, die nun auch völlig vergriffen ist und gar viele Fehler enthält.

Wenn unter den Gedichten Friedrichs nun fast nichts im zweiten schlesischen Kriege entstanden ist, so haben doch nachher die Siege dieses Krieges zu den schönsten patriotischen Dichtungen Friedrichs den Stoff geliefert. In der hochbegeisterten Ode an die Preufsen, in der er ermahnt, nicht stillzustehen im Frieden, erinnert er daran, dafs unser Geschick in unseren Händen liegt, wie er es eben bewiesen hatte. In der grofsartigen Epistel an Stille: *Sur l'emploi du courage et sur le vrai point d'honneur* preist der Feldherr in hohem Schwung die gefallenen Offiziere, die mehr als alle Griechen und Römer geleistet haben. Und in dem komischen Epos *Le Palladion,* das mit Unrecht gewöhnlich mit dem Worte 'frivoler Faschingsscherz' abgetan wird, zerzaust der übermütige Satiriker mit detaillierter Sachkenntnis nicht nur die zechenden und immer ausreifsenden Österreicher, sondern die ganze nichtsnutzige, verkehrte Welt, die wirkliche und die imaginäre, Himmel, Erde und Hölle. Dies scherzhaft *Poème grave* titulierte Epos ist ernster als man denkt. Denn auf der Folie all der schlecht regierten Staaten erhebt sich, unausgesprochen, der einzig gut regierte Staat des besten Regenten der damaligen Welt. Wir sind glücklich, dafs wir ihn den unsrigen nennen dürfen.

Steglitz. W. Mangold.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Peut-être.

*Il viendra peut-être.* Es scheint darüber nichts Neues zu sagen zu sein. Die Wendung scheint völlig durchsichtig. Die Worteinheit *peut-être* 'vielleicht' entstanden aus der Wortgruppe *peut être* 'kann sein'. So wird der Ausdruck ja allgemein erklärt. So deutet Littré (*3e personne du présent du verbe pouvoir, et être: cela peut être*). So die Verfasser des Dictionnaire Général (*adverbe qui signifie par ellipse cela peut être,* wobei mit dem Ausdruck 'Ellipse' wieder einmal Mifsbrauch getrieben ist). So Meyer-Lübke, *Roman. Syntax* § 536 u. a. Auch Lindberg, *Les locutions verbales figées dans la langue française,* Upsala 1898, S. 93 ff. bietet in der Hinsicht nichts Neues, obwohl er eigentlich Veranlassung hatte, dem *peut-être* etwas näher auf die Finger zu sehen.

Wie alt ist die Erscheinung? Das eine ist sofort klar. In der heutigen Zeit kann sich die Wendung nicht herausgebildet haben. Hätte die Sprache sie erst heute geschaffen, dann würde sie lauten: *il viendra, cela peut être.* Ein *il peut être* nach der Aussage wäre nicht möglich; und *peut être* ohne *il* erst recht nicht; denn die Fälle, in denen wir ein solches *il* nicht haben, sind alle entstanden zu einer Zeit, wo dieses *il* noch nicht nötig war: *mieux vaut, autant vaut, peu s'en faut, à Dieu ne plaise, soit que* usw.

In der Tat ist die Erscheinung schon altfranzösisch anzutreffen. Man würde auch in der alten Sprache sagen können: *il vendra, puet estre.* Nach der Aussage: *Diex, qui puet cis chevaliers estre, Il se conbatera, puet iestre* Rigomer 1169. Eingeschoben in die Aussage: (Eneas spricht) *parler pueent ensenble andui* (Turnus und Lavinia), *S'amor li a, puet estre, ofert Si com' a mei tot en apert* Eneas 9002. Eingeschoben zwischen Protasis und Apodosis eines irrealen Satzgefüges: *Ja se desfendu ne lor fust, Puet estre, entre eus amors n'eüst* Lai de l'Esperv. Mont-Rayn. V 46. Hier fällt das vorhin geäufserte Bedenken fort; denn afrz. ist ja das dem deutschen 'es' entsprechende *il* nicht nötig. Ja, es ist zunächst überhaupt nicht vorhanden. Die ältesten Denkmäler kennen es nicht. Erst der Alexius (um 1040 verfafst) zeigt in seinen 625 Versen zwei Stellen bei *estre* mit Prädikativ: *Quant li jurz passet et il fut anuitet* (*ie*-Assonanz) 11 a und *Chi chi se doilet, a nostr' os* (= *ues*) *est il goie* 101 c (in der Inversion), s. auch Horning, *Rom. Studien* 4, 229 ff. und Meyer-Lübke, *Roman. Syntax* § 338, bei dem ich meine Ansicht wiederfinde, dafs *il* (= es) nichts anderes als die männliche Form *il* ist, die ihre Existenz

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

dem Parallelismus von *porte* : *il porte, vient* : *il vient* usw. verdankt. So stellt sich neben *pluet,* wie es zunächst allein heiſst, schlieſslich auch, rein mechanisch, *il pluet* ein. *il* heiſst nicht 'es'. Es ist Formenwort ohne jeglichen Inhalt. Und wenn dieses *il* zuerst bei *estre* + Prädikativ auftritt, so wird das seinen Grund darin haben, daſs mit einer Form von *estre* ein Aussagesatz ja nicht beginnen kann. *est escrit* an der Spitze des Satzes ist unmöglich; *escrit est* nicht immer verwendbar. So tritt unter Umständen *il est escrit* in Erscheinung. So heiſst es, was uns hier besonders interessiert, im Rolant 3913 *il ne poet estre qu'il seient desevret.* Es hätte auch heiſsen können, wenn der Vers es zulieſse: *ne poet estre* 'es kann nicht sein'.

So scheint denn *puet estre* für die alte Zeit bedeuten zu können 'es kann sein'. Und doch ist das unmöglich. Wir haben die Wendung in den beiden letzten Beispielen als eingeschobenen Satz angetroffen. Im eingeschobenen Satze aber bleibt afrz. die Wortstellung genau dieselbe, wie wenn der Satz für sich stünde, z. B.: *Il avint, pres a de set anz, Que je seus come païsanz Aloie querant avantures* Chlyon 175; *a pres de set anz* wäre unmöglich; *On dit, piece a, que li mestiers Aprent l'home* (l. *l'ome*) *et la grant sofraite* Ombre 202, *a piece* wäre nicht zulässig; *La femele, ceo m'est avis, Porte deus anz, quant ele est preinz* Best. 3190 (Reinsch); *Si ont, telz y a, fianchié Et, telz y a, sont repairié* Sone 569 usw.

Wenn also *puet estre* als eingeschobener Satz 'kann sein' bedeuten soll, dann müſste man auch für sich sagen können *puet estre* 'es kann sein'. Und das ist unmöglich. Das ist der Grund, warum ich vor Jahren an der allgemein üblichen Erklärung irre wurde. Wir wissen durch Tobler, daſs kein Aussagesatz mit dem Hilfsverbum *avoir* oder *estre* beginnen kann. Das ist heute eine Binsenwahrheit geworden. Dagegen scheint noch sehr wenig bekannt zu sein, daſs auch mit den modalen Hilfsverben *pooir, devoir, voloir, savoir, estuet* und ähnlichen kein Aussagesatz beginnen kann (doch hat es Meyer-Lübke in seiner *Roman. Syntax* § 724 richtig beobachtet). 'Er kann kommen' heiſst afrz. zu Anfang des Aussagesatzes nie und nimmer *puet venir,* sondern *venir puet* oder *il puet venir,* oder es muſs irgend etwas voraufgehen, z. B. das Adverb *bien*: *bien puet venir, or puet venir* u. dgl. Ein paar Belege: *Savoir poëz que joie an orent* Erec 6589 'ihr könnt euch denken'; *Passer devons en Engleterre* Vil. Mire Mont-Rayn. III 161; *Sustenir voeill trestut mun parentet* Rol. 3907; *A une part Tydeüs sist; Oïr poëz que il en dist* RTheb. 4185; «*Dame*», *font il,* «*ço est a cois Tos li miudres des chevaliers; Servir le devés volentiers* Veng. Raguidel 2038. Oder das Subjektspronomen tritt hinzu: *il puet bien estre que Turnus a de s'amor o tant o plus* En. 8999. Oder, und das zeigt sich sehr häufig, es steht ein Adverb an der Spitze: *Bien vuel morir puis que le* (= *la* 'die Würde') *pert* Veng. Raguidel 47; *Bien doit sires et haus hom estre* Julian 1772; *Mult deit estre tenu a ber, Qui de ces treis*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*se poet garder* Best. 4109; *Tost puet on estre a mauvais plait* RTheb. 3503. Oder ein anderes Wort: *Seürs puez estre de morir* Troie 1403. Und was für das Altfranzösische gilt, gilt auch für das Provenzalische. 'Ihr müſst tun' heiſst *far devetz* oder *vos devetz far* oder *be devetz far*, z. B.: *Cantar vuolh amorosamen* FRomans IV 1; *Far vuelh un nou sirventes* eb. VI 1; *La pelz li rua, hec lo kap te tremblant, Morir volria* Boeth. 116. Oder es geht das Subjektspronomen vorauf: *Maistre, voles vos aurir? Jeu vuelh que nos autres anem A la tencharia* Appel, *Chrest.* 9, 182. Oder ein anderes Wort: *Be degra ma domna chauzir, Cum sui tornatz en sas merces* PVidal 24, 33; *Ben dei Dieu merceiar, Pos vol que sanz e fortz Puesc' el païs tornar* Appel, *Chrest.* 75, 13; *Aisi poiras montar en pres* Flam. 134 usw. Gegen das Gesagte sprechen nicht Stellen wie: *il prent la resne, vost monter par l'estrier* Folque de Candie 79. Hier wird die Stellung *vost monter* nur darum möglich, weil *il* vor *prent* auch zu ihm gehört. Ginge *il prent la resne* nicht vorher, dann würde es heiſsen: *monter vost par l'estrier.* Ähnlich erklärt sich *Los draps geteron del pairol Et meron los en mieg del sol, Volgron los a Jozep mostrar* Appel, *Chrest.* 9, 197. Hier gehört *Los draps* auch noch zu *Volgron* etc. und wird durch *los* pleonastisch wieder aufgenommen. Darum setze ich hinter *sol* ein Komma, nicht ein Semikolon, wie Appel.

Nun kommt *puet venir* an der Spitze des Satzes freilich auch vor, aber dann ist es eine Frage, keine Aussage. *puet venir* zu Anfang des Satzes heiſst stets 'kann er kommen?', was von Herausgebern alter Texte öfter verkannt worden ist. Z. B. Rol. 565 (Marsilie spricht zu Guenelon) *Quatre cenz milie chevaliers puis aveir; Puis m'en cumbatre a Carle et a Franceis.* Den zweiten Vers faſste Th. Müller als Aussage, setzte dahinter einen Punkt. Aber der folgende Vers zeigt, daſs es eine Frage ist: *Guenes respunt: Ne vus a ceste feiz!* Also: 'Kann ich damit gegen Karl und die Franzosen kämpfen?' Und so setzt denn Stengel in seiner kritischen Ausgabe mit Recht ein Fragezeichen nach *Franceis,* wie denn auch die fremdländischen Versionen eine Frage bieten. Auch Schultz-Gora hatte in der Ch. de S. Gille 15 *Doit bien avoir li vilains honte, Qui requiert fille a chastelain* als Aussage gefaſst. Vielmehr: 'Muſs der Bauer (nicht) Schande erleben, welcher die Tochter eines Schloſsherrn zum Weibe begehrt?', wie ich in der Rezension *Zs. f. frz. Sprache* XXV ² 5 gesagt habe. (In der eben erschienenen zweiten Auflage von Schultz-Gora angenommen.) Die Aussage würde lauten: *Bien doit avoir li vilains honte.* Ist hier die Korrektur schon vorgenommen, so hat sie für manche andere Stelle erst noch zu erfolgen. So im Adamspiel (2. Auflage). Der Teufel fragt Adam: 'Wie geht es dir denn?' Adam erwidert: 'Mir geht es gut.' Und der Teufel fährt fort (115): *Poet estre mielz.* Adam: *Ne puis saver coment.* Der Punkt hinter *mielz* ist mit Unrecht gesetzt. Er muſs durch ein Fragezeichen ersetzt

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

werden. Der Teufel fragt: 'Kann es (nicht) besser sein?' A.: 'Ich weiſs nicht, wie.' Und so nehme ich auch Anstoſs an der Interpunktion in einem sehr bekannten Gedicht, das so oft durchgenommen und von allen Seiten betrachtet ist, daſs man meinen sollte, hier gebe es philologisch nichts mehr zu tun. Ich meine den dritten und vierten Vers der Eulalia: *Voldrent la veintre li Deo inimi, Voldrent la faire diaule servir.* Darin sehen alle Herausgeber eine Aussage, 'die Feinde Gottes wollten sie überwältigen, wollten sie dem Teufel dienstbar machen'. Aber die Wortstellung läſst das nicht zu. *Voldrent* an der Spitze zwingt mich, darin eine lebhafte rhetorische Frage zu sehen: 'Wollten (nicht) die Feinde Gottes sie überwältigen, wollten sie sie (nicht) dem Teufel dienstbar machen?'.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daſs *puet estre* von Haus aus eine Frage ist. *Il vendra, puet estre* heiſst ursprünglich: 'Er wird kommen. Kann's sein?'. Und diese Auffassung wird dadurch gestützt, daſs man nicht nur *puet estre* gesagt hat, sondern auch *puet ce estre, puet c'estre* und, noch öfter, *puet cel estre.* Wo wir von einem Texte mehrere Handschriften haben, wechseln diese gewöhnlich mit den verschiedenen Wendungen ab. Die Wendung steht nach der Aussage: (Ich glaube nicht, daſs je ein Gefangener, der fürchten muſste, seinen Kopf zu verlieren) *Amast an si fole meniere, Don il ne fera ja proiiere Ne autre por lui, puet cel estre* Chlyon 1513. Hier hat eine Handschrift *puet ce estre,* was an sich auch richtig ist. Oder: *Dex l'amena a cest estor Por nos delivrer, puet cel estre* Julian 1770. Eingeschoben: *a l'espee, puet cel estre, Ne sera il mie ses mestre; Qu'onques n'an pot mestre trover* Clig. 4901. Auch hier hat eine Handschrift *puet ce iestre.* Hier haben wir ein Subjekt in der uns beschäftigenden Wendung. Und dies steht da, wo das Subjekt im Fragesatz zu stehen pflegt, hinter dem Verbum. *puet estre* verhält sich zu *puet ce estre* wie *puet venir?* zu *puet cil venir?* 'kann das sein?' Dagegen würde 'das kann sein' heiſsen *ce puet estre.* So hat in dem Chlyon 1515 eine Handschrift *che puet estre.*

Was das *cel* in *puet cel estre* betrifft, so hatte Horning, *Rom. Studien* 4, 250 gemeint, man habe zunächst *puet ce estre* gesagt und dann, um den Hiat zu vermeiden, *ce* und *cel* zusammengeworfen, wie er sich ausdrückt. Davon kann natürlich keine Rede sein, wird Horning wohl auch heute nicht mehr aufrechthalten. *puet ce estre* ist nicht bloſs zu erschlieſsen. Es ist vorhanden. Aber von da führt kein Weg zu *puet cel estre.* Ein *l,* das eingeschoben wäre, um den Hiat zu beseitigen, gibt es nicht. Und warum sollte das gerade nur in der Wendung *puet ce estre* eingeschoben sein? *ce* gehört ja zu den Wörtchen, deren auslautender Vokal vor anlautendem Vokal des folgenden Wortes in alter Zeit bleiben oder fortfallen kann. Will die Sprache den Hiat in der fraglichen Wendung beseitigen, dann sagt sie eben *puet c'estre.* So scheint denn nichts anderes übrig zu bleiben, als in dem *cel* den Rest eines alten Neutrums ecce ĭllum



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(st. illud) 'jenes' zu sehen, wie man das wohl heute allgemein annimmt. Ganz ohne Bedenken ist es freilich nicht. Ein Neutrum *cel* kommt afrz. gelegentlich vor, aber nicht auf dem Gesamtgebiet der afrz. Mundarten, sondern nur in nordwestlichen Denkmälern und im Anglonormannischen (s. Foerster zu Chlyon 1403). Es steht z. B. im RThebes 3964: *Mais icel fu estre lor gré,* wo andere Handschriften *ice* oder *ce* haben; 2227: *Quant la pucele cel* (nur eine Handschrift) *oï, A merveille s'en esjoï.* Die in Betracht kommenden Verse stellt Constans in seiner Ausgabe II CII zusammen. Chrétien aber kennt meines Wissens dieses Neutrum nicht. Und doch hat er *puet cel estre.* Man müſste also etwa annehmen, daſs in früherer Zeit auch im Champagnischen *cel* als Neutrum vorhanden war, und daſs es sich im 12. Jahrhundert nur noch in der Wendung *puet cel estre* erhalten habe, was ja nicht unmöglich wäre. Auch Foerster zu Chlyon 1403 meint, es sei nicht sicher, daſs *cel* in der uns beschäftigenden Wendung wirklich Neutrum sei, in Handschriften werde gelegentlich *puet cele estre* ausgeschrieben, und verweist auf Diez III 48, scheint also für möglich zu halten, daſs *cel* vor Vokal Schreibung für *cele* ist und dieses im Sinne des Neutrums verwendet sei (vgl. Tobler zu Vr. An. 2). In den Glossaren zu Chlyon und zu Cligés dagegen bezeichnet er *cel* als Neutrum.

Wäre es denn aber so ganz unmöglich — ich äuſsere das mit aller Zurückhaltung, obwohl ich es seit Jahren mit mir herumtrage —, daſs in dem *cel* etwas ganz anderes steckt, daſs *puet cel estre* zusammengewachsen ist aus *puet c'el estre,* d. i. *puet ce el estre? el* das bekannte Wort, das 'anderes' bedeutet. Dann würde die Wendung ursprünglich bedeutet haben: 'kann das anders sein?'. *il se combatera, puet cel estre* wäre dann von Haus aus = 'er wird kämpfen. Kann das anders sein?', d. h. 'gewiſs, ohne Zweifel wird er kämpfen'. Und sicher ist, daſs man an mehr als einer afrz. Stelle mit der Bedeutung 'gewiſs' gut auskommen würde, z. B. in der vorhin angeführten Stelle aus dem Cligés 4901 'im Schwertkampf wird er ihm gewiſs nicht überlegen sein', oder in der im Julian 1770. Da nun aber *ce el* zusammengewachsen, dem Sprechenden nicht mehr durchsichtig war, so wäre begreiflich, daſs durch die daneben bestehende, fast gleichlautende Wendung *puet ce estre* die ursprüngliche Bedeutung 'gewiſs' von der Bedeutung 'vielleicht' verdrängt wurde; denn daſs *puet cel estre* afrz. auch 'vielleicht' bedeutet, ergibt sich aus den Übersetzungen aus dem Lateinischen, so in den beiden von Godefroy angeführten Stellen aus der alten Psalterübersetzung: *E si cist chi aveit haït mei, sur mei granz choses oüst parlet, je me reposisse put cel estre de lui* Lib. Psalm. Oxf. LIV 13, wo *put* (= *puet*) *cel estre* das lateinische *forsitan* wiedergibt (*Et si is qui oderat me, super me magna locutus fuisset, abscondissem me forsitan ab eo*) und *Pur neient put cel estre les enemis d'els oüsse humilied* eb. LXXX 13 (*Pro nihilo forsitan inimicos eorum humiliassem*).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Führt so die Kenntnis der alten Wortstellung gebieterisch dazu, in *puet estre* eine ursprüngliche Frage zu sehen ('er wird kämpfen, kann's sein?'), so ist eine solche Frage syntaktisch auch wohl begreiflich. Es ist eine Frage, auf die man keine Antwort erwartet, auf die oft auch keine Antwort gegeben werden kann, weil niemand da ist, der antworten könnte. Solche rhetorischen, affirmativen Fragen, wo wir eher negative gebrauchen würden, kamen in der alten Zeit und kommen noch heute nicht selten vor. In der *Zs. f. frz. Spr.* XXV² S. 5 hatte ich angeführt: (die Bauersfrau weckt ihren Mann) «*Sire*», *dist el*, «*ja est matin: Est beau tens d'aler au molin?*» Segr. Moine Mont-Rayn. V 237 'ist es nicht rechte Zeit?'. Dazu waren nfrz. Parallelen gestellt, z. B. *mais ça, le* — von Daudet absichtlich gedruckt — *gorge, les épaules... — Est-ce blanc? Est-ce dur?* Daudet, *Sapho* 177 'Ist das nicht weiſs?' im Sinne von 'das ist doch ganz gewiſs weiſs!' Und so sehr häufig in der Umgangssprache. Altfranzösische Belege hatte schon A. Schulze, *Fragesatz* S. 27 gegeben, neufranzösische Tobler, *Verm. Beitr.*² 3, 21.

Nun soll keineswegs behauptet werden, daſs die Wendung afrz. noch immer im eigentlichen Sinne gebraucht wurde. Gewiſs hat man eine Verdunkelung des ursprünglichen Sachverhaltes durchaus anzuerkennen. Dafür spricht, wie A. Schulze *Zs. f. rom. Phil.* 24, 138 hervorgehoben hat, die wiederholt begegnende Schreibung *puecestre* in der Berliner Handschrift der Predigten des h. Bernhard, lat. *fortasse* wiedergebend. Dafür spricht auch der Umstand, daſs man immer nur das Präsens antrifft, nie *pooit estre, pooit cel estre.* Die Wendung ist ja erst im 12. Jahrhundert nachweisbar. Die ältesten Denkmäler kennen sie nicht. Auch der Alexius nicht. Ebensowenig Rolant, Gormont, KReise. Sie begegnet auch in der ChGuillelme nicht, die nach Suchiers Ansicht um 1080 verfaſst ist. Und als die Ausdrucksweise im 12. Jahrhundert erscheint, existiert das Französische schon länger als drei Jahrhunderte.

Aber in Fällen wie *il se conbatera, puet estre* hindert im Grunde, soviel ich sehe, nichts, den ursprünglichen Sachverhalt anzunehmen und ihn in der Schrift durch ein Fragezeichen anzudeuten: 'er wird kämpfen. Kann es nicht sein?' Geht die Wendung der Aussage vorauf, so steht im Grunde derselben Annahme auch nichts im Wege: *Puet estre? il se conbatera*; vgl. heute *N'est-ce pas? mon ami, je vous le confiais tout à l'heure* Zola, *Fécondité* 39; *Du moment que mademoiselle votre fille est guérie, n'est-ce pas? cela suffit à votre cœur de père* Zola, *Lourdes* 496. Etwas schwieriger liegen die Dinge, wenn die Wendung zwischen Elemente der Aussage eingefügt ist, wie in der Stelle *S'amor li a, puet estre, ofert.* Man müſste hier *puet estre?* in Gedankenstrichen drucken, was strenggenommen nicht unmöglich wäre. Doch mag da schon Weiterentwicklung vorliegen. Und die ist ja auch begreiflich. Heiſst die Wendung von Haus aus 'kann es (nicht) sein?', so ist der Sinn dieser rhetorischen Frage



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

jedenfalls 'es kann sein'. Und weil das der Sinn ist, weil es, an eine Aussage angeschlossen, auch heifsen könnte: *ensi puet estre,* so wird schon afrz. die ursprüngliche Frage mit dem Tonfall der Aussage gesprochen worden sein, *puet estre.* Die Form bleibt, der Inhalt ändert sich, wie oft. Und ein Schritt weiter: Was zunächst ein Satz für sich war, rückt nun als Anhängsel an die vorhergehende Aussage. Noch aber steht die Wendung aufserhalb der Aussage, steht gleichsam an der Tür draufsen. Und schliefslich schlüpft sie in die Aussage hinein: *S'amor li a, puet estre, ofert.*

Dafs eine ursprüngliche Frage ihren Frageton verliert, kommt auch sonst vor. Wir sehen das sich vor unseren eigenen Augen im Französischen vollziehen. Ich erinnere an *vois-tu, voyez-vous, sais-tu,* die Fragen sind und daneben Fragen bleiben, und die, eingeschoben in eine Mitteilung oder ihr vorausgehend, ihren Frageton ganz verlieren: *c'est que, voyez-vous, mon enfant, l'usurier, c'est terrible ... mais la femme, c'est pire!* Pailleron, *Cabotins* 22; *c'est que, vois-tu, il me manquerait encore cent francs.* Loti, *Mon frère Yves* 47; *Oh! le cœur! vois-tu, à mon âge ... il ne faut pas trop compter sur cet organe-là.* Labiche, *Petits oiseaux* III 6; *C'était ça, vois-tu, qui me rendait méchante, cette idée de départ* Daudet, *Sapho* 236; *Voyez-vous, moi, je cause avec l'un et avec l'autre.* Labiche, *La grammaire* Sc. 3; s. auch Hosch, *Flickwörter* u. *voir.* Hier ist die ursprüngliche Frage zu einem Imperativ geworden, 'denn sieh, mein lieber Junge', wie im Deutschen: *'Bist du jetzt still!'* sagt die Mutter zum Kinde. Und wehe dem Kinde, das darauf eine Antwort geben wollte. Es hat den Sinn von 'Sei jetzt still!'. Und darum wird es mit dem Befehlston gesprochen. Oder: *'Hältst du jetzt den Mund!', 'Läfst du mich in Frieden!'* So auch im Italienischen: *Fa caldo oggi, sapete? fa caldo* Fucini, *Veglie* 126. Hier steht hinter *sapete* noch ein Fragezeichen; doch ist in dem Zusammenhange, in dem wir uns hier befinden, sehr fraglich, ob das wirklich noch mit Frageton gesprochen worden ist. Das gleiche gilt für: (das Mädchen sagt zu der Frau, die sie auf dem Wege trifft) *«Vado dalla fata Morgana per la scatola del Bel-Giullare».* Die Frau erwidert: *«Poerina, la ti mangerà, sai?»* Imbriani, *Novellaja Fiorentina* 211 u. a. Und oft steht denn auch kein Fragezeichen mehr; z. B. *«Cosa vuoi, cavallina?»* Antwort: *«C'è il mago sai, dietro»* eb. 21; *Ti ringrazio che sei sempre stata una buona figliuola, sai; tanto buona* Fogazzaro, *Piccolo mondo antico* 82; *E io verrò a sentirti sai, Giulio!* Franceschi, *In Città* 426. So erscheint es denn auch nach einem Imperativ: *Non dirla più, sai, quella cosa terribile; non parlarne più* Deledda, *Edera* 36; *L'ammalata lo guardò, triste. «Credimi, sai» soggiunse «non sono fantasie»* Fogazzaro, *Piccolo m. a.* 80; *Dopo un lungo, penoso silenzio Ester sospirò e le disse sotto voce: «Va pure, sai. Andate pure.»* eb. 528.

Oder der Fragesatz wird zum Ausruf. Vorhin war erwähnt *Est-ce blanc? Est-ce dur?* Das ist noch als Frage gemeint, als Frage

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gesprochen. Aber oft genug ist die Frage dem Sinne nach so viel wie ein Ausruf. Und so erscheint in der Schrift ein Ausrufungszeichen: *elle sortit de son pas calme et résolu, derrière la petite bonne ahurie, qui s'écriait: — Suis-je bête!* Zola, *Fécondité* 181; *Oh! voyez donc ce pauvre papa, est-il content de dormir si fort!* Ders., *Lourdes* 564; *Semblaient-ils s'amuser tous! Que de beaux sourires sur ces visages de pauvres!* Rameau, *Plus que de l'amour* 6 usw. Dazu liefse sich noch mancherlei stellen.

Und schliefslich wird die Wendung zum reinen Adverb. Schwindet der Frageton, ist die Pause fortgefallen, *puet estre* angerückt an die folgende Aussage, dann steht es seiner Funktion nach schliefslich auf einer Stufe mit *assurément, sûrement* u. dgl. Ob dieser letzte Schritt schon afrz. getan ist, kann ich nicht sagen. Der Beweis wäre dann erbracht, wenn sich schon in der alten Sprache nach *puet estre* Inversion des Subjekts zeigte, was ich nicht belegen kann. Sie ist sicher da im 14. Jahrhundert: *Se paiez n'est du premier tour, Puet estre est-ce pour le meillour* Eust. Deschamps, zitiert von Lindberg 94 ohne Zahlenangabe. In der alten Zeit ruft ja das Adverb an der Spitze regelmäfsig, wenn auch nicht immer, Inversion des Subjekts hervor.

Und damit sind wir bei *peut-être viendra-t-il* angelangt. Wenn Haas in seiner schwachen *Neufrz. Syntax,* Halle 1909, § 290 sagt, dieses sei entstanden aus *peut-être? viendra-t-il?*, es seien ursprünglich zwei selbständige Fragen, so ist das falsch, wie die historische Entwicklung zeigt, denn *puet estre* erscheint ursprünglich ausnahmslos bei Aussagen, nicht bei Fragen. *peut-être viendra-t-il* sind nie zwei selbständige Fragen gewesen, ist auch nie eine Frage gewesen. Aber von der historischen Betrachtungsweise hält ja Haas nicht viel. Und doch gibt es eine sprachpsychologische Erklärung des heutigen Sprachzustandes nicht, die nicht zugleich historisch wäre. Wer nicht weifs, wie sich die Dinge herausgebildet haben, der hat wissenschaftlich überhaupt kein Recht, eine Erklärung heutiger syntaktischer Gebilde zu geben. Trifft er das Richtige, dann hat er Glück gehabt. Methodisch falsch ist er auf alle Fälle verfahren.

Neufranzösisch kann übrigens *peut-être,* auch nach dem Subjekt der Aussage stehend, Wiederaufnahme des Subjekts durch *il, elle* hervorrufen: *Cela* (das Gehörte) *peut-être venait-il même de préciser en lui quelque hantise obscure, tout ce qu'il roulait de douloureux* Zola, *Fécondité* 171.

Es ist noch ein Wort über *peut-être qu'il viendra* zu sagen. Wenn Mätzner S. 543 meinte, Sätze mit *peut-être que* seien bis auf das Subjekt vollständig, so kann ich ihm nicht zustimmen. Ähnlich äufsert sich Lücking in seiner *Schulgrammatik*³ § 376 Anm. 1; unrichtig auch Haas § 290. Das *que* ist nicht das *que,* das Subjektsätze einleitet, *peut-être* ist dabei nicht mehr in seiner eigentlichen Bedeutung empfunden; denn dann müfste der Konjunktiv stehen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(*il se peut qu'il vienne*), sondern *que* ist das *que*, das nach Adverbien der Bekräftigung sich einstellt (Tobler, *Verm. Beitr.* I 57; Meyer-Lübke, *Roman. Syntax* § 659, gegen dessen Erklärung ich mich in Vollmöllers *Jahresber.* V I 175, Sonderabdruck S. 15 geäufsert habe). Wenn *peut-être* zum Adverb geworden, dann steht es auf einer Stufe und ist innerlich verwandt mit *assurément, sûrement.* Und da man *assurément qu'il est venu* sagen kann (*Sûrement qu'elle est grosse, ça se voyait assez* Zola, *Féc.* 151), so sagt man nun auch *peut-être qu'il est venu. peut-être que* ist also erst ins Leben getreten, als *peut-être* schon Adverb der Vermutung geworden war.

Wenn so *peut-être* vom Fragesatz (über Aussagesatz) zum Adverb geworden, so gibt es dafür eine Parallele in einer anderen romanischen Sprache. Während aber im Französischen ursprünglich eine Bestätigungsfrage vorliegt, handelt es sich in der anderen romanischen Sprache von Haus aus um eine Bestimmungsfrage. Ich meine das span. *quizá* 'vielleicht', das schon Diez II[b] auf qui sapit zurückgeführt hat, was gewifs richtig ist, da der Cid 2509 noch *qui sab* hat, wie Diez hervorgehoben hat. Schwierigkeiten machte dabei nur das *z* (schon Alex. 632 *quizab*). Kürzlich hat sich Morf hier im *Archiv* CXXV 270 dahin geäufsert, dafs dieses *z* aus der Nebenform *quizás* stamme — z. B. *¿Y sabria Vd. quizás de quién me emprestase ese dinero? preguntó con ansia* Caballero, *Cuatro Novelas* 274 —, die er auf quid sapis? zurückführt. Dann wäre auslautendes *s* nicht mehr adverbial, wie bisher angenommen wurde, sondern Fortsetzung des lat. *s*, und *z* aus *d* + *s* bei engem syntaktischem Zusammenschlufs in Ordnung. Und von da wäre der Laut auf *quizá* übertragen. Da quid ein kurzes *i* hat, so würde man dann wohl gegenseitige Beeinflussung annehmen müssen: *qui sab* und **quezás* > *quiza(b)* und *quizás*.

Wenigstens Ansätze zu einer gleichen Entwicklung liegen auch im Französischen vor: *Si elle était rentrée à temps, qui sait, bien des mois se fussent passés avant une tentation nouvelle* Rosny, *Sous le fardeau* 13, was freilich A. Schulze, *Zs. f. rom. Phil.* 24, 138 bestreitet. Dafs *qui sait* unter solchen Umständen die Bedeutung von *peut-être* annehmen kann, zeigt jedenfalls das Spanische und, was Diez dazugestellt hat, sic. *cusà*, sardin. *chisà*.

Auf das span. *puede ser*, katal. *potser*, rum. *poate*, die alle 'vielleicht' bedeuten, soll hier nicht eingegangen werden.

Charlottenburg. Georg Ebeling.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Kleinere Mitteilungen.

## Seume an seinen Verleger.

Im *Archiv* Bd. CXXVII S. 379 f. hat Wolfgang Stammler unter anderen einen Brief Seumes an Hartknoch mitgeteilt, der bei Planer und Reifsmann ungenau und flüchtig wiedergegeben ist. Auch ich vermag dies Seume-Werk zu ergänzen durch einen von den Verfassern übersehenen Brief des Dichters an seinen Verleger, den ich in der 'Dresdner Morgenzeitung' (herausgegeben von Friedrich Kind und Karl Konstantin Kraukling, 1827, Nr. 34) entdeckte. Da diese nicht ohne weiteres jedem Forscher zugänglich ist, mag ein Wiederabdruck gerechtfertigt erscheinen:

Durch Ihr Stillschweigen, Lieber, haben Sie mich Ihrent- und meinetwegen etwas in Verlegenheit gesetzt. Wünschen will ich, dafs es von Ihrer Seite durch keine neuen Unannehmlichkeiten sei veranlafst worden. Auf's Gradewohl schicke ich Ihnen die Papiere zu, über die wir einig geworden sind. Damals war mir's gleichgültig, wann sie gedruckt werden sollten, und ich hätte es vielleicht lieber gesehen, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte. Jetzt möchte ich fast aus persönlicher Rücksicht wünschen, dafs es bald geschähe. Man hat mir gesagt, dafs man mich ohne mein Wissen bei einer eigenen Gelegenheit in Dresden empfohlen habe und dafs man vielleicht an mich denken dürfte. Nun möchte ich gern, dafs die Herren mich ganz kennten, wie ich bin, damit man hernach nicht sagen kann, ich habe hinter dem Berge gehalten. Denn anders werde und denke und rede ich wohl nicht, als ich immer gethan habe, und gewesen bin. Dann ist es ihre Sache, Mafsregeln zu nehmen. Sie werden sehen, dafs manche Stücke eben nicht gemacht sind, mich dort zu empfehlen. Das sollen sie auch nicht, sie sollen nur ungefähr zeigen, was man an mir haben würde. Offenherzigkeit ist Ehrlichkeit, und hier mehr als irgendwo. Vielleicht ist das Ganze nur die Grille eines guten Freundes, der mich im Vaterlande halten will. Sei es, was es sei, ich ändere nichts. Sie werden schon dafür sorgen, dafs wir beide mit dem Druck zufrieden zu seyn Ursache haben. In der Orthographie bitte ich, so viel als möglich, dem Manuskript zu folgen; denn mich däucht, es ist ziemlich rein und nach den besten Regeln. Nur die üble Gewohnheit hatte ich von Jugend auf, das ſſ immer mit ß zu bezeichnen, welches im Drucke schlecht sieht. Auch dieses habe ich berichtigt, und wo es noch steht, hat es grammatischen Grund, oder ich müfste es noch übersehen haben. Sie sind ja selbst ein guter Grammatiker, wie ich aus Ihren Briefen sehe. Man erwartet in einem solchen Buche allerdings mit Recht genaue Sprachrichtigkeit. Leider ist selten ein Manuscript ganz richtig, das in die Druckerei kommt; wenigstens ich habe hier noch keins gesehen, wo noch nicht viel zu ändern gewesen wäre. Selbst Klopstock hat mir einige Aenderungen zugestehen müssen, so sehr er sich auch gesperrt hat. Ich will also nicht behaupten, dafs ich nicht auch irgendwo einen Schreibfehler gemacht haben könne, den ich sodann ganz Ihrer Diskretion überlasse, wenn Sie nur in meiner eignen Konsequenz bleiben.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Format und die ganze Einrichtung werden Sie nach Ihrem Gefallen und gewiſs so ästhetisch machen, als es die Umstände erlauben. Vier bis sechs Exemplare müſste ich mir noch für einige alte Freunde bedingen, denen ich diese Achtung schuldig bin.

So wenig vielleicht für die Welt Werth in den Papieren ist, so werden Sie mir doch zu gute halten, daſs ich einigen darauf lege, und Sie bitte, mir den Empfang zu melden; denn ich habe keine Kopie mehr, und die Bücher, aus denen ich die meisten genommen habe, sind alle wieder zerstreut.

Ich prophezeie nun Frieden. Gebe ihn der Himmel bald und dauerhaft. Meinen Gruſs an die freundschaftlichen Wesen in Ihrem Hause!

Grimma, den 16. Jul. 1800.

Der Ihrige

Seume.

Das Original stammt, wie der Herausgeber Kind angibt, aus der Autographensammlung des Rentbeamten Preusker zu Hayn. Da es mir nicht vorlag, habe ich mich mit einer genauen Wiedergabe des Abdrucks in der 'Dresdner Morgenzeitung' begnügen müssen.

Der Brief bezieht sich auf die Gesamtausgabe von Seumes Gedichten, die der Dichter dem Verleger Hartknoch zum Verlag angeboten hatte (Planer-Reiſsmann S. 254 f.). Zu der Äuſserung über Klopstock verweist Kind auf die Vorrede zur ersten Auflage des 'Spaziergangs nach Syracus' (Braunschweig u. Leipzig 1803). Seume erklärt hier: 'Daſs ich einige Jahre über dem Druck von Klopstocks Oden und Messiade saſs, ist wohl nicht eines Flüchtlings Sache', und in der Vorrede zur zweiten Auflage seiner Gedichte sagt er: 'In der Messiade sind eine Menge Stellen, deren grammatische Unrichtigkeit nicht Adelung allein tadeln würde'. Diese Sätze beziehen sich auf Seumes Tätigkeit als Korrektor in Göschens Druckerei. In dieser Stellung wirkte er bei der Herausgabe der sämtlichen Werke Klopstocks, die Göschen seit 1797 veranstaltete (vgl. dazu Planer-Reiſsmann S. 153 f. und Muncker, 'F. G. Klopstock', 2. Aufl, Berlin 1900, S. 543 f.). Der Friede, den Seume prophezeite, wurde erst 1801 zu Lunéville geschlossen.

Hannover-Waldhausen. Werner Deetjen.

## Zu Gutzkows 'Urbild des Tartüffe'.

Über Karl Gutzkows fein dialogisiertes, geschickt aufgebautes und wie beschwingt dahingleitendes Intrigenlustspiel hat zuletzt Paul Weiglin in seinem Buche 'Gutzkows und Laubes Literaturdramen' (*Palaestra* CIII) gehandelt. In eingehender Analyse erörtert er Gutzkows Stellung zu Molières Stück, zieht eine Parallele zwischen den beiden Dichtern, die ernste Fragen auf der Lustspielbühne behandeln, auch manche Charakterzüge gemeinsam haben, und vergleicht die Zeitalter, in denen beide leben und für die Freiheit ihrer Produktionen gegen die Umtriebe einer scheinheiligen Gegnerschaft kämpfen. Zur Ergänzung dieser Aufführungen soll im folgenden auf zwei Punkte in Gutzkows Werk hingewiesen werden, an denen der Dichter einmal eine literarische Anregung, eine Theatererinnerung,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

verwertet und das zweitemal einen zeitgeschichtlich bezeichnenden Vorfall aus der unmittelbaren Gegenwart als wichtigen Hebel für das Ingangbringen der Intrige ausnutzt.

I.

Die Kunstnovize Madeleine Béjart, die im ersten Akt des 'Urbildes' durch ihren Vormund Matthieu, einen wackeren Gewürzhändler, dem Akademiker Chapelle vorgestellt wird, ist eine arme Waise aus Châlons-sur-Saône. Der begeisterte Theaterfreund und Molière-Verehrer Matthieu entdeckt an dem 'lieben Kinde' ein 'merkwürdiges Talent für die Deklamation' und bestimmt sie für die Bühne. Er bringt sie in Molières Truppe unter, und Madeleine erhält in dem neuen Stück 'Tartüffe' die kleine Rolle der Dorine. Leider wird ihr erstes Auftreten durch das Verbot der 'Tartüffe'-Premiere mitverzögert. Dafür bekommt sie in dem sich nun entspinnenden Kampf um die Aufführung des Lustspiels Gelegenheit, ihre schauspielerischen Gaben auf eine andere Art zu beweisen. Armande gibt ihr auf, in der Verkleidung eines königlichen Pagen einen für den König bestimmten Brief an den Kammerherrn Delarive abzugeben. Sie entledigt sich ihres Auftrages mit großer Geschicklichkeit und Keckheit. Akt III, Auftritt 2: Madeleine (in königlicher Pagentracht): '... Ich fange meine theatralische Laufbahn mit Verkleidungsrollen an. "Tartüffe" ist verboten, und jetzt müssen wir auf der Straße Komödie spielen!'

Zu diesem Debüt Madeleinens vergleiche man die Schilderung, die Gutzkow im siebenten seiner 'Briefe aus Paris', datiert vom 22. März 1842 (Teil 1, S. 48), von einem Theaterabend entwirft, an dem die Schauspielerin Virginie Déjazet (1798—1875) im Palais-Royal-Theater, der Stätte, wo auch der 'Tartüffe' endlich in Szene ging, den nachhaltigsten Eindruck auf ihn machte: 'Die Déjazet übertraf ... meine Erwartung. Sie spielte in einem kleinen Schubladenstück, 'La Fille de Dominique'. Sie ist die Tochter eines verstorbenen Schauspielers zur Zeit Molières. Sie kommt nach Paris, um sich unter die Truppe aufnehmen zu lassen, der ihr Vater angehörte. Sie soll Proben ihres Talentes ablegen und hat es schon getan, ehe man es vermutete. Sie war beim Schauspieler Baron gewesen und hatte sich als Bäuerin, als phantastische Dame, als junger Tambour von der königlichen Garde präsentiert. In allen diesen Rollen sehen wir sie. Sie tritt in ländlicher Tracht mit ihrem Tragbündel auf. Das erste Wort, das sie spricht, ihr erster Schritt, ließ mich die große Wahrheit ihres Spiels erkennen.'

Es gelang mir nicht, das Verkleidungsstück 'La Fille de Dominique' bibliographisch festzustellen — vielleicht ist es nie gedruckt worden —, aber aus Gutzkows kurzem Bericht erhellt, wie das eindringliche Spiel der Französin auf die Madeleine des 'Urbildes' und eine amüsante Szene dieses Stückes eingewirkt hat.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

II.

Durch das Zusammentreffen mit Madeleine in Chapelles Empfangszimmer wird der Präsident La Roquette auf die ihm durch Molières Stück drohende Gefahr aufmerksam gemacht. Um ihr wirksam zu begegnen, läſst er von seinem Bedienten (IV, 4) das Soufflierbuch des 'Tartüffe' stehlen. Der Haupttrick seiner Intrige besteht nun darin, die durch diesen Diebstahl erlangte Kenntnis vom Inhalt des Stückes auszunutzen, wobei es ihm auf die gröſsten Übertreibungen und Fälschungen nicht ankommt.

Solch ein Handstreich einer orthodoxen Gegenpartei: vor Veröffentlichung einer geistigen Produktion durch Diebstahl Kenntnis von ihrem Inhalt zu nehmen und durch geschicktes Operieren mit der durch sie drohenden Gefahr der Verletzung von Sitte und Religion die Veröffentlichung selbst zu verhindern, hatte, kurz bevor Gutzkow sein Stück schrieb, in Zürich stattgefunden.

Das 'Urbild' entstand nach dem Vorwort im Sommer 1844. Am 30. März desselben Jahres wurde von dem Züricher Obergericht den Inhabern des 'Litterarischen Comptoirs', Julius Fröbel und Hegner, das Urteil wegen eines ihrer Verlagsartikel eröffnet. Die Beklagten wurden der 'Religionsstörung zweiten Grades' schuldig erklärt und Hegner zu drei, Fröbel zu zwei Monaten Gefängnis und 400 Fr. Buſse verurteilt (s. 'Allg. Ztg.' 1844 Nr. 96). Julius Fröbel, den Gutzkow auf der Rückkehr von jener Pariser Reise in Zürich aufgesucht hatte (vgl. 'Rückblicke', Teil IX S. 256 meiner Ausgabe), berichtet in seinem Buch 'Ein Lebenslauf' Band I S. 110 ff. Genaueres darüber.

Das 'Litterarische Comptoir', Ende 1840 in Zürich und Winterthur begründet, hatte mit seinem ersten Verlagswerk, Herweghs 'Gedichten eines Lebendigen', das gröſste Aufsehen erregt. In Masse strömten ihm aus Deutschland 'zensurflüchtige Manuskripte zu, in deren Verfassern so ziemlich die ganze oppositionelle und progressistische Literatur jener Periode vertreten war'. Der reaktionären Partei in Zürich, die 1839 die Berufung des Dr. Strauſs von seiten der damals das Staatsruder führenden Radikalen hintertrieben und diese radikale Regierung durch einen Putsch gestürzt hatte, war Fröbels Verlag ein Dorn im Auge. Schon 1842 war der Verleger auf Grund seines Streites mit Friedrich Rohmer zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden. 1844 hatte Fröbel von Bruno Bauer die Schrift 'Das neu entdeckte Christenthum' übernommen und in einer Auflage von 3000 Exemplaren gedruckt. Ein Exemplar wurde vor der Ausgabe entwendet und dem Staatsanwalt zugespielt. Dieser lieſs unverzüglich die noch vollständig auf dem Lager befindliche Auflage mit Beschlag belegen und erhob Anklage 'auf Begehung des Verbrechens der Religionsstörung'. Trotz der geschickten Verteidigungsschrift Fröbels, 'Das Verbrechen der Religionsstörung nach den Gesetzen des Kantons Zürich', wurde das oben angeführte Urteil

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gefällt, das bei der liberalen Presse der Schweiz und ganz Deutschlands begreiflichen Unwillen erregte.

'Das Lustspiel nahm seine nächste Veranlassung aus dem Geist und den Kämpfen der damaligen Zeit', heifst es im Vorwort zum 'Urbild'. Einzelfälle wie der mitgeteilte, von Gutzkow direkt und tendenziös benutzt, lieferten dem Satiriker der Zeitumstände das geeignetste Material in die Hände.

Berlin. Reinhold Geusel.

### Zur Kürzebezeichnung in der Hs. Cott. Tib. A 3.

Auf die Verwendung eines über dem Vokalzeichen stehenden c-ähnlichen Häkchens, das die Kürze des Vokals andeuten soll, in dieser dem 11. Jahrhundert angehörenden Handschrift hat schon vor dreiundzwanzig Jahren Napier in *Academy* (1889) II 221 f. aufmerksam gemacht. Als Ergänzung dazu hat dann Logemann (ebd. 239 und 406 f.) ein kurzes Verzeichnis von Wörtern, die dieses Kürzungshäkchen aufweisen, aus derselben Handschrift geliefert. Seine Beispiele entstammen teils fol. 47ª, 49ª, 50ᵇ, teils fol. 55ᵇ und 56ᵇ, teils einem anderen, von ihm nicht bezeichneten Blatt. Wie eine Betrachtung der Handschrift mir gezeigt hat, tritt auch auf fol. 96ª, 96ᵇ und 97ª das Kürzezeichen ziemlich häufig auf, und zwar in den Wörtern, die ich unten ergänzungsweise zusammenstelle. Die Blätter 96 (ª und ᵇ) und 97ª enthalten in bunter Reihenfolge 1) einen Abschnitt aus *Be Dǽdbétan* (bis 96ᵇ), welcher bei Thorpe, *Ancient Laws,* fol., auf S. 412 ff., XV—XIX nach der Hs. CCCC 201 abgedruckt ist; 2) die Einleitung und das erste Kapitel von Ecgberts *Confessionale* (bis fol. 97ª), die bei Thorpe (a. a. O.) auf S. 344 f. nach der Hs. CCCC 190 zu finden sind; 3) den Schlufs des zweiten Kapitels desselben *Confessionale* (Thorpe 347).[1]

*Gŏd* 96ᵇ; *ʒŏdes* 96ᵇ (zweimal); *ʒŏde* 96ᵇ; *măn* 96ª (dreimal), 96ᵇ (zweimal); *wĭte* 96ᵇ, 97ª; *wĕʒ* 96ª, *wĕʒe* 96ª (zweimal); *dăʒas* 96ª; *lĭmum* 96ᵇ; *ĕʒe* 96ᵇ; *befŏran* 96ᵇ; *wăran* 97ᵇ (bei Thorpe 345 *waru*); *sy̆n-ræs* 96ª; *bŭtan* 96ᵇ.

Auffallenderweise steht hier wieder *bŭtan,* wie auch bei Logeman (S. 406) an anderer Stelle (*bŭton*).

Das über dem *o* von *ʒodes* stehende *m*: *ʒoͫdes* (55ᵇ), auf das Logeman als etwas Eigentümliches und Unerklärliches hinweist (S. 407), hat nichts mit der Quantitätsbezeichnung zu tun. Es ist eine von jenen in dünner, viel späterer Schrift[2] angebrachten Korrekturen,

[1] Punkt 2 und 3 mögen als Ergänzung dienen zu der ausführlichen Beschreibung der Handschrift, die M. Förster in dieser Zeitschrift Bd. CXXI gegeben hat. — Da ich beim Worte bin, sei noch erwähnt, dafs der kleine von Napier, *Anglia* XI S. 3 78 bis 4 2 abgedruckte Abschnitt aus Tib. A. 3, fol. 44ª: *Be misdæda : Gif hwa fulice* ... der 40. Abschnitt des *Modus imponendi poenitentiam* ist (Thorpe, S. 409).

[2] 18. Jahrhundert.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wie sie sich in dem betreffenden Abschnitt öfters finden. Der Verbesserer hat wahrscheinlich Hs. CCCC 201 oder Junius 121 vor sich gehabt und daraus *ȝodes* zu *modes* korrigirt. Vgl. Thorpe 404 VIII: *Ic andette mínes módes morðor.*

St. Gallen. Bernhard Fehr.

## Wortkundliches zu Gavin Douglas.

### 1. *brownis.*

An drei Stellen verwendet G. Douglas ein pluralisches *brownis, brounis,* dessen Herkunft bisher nicht erkannt worden zu sein scheint. Die Stellen lauten:

Amang the *brownis* of the oliue twystis.
(*Palice of Honour, Prologue,* ed. Small I 4. 5.)

Sum of Eneas feris bessely
Flakis to plet thame pressis by and by,
And of small wikkerris for to beild a beir
Of sowpill wandis and of *brownis* seir,
Bund with the syonys or the twyistis sle
Of small rammell or stobis of aikin tre.[1]
(*The XIII. Bukes of Eneados XI. II,* Small IV 14. 9 ff.)

Amang the *brounis* of the olyve twestis.
(*En. XII, Prol.,* Small IV 85. 13.)

Der letzte Herausgeber, John Small, übersetzt das Wort mit 'branches, brushwood' und bemerkt dazu (IV 261): 'The word is distinctly printed in the old editions of Douglas, *brounys* and *brownis.* R. MS. *brownes.* The E. MS., however, might be read *browmis* and *bromis.* The Rev. Mr Skeat thinks it should be *brouys,* small wood, brushwood, *Eng. brouse, O. Fr. broce.*'

Es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daſs unserem *brownis* das ae. (-nordh.) *brogna[n], ȝebrogne* 'junge Zweige, (junges) Laub' zugrunde liegt.

Rich. Jordan, *Eigentümlichkeiten des anglischen Wortschatzes* S. 83 stellt das altenglische Wort fragend zu "*bregdan* 'schwingen, schnell bewegen'"; E. Lidén, *ESt.* 38, 340 verbindet es mit einigen keltischen Wörtern. Ich möchte mich für Anknüpfung an die Wurzel von *bregdan* (dem ja das Dentalsuffix ursprünglich nur im Präsensstamme zukam) aussprechen und will namentlich hervorheben, daſs dem keinerlei semasiologische Bedenken im Wege stehen. Entweder geht man von *bregdan* in der Bedeutung 'ziehen; winden, knüpfen' aus; dann bieten sich zum Vergleiche: griech. λύγος 'junger biegsamer Zweig' zu λυγίζω, λυγόω 'biege, winde, knüpfe', got. *(us)lûkan* 'ziehen', ae. *lūcan* 'to pull up, *louk',* mhd.-oberd. *liechen* 'ziehen, zupfen' usw. (idg. **lug*- 'ziehen, biegen, krümmen'); me. *twist* 'Zweig' zu

[1] Haud segnes alii crates, et molle feretrum,
Arbuteis texunt virgis, et vimine querno. (XI, 64—5.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*twisten* 'drehen, winden' (kaum richtig Skeat); ai. *vayā́* 'Zweig', asl. *vĕtvĭ* 'Zweig', lat. *vimen* 'Reis, Rute; Gezweig' usw. zur Wurzel **wei-* 'winden'; ai. *ankurás* 'junger Schoſs' zu lat. *uncus* 'Haken'; usw. Oder man legt *bregdan* 'to move quickly' zugrunde und zieht ferner die zu *brogn-* auch im Ablaut stimmenden Verben *brogdian* 'vibrare' und *brogdettan* 'tremble' heran; dann bietet sich uns eine genaue Parallele in ae., ahd., an. *hrīs* 'Reis, dünner Zweig', das zu got. *hrisjan* 'schütteln', ae. *hrissan* 'zittern' gehört. Endlich lieſse sich auch daran denken, den jungen Sproſs als 'das sich in Bewegung setzende' aufzufassen; dann wäre mit Schlutter, *Anglia* 30, 246 an mhd. *brogen* 'sich erheben' zu erinnern. Vgl. auch dtsch. *Schoſs, Schuſs, Schöſsling,* engl. *shoot* zu *schieſsen* 'sich schnell bewegen'; dtsch. *Trieb* zu **đrīƀ* 'sich schnell bewegen'; gr. ἔρνος 'Sproſs, Reis, Ranke', ὀρόδαμνος 'Zweig' zu ἐρ- 'sich in Bewegung setzen'; usw.

### 2. *frack.*

Ein verbales *frack* (*frakk*) erscheint bei G. Douglas an den beiden im *N. E. D.* zitierten Stellen, Small II 24. 12, 236. 15, beidemal mit der Bedeutung 'schnell fahren, segeln'. Daſs es eine Ableitung von dem Adj. *freck, frack* 'eager, prompt' sein solle, wie Jamieson gemeint hatte und wie noch Bradley annimmt, kommt mir recht unwahrscheinlich vor. Ich erblicke in dem mschott. *frack* eine Nebenform des me. ja reichlich bezeugten Verbums *ferk(e, fark(e* 'to move quickly, hasten', über das man das *N. E. D.* s. v. *firk* vergleichen möge. *Frack* kann direkt auf *fark* zurückgehen oder aber für **freck* < *ferk(e* stehen; solch Übergang von *e* zu *a* hätte ja nichts Auffälliges an sich.

### 3. *lauch.*

'All leidis langis in land to lauch quhat thaim leif is', Small III 143. 5. Während Small von Ruddiman und Jamieson die unglückliche Deutung 'to have a right to possess (ae. *lah*)' übernimmt, figuriert unser Wort im *N. E. D.* richtig unter *latch* < ae. *læccan.* Ob man aber *lauch* als echte Infinitivform auffassen darf, wie es Bradley anscheinend tut? Lautlich wäre ja *lauch* nur als Rückbildung aus dem prt.-pz. *laucht* zu verstehen; aber selbst eine solche kommt m. E. nicht in Frage. Vermutlich steht *lauch* für *laucht* und liegt einer der nicht seltenen Fälle vor, wo bei Douglas eine Partizipform die Funktion eines Infinitivs vertritt.[1] Vgl. z. B. die analoge Verwendung des Partizips *caucht* an den folgenden Stellen: 'Thow suldest caucht sa gret diseis as this', III 39. 26; 'The othir bestis ... Ful sownd on sleip dyd cawcht thair rest', III 226. 25.

### 4. *locker.*

Das nordenglisch-schottische Verbum *locker* (*lokker*) 'to curl', das auch bei Douglas einigemal vorkommt, wird von Bradley im

[1] S. Gerken, Diss. Straſsburg 1898, S. 41.

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

*N. E. D.* (allerdings mit einem Fragezeichen) von dem Substantivum *lock* < ae. *locc* abgeleitet. An sich wäre eine derartige Bildung mit dem Frequentativsuffix *-er* vielleicht möglich. Nun erscheint aber neben dem Verbum *locker* bei Douglas ein gleichlautendes Substantiv mit der ganz konkreten Bedeutung 'curled lock': 'For ire [the lyoun] the lokkeris of his nek vpcastis', IV 91. 16.[1] Da liegt es doch wohl näher, dies Substantiv *locker* als das Primäre und das Verbum als Ableitung davon zu betrachten. Für ein substantivisches *locker* aber ergibt sich ungezwungen Anknüpfung an den altnordischen Nom. Sg. *lokk-r,* dessen *-r* von den Engländern bei der Entlehnung mitübernommen worden wäre, genau wie in den von mir *Anglia* 33, 475 verzeichneten Fällen.

### 5. *moup.*

'The paringis of thair breid to movp wp sone', III 88. 16. Das *D. D.* gibt als die Bedeutung des noch heute lebendigen Wortes "to nibble; to 'mump'; *gen.* used of children or of old people". Genauer äußert sich Ruddiman im *Glossary* zu seiner Douglas-Ausgabe (1710): 'S[cots] *to eat*; generally used of *children,* or *old men,* who have but *few teeth,* and conseq. *eat slowly,* tho their *lips move fast,* that one would think they made much quicker dispatch: Thus likewise they say, that *a mouse moups at cheese.* The word is also applied to *speaking,* of those who for want of teeth have great difficulty, and make *unusual motions of their mouth,* that they may be understood.'[2]

Das mittelschottische *ou,* an sich zweideutig, ist nach Ausweis der neuschottischen Lautung als [ū] aufzufassen. Da die mittelschottische Gruppe [ūp] aus [ŭp] hervorgegangen sein kann (cf. *cowp* 'cup', *sowple* usw.), so darf *moup* auf ein älteres **mŭp* zurückgeführt werden. Ich sehe in diesem hypothetischen *mup* eine Scheideform des bekannten *mop* 'den Mund verziehen, movere labia' ['Perh. imitative of movements of the lips: cf. Du. *moppen* to pout' *N. E. D.*], dial. *măp* 'to nibble; to move the mouth as though nibbling'. *Mump* mag von **mup* aus durch Nasalinfix gebildet sein.

### 6. *schore.*

'Stand at defens, and shrenk nocht for a schore', IV 4. 27. Das Wort, das mit dem französischen Lehnwort *glore* reimt, scheint mir, wie ich gegen Gerken (Diss. Straßb. 1898, S. 47) bemerken möchte, sowohl seinem Sinne wie seiner Herkunft nach vollkommen klar; es bedeutet 'Drohung' und beruht auf ae. *scorian* 'hervorragen, vorstehen', das natürlich ohne weiteres die Bedeutung 'bevorstehen, drohen, imminere' annehmen konnte.

[1] Darf man Henrysons '*lokker* hair' (*Mor. Fab.* VII, cf. *N. E. D.*) direkt mit dem deutschen '*Locken*haar' identifizieren?

[2] Der Kursivdruck ist Ruddimans.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

### 7. *seuch* 'furrow, ditch',

neuschottisch unter gälischem Einflufs [1] *sheuch* [ʃiuχ̣], kann nur das ae. *sulh* sein. Der Bedeutungsübergang 'Pflug' > 'Furche' > 'Graben' [2] hat vielleicht schon in altenglischer Zeit stattgefunden (vgl. Sweets *Dictionary*). Die auf den ersten Blick etwas überraschende Lautgestalt erklärt sich leicht, wenn man von der Sprofsvokalvariante *suluh* (Bülbring § 447; Stratmann-Bradley s. v.) ausgeht: *Suluh*, frühme. [sùləχ̣], ergab bei Dehnung des *ŭ*- zunächst [sọ̄ləχ̣], dann mit der nordh. Weiterentwicklung des *ọ̄* zu einem *ö/ü*-Laut [sǖl$^{ə}$χ̣, sülχ̣], und schliefslich mit der bekannten Vokalisierung von *ł* [süu̯χ̣, siu̯χ̣], in mschott. Schreibung *seuch*. Die Annahme einer Beeinflussung durch *pleuch*, auf die man ja auch verfallen könnte, erscheint zum mindesten überflüssig. (Es ist kaum nötig zu bemerken, dafs die Form *sough* [sūf, suf, cf. *D. D.*] auf einsilbigem *sulh* beruht: *sułh* > *suu̯χ̣* > *sūχ̣* > *sṻf*; eine Lautung [sau], die das *D. D.* ebenfalls verzeichnet, erklärt sich von einem analogischen flektierten **sulȝe* aus.) [3] — Eine weitere Quelle des mschott. Diphthongen *eu*, von der unsere Grammatiken nichts wissen, ist ae. *-ōf-* in *(ȝe)hōfod*, mschott. (G. Douglas) *hewit*; [4] die Entwicklung war hier offenbar [ōv] > [üƀ] > [üu̯] > [iu].

### 8. *supprys, suppriss, supprice.*

Während man früher geneigt war, dies Sb.-Vb. mit *suppress* zu identifizieren, [5] hat man sich jetzt, wohl im Hinblick auf die metrisch gesicherte Länge des *y* (*i*), dafür entschieden, das frz. *surprise* zugrunde zu legen. Gewifs mit Recht. Die Bedeutung steht dem nicht entgegen (wenn sich *supprys* gelegentlich der Bedeutung von *suppress* annähert, so liegt eben eine Einwirkung des letzteren Wortes vor); und der *r*-Schwund ist genau so dissimilatorisch zu erklären wie in schriftsprachl. *smother* < *smorther*; aschott. *fetryt* 'enshrined' < *fertryt*, *suckudry* < *surcuiderie*; mschott. *ladner, laidner* 'larder' < *lardner*; *offreis* (16. Jh.) 'orphrey' < *orfreis*; ne. dial. *ader, ather* 'a ploughing' < *arder*, dial. *patridge, paitrick* 'partridge' usw. [6]

### 9. *techrys* (pl.) 'Tropfen'.

Das Wort erscheint im Prolog zum 13. Buch der Äneis, Small IV 169. 2; Ruddimans Ausgabe liest *teicheris*. Über Ruddimans Verknüpfung mit frz. *tacher* 'to spot', die noch Small übernommen

---

[1] Murray, *DSCS* 126.

[2] Cf. an. *for* ('Furche' >) 'Abzugsgraben, -kanal'.

[3] Der Herausgeber des *D. D.* hat nicht erkannt, dafs *sullage* 'drainage' etymologisch mit dial. *sull* 'Pflug' zusammenhängt.

[4] 'Thir horny hewit horsis' (cornipedes ... equi, An. VII 779).

[5] Noch Small, *Glossary* leitet es von frz. *supprimer* ab.

[6] Dtsch. *fodern* < *fordern*, *Köder* < *körder* u. dgl. m. (Die Beurteilung von me. *foster* 'forster', mschott. *socery* 'sorcery' usw. ist wegen der Stellung des *r* vor *s* zweifelhaft.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

hat, brauche ich kein Wort zu verlieren. Das *ch* ist natürlich nach schottischer Weise als Gaumenreibelaut aufzufassen, und es liegt das ae. (spätnordh.) *tehher*, *teher* 'tear, drop' zugrunde; vgl. *echirris* (III 133. 21) 'ears of corn' < ae.-nordh. *ehher*. Das im *D. D.* aufgeführte, doch ohne etymologische Deutung gelassene Verb *teicher*, *ticher* Sc. Nhb. [ī, i] 'to ooze from the skin; to distil almost imperceptibly' ist zweifellos dasselbe Wort (cf. ae. *tæherian*); falls das [ī] auf me. *ę̄* < *ĕ*- zurückgeht, muſs eine frühe Vereinfachung von *-hh-* zu *-h-* [χ] angenommen werden, wie sie anscheinend auch durch die spätnordh. *-h*-Schreibungen nahegelegt wird.

10. ***vnrude.***

*Vnrude, wnrude* (die Bedeutung läſst sich nicht genau angeben; etwa 'tremendous, huge') reimt auf sicheres [ü] < ae. *ō* (*flude* III 17. 24, *wod* 28. 7); offenbar stellt es eine Kreuzung von ae. *unȝerȳde* und frz. *rude* dar.

Halle a. S. Otto Ritter.

## Über die ältesten Drucke des *Orphelin de la Chine* in fünf Akten.

(Zu *Archiv* CXXVII 338.)

Trotzdem für Voltaire die eingehende Bibliographie von Bengesco[1] existiert, machte ich hier dieselben Erfahrungen wie bei Cyrano Bergerac. Der Bericht und die landläufige Ansicht über die ältesten Drucke sind gerade im entscheidenden Punkte ungenau, ja sogar falsch. Und dies ist um so unverständlicher, als bei Voltaire die Briefe eine genaue Kontrolle ermöglichen und es nur einiger Aufmerksamkeit bedarf, um die Drucke auf Jahr und Tag fast zu bestimmen. Der Fehler von Bengesco ist, daſs er zu wenig Briefstellen als Belege anführte. Wahrscheinlich werden sich deshalb bei genauerer Nachprüfung noch mehr Fehler finden lassen. Nach Bengesco ist die ältere Ausgabe die in Paris bei Michel Lambert erschienene, der das Privileg am 19. September 1755 ausgestellt worden war. Es ist die Nr. 213 seiner Bibliographie (Bd. I). Die Nr. 214 gibt er der Genfer Ausgabe, die dadurch zur zweiten wird. Sie erschien ohne Angabe des Ortes und des Verlegers, doch ist aus der Überlieferung bekannt, daſs sie bei den Brüdern Cramer erschien, von Voltaire korrigiert wurde, *imprimée sous les yeux de Voltaire,* schreibt Bengesco, und diese Angaben werden in der Tat durch zahlreiche Briefstellen Voltaires bestätigt. Zugleich aber bestätigen die Briefe, daſs die Genfer Ausgabe längst erschienen und längst an die Bekanntschaft Voltaires versandt worden war, während die Pariser Ausgabe noch in Vorbereitung war und wegen ihres Textes dem Dichter

[1] Bengesco, *Voltaire. Bibliographie de ses œuvres.* Paris, Perrin. 4 Bde. 1882—1890.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schwere Sorgen machte. Und da leicht einzusehen ist, daſs der Pariser Ausgabe die Authentizität nicht zukommt, die die Genfer besitzt, so sieht man a priori, daſs jede Ausgabe, die die Pariser zugrunde legen würde, im System falsch angelegt wäre und die Pariser als zweite kaum authentisch zu nennende Ausgabe für den Text so gut wie wertlos ist.

Das briefliche Material ist folgendes:

Voltaire hat von vornherein das Stück beiden Verlegern gegeben, dem Pariser für Frankreich, dem Genfer für das Ausland, um auf diese Weise nach Kräften Raubdrucke unmöglich zu machen: *Les Cramer ont la pièce pour les pays étrangers, Lambert l'a pour Paris. Je leur en fais présent à ces conditions.*[1]

In den Tagen nach der Aufführung gilt seine Aufmerksamkeit, seine Arbeit, beiden Ausgaben. Die Arbeit an der Genfer Ausgabe wird erst erwähnt, als sie abgeschlossen ist, diejenige an der Pariser spielt naturgemäſs in den Briefen eine gröſsere Rolle, weil sie selber nur brieflich vor sich gehen kann. Drei Briefe an den Verleger Lambert sind erhalten, leider aber meines Wissens noch unediert. Bengesco erwähnt sie in seiner Bibliographie Bd. I S. 53: *Sur l'Orphelin de la Chine, voyez aussi les lettres inédites de Voltaire au libraire Lambert des 8, 17 et 20 septembre 1755* (*Catalogue d'une belle collection de lettres autographes, etc. ... Paris, Laverdet, 1856, n^os 469, 449 et 490*). Am 10. September spricht Voltaire von diesen Sendungen an Lambert im erwähnten Briefe an d'Argental: *J'ai envoyé à Lambert les trois premiers actes un peu corrigés. Il aura incessamment le reste, avec l'Épître à M. de Richelieu, et une à Jean-Jacques.* Der erste Brief an den Verleger, derjenige vom 8. September 1755, begleitete also wohl die Handschrift der ersten drei Akte, die Briefe vom 17. und 20. September die beiden übrigen, sowie die Dedikation an Richelieu und den bekannten Brief an J.-J. Rousseau, der hier zum erstenmal veröffentlicht werden sollte.

Eine weitere Bemerkung zu den Vorarbeiten findet sich noch in einem Briefe an Thiériot vom 10. September 1755: *Je fais imprimer l'Orphelin de la Chine avec une lettre dans laquelle je traite les marauds qui débitent ces horreurs comme ils le méritent.* Es handelt sich um eine Verwahrung gegen die Raubdrucke der *Pucelle,* die in der Genfer Ausgabe zu finden ist. Um diese Ausgabe allein kann es sich bei dieser Stelle handeln, denn Lambert hatte ja am 10. September die ersten drei Akte des Stückes kaum in Händen, die erst am 8. für ihn abgegangen waren. Freilich hat er, wie wir sehen werden, das Manuskript Voltaires vermutlich gar nicht abgewartet.

Am selben 10. September schreibt der Dichter an d'Argental: *J'ai pris l'occasion de la célébrité de l'Orphelin: j'ai fait imprimer*

[1] An d'Argental, 10. September 1755.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*la pièce avec une lettre où je vais au-devant du mal qu'on veut me faire.* Ich zitiere die Stelle, weil hier statt des *je fais imprimer* ein Perfekt steht: *J'ai fait imprimer.* In der Tat, zwei Tage darauf, am 12. September, gehen die fertigen Dedikationsexemplare mit Begleitschreiben an die Freunde ab. An Bertrand, Richelieu, d'Argental, d'Argenson. Überall erwähnt er, daſs es die ersten Exemplare sind, die aus der Presse kommen. Der Brief an Richelieu beginnt: *Je vous envoie, monseigneur, à la hâte et comme je peux, votre filleul l'Orphelin, dont vous voulez bien être le parrain; ce sont les premiers exemplaires qui sortent de la presse. Je crois que vous joindrez à toutes vos bontés celle de me pardonner la dissertation que je m'avise toujours de coudre à mes dédicaces* etc.

Ich brauche nicht zu sagen, daſs die am 12. September fertige Ausgabe die Genfer war. Nur sie konnte gleich von der Presse weg in Voltaires Hände gelangen, nur bei ihr war ein Versenden von Genf nach Frankreich gerechtfertigt. Die Pariser Ausgabe kann es auſserdem nicht sein, da Lambert erst drei Akte des Manuskripts in Händen haben konnte und überhaupt sein Druckprivileg erst vom 19. September 1755 ist.

Zu diesen indirekten Beweisen tritt eine Briefstelle vom selben 12. September 1755 hinzu, die die Frage längst entschieden haben sollte. Der Brief an d'Argental, auf den wir nachher noch zurückkommen müssen, schlieſst: *Je vous envoie, par M. de Malesherbes même, l'édition de Genève. Prault n'aura rien, Lambert aura la France, les comédiens auront mon travail. Il ne me reste que les tracasseries.*

Damit ist diese Frage entschieden. Die Nummern 213 und 214 der Bengescoschen Bibliographie sind umzustellen, das Erstgeburtsrecht der Genfer Ausgabe ist gesichert. Richtig war von Bengesco angegeben, daſs sie unter den Augen Voltaires gedruckt worden war. Durch die Versendung dieser Ausgabe als Dedikationsexemplar (mit der Pariser geschah dies meines Wissens nicht!) dokumentiert Voltaire, daſs er sie für die authentische erklärt und sie, was bei seiner Ängstlichkeit selbstverständlich, Punkt für Punkt nachgeprüft hat. Und auch hierfür haben wir den Beleg in dem erwähnten Briefe an Richelieu vom 12. September: *Permettez que je revienne à la pièce qui est sous votre protection. Je vous demande en grâce qu'on la joue à Fontainebleau, telle que je l'ai faite, telle que M^me^ de Pompadour l'a lue et approuvée, telle que j'ai l'honneur de vous l'envoyer.*

Es waren aber nicht nur die Aufführungen, die Voltaire Sorgen machten — die in Paris, die zu allerhand ganz willkürlichen Änderungen und Auslassungen geführt hatten, die höfische in Fontainebleau, die bevorstand —, sondern auch der Lambertsche Druck, der natürlich von dem Aufführungstext abhängiger war als der Genfer, machte dem Dichter viel Kopfzerbrechen. Und ich werde hier nachweisen können, daſs dieser Druck ebensowenig Vertrauen verdient,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

was den Text anbetrifft, wie ihm das bisher zuerkannte Erstgeburtsrecht nicht zukommt.

Schon am 31. Juli des Jahres, als Voltaire Richelieu das Stück versprach, hatte er ihn gebeten, dafür zu sorgen, daſs keine Raubausgabe davon erscheine: *Je vous supplierais ... d'empêcher en vertu de votre autorité, que M. le souffleur ne fît imprimer ma pièce et ne la défigurât, comme cela lui est arrivé souvent. Tout le monde me pille comme il peut.* Die Aufführungen verfuhren dann in der Tat äuſserst frei mit dem von Voltaire gegebenen Texte. Lange Briefe an die Clairon, Musterwerke von Ironie und Witz, eine Reihe von Verbesserungen und Verwahrungen an d'Argental zeugen davon.

Damit die Pariser Ausgabe die 'Verböserungen' der Schauspieler nicht seinem Texte vorziehe, sandte er Lambert seinen Text noch einmal im Manuskript, erst drei Akte, dann die zwei letzten. Dennoch war er nicht ohne Besorgnis wegen dieser Ausgabe, und wir werden sehen, daſs die Besorgnis kaum unbegründet war. Auch hierfür mobilisiert er seine Freunde, vor allem den unentbehrlichen d'Argental. Am gleichen Tage, an dem er ihm und den anderen Freunden die Erstlinge der Genfer Ausgabe zuschickt, am 12. September, schreibt er ihm über die zu erwartende Pariser Ausgabe folgendes:

*Si la pièce était malheureusement imprimée de la manière dont les comédiens la jouent, elle me ferait d'autant plus de peine que les copies en seraient très incorrectes, et c'est ce que j'ai crains; c'est ce qui est arrivé à Rome Sauvée, transcrite aux représentations. Il n'y a nulle liaison dans les choses qu'on a été obligé de substituer pour faire taire des critiques très injustes. Ces critiques disparaissent bientôt et il ne faut pas qu'il reste de vestige de la précipitation avec laquelle on a été forcé d'adoucir les ennemis d'un ouvrage passable, avec des vers nécessairement faibles, par lesquels on a cru les désarmer.*

*S'il reste quelques longueurs, si l'impatience française ne veut pas que le dialogue ait sa juste étendue, on peut, aux représentations, sacrifier des vers; mais les yeux jugent autrement. Le lecteur exige que tout ait sa proportion, que rien ne soit tronqué, que le dialogue ait toute sa justesse. Je ne parle point de certains vers énergiques, tels que:*

Les lois vivent encore, et l'emportent sur vous[1]

*vers que M^me de Pompadour a approuvés, vers qui donnent quelque*

[1] Die Angst vor der Polizei hatte zur Unterdrückung dieses Verses geführt. Man hatte statt dessen gesetzt:

Mon devoir et ma loi sont au-dessus de vous;
Je vous l'ai déjà dit.

Worauf Voltaire in dem zitierten Briefe an die Clairon (8. Oktober 1755): *Vous sentez qu''un devoir au dessus de quelqu'un' n'est pas une expression française, et ce malheureux 'Je vous l'ai déjà dit' ne semble être là que pour avertir le public que vous ne devriez pas le redire encore.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*prix à mon ouvrage. Me les ôter sans aucune raison, c'est jeter une bouteille d'encre sur le tableau d'un peintre. Ne joignez pas je vous en conjure, aux désagréments qui m'environnent, celui de laisser paraître mon ouvrage défiguré ... mais au nom de Dieu, que mon ouvrage soit imprimé, comme je l'ai fait.*

Dies sind die letzten Worte, die wir über die Lambertsche Ausgabe aus Voltaires Mund hören. Waren sie von Erfolg begleitet, hat der Verleger sich nach des Dichters Vorschriften oder dem Wortlaut der Aufführung gerichtet? Das wird erst mit der Ausgabe selber bestimmt werden können.[1] Aber wahrscheinlich ist es nicht, daſs allen Vorschriften Folge geleistet wurde, denn Lambert hatte es eilig. Die erste Sendung Voltaires an ihn, die vermutlich die drei ersten Akte im Manuskript enthielt, ging am 8. September ab. In dem zitierten Briefe vom 12. September schreibt Voltaire an d'Argental: *Je vous ai déjà mandé, mon cher ange, que j'ai envoyé la pièce à Lambert.* Am 8. hat er ihm drei Akte geschickt und versprach *incessamment le reste.* Ist der nun fort? Jedenfalls gingen noch am 17. und 20. September Schreiben an Lambert ab. Diese hat Lambert nicht mehr abgewartet. Da sein Druckprivileg vom 19. September ist, so können wir annehmen, daſs das Stück ein paar Tage eher eingereicht worden war, wie üblich mit fertigem und vollständigem Druckmanuskript, so daſs sogar d'Argental seinem Auftrag kaum mehr hat entsprechen können.

München. Leo Jordan.

## Zum Romanischen Etymologischen Wörterbuch.

(Zu *Archiv* CXXVII 423 ff.)

'Aufgefallen ist mir, daſs die älteren Aufsätze Schuchardts in *ZVglSpF.* nicht benutzt worden sind, daſs eine solche grundlegende Studie, wie desselben Forschers *Slawo-Deutsches,* das namentlich vorromanische Wortprobleme anschneidet, unberücksichtigt geblieben ist.'

Hätte ich schon zur dritten Lieferung meines Wörterbuches die Fortsetzung des Quellenverzeichnisses gegeben, so hätte darin auch Schuchardts *Slawo-Deutsches* gestanden, und da es nie meine Art gewesen ist, mit billiger bibliographischer Gelehrsamkeit zu prunken, sondern nur anzuführen, was ich benutzt habe, so ergäbe sich die Unrichtigkeit des Schlusses von selbst. Sehen wir uns nun Juds Begründung an.

'*Slawo-Deutsches* S. 78 schreibt Schuchardt: "*baita* reicht durch das Languedocsche bis ins Baskische hinein, wo es ähnlich wie *chez* = *casâ* die Dienste einer Präposition leistet, und Prinz Bonaparte vermutete daher im oberitalienischen Wort ein iberisches Über-

[1] Beide Ausgaben, sowohl die Genfer als auch die Pariser, haben sich laut Umfrage des *Auskunftsbureaus* auf den gröſseren deutschen Bibliotheken nicht gefunden.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

bleibsel." Damit lehnt er die Herleitung des oberital. *baita* "Hütte" von ahd. *beitôn* ab, ohne sich über die Herkunft zu äufsern.'[1]

Ich habe Nr. 884 die von Diez und Schneller aufgestellte Herleitung aus dem Ahd. festgehalten und das langued. *baito* absichtlich weggelassen, da ich an einen Zusammenhang aus geographischen und lautlichen Gründen nicht zu glauben vermag. Man könnte mit Hinweis auf gall. *tegia,* das im mittleren und östlichen Oberitalien einerseits, im Baskischen anderseits bis heute als Appellativum lebt (*ZRPh.* XXXI 587; XXXII 82), dem zwischenliegenden Provenzalischen aber fehlt, auch für *baita* ein gallisches Wort ansetzen. Allein einmal zeigt die Toponomastik *tegia* in Gallien stark verbreitet (*SBPhHKlAWWien* CXLIII 2, 12), wogegen *baita* völlig fehlt, sodann hat *tegia* in den überlieferten keltischen Sprachen seine Anhaltspunkte, und endlich würde ein gall. **bacta* zwar dem langued. *baito* und dem friaul. *baite,* nicht aber dem lomb., veron.-venez. *baita* genügen, da *ct* im Lombardischen zu *č,* im Veron.-Venez. zu *t* wird. Nun wird die geographische Kluft noch vergröfsert, wenn wir konstatieren, dafs auch das Piemont das Wort nicht kennt. Schneller spricht allgemein von 'ganz Oberitalien', Schuchardt von Piemont, und ich habe mich angeschlossen, mufs aber doch feststellen, dafs weder Zalli noch S. Albino noch Biondelli das Wort verzeichnen, so dafs es sich nur um einen beschränkten, wohl östlichen Teil des Piemont handeln kann. Auch Graubünden und Tirol[2] wissen nichts von *baita,* es fehlt in Triest und reicht südlich kaum über Mailand hinaus. Daraus ergibt sich, dafs das Zentrum die Lombardei und Venezien ist. Friaul. *baite* kann vielleicht auch als Venezianismus aufgefafst werden, da die Nebenformen *uaite, vuaite* sich deutlich als Umdeutung nach *uaitá* darstellen. Dieses lomb.-venez. *baita* kann aber auch nicht alt, gar vorrömisch sein, denn dann wäre *ai* zu *e* geworden, und dafs es jung ist, bezeugt endlich sein gänzliches oder fast gänzliches Fehlen in der Toponomastik; mithin bleibt die alte Auffassung zu Recht bestehen. Begrifflich verhält sich dieses *baita* zu ahd. *beitôn* 'warten, bleiben, wohnen' wie frz. *maison* zu lat. *manere.* Über das Verhältnis von bask. *baita* und langued. *baito* vermag ich nichts zu sagen. Für romanischen Ursprung könnte die Beschränkung von *baita* auf das französische Baskenland sprechen, die Lautgestalt läfst nicht entscheiden. Umgekehrt könnte der Mangel von *baita* im Altprovenzalischen und seine heutige regionale Be-

[1] Vgl. Jud S. 431: 'Weiter hat Schuchardt schon vor Jahren *Literaturblatt* XIII 428 auf langued. *baito* "Hütte" hingewiesen und diesen Hinweis in seinem Buche *Slawo-Deutsches* p. 78 wiederholt, so dafs auch die geographische Verbreitung des Wortes wie sachliche Erwägungen die Herleitung aus dem Deutschen verbieten.' Die mehrfach genannte Schrift Schuchardts ist 1884 erschienen, Bd. XIII des *Literaturblattes* 1891.

[2] Unter tirolisch verstehe ich die von Schneller als 'ladinisch', von Ascoli und Salvioni als 'ladino-centrale' bezeichnete Gruppe, wenn es sich um über das ganze Gebiet verbreitete Wörter handelt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schränkung, der Mangel von Spuren in der Toponomastik für eine Entlehnung ins Provenzalische sprechen. Kurz, dieses *baita* gehört zu den ungelösten, auf ein enges Gebiet beschränkten Problemen, wie ich sie zu Hunderten mit vollster Absichtlichkeit zurückgelegt habe.

'Zu *agrestis* vgl. *ZVglSpF.* XX 246, 249.' Schlägt man nach, so findet man 'zu geg. *grestẹ̊* "unreife Traube" von *agrestis*: friaul. *greste*' und '*egrẹ,* geg. *egr̊* "wild, roh, rauh" = *agrestis*'. Das letztere hat in einem romanischen Wörterbuche nichts zu suchen, ist übrigens nicht richtig, s. G. Meyer, *Alb. Wb.* s. v.; friaul. *greste* ist, wie der Mangel des Diphthongen zeigt, ein Lehnwort.

'Zu 1390 engad. *paluoga* ebd. 249.' Die Schwierigkeit der Verknüpfung von *paluoga* mit *bulluca* erwähnt Schuchardt nicht, geschweige daſs er sie löst, also hätte ein Hinweis niemandem geholfen.

1629 '*broscus*-Sippe ebd. 253'. Ich habe auf G. Meyer, *Alb. Wb.* verwiesen, wo die nötigen Elemente gegeben, Schuchardt zitiert und gleichzeitig Schuchardts fragend geäuſserte Vermutung eines Zusammenhanges mit *Frosch* abgelehnt ist.

Nur zu *Brienz* 1296 hätte ich auf *ZVglSpF.* XX 242 und, wie ich hier gern nachtragen will, zu *chrupu* 1886 auf *Slawo-Deutsches* 69 hinweisen müssen.

S. 427 zu 512: 'Die abruzz. Formen habe ich nicht finden können (Fin.).' Sie stehen bei Finamore S. 42 der ersten Ausgabe und bei Pansa S. 4, nur ist bei mir *avabbẹ̊lẹ̊* statt *uvabbẹ̊lẹ̊* zu lesen.

S. 435, zu 805 '*ausko* bask. als Grundlage für ein span.-portg. Wort anzusetzen, ohne sich über das Indigenat der baskischen Formen auszusprechen, scheint mir bedenklich, cf. Schuchardt, *ZRPh.* XXVIII 739, der begrifflich das span.-portg. Wort in eine ganze Serie von ähnlichen Begriffsentlehnungen hineingestellt hat.' Wer die Behandlung der von Diez verzeichneten baskischen Etymologien bei mir vergleicht, wird sehr oft die Bemerkung finden: 'das baskische Wort stammt aus dem Span.' und daraus den Analogieschluſs ziehen, daſs ich auch bei *ausko* mir die Frage vorgelegt habe. Wer mir nicht glauben will, ohne imstande zu sein, die Sache selbständig zu prüfen, den hätte auch ein Zusatz 'das Wort ist echt baskisch' nicht überzeugt. Da ich nun aber geschrieben habe: 'got. *azgo* paſst lautlich und begrifflich schlechter', hätte Jud, um diese Bemerkung als unzutreffend zu erweisen, sich nicht mit Schuchardts Autorität decken sollen. Schuchardt hat ja nicht *ascua* eingehend besprochen, sondern nur beiläufig erwähnt; und selbst er pflegt die Münzen, die ihm reichlicher als irgendeinem durch die Hand gehen, nicht immer auf ihren Vollgehalt zu prüfen, ganz abgesehen davon, daſs für mich in wissenschaftlichen Dingen eine Autorität, auch wenn sie die gröſste auf ihrem Gebiete ist, den Mangel an Begründung nicht ersetzen kann. Nun zur Sache. Bei germ. *aska* ist das *u* in span.-portg. *ascua* unerklärt, da der Vergleich mit *eslingua* bei Diez, *Wb.* 426 natürlich

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nicht stichhaltig ist und ein got. **asquô* anzusetzen erst recht nicht geht. Bask. *ausko* ist allerdings ein seltenes, vielleicht heute nicht mehr übliches Wort, es fehlt bei de Azkue; van Eyss zitiert es aus Pougens, Oienhart korrigierte es offenbar unter dem Einfluſs der spanischen Form in *azkua,* W. v. Humboldt kannte es. Aber schon van Eyss hat ganz richtig bemerkt, daſs *ausko* für *autsko* stehe. *Auts* ist das übliche baskische Wort für 'Asche', *ko* ein ganz gewöhnliches Suffix, das adjektivisch und verkleinernd ist, also eine ähnliche Funktionsgeschichte zeigt wie lat.-rom. *-īnum.* Beispiele zur Genüge finden sich bei de Azkue. Also an dem 'Indigenat' von bask. *ausko* ist gar nicht zu rütteln. Mit dem Artikel heiſst es *auskoa,* daraus span.-portg. *ascua* mit dissimilatorischem Schwunde des *u,* der um so leichter möglich war, weil *au* im ganzen dem Spanischen fehlt und weil mundartlich *auga* und *agua* nebeneinanderstehen. Was die 'ganze Serie von ähnlichen Begriffsentlehnungen' betrifft, so handelt es sich um fünf Wörter, die zum Teil ganz verschiedenen Gebieten angehören und nicht einmal durchweg sicher sind. Zunächst, daſs *br-* in *brûler* germ. *brinnan* entstamme, ist eine Erklärung neben vielen anderen, ob aber die richtige, ja auch nur die wahrscheinlichste? Ich bezweifle es, will aber jetzt darauf nicht eingehen. Sodann toskan. *luoia, loiola* 'Funke', das durch lautlich allerdings nicht ganz aufgeklärtes neukret. λοχη (*ZVglSpF.* XXXIX 286) gestützt werden könnte, über das aber das letzte Wort erst gesprochen werden kann, wenn sein Verhältnis zu abruzz. *lurẹ̊* klargestellt ist. Weiter portg. *fona* zu got. *fôn.* Da bibelgot. *ô* im Westgot. und folglich im Portg. als *ū* erscheint, müſste man **fum* erwarten, und wenn man von dem früher fälschlich angenommenen **funa* ausginge, wäre daraus **fua* geworden. Könnte man, dem Genitiv *funins* entsprechend, einen Nom. Pl. **fúnôna* annehmen, so hätte daraus vielleicht *fona* entstehen können, nur muſs man eine sonst ungewöhnliche Betonung des *-on*-Stammes im Portugiesischen und eine dem sonstigen Vokalschwund voraufgehende Synkope des *o* annehmen. Vor allem aber ist es ganz unwahrscheinlich, daſs der Nom. Pl. von *fôn funôna,* nicht *fônôna* gelautet habe. Bleibt *brasa,* das direkt aus einem got. *brasô* entlehnt sein kann, das aber vielleicht, wie ital. *brace, brage,* doch erst durch galloromanische Vermittlung auf die iberische Halbinsel gelangt ist. Ich weiſs nicht, ob jemand, der etwa span. *ascua* aus bask. *ausko* + germ. *aska* erklären wollte, unter solchen Umständen viele Anhänger finden würde. Schuchardt hat germ. *aska* in dem Ausgang von afrz. *flammasche* 'groſser Feuerfunke' gefunden, das nur einmal aus dem Job belegt ist, aber, wie ich hinzufügen will, durch lütt. *flamah* 'flammèche', 'parcelle d'une matière enflammée', 'brandon', 'étincelle' gesichert wird. Verbreiteter ist im Wallon *flamasse.* Liegt es da nicht näher, in *flammasche* eine Verschränkung von *flammèche* und *flammasse,* letzteres aus *flamma* mit Suffix *-acia* gebildet, zu sehen?

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

S. 436 zu *carof*: 'ich meine, daſs Schuchardt vor mehr als vierzig Jahren einen anderen Weg gewiesen hat, der lautlich zwar nicht ganz befriedigt: er dachte an kelt. *car* "Stein"; aber wenn ich recht berichtet bin, hat altir. *carn* festes *-n*.' Grundlagen konstruieren, die lautlich nicht stimmen — da ist es doch ehrlicher, zu sagen, daſs man keine Deutung weiſs. Übrigens will ich Jud zu Hilfe kommen: neben irisch *carn* 'a heep of anything', 'a pile of stones', kymr. *carn* 'heep of stones', die allerdings auf *carno-* zurückgehen, steht irisch *carric,* kymr. *carreg,* breton. *karrek,* die aus *carrekk-* entstanden sind, also ein *carr-* enthalten, dessen *-rr-* man sogar in akomask. *garrovum* wiederfinden könnte. Über die Bedeutung dieses Wortes äuſsert sich Monti folgendermaſsen: *garof*, *garov* 'mucchio di pietre o di macerie'; *trè al garrov* 'gettar calce viva sopra un mucchio di grosse pietre o di fascine, che sta sott' acqua alla riva del lago, formato con trave. La calce intorbidando l' acqua e insinuandosi tra sassi, ne snida i pesci che come alloppiati vengono a galla e il pescatore gli piglia colla mano. Ähnlich Cherubini, der das Wort auch als komaskisch bezeichnet: 'quell' ammasso di pietrami e travature affondato all' acqua, in cui d' inverno annidano i pesci e specialmente le tinche'. Folgt dann weiter die Beschreibung der Kalkmanipulation. Das ist also keineswegs einfach 'Steinhaufen'. Nimmt man dazu veltlin. *garovet* 'corba grande a trasportare concime su carretti', so sind wir, wenn es überhaupt hierher gehört und nicht zu der Sippe, die ich *ERW.* 4675 bespreche, von gall. *car* 'Stein' weit entfernt, jedenfalls weiter als von *carabus*. 'Die keltische Ableitungssilbe *-av-* ist gerade in Ortsnamen des benachbarten Rätiens nicht unhäufig,' schreibt Schuchardt. Soweit uns die Ortsnamen Galliens aufklären, ist *av* stets betont, s. *SBPhHKlAWWien* CXLIII 2, 54 (*Génava* ist kaum gallisch, bildet überhaupt ein besonderes Problem, *Mesves* aus *Massava* macht auch sonst Schwierigkeit), so daſs also auch das nicht glatt geht. Wir haben also 1) kelt. *cărno-*, 2) kelt. *cărrek-*, das mit jenem keinen oder nur sehr entfernten Zusammenhang hat, 3) Ortsnamen mit dem Element *cărant-*, das vielleicht 'Stein' bedeutet, 4) deutsch-tirol. *kār* 'Schutthalde', das sich durch die Quantität des *a* von den gallischen Wörtern trennt. Also das kelt. *car* 'Stein' besteht gar nicht, und welches die älteste Bedeutung des angeblich davon abgeleiteten *carov-* ist: 'natürlicher oder künstlicher Schlupfwinkel der Fische' oder 'Steinhaufen', wissen wir vorläufig gar nicht. Kombinationen, die sich so im Unbestimmten bewegen, mögen in einer 'Bibliographie der Etymologien' Aufnahme finden, sie gehören aber nicht in ein kritisches etymologisches Wörterbuch.

Diese wenigen, ziemlich zufällig herausgegriffenen Stichproben dürften genügen, um zu zeigen, daſs ich in meinen Entscheidungen nicht so unüberlegt gewesen bin, in meinen Kenntnissen der einschlägigen Literatur nicht so groſse Lücken habe, wie man nach Juds Darstellung wohl glauben könnte. Seine übrigen Einwände,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die allgemeinen wie die speziellen, auf das richtige Mafs zurückzuführen, wird sich noch Gelegenheit genug geben. Den Benutzer meines Wörterbuches aber bitte ich, die Vorbemerkungen, die über das, was ich bringen will, was ich nicht bringen will und was ich noch bringen werde, Auskunft geben, besser zu lesen und zu beherzigen, als das Jud getan hat.

Wien. W. Meyer-Lübke.

Meine Bedenken begrifflicher, geographischer und lautlicher Art gegen die Herleitung von *baita*[1] 'Hütte' aus ahd. baita 'Rast' und

[1] Das Wort setzt sich vom Friaul durch ganz Oberitalien hin durch (tritt vereinzelt auch südlich des Po in Parma auf): friaul. *baite* (*uaite*) 'capanno chiuso di canne in cui si nascondono i cacciatori di paludi per sorprendervi gli uccelli selvatici' (Pirona), venez. *baita* 'stanza di frasche o di paglia dove ricoverano la notte al coperto quelli che abitano la campagna, specialmente sui monti' (Boerio), auch im Slowenischen: *bajta* 'capanna' (< venez., cf. Ascoli, *Studi critici*, 1861, I 723), bellunes. *baita* 'casuccia dei carbonai' (Nazari), nonsberg. *bait* 'Hütte' (Battisti 22), trient. *bait*, *baita* 'Hütte, besonders auf Feldern, Alpen und Bergen' (Schneller, *R. Volksmd.* 109), verones. *bàito* 'capanna da pastori, di frasche e fogliami, di caniccio e anche in muratura, coperta da pietre e grandi lastre. Anche nel senso di stamberga' (Patuzzi), lomb. *baita* 'casolare, capanna, ricovero, in alcuni luoghi del milanese carbonaja' (Biondelli), bresc. *baita* 'stanza di frasche o paglia dove ricoverano la notte al coperto quelli che abitan la campagna' (Biondelli), *baitèl*, *-èla*, *baitû* 'tettoja, tetto fatto a luogo aperto' (Melchiori), bergam. *bàet*, *baita* 'capanna da pastori o da carbonai' (Tiraboschi), engad. *baita*, *sbaita* 'schlechte Hütte' (Pallioppi, dürfte Lombardismus sein), valtell. *bait* 'cantinetta di contadino, stanzino per le conche del latte, casa, cucina', *baitèl* 'stanzino per le conche del latte', Livigno: *baita* 'casa' [ist im obersten Veltlin das gebräuchlichste Wort für jedes Haus], com. *baita* 'capanna posticcia d'assi per li carbonaj, capanna d'assi e di cortecce d'alberi imbiutate di terra o creta per ricovero sui monti' (Monti, *Suppl.*, *App. e Bollett. storico della Svizz. ital.* XVII 83), mail. *baita* 'carbonaja, giaciglio di montanari o di carbonari montanini, casotto, specie di capanno che i cacciatori si fabbricano nei paduli per istarvi nascosti ad aspettare i germani e simili uccelli acquatici' (Cherubini), valses. *baita* 'capanna specialmente dei carbonari sui monti'; Parma: *baito* 'casa, casamento, casolare' (Malaspina); piemont. *baita* 'capanno' (Pozzo, Ponza). Nach Chabrand et Rochas, *Patois des Alpes Cottiennes* 207 wäre das Wort auch heimisch in den Waldensertälern, in der Auvergne und im Languedoc; nur im Languedoc hat *baito*, *-oun* 'hutte, baraque, maisonnette dans un verger' Mistral belegt, aber bereits der *Dictionn. languedoc.-français* (1785) verzeichnet: *baito* 'feuillée, hutte, baraque, petite loge construite de torchis dans une vigne et couverte de pailles et de branches', und endlich wäre nach Schuchardt, *Literaturbl.* 1892, 428 das Wort auch im Bask. *baitan* 'bei' wiederzufinden.

Ob für ahd. *baita (bei Meyer-Lübke, no. 884) nicht statt 'Rast' nach Ausweis von mhd. *bîte* 'Stillhalten', mitteld. *beit* 'Zögern' besser die Bedeutung 'Warten' einzusetzen wäre, ist nicht zu entscheiden, wohl aber scheint ein Subst. *beit* in den deutschen Mundarten in der konkreten Bedeutung 'Haus, Hütte' zu fehlen. Gingen wir von einem Verb *beiten* (ahd. *beitôn*) 'warten, aufpassen' aus (cf. die Bedeutung von friaul. *baita*), so ist das Ausbleiben des Verbums im Romanischen nicht weniger auf-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

von komask. *garof*[1] 'Steinhaufe' aus lat. carabus bleiben nach neuer Überlegung durchaus bestehen. Die Ausführungen Meyer-Lübkes betr. die Herkunft von span. *ascua*[2] 'glühende Kohle' und der anderen begriffsverwandten Wörter richten sich nicht an mich, sondern an Schuchardt, der vielleicht die Gelegenheit wahrnimmt, auf seine Dar-

---

fällig. Bei einer nachlangobardischen Entlehnung wäre lautlich nach Ausweis etwa von südtirol., bergam. *paisare, impaissà* < baizen (v. Ettmayer, *R. F.* XIII 386) eher ein *paita* mit der südbairischen Fortis zu erwarten, und vollends die Verbreitung des Wortes bis an die Pyrenäen ist einer solchen Herleitung aus dem Althochdeutschen nicht günstig. Nun liefse sich denken, dafs *baita* durch die Jägersprache oder durch die wandernden Kohlenbrenner oder die von Alp zu Alp ziehenden Hirten oder geradezu durch die oberitalienische Gaunersprache — Malaspina und Cherubini (nicht aber Nigra, *Arch. glott.* III 53 ss.) bezeugen die Existenz des Wortes ausdrücklich in der *lingua furbesca,* wobei vielleicht an deutsch-rotwelsch *baiss* 'Haus', Kluge, *Rotwelsch* I 394, 437, 441 anzuknüpfen wäre — über Oberitalien verbreitet worden wäre, aber das südfranzösische Wort scheint nicht dieser Sphäre anzugehören. Dann fällt es aber schwer, ein Gaunerwort in der Toponomastik zu treffen: cf. *Baita* in Muggia, *A. Gl. It.* XII 328, *Ouell de Baite* (Friaul, Pirona), *Baita* usw. v. Ettmayer, *R. F.* XIII 386, das auch im Oberveltlin in Ortsnamen zu finden ist, während bei dem Fehlen der *Dictionn. topograph.* für das eigentliche Languedoc ich nichts über dessen Vitalität im Süden Frankreichs zu sagen weifs. Endlich sei noch der Familienname *Baitelli* zu Brescia erwähnt, der bereits Anfang des 14. Jahrhunderts auftaucht. Also das Problem ist heute noch durchaus unklar, und den südfranzösischen Formen war im *R. Et. Wtb.* der ihnen zukommende Platz einzuräumen.

[1] Zur Stütze der vorromanischen Herkunft des Wortes mögen angeführt werden: Poitou Anjou: *chiron, chirat* 'Felsstück, Steinhaufe' (Verrier et Onillon, Favre), afrz. *chiron* (Godefroy, Du Cange s. *chierrat*), Fourgs: *tsiron* 'Heuhaufe', lyonnes. *chirat* 'Steinhaufe in den Bergen' (Puitspelu, Onofrio), französische Schweiz: *tsiron* 'Haufe' v. Tappolet, *Bulletin du Gloss. des patois de la Suisse rom.* VIII 42—43, die sämtlich auf ein *cair-* oder *cari-* 'Stein' zurückzugehen scheinen, welches Skok, *Beiheft III der Ztschr. f. rom. Phil.* p. 218 im brianz. *caravé* 'macia, macereto, sasseto' wiederzufinden glaubt. Und nun sollen von dieser Serie künstlich getrennt werden die geographisch sich anschliefsenden: komask. (Tre Pievi) *gàrol* 'Kiesel' (cf. valses. *garulla* 'Stein, Felsen, grofser Kiesel'), *garavìna* 'dirupo da cui rovinano di quando in quando massi di pietre', *garof* 'Stein-, Schutthaufe' (auch Ortsname), dessen Beziehung zum Fischfang wohl sekundär sein dürfte, da das Wort keineswegs an den See gebunden ist (cf. Arbedo: *garuv, -èra* 'Steinhaufe', Salvioni, *Bollett. storico della Svizz. ital.* XVII 110)? — In *garôvat* 'corba grande o culla da trasportare concime su carretta' dürften sich möglicherweise zwei unabhängige Wortstämme treffen: valtell. *garôta* 'bigonciuolo della ricotta, vaso rotto', oberengad. *charöt* 'Kübel, den frischen Zieger zu formen', süddeutsches *kar* 'Korb, Kübel' (cf. *Idiot.* III 420 und Schneller, *s. v.*) und eben erwähntes *garof,* wenn nicht bei noch genauerem Zusehen alle Wörter auf eine Basis zurückgehen. — Zu oben zitiertem *gàrol,* vgl. aber auch Schuchardt, *Ztschr. f. rom. Phil.* XXIII 193—94.

[2] Von tausend Benutzern des *R. Et. Wtb.* sind wohl nicht zehn in der glücklichen Lage, ein baskisches Wörterbuch einsehen zu können. Sollte es da wirklich überflüssig sein, mit einigen wenigen Andeutungen die Verbreitung und die Bedeutung des baskischen Grundwortes darzulegen?

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

legungen in *Ztschr. f. rom. Phil.* XXVIII 737 ss. zurückzukommen. Der Wunsch, in no. 1049, 1296, 1329 Schuchardt als ersten genannt zu sehen, der in *berr* 'Schafbock', in *broscu* 'Kröte' vorromanische Relikte zu entdecken glaubte, und der in *Brienz* den Ausgangspunkt der romanischen Formen gesehen hat (*Ztschr. f. vergl. Sprachf.* XX 246 ss.),[1] scheint mir auch jetzt noch innerhalb des Zieles eines rom. etymol. Wörterbuches zu liegen, dessen Verf. sich mit Recht bemühte, stets die Stelle anzuführen, wo die nun richtig erscheinende Etymologie zum erstenmal veröffentlicht worden ist (p. XI der Einleitung des *R. Et. Wtb.*).

Dafs unsere Auffassung in bezug auf die Aufgaben und die Gestaltung des Stoffes eines romanischen etymologischen Wörterbuches auseinandergehen, wird dem Leser der Rezension ja nicht entgangen sein: die Lektüre der Einleitung von Meyer-Lübkes Werk enthebt aber den Kritiker nicht der Pflicht, die Frage zu stellen, ob dem heutigen Stande der romanischen Wortforschung nicht eine wesentlich neue Anordnung des Stoffes angemessen und für die künftige Arbeit fruchtbarer gewesen wäre als die, welche Meyer-Lübke gewählt hat. Um aber nicht der unfruchtbaren Kritik geziehen zu werden, hat sich der Ref. nicht gescheut, in einigen keineswegs vollkommenen Probeartikeln zu zeigen, in welchem Mafse eine andere übersichtliche, den geographischen Gesichtspunkt mehr betonende Darstellung in der Praxis sich durchführen liefse, und wie dem Forscher durch reiche — keineswegs 'billige' — bibliographische Angaben die überaus wichtige Nachkontrolle[2] der so verzettelten Materialien erleichtert werden könnte. Die Zukunft mag lehren, wessen Auffassung die richtigere und zeitgemäfsere war.

[1] Mit der Aufstellung eines Grundwortes bullucea für engad. *paluoga* (no. 1390), das sich durch Suffixwechsel aus *bullucea* erkläre, sind wir keinen Schritt über das hinausgekommen, was seinerzeit Schuchardt lehrte, denn nach wie vor ist dieser Suffixwechsel im Rätischen bei direkter Herkunft aus *bullucea* rätselhaft.

[2] Da unter no. 512 als abruzz. Formen *àbbele, ràbbele, uvàbbele* (zu korrigieren in *avàbbele*) angeführt werden, so ist es für den Benutzer des Wörterbuches von Finamore tatsächlich unmöglich, auf Grund der obigen Angaben das Wort wiederzufinden: denn Finamore 1 42 weist keine der oben von Meyer-Lübke angeführten Formen als Stichwort auf, sondern unter *amábbele* ist zu lesen: *amàbbele, avàbbele, àbbele, ràbbele, ràchele,* agg. *ov'* — 'uovo col panno, col guscio non indurito'.

Zürich. J. Jud.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Victor Fleury, Le poète Georges Herwegh (1817—1875). Paris 1911. Ed. Cornély & Cie. Ed. (Bibliothèque de la 'Révolution des 1848' No VI.) XII, 397 S.

Um diesem Buche gerecht zu werden, mufs man sich von vornherein mit einigen Eigenheiten abfinden. Zunächst: es ist eine sozusagen offizielle Biographie. Der Verfasser steht der Familie Herwegh und insbesondere dem französierten Sohn des Dichters, Marcel, sehr nahe; er sieht in jedem Worte der ihrem Gatten blind ergebenen Witwe ein unantastbares Evangelium; und vor allem: er teilt diesen blinden Enthusiasmus. Auf vierhundert Seiten gelingt es ihm nicht, an dem Menschen oder Dichter Herwegh einen schwachen Punkt, geschweige denn eine schwache Seite zu entdecken, und es ist schon viel, wenn er über die Audienz (S. 101) und den Brief an den König (S. 106) kein Urteil abgibt — wogegen eine nicht eben rühmliche Episode in Herweghs Ehe- und Freundschaftsleben (S. 155) ausdrücklich der Besprechung entzogen wird, die denn doch zur Beurteilung seines Charakters einen unentbehrlichen Baustein liefert. Im übrigen steht jene Form der unbedingten Apologetik, die ich als Lakaientum im Heroenkult zu bezeichnen pflege (und die bei den Dienern der Nichtheroen am häufigsten zu finden ist) in vollster Blüte. Überall hat Georg Herwegh nicht nur unbedingt recht, sondern überall müssen auch seine Gegner noch gröblich geschmäht werden. Follens Leidenschaftlichkeit beweist (S. 50) *la dureté de son âme*, aber Herweghs unaufhörliche Satire ja nicht *la sécheresse de cœur* (S. 218); wenn Heine ihn verspottet, ist das *perfide*, was bei Herwegh *beaucoup d'humeur* beweist (S. 127); Herweghs taktloser Brief an Freiligrath (S. 76) ist in F.s Augen keine Entschuldigung für dessen Satire, wohl aber wird Freiligrath vorgeworfen, dafs er aus Herweghs 'hundertmal abgeleierten Geschichtchen' 'tausendmal abgedroschene Geschichtchen' gemacht habe (S. 77 Anm.)! Da H. Anastasius Grün angegriffen hat, spricht F. (S. 63) von dessen Abfall wie von einer feststehenden Tatsache, obwohl er später (S. 203) selbst das Gegenteil einzuräumen scheint. Am schlimmsten trifft diese Blindheit natürlich Herweghs politische Gegner. Wenn Gottschall und Freiligrath sich zu der Einigung des Reiches bekennen, heifst das (S. 211): sie beugten sich unter die Cäsarenherrschaft. Und was vielleicht das Stärkste ist: Geibel hat durch sein ganzes Leben tapfer die Einigung durch Preufsen verfochten; und wenn er nun nach 1866 sich des endlich errungenen Sieges freut, auch diesmal zu Opfern für seine Sache bereit, verdient er (S. 200) Herweghs 'Verachtung', weil er sich beeifert habe, Preufsens Erfolge zu feiern ... Wieviel unparteiischer ist selbst der *historiographe officiel* (S. 99), was Treitschke doch nur dem Titel nach war, mit politischen Gegnern seiner Helden verfahren! Wer Herwegh angreift, ist *envieux*; wo er angreift, beweist er nur *sa belle humeur*. Wenn er von Shelley sich Idee, Gedankengang, Rhythmus des 'Bienenliedes' aneignet, ist das (S. 190) kein Plagiat; bei Prutz (S. 90), für den Anklänge überzeugend nachgewiesen werden, ist der Ton ein völlig anderer. Diese Behandlung von Herweghs Nichtfreunden geht bis zur Entstellung: nicht blofs wird Ulrici regelmäfsig (S. 204. 222) mit dem Refrain *le pédant* bedacht, sondern es wird sogar aus Dingelstedts Brief (S. 205 Anm.) 'die Gelehrten' mit *les pédants* wiedergegeben!

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Mit dieser fanatischen Parteistellung hängt — leider! — ein Zweites zusammen: der französisch-nationalistische Standpunkt des Verfassers. Er ist mir selten in so naiver Selbstverständlichkeit begegnet. Der 'Franzosenlärm' wird (S. 57) — auf deutsche Kriegslust zurückgeführt; jegliche patriotische Stimmung der Deutschen heifst mit dem denkbar ungeeignetsten Terminus *pangermanisme* (z. B. S. 67. 166), der also z. B. die 'Kleindeutschen' treffen soll! Und F., der jeden deutschen Patrioten als *chauvin* (S. 170) bezeichnet, besitzt dabei selbst einen fast madjarischen *nationalisme de façade* (S. 195), wie schon die wunderliche Übersetzung der Namen zeigt: Charles Grün (S. 97), Charles Heinzen (S. 125), Charles Solger (S. 130 Anm.), Louis Feuerbach (S. 162)! Ich gestehe, dafs ich mich erst besinnen mufste, wer (S. 157) mit Henri Simon gemeint sei — ein Verwandter des Franzosen Jules Simon etwa? Ach nein! Unser Heinrich Simon aus der Paulskirche! Und wer kann sich gar einen Maurice Arndt (S. 92) vorstellen (der obendrein immer noch eher Ernest heifsen könnte!)? Wenn wir uns nun revanchieren wollten und den Guillaume Rüster (S. 161) und Georges Herwegh (was sich noch am ersten entschuldigen läfst) einen Julius Favre oder gar Ludwig Racine und Johann Lafontaine gegenüberstellten?

Nein; Urteile darf man von F. nicht holen! Weder ist Ludwig von Bayern ein *faux Mécène* (S. 121) gewesen, noch hat Bismarck (S. 194) den Konflikt hervorgerufen, den er schon vorfand; weder über die Leistungen der Paulskirche noch über Herweghs Haltung bei Niederdossenbach (wo ihn nach düsterer romanhafter Andeutung neidische, mordlustige Verräter umgaben, S. 144 Anm.) wird man die Meinung des 'Unbedingten' befragen, der bei seinem Heros höchstens *de généreuses imprudences* (S. 153), sonst aber überall bei den übrigen nur Schlechtigkeit oder Dummheit sieht. Aber wegen biographischer Tatsachen wird man ihn stets, wenn auch mit Vorsicht, befragen müssen.

Allzuviel Neues und Wichtiges würde man freilich hier selbst dann nicht erfahren, wenn es F. gelungen wäre, das Datum der Audienz — 19. oder 21. November (S. 98 f.) — zweifellos festzustellen, was denn doch möglich sein müfste. Eine eigentliche Berichtigung erfährt unsere Vorstellung höchstens dadurch, dafs Herweghs Leben nach der Revolution nicht mehr ganz so leer scheint wie bisher: er hat eifrig und vielseitig studiert, eine umfangreiche Bibliothek (S. 156) erfolgreich ausgenutzt und es zu vielseitigem Wissen gebracht (S. 158); ob er freilich der Professur in Neapel gewachsen gewesen wäre, auf die er sich zu seinem lebhaften Ärger (S. 183) sechs Monate lang umsonst vorbereitet hatte, bleibt zweifelhaft — aber diese akademische Unbedenklichkeit haben seine Dichterkollegen Geibel, Bodenstedt, Klaus Groth mit ihm geteilt. Über seine poetische Tätigkeit oder Untätigkeit erfahren wir freilich (S. 159) durchaus nichts Gewisses. Lassalle behauptet (S. 187), Herwegh habe ihm das Ehrenwort gegeben, dafs er seine neuen Gedichte herausgeben würde — sie sind erst nach seinem Tode erschienen; aber ich würde es nicht wagen, Lassalles Behauptung hier ganz streng zu nehmen. Von den Plänen eines gröfseren Werkes erwähnt F. (S. 123) nur den bei kaum einem Zeitgenossen Herweghs fehlenden 'Faust' (S. 123 Anm.) und ein satirisch-romantisches Drama (S. 124); doch scheint Herwegh noch lange seine Studien auf eine philosophische Dichtung bezogen zu haben. Jedenfalls blieb es bei Zeitungsartikeln und Invektiven, letztere von der Art, wie gröfsere Dichter, Goethe, Grillparzer, auch Verlaine oder selbst Leuthold sie als Nebenwerk ins Pult verschlossen, während Herweghs Biograph aus ihnen (S. 303 f.) den dritten Teil von Herweghs Lebenswerk machen mufs. — Wie Herwegh sonst seine Zeit ausfüllte, als er aufgehört hatte, der 'Lebendige' zu sein, wird nur in äufseren Umrissen sichtbar; die Reisen, die Besucher werden aufgezählt — das innere Leben wird kaum

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

berührt. Natürlich aber fehlt auch hier nirgends die Apologie z. B. seiner Lebensweise, die doch (S. 221) nicht bloſs den 'Neidischen' miſsfiel. Daſs er Parasiten duldete (S. 223), kann man wohl auch anders erklären, als Georg Herwegh und Victor Fleury tun. Denn dessen eigene Darstellung beweist doch nur von neuem, daſs Herweghs Hochmut Schmeichelei forderte; schlieſslich ist er mit jedem auseinandergekommen, der ihm nicht Weihrauch spendete, und hat sich z. B. mit dem auch gegen ihn (und gegen Lassalle, dessen 'Sickingen' er für hervorragend erklärt! S. 186) höfischen Dingelstedt gut vertragen, obwohl Charakter und Gesinnung hier sehr viel mehr Grund zum Bruch geboten hätten als etwa bei Arnold Ruge.

Herweghs politische 'Entwicklung' gewinnt durch das Buch seines Bewunderers nichts. Wir werden mit dem Manne, der (S. 370) mit der Übernahme von Herweghs Ausruf 'Frankreich ist eine Religion' schlieſst und sich über die 'systematische Feindseligkeit', die der Poet gefunden habe, wundert, nicht rechten dürfen, wenn er den deutschen Dichter auch bei seinen wüstesten Schimpfereien preist, seinen Haſs gegen das neue Reich (S. 208) als Beweis seiner politischen Weisheit ansieht und kein Wort darüber verliert, wie völlig der Schwabe seine erste Heimat über der zweiten (S. 208) — oder eigentlich der dritten: die zweite ist die Schweiz! — vergaſs; es sei denn die seltsame Annahme, seine problematische schwedische Abkunft (S. 1) — unwahrscheinlicher als die polnische Nietzsches! — erkläre seinen Haſs gegen Deutschland. Jene Abkunft hätte ihn denn doch eher zum 'Pangermanisten' oder 'Teutomanen' (das sind die deutschen Einheitsfreunde S. 277) machen können! ... Er hält sich bei Herweghs verfehltesten politischen Prophezeiungen (S. 196) nicht auf und sucht erst am Schluſs (S. 328 f.) in all die Polemik Herweghs (vgl. z. B. S. 199. 201) auch positive Gesichtspunkte zu bringen. Ohne Erfolg. Herwegh gehört eben als Politiker zu der schlimmsten Art der Doktrinäre; zu den negativen Doktrinären, d. h. denen, die nur genau und unbeugsam auf dem bestehen, was sie nicht wollen. Alles verhöhnt und beschimpft er: den Parlamentarismus (z. B. S. 148. 178) so gut wie den Despotismus; die Anmaſsung einzelner, ihren Willen durchsetzen zu wollen (z. B. Bismarcks S. 193 f.), aber auch den des als Pöbel gescholtenen Volkes. Er verwirft den Nationalismus und freundet sich in einer für die Deutschen Böhmens höchst kritischen Zeit (S. 204) mit den Tschechen an, erkennt aber erst recht nicht den älteren Staatsbegriff an. Er versucht es mit den verschiedensten Richtungen, sogar mit Friedrich Wilhelm IV. (Fleurys Deduktionen S. 60 werden durch die Audienz widerlegt!), um dann nachher auf die 'dummen Wiener Kommunisten' (S. 116), die ihn 'kompromittiert' haben, oder mit besonderer Vorliebe auf irgendwelche Doktrinäre unbändig zu schelten. Es schwebt ihm wohl unklar das Ideal der Heine, Renan, Ibsen, Nietzsche vor: die Führung des Volkes durch eine geistige Aristokratie, die 'anonyme Wirksamkeit heller Köpfe' (S. 192 Anm.) — aber wenn in Italien dies glänzend erreicht wird, so ist es ihm wieder nicht recht, und Cavour muſs (S. 178 f.) abgekanzelt werden — weil er kein Doktrinär war. Und so möchte ich denn in dem Brief Gerstäckers (S. 200), den der Verf. 'wunderlich' findet, jeden Satz unterschreiben: es ist Herweghs maſslose Eitelkeit, die das neue Reich beschimpfen muſste (über den Ton vgl. z. B. S. 201 f., 213) — und nebenbei wohl noch das nagende Gewissen einer verfehlten Existenz, nachdem er, den man erst so gern mit Körner verglichen hatte, sich so gar keine Heldenlaufbahn hatte bereiten können — weder im kriegerischen Sinne eines Karl Blum noch im gut bürgerlichen eines Freiligrath. Dem Verf. genügt es freilich (S. 221), daſs der Gealterte so einfach lebte, wie er nun muſste ...

Neben dieser grundsätzlichen Verkennung von Herweghs rein persönlicher Parteinahme gegenüber allen politischen Entwicklungen — man

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

denke nur an die Gehässigkeit, mit der er etwa seinen alten persönlichen Gegner Bluntschli mit seiner *satire mordante, fine et aiguë* (S. 237) als 'Bettelpreufsen mit dem Eselsohr' verfolgt — haben Kleinigkeiten wenig zu sagen, wie dafs aus dem berühmten Feldjäger Bismarcks, den er dem Kurfürsten von Hessen sandte, immerhin einem Kurier mit Offiziersrang (S. 195), ein *chasseur de la garde* wird, oder dafs in dem sonst sorgfältig gedruckten Buche 'Graf Reichberg' (S. 170) statt 'Rechberg' steht. Wir nehmen das Persönliche gern als Bereicherung unserer Kenntnisse: dafs das Kind an einem (vollständig ausgeheilten) Veitstanz litt (S. 4); charakteristische Stellen aus ungedruckten Briefen; zahlreiche Zeugnisse über den ganzen Eindruck seiner Persönlichkeit; freilich auch unsichere Mitteilungen (wie die Wanderanekdote S. 128). Aber über die politische Entwicklung werden wir wohl bei unserer Meinung bleiben müssen — und über Herweghs Heldentum nicht umlernen, wenn er auch die Verteidigung, zu der er selbst sich 'nicht herabliefs' (S. 145) — bis er es doch tat! (S. 155) — von seiner Frau beredt hat führen lassen.

Es versteht sich, dafs der literarische Teil (S. 227 f.) gleichfalls mit den *teutomanes* arbeitet; ebenfalls von Herwegh die Beurteilung eines Welcker (S. 307) als 'Apostaten' einfach übernimmt, wiederum in allen *incohérences* (S. 287), die Vischer aufdeckt, eigentlich nur Schönheiten sieht (doch vgl. S. 289) und die beständige Wiederkehr derselben Motive keineswegs monoton findet (S. 287). Dennoch ist dieser Teil bei weitem der förderlichste, weil hier noch weit mehr Tatsachen statt der Urteile vorgebracht werden. Zwar behauptet F. am Schlufs (S. 364), Schwaben sei nur zufällig Herweghs Heimat gewesen — was zwar nicht ganz unrichtig ist, aber doch nicht wegen der 'sanften Verträglichkeit' der Schwaben (zu deren typischen Vertretern damals die sanften und milden Vischer, Straufs, Pfau, Karl Mayer der Jüngere gehörten, vorher die im Kampf ums alte Recht so unendlich nachsichtigen Uhland, Pfizer usw.). Dennoch geht er mit Recht von dem Einflufs der heimischen Poeten Schiller (S. 227 f.) und Hölderlin (S. 230) aus, wobei des letzteren Einflufs überschätzt wird, wie umgekehrt der von 'Louis Uhland' (S. 232) unterschätzt. (Es spricht für eine besondere Absichtlichkeit in dieser 'Madjarisierung' fremder Namen, dafs sie gerade da unterbleibt, wo der französische Klang von dem deutschen wenig abweichen würde: bei Körner, Schenkendorf, Rückert, Platen, Lenau, Freiligrath wird der Vorname erspart, der bei Uhland oder Beck nicht fehlen darf!) Natürlich führen auch diese Vergleiche stets ad majorem gloriam Herweghs, so der Vergleich von Schillers und Herweghs Reiterlied (S. 228), zweier Meisterwerke, deren keines dem anderen das Licht nimmt. (Übrigens kam mir der Einfall, ob die Situation des Herweghschen, die F. S. 230 diskret analysiert, nicht auf Kleists berühmte 'Anekdote aus dem letzten Kriege' zurückgehen könnte?) Ebenso wird sogar Lamartine hinter Herwegh zurückgeschoben, wenn dieser ihn 'frei' übersetzt hat, obwohl sich unter diesen Übersetzungen so böse befinden, wie die vom Verf. selbst mitgeteilten:

will die Seel' von hinnen gehn,
In süfsem Klageton sie aus sich hauchen soll.

oder: Lafs, gleich dem Tau, den auf der Sonne Gluten trinken ...

(S. 245; doch vgl. S. 248 Anm.). Als Übersetzer ist Herweghs Rivale Freiligrath ihm schon durch gröfsere Treue des Einfühlens weit überlegen. — Natürlich begegnet bei der Übersicht der Anklänge manche zweifelhafte Stelle (S. 232, 236); aber der Verf. hat im ganzen den richtigen Standpunkt (vgl. die gute Ausführung S. 23) und weist auf die richtigen Namen hin. Nur müfsten Byron (S. 241) und vor allem Béranger (S. 257) viel stärker hervorgehoben werden, und neben ihnen der dritte, der Her-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wegh von den 'Elegien' und 'Hymnen' zu den 'Satiren' (vgl. S. 264) übergeführt hat — Heine (S. 237). Sein beherrschender Einfluſs liegt so klar zutage, daſs er durch das reichlich in jedem Satz eine Schiefheit bringende Gerede des Verf. (S. 239) in keiner Weise verdunkelt werden kann: Rhythmus und Reimbehandlung sind ebenso beweisend wie die ganze Technik der Verbindung von Witz und Lyrik. Dagegen ist Herweghs Verhältnis zu Platen (S. 252) doch wohl immer ein platonisches geblieben, obwohl in der Mischung von Aristokratismus und Demokratie, nationalen und kosmopolitischen Instinkten, Schönheitskult und Tendenz starke Berührungen vorhanden waren. Platen war für Herwegh vielleicht der ideale Dichter, gewiſs aber kein praktisches Vorbild. Das verrät sich schon darin, daſs Herwegh sich gegen alle deutschen Meister *'sevère'* zeigt, von denen er gelernt hat (vgl. S. 257), besonders gegen Heine, Anastasius Grün (S. 254), Beck (S. 255, vgl. S. 37), Freiligrath (S. 257), die Dichter der Freiheitskriege (S. 249 f.). Platen aber hat er nur gelobt ... Methodisch recht anfechtbar ist die Meinung, wo viele Quellen vorliegen könnten, sei gar keine Abhängigkeit anzunehmen (S. 263) — als ob nicht mancherlei Eindrücke sich zu einem neuen Gebilde zusammenfinden könnten, wie sich das etwa bei Immermann so genau beobachten läſst!

Es folgt eine Durchnahme der drei Gruppen Jugendgedichte (S. 264 f.), Gedichte eines Lebendigen (S. 276 f.), Neue Gedichte (S. 303 f.). Die beiden ersten Abschnitte sind besser gelungen, weil dem Verf. hier nicht der verfehlte Wunsch, die Neuen Gedichte auf das Niveau der Hauptsammlung zu erheben, in die Quere kam. Die gute technische Schulung der französischen Kritik verleugnet sich nicht in Bemerkungen über Lieblingsvorstellungen wie das Sterben (S. 280), Lieblingsformen wie den Optativ (S. 279), und vor allem der guten Übersicht und Besprechung der Antithesen (S. 282 f. 305), der Wortspiele (S. 289. 301. 309), der *quantités rhythmiques* (S. 290 f.); wogegen die ungemeine Bedeutung des Kehrreims für Herweghs Technik nur (S. 292) gestreift, die Abhängigkeit des Reims (S. 295) von der Linie Byron-Heine-Freiligrath nicht genügend gewürdigt ist. Aber was das Reimwort bei dem 'Lebendigen' bedeutet (S. 295), oder wie seine Strophen in Ausrufe zu münden lieben (S. 292), ist hübsch gezeigt. Wo es sich aber um tiefere Probleme handelt, versagt der Verf. zumeist. Zwar der Grundzug der Beschaulichkeit (S. 278) ist erkannt: Herwegh ist eben ein Lyriker der sentimentalen Stimmung, der nur das Unglück hatte, in die Tätigkeit hineingerissen zu werden, die Hölderlin und Lenau sich vergeblich wünschen durften. Was aber eigentlich das Neue in den 'Gedichten des Lebendigen' sei, glaube ich in meiner Literaturgeschichte in wenigen Zeilen deutlicher hervorgehoben zu haben als der Verfasser in längeren Ausführungen (vgl. S. 53 f.): es ist zum erstenmal wieder Agitationspoesie im vollen Sinne, Aufruf zur Tat, Versetzung in die politische Aktion. Eben deshalb aber muſste Herwegh aufhören zu wirken, als er aus der Vorbereitung politischer Taten ausschied, ohne doch in die lyrische Morgenrotstimmung zurückfinden zu können. — Herweghs Satire hat nichts Neues in der Technik (trotz S. 305 f.); sie bleibt von Heine abhängig, ohne dessen Phantasie zu Gebot zu haben. Auch Heine gebraucht die Schimpfworte, die F. elegant als *tertia comparationis* behandelt, mehr, viel mehr als gut ist; aber sie helfen ihm zu Anschauungen, wo Herwegh in der bloſsen Injurie steckenbleibt. Deshalb ist Herweghs 'Satire' oder vielmehr seine Anhäufung von gereimten Halbheiten (und mäſsigen Parodien S. 309, vgl. S. 312 Anm.) nicht zu verteidigen, wie der Verf. es (S. 313) tun möchte; die Grobheit selbst möchte hingehen. Aber Herwegh war darin wirklich ein Zufallskind seiner Heimat, daſs er (wie ich mich früher einmal ausgedrückt habe) der einzige Schwabe ohne Phantasie war. Man vergleiche nur Heines 'Audienz' mit seinen Gedichten gegen Heine, oder beider Satiren auf Venedig! Herwegh gelingen treff-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

liche Epigramme, wo er mit Begriffen spielen kann, wie in dem glänzenden 'Auf dem Wege von Damasca' (wenn das Xenion auch sachlich ungerecht ist, weil Friedrich Wilhelm IV. ja nicht selbst der Bekehrer sein wollte), oder mit Worten wie in dem auf das königliche Schreiben an Alexis; aber sein *talent épigrammatique* (S. 299) versagt, wo eine Situation ausgeschöpft werden soll. Und ebenso auch sein Pathos. Ein Gedicht wie Freiligraths 'Tote an die Lebenden', freilich das stärkste der gesamten Revolutionspoesie, hätte er nie schaffen können; er blieb stets in der abstrakten Situation, und 'Der Freiheit eine Gasse' oder 'Wir haben lang' genug geliebt' kann man in Frankreich oder Rufsland, kann man heute so gut wie 1848 oder 1798 singen. Herweghs Poesie besitzt in dieser Allgemeinheit ihre Vorzüge wie ihre Schwächen, die Fähigkeit rascher Popularität und die Oberflächlichkeit ihrer Wirkung. Er besingt den Hafs genau so, wie Geibel die Liebe besingt; während Heines Hafs so individuell ist wie Goethes Liebe.

Eine Ergänzung dieser Studien zur Poetik bilden (S. 315 f.) die guten Bemerkungen zum Stil; freilich mit der unvermeidlichen apologetischen Tendenz. Wie soll man mit jemand rechten, der (S. 322) schreibt: *Herwegh a toujours été préservé de la vulgarité*? ...

Selbst der grofse Bettelpreufse
Blutschli, euer Matador,
Kratzte sich, als hätt' er Läuse,
Hinter seinem Eselsohr ...

Lobenswert, aber wohl nicht sehr fruchtbar, bildet dann jener Versuch, Herweghs Ideen (S. 325 f.) darzustellen, den Schlufs. Ist es schon bedenklich, über *Henri Heine penseur* zu schreiben, so noch mehr über einen so unklaren Antidogmatiker wie Herwegh. Weder seine Ästhetik noch seine Philosophie kommen nach F.s eigenen Darstellungen über subjektive Modifikationen Feuerbachs (S. 327 u.) heraus. Eher kann ihm in der Staatslehre Selbständigkeit zugestanden werden (vgl. S. 333 f.); nur hat der Verf. hier merkwürdigerweise einen Mann ganz übersehen, der auf Herwegh unzweifelhaft stark eingewirkt hat, nämlich Bakunin. Spekulativer Anarchist mit der *idée un peu vague de solidarité* (S. 341) ist Herwegh immer geblieben; und gerade hier steckt seine Modernität, seine mehr oder minder nahe Verwandtschaft mehr noch mit Nietzsche als mit Stirner. Darauf beruht aber auch in der Asthetik seine Gegnerschaft gegen alle Doktrin (S. 344), die aber wieder — was F. ungewöhnlich gut zeigt — mit seiner Tendenz (S. 350 f. 353) zusammenstöfst: prinzipiell soll jeder dichten, wie er fühlt; praktisch — soll er radikal fühlen! Dazu noch romantische Überbleibsel wie die umgestaltete Lehre von der Universalpoesie (S. 355) und der produktiven Kritik (vgl. S. 357) neben fortdauerndem Einflufs der Ästhetik Schillers (S. 342 f. 347) — es konnte keine viel klarere Ästhetik als Politik zustande kommen!

Unsere umfangreiche Besprechung zeigt wohl, wieviel aus Fleurys Buch zu lernen ist — aber auch, wieviel man von ihm nicht lernen kann. Ich bezweifle, dafs seine Gedichte wirklich (vgl. S. 370) in unseren Anthologien fehlen, und würde es bedauern, denn zehn, zwölf seiner Gedichte sind Perlen unserer Lyrik. Aber ich habe aus dem langen Plaidoyer des Verf. nicht den Eindruck gewinnen können, dafs im ganzen unser Urteil über den 'Ex-Lebendigen' ungerecht sei. Ich bedaure es lebhaft, dafs die Wiederaufnahme des Prozesses Herwegh contra Deutschland in so wenig wirksamer Weise versucht worden ist; Fleury hat von seinem Heros nur zuviel von fanatischer Einseitigkeit übernommen, ja leider auch — ich kann das harte Wort nicht unterdrücken — einen gewissen Mangel an internationalem Anstand. Aber der Ausgang des Prozesses hängt nicht von dem Anwalt ab, und über die Tatsachen scheinen die Akten geschlossen.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Indem ich diese Besprechung zufällig an dem Orte schreibe, wo Herwegh seine letzten stillen Jahre verlebte, von keiner Anfeindung seines Volkes, das er blutig beschimpft hatte wie kein anderer (auch Heine nicht!), behelligt, und wo er gestorben ist, wird mir das Tragische seines Lebens besonders anschaulich. Dafs das Exil seine natürliche Entwicklung brach, erkennt auch F. (S. 367) an. Aber die Tragik liegt tiefer. In Herwegh vollendet sich die Krisis, die (wir sagten es schon) in Hölderlin und Lenau begann. Der Dichter des alten Stils mit seiner Sehnsucht nach Schönheit, Ruhe, Vornehmheit, und der Dichter neuen Stils mit seiner Sehnsucht nach Erlebnis um jeden Preis, nach dem Rausch der Tat, nach der Wonne des Aufgehens in die Gesamtheit, kämpfen miteinander. Platen und Heine haben die Krisis überwunden, jener durch ein reinliches Nebeneinander, dieser durch ein geniales Ineinander. Bei Herwegh ist es beim Durcheinander geblieben. Er blieb nicht 'rein vom Leben', und er vermochte es nicht zu beherrschen; und der Triumph des Tendenzdichters zerstörte in ihm die tiefste Tendenz des Dichters.

Baden-Baden. Richard M. Meyer.

Albert Fries, Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister (Theatralische Sendung — Lehrjahre) mit Proben angewandter Ästhetik. Berlin, Ebering, 1911. 64 S.

Langsam setzt die Aufarbeitung des 'Ur-Meister' ein; vorläufig hält die Literatur über den neuen Fund noch in keiner Weise den Vergleich mit der über den 'Ur-Faust' aus. In den bisher erschienenen Aufsätzen überwog zunächst die Freude, wieder ein neues Werk Goethes lesen und bewundern zu können. Man ist bemüht, der 'Sendung' einen Platz neben den 'Lehrjahren' zu sichern. Zweifellos verdient sie ihn; es scheint nicht ausgeschlossen, dafs sie mit der Zeit Freunde finden wird, die ihr den Vorzug gegenüber der glätteren und überlegteren zweiten Fassung zugestehen. Ob sich diese Stimmung in weitere Kreise verbreiten wird, ist freilich recht fraglich. Vielleicht wird es der 'Sendung' doch wie den ersten Fassungen der Singspiele und wie der Prosa-Iphigenie ergehen. Der Gebildete ist zufrieden, wenn er um ihre Existenz weifs, und hält sich im übrigen an die endgültige Fassung. Der Gelehrte will auch bei dieser Gelegenheit vor allem etwas lernen. Harry Maync hat in seiner Ausgabe der 'Theatralischen Sendung' (Cotta, 1911; S. XXXIII) bereits darauf aufmerksam gemacht, dafs der Vergleich mit den 'Lehrjahren' die Beobachtung der Wandlung des Goethischen Stils vom Individuellen zum Typischen gestattet. Fries unterzieht sich dieser Aufgabe, ohne allerdings zugleich die zweite Fassung des 'Werther' heranzuziehen. Mir scheint, dafs erst eine eingehende Vergleichung von 'Werther I' mit 'Werther II', 'Werther II' mit der 'Sendung', endlich der 'Sendung' mit den 'Lehrjahren' die Frage beantworten kann, wieviel von den Änderungen auf Rechnung der vorgeschrittenen Entwicklung Goethes zu setzen ist, wieviel sich anderseits einfach aus dem Verhältnis zwischen erster Niederschrift und für den Druck bestimmter Arbeit erklärt. Es ist aber nur natürlich, dafs vorläufig Einzelstudien erscheinen. Fries ist wohl selbst davon überzeugt, dafs er nur vorbereitende Arbeit leistet, wenn er seine Methode als 'stilistische Mikroskopie' bezeichnet. Immerhin hätte er sein Mikroskop nicht nur auf den Text Goethes, sondern auch auf seinen eigenen einstellen dürfen. Die Schrift wimmelt in unerträglicher Weise von Druckfehlern. Auf S. 56 weifs ich mich überhaupt nicht zurechtzufinden, da mehrere Zeilen nicht in Ordnung sind.

Fries hat seine Stärke darin, eine charakteristische Veränderung aufzuspüren, dann eine verblüffend grofse Menge von gleichen oder doch

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ähnlichen Fällen zu finden und sie gewandt zu rubrizieren. Dazu hat er gerade hier, wo es sich um eine umfangreiche Umarbeitung handelt, die schönste Gelegenheit. Er legt die 'Sendung' und die 'Lehrjahre' nebeneinander und vergleicht zunächst den Satzbau. Goethe verringert stark die Zahl der Nebensätze, indem er z. B. 'seinen Verlust' für 'was er verloren' schreibt, überflüssige Nebensätze ganz streicht, unentbehrliche dagegen in Hauptsätze verwandelt. Handelt es sich hier um Kürzungen, so tritt um der Deutlichkeit willen für das Personalpronomen häufig das Substantivum ein. Namentlich führt Goethe Krieg gegen das Fürwort 'es'. Er hat, wie Fries vorsichtig sagt, den 'instinktiven Drang', das wesen- und tonlose Wort nach Möglichkeit zu tilgen. Als Objekt wie als Subjekt macht es Hauptwörtern Platz, bisweilen sogar einem Nebensatze. Das phraseologische 'es' am Satzanfang verschwindet oft einfach oder wird durch ein 'nun' ersetzt. Ebenso macht das blasse Hilfswort 'sein' oft ausdrucksvolleren Zeitwörtern Platz. Gewaltsam verkürzte Sätze hat Goethe korrekt erweitert, auch wenn es sich um stockende Rede oder um gehäufte Ausrufungen handelte: 'Die mimische Lebenstreue wollte Goethe in den "Lehrjahren" nun einmal teilweise dem glatten Flusse opfern.' Der Ausdruck wird durch Adjektiva und adverbiale Bestimmungen bereichert, aufserdem durchgängig veredelt. Worte wie 'kneipen, kriegen, machen, schmeifsen, stecken' werden beseitigt. Wilhelm fällt es nicht mehr schwer, die Aufführung der übrigen Schauspieler zu 'verdauen', sondern sie 'mit seinen Begriffen zu vereinigen'. Sehr richtig bemerkt Fries: 'Der ältere Ausdruck ist lustig, derbe zupackend, der neue wählerisch vornehm.' Gewonnen hat durch den sorgfältigeren Satzbau und die wortreichere Art des Ausdrucks überall der Rhythmus der Rede.

Die Untersuchung liest sich, wenn man nicht gerade durch Druckfehler gestört wird, recht flott, da Fries das Material mit grofser Sicherheit ordnet und aufserdem häufig humoristische Bemerkungen einflicht. Er hat sich das wohl im Unterricht angewöhnt. Weniger schön finde ich die Eilfertigkeit, mit der er neben den stilistischen auch einige sachliche Beobachtungen an den Mann zu bringen bestrebt ist. Er gerät dabei leicht vom Hundertsten ins Tausendste. Von Wilhelm Meisters phantastischer Tracht kommt er auf Rousseaus orientalische Maskerade, von dieser auf Wagners Vorliebe für Seidenstoffe, dann wieder auf Tassos Kleidung, um endlich fortzufahren: 'Da wir gerade von Goethe und Wagner sprechen, beiläufig eine Bemerkung.' Nun vergleicht er Wagners Stil und den des 'Faust', schliefslich sogar die Riesen im 'Rheingold' mit den drei Gewaltigen. Das ist keine 'stilistische Mikroskopie', sondern philologische Gedankenflucht. Man liest ein Buch über den Wilhelm Meister, um etwas über den Wilhelm Meister zu hören, nicht um die vielseitigen Kenntnisse des Gelehrten zu bewundern. Die Altphilologen gewöhnen sich diese Manier allmählich ab; verhüte der Himmel, dafs wir an ihre Stelle treten!

Auch ist das, was Fries in aller Eile anmerkt, nicht immer richtig. Wilhelm will den Anführer der Soldaten als den Genius der Zwietracht und der Gewalttätigkeit bezeichnen. Fries fügt (S. 26) hinzu: 'Später hat Goethe im "Epimenides" sich selbst zu solchen Allegorien bequemt.' Das hat Goethe schon sehr viel früher in den Maskenzügen getan. 1782 liefs er im 'Aufzug der vier Weltalter', in dem die beiden Herzoginnen, Karl August und er selbst auftraten, gerade die Gewalttätigkeit mit Tigerfellen, einer Fackel, Schlangen und Ketten erscheinen. Hier liegt zweifellos die Anregung zu dem höfischen Festspiel, das er im Roman erwähnt. Selbst die Büste und der 'verzogene Name mit dem Fürstenhut' waren in Weimar bei solchen Gelegenheiten durchaus hergebracht. Man vergleiche nur im 'Vorspiel 1807' die Bühnenbemerkung: 'Zugleich erscheint ein Wunder- und Trostzeichen, der verehrten regierenden Herzogin



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Namenszug im Sternbilde.' Goethe hat sich diesen Bräuchen von vornherein gefügt, nicht erst später. Wunderbar ist nur der Umstand, dafs er trotzdem schon in der 'Sendung' Wilhelm ausrufen liefs: 'Wie kann es einem vernünftigen Manne schmeicheln, sich in Effigie aufgestellt und seinen Namen auf ölgetränktem Papiere schimmern zu sehen!'

Zum Schlufs versichert Fries, er habe einem Vortrage Richard M. Meyers über den Stil des 'Ur-Meister' nicht beigewohnt, 'um sich die Unbefangenheit zu wahren'. Dem Fortschritt der Wissenschaft dient das zweifellos nicht. Fries hätte sich ruhig auf den letzten Seiten mit Meyer auseinandersetzen können. Die Priorität ist doch eine absolut gleichgültige Sache.

Leipzig. Robert Riemann.

Heinrich Loewe, Die Sprachen der Juden. Köln, Jüdischer Verlag, 1911. 160 S. M. 2.

Im ersten Abschnitt handelt L. ausführlich über 'die Sprache der Heimat', als die er, trotz des in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten immer weiter vordringenden Aramäischen, doch eigentlich nur das Hebräische betrachtet wissen will. Bei der dann folgenden Betrachtung der zahlreichen, in den Jahrhunderten der Zerstreuung gesprochenen Sprachen ergibt sich die bedeutsame Tatsache, dafs die Juden bis in die allerjüngste Zeit hinein immer und überall in sprachlicher Absonderung gelebt haben. Wenn sie auch zunächst die Sprache des Wirtsvolkes annehmen, so verleihen sie ihr doch sehr bald durch abweichende Lautbildung, vielfache Benutzung hebräischer Wörter und Bewahrung älterer Sprachformen ein eigentümliches Gepräge. So entsteht als erste besondere Judensprache ein Judenaramäisch im nördlichen Galiläa (S. 17); ein Judengriechisch in Alexandria (S. 27); 'auch eine eigene arabisch-jüdische Mundart bildete sich' (S. 34); ebenso finden sich bei den heutigen persischen Juden mancherlei Abweichungen von der Sprache ihrer Umgebung (S. 31 f.).

Unter den zahlreichen im Laufe der Zeit entstandenen Judensprachen treten nun drei besonders hervor: das Jüdisch-Persische, das J.-Spanische und das J.-Deutsche. Obwohl ursprünglich auch nur 'jüdische' Umfärbungen des Persischen, Spanischen und Deutschen, wanderten sie mit ihren aus den verschiedenen Heimatländern vertriebenen Trägern in die Fremde, wo sie sich dann inmitten einer fremdsprachlichen Umgebung selbständig weiter entwickelten. Als Judenpersich bezeichnet man die Sprache der bereits in sassanidischer Zeit aus Persien nach Westchina, Turan und den Kaukasusländern ausgewanderten Juden. Während 'das Persische als Verkehrs- und Synagogensprache der chinesischen Juden erlosch', hat es sich bei den beiden anderen Gruppen, wenigstens zum Teil, bis auf den heutigen Tag erhalten. Jüdisch-Spanisch oder Ladino ist die Sprache der am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden, die sich vornehmlich nach den Ländern des Orients wandten. Weitaus die gröfste Rolle spielt jedoch das Jüdisch-Deutsche, die Sprache der etwa seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu Tausenden aus Deutschland vertriebenen Juden, die in Polen und Litauen Aufnahme fanden. J.-Deutsch wird noch heute von fast allen russischen, galizischen, rumänischen und einem grofsen Teil der ungarischen, d. h. mehr als der Hälfte aller Juden überhaupt, gesprochen. Ja, an allen Punkten der bewohnten Erde, wohin im Laufe der Jahrhunderte gröfsere Massen osteuropäischer Juden zusammenströmten, kann man zum Teil noch heute J.-Deutsch hören. So bildete sich ein J.-Holländisch (S. 58), ein heute wohl verschwundenes J.-Dänisch, dessen Spuren sich jedoch noch in Ludwig Holbergs Komödien zeigen (S. 44). In Deutschland selbst hat es sich eigentlich nur noch hier und da auf dem Lande erhalten, am besten wohl aufser der Provinz Posen in Hessen, der Pfalz und dem Elsafs, von

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wo aus es sich auch nach Frankreich, d. h. in diesem Falle noch mehr als sonst Paris, verbreitet hat. Übrigens möchte ich das J.-Deutsch der deutschen Juden weniger auf eine 'planmäſsige Abschlieſsung' der nach L. selbst wenig zahlreichen Zurückbleibenden, als vielmehr auf den Umstand zurückführen, daſs später, vor allem im 17. Jahrhundert, viele Juden aus Polen wieder nach Deutschland zurückkehrten. In unseren Tagen sind es besonders England, Amerika und Südafrika, wo sich ungezählte Tausende von osteuropäischen Juden angesiedelt haben. Obwohl hier reichlich englische Wörter eingedrungen sind, haben diese doch ebensowenig wie die in den slawischen Ländern aufgenommenen slawischen Wörter den deutschen Kern angetastet.

Es ist klar, daſs gerade die drei zuletzt genannten Judensprachen für den Sprachforscher eine fast unerschöpfliche Fundgrube alten Sprachguts bilden müssen. Wenn sie dennoch bis jetzt noch nicht genügend als solche gewürdigt worden sind, so ist daran einerseits die geringe Achtung schuld, deren sie sich ebenso wie ihre Träger zu erfreuen hatten; anderseits wirkt auch der Umstand mit, daſs alle Judensprachen, worüber L. in einem besonderen Abschnitt (S. 99—111) handelt, mit hebräischen Buchstaben geschrieben werden, was selbstverständlich ihre Erforschung bedeutend erschwert.

Aber noch aus einem anderen Grunde bieten die Judensprachen insgesamt besonderes Interesse. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis von Reisenden und Forschern zeigen sie gewisse übereinstimmende Züge, aus denen man ohne weiteres auf die Abstammung der Sprechenden schlieſsen kann. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Neigung zum Lispeln und Näseln, sondern überhaupt um gleichen Tonfall und ähnliche Aussprache (S. 76 ff.). Dem Verf. selbst scheint die Vermutung nahezuliegen, 'daſs hier die anatomische Gestaltung der Sprechorgane nicht ganz ohne Einfluſs geblieben ist'. Er hat dabei kaum an Ed. Sievers' Untersuchungen gedacht, während der Aufsatz von Ottmar Rutz: 'Neues über den Zusammenhang zwischen Dichtung und Stimmqualität' (*Idg. Forsch.* Bd. 28, S. 301—54) wohl noch nicht erschienen war. Am Schluſs dieser Abhandlung heiſst es: 'Wohin diese Scheidung der Menschen und Völker nach Typen der Stimmqualität und Körperhaltung wie der Gemütsart noch führen wird, ist vorläufig nicht abzusehen. Nur so viel mag angedeutet werden, daſs nicht etwa die politische Zugehörigkeit, die sogenannte Nationalität, die sprachliche Verwandtschaft oder Verschiedenheit bei der Scheidung der Menschen und Völker eine Rolle spielen, sondern vielmehr das in Tempo, Melodie und Rhythmus sich ausdrückende Gemütsleben der Völker in seiner Eigenart, wie es der Rasse entspricht.' Es bedürfte zwar für die Judensprachen noch genauerer Untersuchungen, aber die Tatsache selbst darf als feststehend betrachtet werden, daſs nicht nur die eigentlichen Judensprachen, sondern auch die vielfachen Abweichungen, mit denen die Sprachen überhaupt von den Juden gesprochen werden, für die von Rutz vorgetragene Ansicht ein aufschluſsreiches Beispiel bilden.

Wenn man nun auch dem L.schen Buche im ganzen die Anerkennung nicht versagen kann, so bietet dasselbe doch im einzelnen Gelegenheit zu mancherlei Ausstellungen. Besonders störend wirken mehrfache Wiederholungen. Nicht erwähnt wird der Einfluſs der romanischen Sprachen auf das Jüdisch-Deutsche. Ich erinnere an Wörter wie *benschen* (lat. benedicere), *fatschêle* (ital. facciola), *lej(e)nen* (wahrscheinlich lat. legere), *oren* (lat. orare), *pilzel* (it. letter. pulcella, afr. pulcelle), *tscholent*, das Heinesche 'Schalet' (wahrscheinlich afr. chauld). — Über die Ableitung des Namens 'Deutsche' (S. 10), nach L. 'nichts anderes als die Verständlichen, die D e u t l i c h e n' hätte sich der Verfasser von seinem Bruder Richard, dem übrigens das Buch gewidmet ist, leicht eines Besseren belehren lassen können. — Zu der S. 48 vorgetragenen Meinung — es handelt sich um

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

das Fortleben des J.-Deutschen in den östlichen Ländern —: 'Dabei entwickelte sich die Mundart weiter in losem aber doch stetigem und bewufstem Zusammenhang mit der deutschen Schriftsprache' möchte ich nicht unterlassen, ein grofses Fragezeichen zu setzen. Vor dem 19. Jh. haben wir meines Erachtens keinen Grund, einen solchen Zusammenhang anzunehmen. — Über das holländische Judendeutsch ist L. offenbar ungenügend unterrichtet. Weder von der S. 58 erwähnten Scheidung in zwei Hauptmundarten[1] noch von der S. 114 für das hebr. 'Ajin angenommenen Aussprache ('welches ganz dem weichen holländischen g entspricht') ist uns hier irgend etwas bekannt. 'Ajin wird vielmehr, soviel ich weifs, als palataler bzw. gutturaler Nasal gesprochen. — Wenn es S. 119 heifst: 'Es ist kein Zufall, dafs Gegenstände wie Sack und Hemd im Altgriechischen die hebräisch-kenaanäischen Namen übernommen haben', so hat L. wohl an griech. σινδών gedacht, bei dem ja Zusammenhang mit hebr. סָדִין nahezuliegen scheint. Dennoch lehnt z. B. Gesenius, 'Hebr. u. Aram. Handwörterbuch'[12] s. v. die Beziehung ab.

Hier und da begegnet man allgemeinen Äufserungen, die zum Widerspruch herausfordern. So spricht L. S. 86 davon, dafs alles, was die Juden im Exil Unsterbliches geleistet hätten, entweder von vornherein hebräisch geschrieben sei oder sich in seiner hebräischen Übersetzung auf die Nachwelt gerettet habe, während die in fremder Sprache Schaffenden der Vergessenheit anheimgefallen seien. Sollte sich L. hier nicht durch die allerdings richtigen Sätze: 'Lobte man sie, so galt ihr Lob den spanischen, deutschen und russischen Literaturen. Griff man sie an, so galt der Angriff den Juden' das Urteil über den wirklichen Wert der in Frage stehenden Leistungen haben trüben lassen? Für uns kann doch nur in Betracht kommen, dafs nun einmal alles, was die Juden in der Zerstreuung geleistet haben, auf eine doppelte Wurzel zurückzuführen ist: die angestammte volksfremde Eigenart und den Einflufs der jeweiligen Umgebung. Ob nun die Schöpfungen eines Spinoza, Heine, Jozef Israëls den Juden oder den betreffenden Wirtsvölkern zugerechnet werden dürfen, ist meines Erachtens eine von vornherein falsch gestellte Frage. In keinem Falle aber werden sie wegen dieser Zwiespältigkeit als solcher 'vergessen werden'.

Wageningen (Holland). J. Gerzon.

## Deutsche Unterrichtsbücher.

**O. Lyon und W. Scheel, Aufgabenbuch zur Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung.** Für die Unter- und Mittelstufe sämtlicher Arten höherer Schulen, auch der höheren Mädchenschulen, nach dem Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen bearbeitet. Zweite, durchgesehene Auflage. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. VIII, 154 S. M. 1,60.

**H. Werth, Deutsche Grammatik für die Oberklassen höherer Lehranstalten und für Seminare.** Mit einer Karte der deutschen Mundarten. Frankfurt a. M. u. Berlin, Moritz Diesterweg, 1911. VIII, 161 S. M. 1,80.

**R. Fritzsch, Die deutsche Satzlehre in Schule und Wissenschaft.** Eine kritische Studie. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1910. 65 S. M. 1,20.

[1] Herr Dr. F. Leviticus in Amsterdam, einer der besten Kenner des hiesigen Judendeutsch, hatte die Freundlichkeit, dies auf meine Anfrage ausdrücklich zu bestätigen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

St. Hock, Deutsche Literaturgeschichte für österreichische Mittelschulen. Ausgabe für Realschulen. Erster Teil. Für die V. Klasse. Mit vier Abbildungen. Wien, F. Tempsky, 1911. 80 S. 1 K 20 h.

Lyon-Scheel liegt in zweiter Auflage vor. Indem die Verfasser auf die Forderungen der Lehrpläne naturgemäſs weitgehende Rücksicht nehmen, liefern sie einen Unterrichtsstoff, der im allgemeinen zweckmäſsig verteilt ist und für die in der Klasse vorzunehmenden grammatischen Übungen eine sichere Grundlage geben dürfte. Allerdings scheint die Sexta (S. 1—64) verhältnismäſsig zuviel, die Quinta (S. 65—88) etwas wenig davongetragen zu haben. Mancher wird für Sexta die Rechtschreibübungen (S. 45—60) gern missen, da sie, lediglich auf das Einsetzen der einzelnen Buchstaben hinauslaufend, äuſserlich werden und zum Raten verführen können. Für Quinta möchte man die Übungen in der Zeichensetzung vermehrt wissen, wozu die für Sexta vorgesehenen, aber über den Lehrplan hinausgehenden Übungen zur Kommalehre (S. 61—64) dienen könnten. Auch das Prädikativum, welches erfahrungsgemäſs besondere Schwierigkeiten bereitet, wünschte man reichlicher und ausgiebiger mit Beispielen bedacht. Was diese Beispiele betrifft, so ist es noch nicht ausgemacht, ob sie mit besonderem Nutzen dem Bereiche poetischer Darstellung entnommen werden. Was soll der Quintaner sich denken, wenn er liest: 'die Freude, die Tochter aus Elysium'? Er wird so viel nötig haben, um das inhaltliche Verständnis dieser Wendung zu erreichen, daſs ihm für die formelle Erkenntnis nichts mehr übrigbleiben wird, zumal sie bloſs das appositionelle Verhältnis bezweckt. Davon abgesehen müssen die Dichterstellen zum wenigsten als sakrosankt gelten; allein die eben herangezogene ist erheblich umgestaltet. Abgeändert findet sich u. a. auch eine Uhlandsche Stelle: 'Roland sah in der Ferne ein Blitzen und ein Leuchten.' Sie ist durch das weggelassene 'bald' halb in die Prosa übergeführt und erscheint auſserhalb des Zusammenhanges nichtssagend. Sie ist unvollständig, denn sie beantwortet die Hauptfrage nicht: was für ein Leuchten? Sie erhält erst den rechten Sinn, wenn man das Gedicht kennt, dem sie entnommen ist; niemand darf deshalb dem Schüler vergargen, wenn er die unbefriedigende Vorstellung dieses Satzes beiseite läſst und sich das mit Spannung und Lösung arbeitende Dichtergebilde vergegenwärtigt. Man braucht von der sogenannten künstlerischen Erziehung der Jugend nicht eben viel zu halten und kann doch meinen, daſs hierin ein berechtigter ästhetischer Protest liegen würde. Die grammatische Zubereitung Uhlandscher oder Schillerscher Verse geht weit hinaus über die gutgemeinten und oft wohlgeratenen, heute aber vielgeschmähten Jugendbearbeitungen der Cervantes und Defoe, der Swift und Dickens, sowie über jede bloſs grammatisch gerichtete Homer- oder Vergillektüre, die das alte Gymnasium in Verruf brachte. Denn im Falle jener Überarbeitungen liegt das Original und folgeweise der Vergleich dem Schüler zu hoch und zu fern; und der grammatisch betriebene Homer bleibt poetisch unversehrt. Hier ist aber die Vergleichung möglich, und sie wird dem zugestutzten Text nicht günstig sein, um so weniger, als die Abänderung nicht, wie bei den Jugendschriftstellern, zur Unterhaltung, sondern zur grammatischen Belehrung vorgenommen wird. Und wenn auch die Lektüre des Vergil oder des Ovid an manchen Orten unter dem äuſserlichen Betriebe litt, so gaben doch die römischen Dichter im allgemeinen keine Beispiele für die lateinischen Übungsbücher her. Diese schöpften zumeist aus der alten Geschichte, aus dem täglichen Leben des Altertums und der Gegenwart, aus dem Schatze der anerkannten moralischen Anschauungen. So führte man zu der Kulturwelt des Altertums hin; so prägte man der Jugend Sätze ein, welche für Lebensführung und Lebensschätzung wertvoll wurden, weil sie mit dem Eindruck der Selbstverständlichkeit wirkten

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

und in Fleisch und Blut übergingen. Das war rechte Konzentration des Unterrichts, oder, vulgär gesagt, auf diese Weise schlug man zwei Fliegen mit einer Klappe: man übte Latein, und man lehrte Geschichte sowie Moral. Konzentration des Unterrichts ist allerdings auch für das vorliegende Buch der Leitstern: die deutsche Grammatik gelehrt an der deutschen Poesie. Allein auch das wäre Konzentration, sogar eine über die Fächer hinausgreifende, wenn man die Beispiele für deutsche Grammatik dem weiten Gebiete der deutschen Geschichte oder des deutschen Lebens entnähme und daneben moralische Sentenzen und Sprichwörter nach wie vor reichlich berücksichtigte.

Das brauchbare Buch würde dadurch vielleicht gewinnen; ebenso, wenn es in den Übungen zur Rechtschreibung nicht so viel Rücksicht auf Sachsenland nähme, wo b und p, d und t so schlecht auseinandergehalten werden.

Werth verarbeitet einen reichen und wohlausgewählten Stoff. Er scheidet die Elementargrammatik aus und behandelt nur solche Dinge, die überall dort Gegenstand des Unterrichts werden müſsten, wo man einen tieferen Einblick in das Wesen und Werden unserer Muttersprache zu vermitteln trachtet, vornehmlich also auf Lehrerinnen- und Volksschulseminaren. Denn die Oberstufe der höheren Lehranstalten wird kaum in der Lage sein, dieses eindringende und reichhaltige Buch auch nur annähernd auszuschöpfen. Es ist sogar zweifelhaft, ob dies den vorgenannten Schulgattungen möglich sein wird. Der Verf. hat leider nichts darüber gesagt, wie sein Buch entstanden ist: ob es aus dem Unterricht erwachsen ist oder wenigstens den Versuch einer unterrichtlichen Verwendung ausgehalten hat. Er beginnt mit einer Übersicht über die Geschichte der deutschen Sprache und schlieſst mit einer durch Proben beleuchteten Charakterisierung der hauptsächlichsten Mundarten. Mittelhochdeutsche Paradigmen, ein Abschnitt über Lehn- und Fremdwort, Stücke zur Geschichte der deutschen Sprache (Wulfila, Hildebrandslied, Urkunden aus der Kanzlei Kaiser Karls IV., Luther), einige Haupttatsachen der Phonetik treten ergänzend hinzu. Den gröſsten Raum nimmt die Behandlung des Syntaktischen ein; auch Formen- und Wortbildungslehre sowie Bedeutungswandel erscheinen ihrer Wichtigkeit entsprechend in besonderen Abschnitten.

Fritzsches anregende Abhandlung bezweckt eine Umgestaltung des Unterrichts in der deutschen Satzlehre. Fritzsche bedauert, daſs Kerns in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geäuſserte Ideen und Anregungen so wenig gefruchtet haben, daſs Begriffe wie Kopula, verkürzter, nackter Satz noch immer verwendet würden. Freilich ist er nun nicht etwa gewillt, Kerns Ansichten schlechthin zu übernehmen, vielmehr sucht er sie zunächst in zwei Hauptpunkten grundsätzlich abzuwandeln: er betont gegen Kern einmal, daſs die Grammatik zwar in erster Linie alle Sprachformen ansehe, aber von dem Gedankeninhalt nicht ganz absehen könne, sodann daſs die Satzlehre auch einen praktischen Bildungswert habe (Beispiele S. 3, 4), daſs sie sprachliche Bildung fördere und eine unentbehrliche Grundlage der Interpunktion sei. Die weiteren besonderen Auseinandersetzungen (I Satz, II Prädikat, III Bestimmungen und Nebensätze) behandeln in eindringender Art vielfach Dinge, welche dem glatten Auf- und Ausbau des grammatischen Systems hinderlich sind: subjektlose Sätze und Impersonalien, um welche letzteren sich auch die Philosophen bemüht haben, Infinitiv- und Partizipialsätze sowie vor allem das Prädikativum. Die Auffassung der Infinitivsätze zeigt die Scheidung der Geister noch klarer. Kern wollte im satzbildenden finiten Verb Prädikat und Subjekt vereinigt finden, was für die Verbalformen der klassischen Sprachen und auch für unsere Imperative zutrifft. Er erkannte

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

damit das Subjekt als etwas Notwendiges an, sah sich allerdings folgeweise genötigt, die subjektlosen, die Infinitiv- und Partizipialsätze nur als Satzteile gelten zu lassen. Für Fritzsche gibt es nur einen Hauptsatzteil, das Prädikat, und er darf deshalb den Infinitivsätzen die Eigenschaft des Satzes zusprechen; allerdings nicht unterschiedslos, insofern er mit Recht Infinitivsätze und infinitivische Bestimmungen auseinanderhält (Beispiele: er wagte nicht, den Gegner anzugreifen; er schien den Gegner angreifen zu wollen). Ob Fritzsche durchdringen wird? Eine nach seiner Meinung 'wissenschaftlich abgetane' Satztheorie hat bisher vom Subjekt nicht lassen wollen, und ihr dürfte das Subjekt auch weiterhin gleichfalls als ein konstitutives Element erster Ordnung erscheinen. Dagegen ist das Beispiel Fritzsches (S. 28): 'zwischen Rom und Tarent war ein Krieg ausgebrochen', wohl geeignet, Bedenken gegen die Bezeichnung 'zusammengezogener Satz' zu erregen, während es wieder weniger leicht ist, ihm zu folgen, wenn er Satzverbindung und Satzgefüge nicht unterscheiden will.

Hocks Deutsche Literaturgeschichte umfafst in ihrem ersten Teile die Zeit von den Anfängen bis zur Aufklärung (etwa 1790). Die Kennzeichnung Wielands macht den Schlufs. Eine Zeittafel ist beigegeben; sie weist zwei Kolumnen auf: die linke gibt Haupttatsachen der politischen Geschichte, die rechte solche der nationalliterarischen Entwicklung. Letztere läfst vermissen: den Hinweis auf die Sagenbildung zur Zeit der Völkerwanderung; das Mainzer Reichsfest von 1184 und Heinrich von Veldecke; die Vagantenpoesie (da Konrad Celtis und die Blüte des lateinischen Dramas im 16. Jahrhundert erwähnt sind, verdient sie gleichfalls Beachtung); Reineke Fuchs. Der Satz (S. 8, 9), dafs die literarischen Erzeugnisse 'ihre starke Wirkung durch die künstlerische Vollendung der sprachlichen Form' üben, überschätzt doch wohl die formelle Seite und entfernt sich gar weit von der alten durchdachten Anschauung, nach welcher sich in dem poetischen Kunstwerke ein bedeutender Stoff mit rechter Gestaltung und sicherer Technik zusammenfinden mufs. Hock ist auch selbst von diesem Urteil abgewichen, denn er führt das Volksbuch vom Doktor Faust, das doch lediglich durch seinen Stoff bedeutend ist, in der Zeittafel auf. Manches andere Urteil erscheint unnötig oder hart. So wird Opitz, der für Hock nur als Theoretiker in Frage kommt, ein 'durchaus unbedeutender Dichter' genannt; so wird Hallers Sprache als 'schwer und unkorrekt', sein Vers als 'holprig und altertümlich' bezeichnet. Derartige Urteile, wenn sie schon richtig und unanfechtbar wären, schaden mehr als sie nutzen. Sie wirken auf den Schüler mit der ganzen Macht des Gedruckten, ohne dafs ihnen auch nur die mindeste Kraft des Beweises beiwohnte.

Hock urteilt und charakterisiert mehr, als er Tatsachen feststellt und Tatbestände entwickelt; und doch ist die Analyse dichterischer Werke eine Hauptaufgabe der Literaturgeschichte. Das hatte Kluge erkannt, dessen Lehrbuch lange Zeit mit Recht für musterhaft galt. Heute und schon geraume Zeit sieht man ihn als abgetan an, obgleich manche Lehrbücher neueren und neuesten Datums sich für die ganze Zeit bis zu Goethes Tod wie verkürzte und nicht eben verbesserte Kluges ausnehmen; allein sie haben den Vorzug, die nachgoethesche Zeit besser und sicherer würdigen zu können.

Charlottenburg. Erich Bleich.

## H. T. Price, A history of Ablaut in the strong verbs from Caxton to the end of the Elizabethan period (Bonner Studien zur englischen Philologie, Heft III). Bonn, Hanstein, 1910. XIV, 200 S. M. 7.

Der Verf. kann sich auf ein sehr umfangreiches Material stützen, das er nicht nur aus der schönen Literatur, sondern auch aus Tagebüchern,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Geschäftsbriefen und anderen, zum Teil noch ungedruckten Quellen sammelte. Im vorliegenden Volldruck seiner Dissertation hat er sich auf die Darstellung der Ergebnisse beschränkt, die er je nach Bedarf durch mehr oder weniger vollständige Listen einzelner Formen hinreichend belegt. Das gesamte Material stellt er den Fachgenossen in der Bibliothek des Bonner anglistischen Seminars zur Verfügung.

In einleitenden Bemerkungen über Orthographie weist der Verf. im Gegensatz zu Rudolf ('Die englische Orthographie von Caxton bis Shakespeare', Marb. Diss. 1904) überzeugend nach, dafs Auslassung oder Beibehaltung von End-*e* oder Verdoppelung von Endkonsonanten in der Elisabethzeit nicht als zuverlässige Quantitätsbezeichnung betrachtet werden kann.

Es folgt die Besprechung der Ablautreihen in der Anordnung von Sievers, jede gefolgt von Verblisten, die den Inf., das Prät. und Part. Prät. angeben; das Prät. erscheint nur in einer Form, da Sg. und Pl. bis auf ganz wenige Fälle in dieser Zeit nicht mehr geschieden werden.

Aus der Behandlung der Reihen hebe ich folgendes hervor:

Kl. I. Die Dehnung von ĭ zu ē in off. S. in Partt. wie *abeden, reden, resen* u. a. gehört nicht dem Süden an, sondern ist aus fremden Dialekten geborgt, wie bei Caxton (S. 6). Die vollständige Verdrängung des Pl. Prät. durch den Sg. geschieht nach Caxton (S. 8). Die Bildung von *strike struck struck* durch Angleichung an *stick stuck stuck* wird wahrscheinlich gemacht (S. 24). Nach 1600 wird das Part. Prät. *writ* literarische, *written* bleibt volkstümliche Form (S. 33).

Kl. II. Häufiges [*ū*] im 16. Jahrhundert im Inf. von *choose, lose, shoot* kam wahrscheinlich aus dem Norden (S. 43). Das Prät. *shoof* (S. 54) zu ne. *shove* würde ich nicht aus der *o*-Form des Part., das schon früh (z. B. zweimal in Gen. u. Ex.) *u* zeigt, sondern mit Bülbring durch Angleichung an *cuman* erklären.

Kl. III. § 83 lies: *Comus 293.* Bei *burn* (S. 87 ff.) vermisse ich eine Äufserung des Verf. über die Formen mit *o, oo.* Das gleiche gilt für *burst,* wo für die *o-, oo*-Formen an das ae. Part. *borsten* zu erinnern wäre. § 97 Z. 4 ist offenbar zu lesen: *barst* (st. *borst*).

Kl. IV. *o*-Formen des Part. dringen in den Pl. Prät. nicht erst im 15. Jahrhundert, wie S. 96 behauptet wird, sondern schon im 13. Jahrhundert (Bestiarium, Gen. u. Ex.; im letzteren sogar schon Sg. Prät. *bor* 425).

Kl. V. Die Behauptung, im Part. bliebe *e* ausnahmslos bis zum dritten Viertel des 14. Jahrhunderts (S. 111), ist einzuschränken, denn schon im 13. Jahrhundert begegnen *dropen* Gen. u. Ex. 2647 und *wroken* eb. 3191; ebenda auch schon Pl. Prät. *spoken* 2913, der ein Part. auf *o* voraussetzt. Die lautliche Entwicklung von *stoken* > *stuck* (zu ne. *stick*) geht, wie mir scheint, der von *blood, flood* insofern nicht genau parallel (S. 137), als *stoken,* wenn an *spoken* angeglichen, zunächst ǭ hat (gegen ō in *blood, flood*), das dann besonders früh zu ō verengert sein mufs, um die Weiterentwicklung zu ū mitzumachen. Ich würde daher die Erklärung von Sweet, Angleichung an *sting,* vorziehen.

Aus der Zusammenfassung der Ergebnisse (S. 188 ff.) erwähne ich folgendes: Die 2. Sg. Prät., die schon im späteren Me. den Ablautvokal der 1. und 3. angeglichen und die Endung *-st* angenommen hatte, erscheint ohne *-st* noch mehrfach bei Caxton, vereinzelt noch weit ins 16. Jahrhundert hinein.

Stimmloser Endkonsonant der 1. und 3. Sg. Prät. scheint Ende des 15. Jahrhunderts den stimmhaften Formen angeglichen zu sein; bei Caxton sind solche stimmhaft gewordenen Formen noch selten.

Besonderer Ablaut für den Pl. Prät. erscheint mehrfach bei Caxton, einmal in den Cely Papers (ed. Süfsbier), sonst nirgend mehr.

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

Partizipialformen mit erhaltener Endung *-en* haben adjektivische, solche ohne *-en* verbale Funktion.

Caxton weist so viele veraltete Formen auf, daſs dem Verf. mit Recht Bedenken kommen, ob Caxton wirklich als Schöpfer der Schriftsprache bezeichnet werden darf; doch kann nur auf Grund der st. Vb. darüber kein sicheres Urteil gefällt werden. Dazu müſste seine gesamte Formenlehre mit der seiner Nachfolger verglichen werden.

Shakespeare ist durchaus nicht konservativ. Er gebraucht die neuen Formen der Umgangssprache, scheut aber anderseits archaische Formen nicht, z. B. st. Formen von *to help* (S. 83). Die Author. Version kommt trotz ihres konservativen Charakters dem modernen Englisch näher als irgendein anderes Buch der Zeit.

Am stärksten in dieser Periode war der Einfluſs der sw. Vb. Daher sind Mischformen mit Ablaut + *ed* gar nicht selten (S. 65). Den sw. Vb. folgend neigten die st. Vb. dazu, sich auf zwei Ablautformen zu beschränken: *to breed, bred, bred,* danach *to sit, sat, sat, to begin, began, began,* und viele andere; dieser Art sind im Ne. erhalten *sat, stood, held* (S. 199 Z. 21 v. o. lies: *because* st. *become*).

So ist es dem Verf. gelungen, an dem Beispiel der st. Vb. ein Bild vom Zustande der Sprache im 16. Jahrhundert zu entwerfen, den er am Schlusse seiner Arbeit in folgenden Sätzen kennzeichnet: Die me. Tendenzen wirken weiter, neue tauchen auf. So entsteht eine noch gröſsere Verwirrung als vorher. Vereinfachung war erst das Werk der Folgezeit.

Berlin-Friedenau. Wilhelm Gadow.

## Neuere Tauchnitz-Romane.

Der modern-englische Roman in seiner Gesamtheit hat eine Wirkung gesichert, er verblüfft durch seine Mannigfaltigkeit. Das betrifft Stoff und Form. Worin das wohl begründet ist? Für den Stoff sicherlich im reichen Kulturleben der Nation. Für die Form vielleicht in unserer Zeit. Nervös, wie sie ist, gönnt sie sich kein ruhiges Ausreifen, sie drängt hastig vorwärts, oft nach ungewissen Zielen, sie experimentiert. Sogar die Literatur steht im Zeichen des Experiments.

Um das am modern-englischen Roman zu zeigen, mögen vorerst zwei 'religiöse' Romane näher betrachtet werden. Beide sind in ihrem Milieu echt-englisch und modern-englisch. Das ist aber auch ihre einzige Gemeinschaft. Daſs sie im übrigen nichts miteinander gemein haben, bezeugt schon der Umstand, daſs der eine 'katholisch', der andere 'protestantisch' ist. Um der Seltsamkeit den Vortritt zu lassen, möge der 'katholische' vorangestellt werden.

### R. H. Benson, 'A winnowing'. (Tauchnitz ed. vol. 4193.)

Als Heldenpaar figuriert ein Ehepaar: jung, reich, normal, durchaus englisch, landbegüterte Schloſsherrschaft. Aber — katholisch. Bisher trat dies nicht in den Vordergrund. Nun aber — zu Beginn des Romans — ist der Mann sterbenskrank, von den Ärzten völlig aufgegeben. Doch er genest. Er glaubt aber nicht an eine einfache Genesung, er meint, er sei für kurze Zeit wirklich tot gewesen und durch ein Wunder wieder zum Leben erweckt worden. Diese fixe Idee wandelt den bisher normalen Katholiken zu einem Glaubenseiferer. Jack Morton streift seine weltlichen Alltagsgewohnheiten mehr und mehr ab, erbarmt sich vertriebener französischer Nonnen, baut ihnen auf seinem Grund und Boden ein Kloster, schafft ihnen ein Asyl. Seiner Frau erklärt er, daſs er die Ehe zwar nicht lösen, aber heiligen will. Mary staunt, gerät in Angst, doch sie läſst den Dingen ihren Lauf, fügt sich. Die protestantische Nachbar-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schaft wird mifstrauiseh, klatscht, medisiert, erreicht aber dadurch nur, dafs Mary die Partei ihres Mannes ergreift, sich anfangs 'katholischer' gibt als sie ist, bald selber 'katholischer' wird als sie war. Ja, mit der Zeit übertrifft sie ihren Mann an weltentsagender Orthodoxie. Sie erglüht immer mehr, während er sich ernüchtert. So sehr wird er wieder aristokratisches Weltkind englischer Prägung, dafs er eine Einladung zu einem Kricket-Match in Afrika annimmt. Dort ereilt ihn der Tod. Mary wird daheim Nonne. Dies die Fabel. Sie ist konstruiert, äufserlich und innerlich, im Vorgang und Problem. Um sie bis zur Illusionskraft zu verlebendigen, mufste der Autor selbstverständlich alle Mittel aufwenden. Wieder äufserlich und innerlich. Er mufste die psychologischen Wandlungen seiner Hauptfiguren minuziös detaillieren, er mufste die äufseren Vorfälle veristisch konkretisieren. Das tat er auch, und noch ein übriges dazu. Er erweiterte den Horizont seiner eigentlichen und exotischen Geschichte über ihre organische Grenze hinaus, er zog benachbartes Gebiet in den Kreis seiner Darstellung: die Geschichte von Jim und Sarah. Es sind Gutsnachbarn, 'protestantische' Aristokraten, dem Leser geläufige Erscheinungen. So verwickelt der Autor Fremdartiges und Gewohntes zu einem unentwirrbaren Ganzen und gewinnt sich damit vom Leichtverständlichen den Glauben für das Schwerverständliche. Ein altbeliebter Trick, der den Stoff betrifft. Neuartig ist die Form. Die Darstellung ist für den Hauptteil des Romans, wenn man vom Eingang und Schlufs absieht, hyperrealistisch: der Autor erspart sich nicht das kleinste Detail der jeweiligen Szene. Das wäre nun unmöglich bei 'kompletter' Fabelführung. Es werden also nur die wichtigsten Szenen dargestellt. Die Darstellung wird sprunghaft. Die einzelnen Bilder sind stofflich isoliert. Aber weil die verschiedenartigsten Bilder übergangslos einander folgen, so wirken sie um so schärfer gegeneinander, bilden eine Stimmungssuite. Epische Breite und dramatische Kompression werden ineinander verwoben. Der Leser wird stilistisch in harten Gegensätzen gepackt von diesem raffinierten Impressionismus. Besonders zu Anfang und am Schlufs. Da steht je ein sketch. Man mufs schon zum Variété-Drama up to date greifen, um sich terminologisch zu verständlichen. Am Anfang die Sterbeszene des plötzlich Genesenden, am Schlufs die Einkleidung der jungen Witwe. Hier wendet sich der Autor als Stilist blofs an die Phantasie des Lesers, die er aufpeitscht. Mit der Phantasie wird ja das Unwahrscheinliche Ereignis.

Man könnte die Form organisch nennen im Hinblick auf die Art, wie sie sich dem Inhalt funktionell anschmiegt. Leider aber sind Inhalt und Form gleichmäfsig raffiniert. Alles ist gescheit kalkuliert und hat so seine Oberflächenwirkung. Nichts aber greift tief. Das Ganze ist doch nur geistreiches Experiment.

## Percy White, The lost halo. (Tauchnitz ed. vol. 4207.)

Dieser andere 'religiöse' Roman ist besser, denn er hat weniger Kunst, aber mehr Natur. Als Lebensbild ist er echter, vielleicht weil er als 'protestantisch' englischer ist. Stofflich bringt der Verf. eine Doppelgeschichte, die eines Londoner Geschwisterpaares. Bruder und Schwester arbeiten sich aus dem vorstädtischen Kleinbürgertum hinauf in die 'Gesellschaft'. Die Geschichte des Bruders ist eine Charakterkomödie, die der Schwester eine Intrigenkomödie. Er wird Prediger, sie Gouvernante. In ihrer weltlichen Karriere bringt sie es weiter und dank ihrer Schlauheit und Willensstärke zum erhofften Ziel. Heimlich heiratet sie in die Aristokratie hinein und versteht es, sich darin zuletzt gesellschaftlich zu behaupten. Er ist schwach und unklar. Sein Puritanismus, der ihn hinaufgehoben, erhält ihn nicht oben, denn der 'Heilige' verfällt dem

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Snobismus. Dabei manövriert er ungeschickt, strauchelt, möchte es nun wieder mit dem Puritanismus versuchen, geht aber kraftlos zugrunde. Die beiden Geschichten rücken im scharfen Gegensatz eng aneinander, schneiden sich stofflich, ergänzen sich geistig. Die Geschichte der Heldin ist die weniger interessante, aber die stärker interessierende, denn sie ist amüsant-verwickelt im fabulistischen Verlauf und klar-verständlich im Problem. Die Heldin erweckt und erhält sich die intellektuelle Sympathie des Lesers, ihr Schicksal hält ihn in Spannung. Ihre Geschichte greift nicht tief, aber packt. Mit dem Helden und seiner Geschichte steht es wesentlich anders. Hier interessiert viel mehr die Figur als die Fabel. Doch das Interesse an der Figur erlahmt, denn sie bleibt unklar. Am Problem liegt die Schuld nicht. Dieser Gottsucher, der sich an die Welt verliert und dann wieder aus der Welt hinausgetrieben wird und sich zuletzt geistlich retten möchte — das ist eine ungemein dankbare Figur. Aber der Autor hat sie verpfuscht. Er konnte mit ihr, wie sie fabulistisch umschrieben ist, zweierlei anfangen: entweder den wahrhaft 'Heiligen' zeichnen, wie er siegt und fällt und zugrunde geht — und der Autor hätte eine tragische Figur geschaffen; oder er konnte den 'Scheinheiligen' zeichnen, wie er manövriert und reüssiert und sich verspekuliert — und der Autor hätte eine satirische Figur geschaffen. In beiden Fällen wäre es eine gewaltige Figur geworden. Der Autor hat aber noch mehr gewollt. Sein Held sollte trotz seiner Seltsamkeit der Durchschnittsmensch bleiben mit all den Schwächen der Gewöhnlichkeit. Das mufste zu verschwommener Halbheit führen, zu innerer Unklarheit. Demgemäfs behandelt auch der Autor seinen Helden. Man weifs nie, wieweit man den 'Heiligen' ernst nehmen soll, denn der Autor gibt ihm ein halb komisches Relief, man weifs auch nicht, wieviel Mitleid man dem strauchelnden Sünder entgegenbringen darf, denn der Autor ironisiert ihn, man kennt sich endlich im reuigen Büfser nicht aus, denn der Autor satirisiert ihn.

Trotz all dieser Mängel (die dort am banalen Stoff liegen, hier an der raffinierten Ausführung) bleibt der Roman wertvoll, und zwar in seiner Eigenschaft als Milieuroman. Der kulturelle Untergrund und Hintergrund ist unverkünstelt in natürlicher Frische gezeichnet. Das moderne London wird lebendig. Die soziale Wanderung des Heldenpaares inmitten der vielgeschichteten Weltstadt ist ebenso interessant wie lehrreich. Dieser Roman lebt — wenn ich mich in der Bühnensprache verdeutlichen darf — nicht von seinen Protagonisten, sondern vom Chor.

## Elinor Glyn, His hour. (Tauchnitz ed. vol. 4230.)

'Theater' ist das ästhetische Stichwort für diesen Roman. Nett gemachtes Theater mit dem uralten Motiv vom streitenden Liebespaar, das zum seligen Ehepaar wird. Es ist ein Lustspielmotiv, denn ein solcher Streit ist selber Komödie, kommt nicht vom Herzen, ersteht aus falschem Stolz, weil keins sich dem anderen scheinbar unterwerfen will. Dieses Komödienmotiv, das Shakespeare in *Much Ado about Nothing* unsterblich gemacht, weil organisch geformt hat, bildet die Autorin zu einem Schauspielmotiv um. Der Streit wird bitter ernst, streift ans 'Tragische', d. h. man fürchtet für Held und Heldin. Um den Fall wirksamer zu gestalten, werden die Figuren in unmittelbare Gegenwart gerückt. So bekommt der Leser 'seinesgleichen' zu schauen, nahverwandte Zeitgenossen. Um die individuelle Charakteristik überzeugender zu begründen, werden die Figuren nach der nationalen Seite hin generalisiert. Das selbstbewufste Weib ist hier die freie Engländerin, der herrische Mann ist ein russischer Aristokrat. Auch das Milieu wird bedachtsam gewählt. Einmal sozusagen in absoluter Hinsicht. Da sorgt die Autorin für Abwechslung im Gegensatz. Der erste Teil des Romans spielt in Ägypten, der zweite in Rufsland, Kairo

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wird von Petersburg abgelöst. Doch dieser Szenenwechsel hat noch tiefere Bedeutung. Held und Heldin gehören zur vornehmsten Gesellschaft, müssen also ihre Leidenschaften äufserlich unter dem feinen Zwange der Konvenienzen zügeln. So freilich nur im organischen Milieu, in der 'Welt' von Petersburg. Der Reise-Orient von Kairo lockert diese Fesseln, da darf man sich ohne Etikette ausleben. Die beiden Schauplätze stehen mithin nicht nur in koloristischem Gegensatz, sondern auch in psychologischem. All das ist klug ersonnen und ausgeführt. Leider zu klug: man merkt die wohlpräparierte Mechanik.

Immerhin ist hier der Autorin etwas prächtig gelungen: die Schilderung der Petersburger Gesellschaft. Dieses Bild ist künstlerisch fein gemalt und mutet echt an. Seinen Verismus kann ich leider nicht an eigener Erfahrung nachprüfen, aber was man von russischem Wesen aufserhalb Rufslands in homöopathischen Dosen aufschnappt, das pafst zu dem hier entworfenen Vollbilde. Mit weiblich-schmiegsamer Intuition und mit scharfer Frauenkritik scheint sich hier die Autorin ihres Themas bemächtigt zu haben. Nur scheint sie mir in der Schätzung sich bis zur Überschätzung russischer Art haben fortreifsen lassen. Und das leitet zur 'russifizierten' Fabelführung über. Der Kampf der Liebenden wird gegen das Ende hin vom Mann in Offensive geführt, und diese Offensive steigert er bis zu wilder Brutalität. Alles unter dem Zeichen der Leidenschaft. Leidenschaft darf ja sündigen, und es wird ihr vergeben. Doch die Autorin wird hier grotesk in dem, was sie geschehen und vergeben läfst. Um so grotesker, als der Schlufs marlittisch ausklingt. Diese Entgleisung der sonst so geschmackvollen Autorin des näheren zu charakterisieren, glaube ich dem Leser überlassen zu sollen.

## A. E. W. Mason, At the villa Rose. (Tauchnitz ed. vol. 4210.)

Es ist ein Detektivroman. Gattungsmäfsig also der Proletarier unter den Romanen. Die Formel für den Detektivroman ist einfach. Ein Verbrechen wurde begangen, der Detektiv klärt es auf. Die Geschichte beginnt mit dem Schlufskapitel und wird schrittweise nach rückwärts ergänzt. Alle Wirkuug kommt von der Fabel. Nur äufsere Spannung wird gesucht, blofs Nervenkitzel erreicht. Das ist der Urtyp des Detektivromans. Er ist entwicklungsfähig. In hübscher Weise zeigt dies unser Roman, und zwar auf zwei Gebieten: für die Fabel und für die Figuren. Die Gestaltung der Fabel gewährt blofs Variationen vom Urtyp. Hinsichtlich der Figuren mufs der Autor schöpferisch werden, weil er Puppen in Menschen zu wandeln hat.

Mit der Fabel springt unser Autor souverän um. Nur die erste Hälfte des Romans baut er fabulistisch in der Art des Urtyps. Sie reicht vom Verbrechen bis zur Verhaftung der Verbrecher. In dieser Phase wird die eigentliche Fabel retrospektiv teilweise enthüllt. Dann folgt die Darstellung der vollständigen Fabel in ihrem chronologischen Verlauf. Zum Schlufs gibt der Verf. einen Überblick über die Geistesarbeit des Detektivs, wobei die Fabel noch einmal wiederholt wird. So wird ein und dasselbe im wesentlichen dreimal dem Leser erzählt. Weil aber jedesmal die Art der Darstellung mit deren Zweck sich ändert, so bekommt der Leser — nicht im materiellen, aber im spirituellen Sinne — immer wieder eine neue Geschichte. Im Grunde ist das nichts weiter als ein technisches Meisterstück, aber wirksam für den naiven Leser, fesselnd für den routinierten Leser, weil meisterlich nicht blofs in der Anlage, sondern auch in der Ausführung.

Auf figuralem Gebiet macht der Verf. von seiner Freiheit besten Gebrauch. Er bringt Menschen. Der Detektiv — als Fabelfigur die Allegorie von verstandesscharfer Skepsis — wird zu einem humoristischen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Phantasiemenschen. Dieser 'Held' hat eine Figur zur Folie, den Amateurdetektiv, voll passiver Komik: er redet gescheit und ist dumm und trifft immer daneben, doch die gute Absicht und der gesellschaftliche Scharm des feinen Herrn bewahren die Figur vor derb-karikaturistischer Wirkung. Als Hilfsorgane die offiziellen Polizeileute — famos gezeichnete Typen. Endlich brillant verschleiert der Verbrecher selbst. Die Figuren sind nach Bedarf skalamäfsig abgetönt von Hell zu Dunkel. Man darf zusammenfassend sagen, dafs dieser Roman die schlechteste Gattung in einem besten Individuum vertritt.

F. Marion Crawford, The undesirable governess. (Tauchnitz ed. vol. 4190.)

Wollte der Autor zeigen, dafs ein Roman als Ganzes genommen sehr schlecht sein und doch mit den Details famos wirken kann? Wenn so, dann ist ihm der Beweis gelungen. Das Ganze ist unmöglich: als Geschichte vom Standpunkt der Wahrscheinlichkeit, als Literaturwerk vom Standpunkt des Stils. Doch die Details versöhnen. Mehr als das. Sie werden selbstherrlich, so dafs man über sie das Ensemble jeweilig aufser acht läfst. Das beste, was man im Interesse des Buches und im Interesse der eigenen Unterhaltung tun kann. Aber nicht nur auf Unterhaltung sind die Details eingestellt. Nimmt man die Figuren heraus, so erhält man eine heitere Familienskala. Der alte Ehemann über die Ehe hinaus der ewig Junge, im Gegensatz die klug-strenge Frau; dann die Kinder, drei erwachsene junge Herren, zwei halbwüchsige Backfische, jene scharf gegeneinander charakterisiert, diese typisch zum Verwechseln. Alle zusammen doch wieder Eins in höherem Sinne: guter Landadel auf dem Edelsitz. Diese Figuren sind nicht komische Allegorien, sondern wahrhafte Menschen mit auch komischen Eigenschaften. So spielen sie einem nicht etwas vor, sondern leben vor einem. Es sind komische Episoden. Die meisten an sich und in sich komische Szenen von Schlagkraft. Das sind die Teile. Es fehlt nicht das geistige Band. Nur dafs die Fabel zu lose geführt wird, nur dafs das Hauptmotiv outriert erscheint. Doch das nimmt man gern in Kauf, man hat sich ja an den Einzelheiten entschädigt. Freilich ist damit über das Werk das künstlerische Urteil schon gesprochen. Von Kunst hat es nur den Autor als Kleinkünstler: im brillanten Stückwerk bewährt er sich, versagt aber am Ganzen.

Mrs. Belloc Lowndes, Studies in wives. (Tauchnitz ed. vol. 4217.)

Sechs Novellen unterstehen diesem führenden Titel. Er ist irreführend. Richtiger hiefse es 'Studies in men'. Zwar erscheint in jeder dieser Novellen eine interessante Frauenfigur (dreimal sind es sogar je zwei), und es ersteht auch immer die Novellenfabel aus dem eigentümlichen Charakter der 'Heldin', doch (und das ist das Kapriziös-Frauliche an der Frau Autorin) im Vordergrunde ihres Interesses steht weder die Heldin noch die Fabel.

Die Heldin ist immer eine verheiratete Frau (in der vierten Novelle wenigstens so gut wie verheiratet), die Heldin ist immer von aufsergewöhnlicher Art, vertritt immer das aktive Element, ist immer der schuldige Teil, und demzufolge erscheint der Mann immer als der passivleidende. Er ist seiner Art nach der gewöhnliche, normale, wird aber von ihr in eine ungewöhnliche, abnormale Situation gedrückt. Diese macht ihn erst interessant, und das so sehr, dafs ihn die Autorin aufs genaueste psychologisch porträtiert. Mit ein paar festen Strichen wird die Heldin gezeichnet, und das genügt bei ihrer markanten Silhouette. Hingegen strotzt das Bild des Mannes von feingestricheltem Detail, und das ist

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

notwendig, denn er ist nur bedingt-interessant, eben in dieser über ihn verhängten, von ihr geschaffenen Situation.

Auch die Fabel interessiert die Autorin nicht in besonderem Maſse. Das hat seinen Grund in ihrer Novellentechnik. Sie gibt die Fabel auf möglichst gekürzte Art. Was die französischen Dramatiker des zweiten Kaiserreichs an ihrem Sittenstück mit Sarcey die 'Scène à faire' genannt haben und wofür sie alle Meisterschaft ihrer blanken Technik aufgewandt haben, das übersetzt sich die Autorin ins Novellistische. Die Fabel wird mit groſser Geschicklichkeit auf die Hauptszene für die direkte Darstellung beschränkt und von hier aus nach rückwärts und vorwärts mehr in Andeutungen als in voller Ausführung, also stets indirekt, dargestellt. Hiermit gewinnt diese Szene ihre mächtige Schlagkraft. Weil aber weder die Heldin noch die von ihr bestimmte Hauptfabel das Hauptinteresse der Autorin in Anspruch nimmt, so ist diese Szene nicht die 'Scène à faire' im Sinne der Fabel, sondern es ist jene Szene, in der der passive Gegenspieler der Heldin, der Mann, am charakteristischsten zur Geltung kommt. Die Autorin geht also nicht nur im Figuralen, sondern auch im Fabulistischen der Hauptsache aus dem Wege. Sie überträgt ihr Interesse auf seitliche Motive. So arbeitet sie artistisch in ganz eigentümlicher Weise. Sie führt den Leser immer einen anderen Weg, als er glaubt geführt werden zu sollen. Sie überrascht ihn mit ungeahnten Veduten, wofür er ihr schlieſslich doppelt dankbar wird, wie für eine unerwartete Gabe. Durch diesen artistischen Trick wird man mit den meist grellen Schauergeschichten versöhnt, in denen Ehebruch, Mord, Selbstmord, Treubruch, Lug und Trug sich verspinnen. Die Autorin führt ihren Leser aus der eigentlichen Geschichte heraus, bugsiert ihn seitlich in eine stillere Phase, wo sich die krasse Fabulistik zu fesselnder Charakteristik wandelt. Als 'Studies in men' sind diese melodramatischen 'Studies in wives' gutes Drama.

## F. C. and A. R. T. Philips, Life. (Tauchnitz ed. vol. 4272.)

Dem representativen Schauspieler Englands, Sir Herbert Beerboam Tree, haben die Autoren diesen Sammelband ihrer 'Stories' gewidmet. Weil die meisten so 'theatralisch' sind? Das sind sie. Vor allem weil sie nicht episch sind, denn sie verwerten nicht die legitimen Ausdrucksmittel der Gattung. Sie zielen nie ab auf das feine Ausspinnen einer mäſsig bewegten Handlung, sie nützen nicht die Vorteile solcher Darstellung für intime Charakterzeichnung, für behagliche Fabulistik, für zart webende Stimmung. Diese 'Stories' sind von dramatischer Art. Sie stehen im grellen Rampenlicht, und das paſst zu den scharf profilierten Figuren, zu der derb-gedrängten Fabel. Die Abkürzung auf das Notwendigst-Wesentliche führt zu sprunghafter Darstellung. Kein Vorbereiten, kein Ausklingen, nur immer in medias res. Überall Lücken, die der Leser stopfen muſs. Oft kann er das nicht. Um so besser, denn dann wird er vom Kommenden überrascht. Und am Schluſs steigert sich die Überraschung zum Bluff.

Vierzehn solcher zumeist recht kurzer 'Geschichten' umfaſst der Band. Sie sind sehr unterschiedlich an Güte. Etliche leiden unter einer Satire, die in ihrer Derbheit unmöglich ist, andere unter fader Sentimentalität. Mitunter wird die Formlosigkeit zur Langweile, die Romantik zur Groteske. Am besten — und dann sehr gut — sind die heiter-witzigen. Zumeist sind sie in der 'Brieftechnik' gearbeitet. Man erholt sich bei ihnen von den anderen. 'Sammelbände sind eben oft wie Trödlerläden. Man kommt auf seine Kosten, wenn man die Freude hat am Suchen, die schlieſslich von der Freude am Finden gekrönt wird.

Innsbruck. R. Fischer.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Englische Grammatiken.

1. **F. W. Gesenius, Englische Sprachlehre.** Völlig neu bearbeitet von **Ernst Regel.** Ausgabe für höhere Mädchenschulen. Achte völlig neubearbeitete Auflage. Mit einer Karte der Britischen Inseln und einer Münztafel. Halle, Hermann Gesenius, 1910.

2. **John Koch, Schulgrammatik der englischen Sprache.** Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Hamburg, Henri Grand, 1910.

3. **W. Swobodas Lehrbuch der englischen Sprache für Mädchenlyzeen und andere höhere Mädchenschulen.** Zweite, umgearbeitete Auflage, besorgt von **A. Brandeis** und **Th. Reitterer.** 1. Teil: Elementarbuch. Mit einer Münztafel. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1908. Geb. M. 2,40.

4. **J. B. Peters und Adolf Gottschalk, Kurzer Lehrgang der englischen Sprache für kaufmännische Schulen und ähnliche Anstalten mit beschränkter Kursusdauer.** Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, August Neumanns Verlag, 1909.

5. **Fr. Uebe, M. Müller, E. Hunger, Lehrbuch der englischen Sprache für Handels- und Gewerbeschulen.** Auf Grund des Lehrbuchs der englischen Sprache von Thiergen-Boerner bearbeitet. Zweite Auflage. Mit einer Münztafel und einer Karte von England. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1909. Geb. M. 2,80.

6. **Joseph Buckeley, Prüfungs-Aufgaben für das Lehramt der neueren Sprachen in Bayern.** 1. Teil: Übersetzungen in die fremden Sprachen. 2. Teil: Diktate und Übersetzungen aus den fremden Sprachen. Nürnberg, Karl Kochs Verlag. Jeder Teil geh. M. 1,50.

7. **Broder Carstens, Repetitorium der englischen Grammatik.** Hamburg, Otto Meiſsner, 1906.

8. **Arnold Schrag, Abriſs der englischen Grammatik mit Übungen.** Zur raschen Einführung und Wiederholung. Bern, A. Francke, 1908.

9. **F. Meyer, Grammatisches Wörterbuch der englischen Sprache.** Hannover-List u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1909. Geb. M. 1,50.

## Englische Lektüre.

10. **Frances Hodgson Burnett, Sara Crewe.** Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von **B. Klatt.** Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1908.

11. **John Halifax Gentleman.** In Auszügen nebst einem Wörterbuch zum Schulgebrauch hg. von **A. W. Sturm.** Dresden, Gerhard Kühtmann, 1909.

12. **Contemporary English,** A Selection of Extracts from Modern English Novelists. Edited by **G. Ashton Beacock.** Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1909.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

13. **W. Shakespeare, Julius Cæsar.** Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch und einem Wörterbuch versehen von **M. Ignatia Breme,** S. S. U. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

1. Gesenius' Grammatik hat eine den heutigen Forderungen angemessene Bearbeitung erfahren, die glücklich zu nennen ist. Die Methode besteht darin, die Schülerinnen anzuleiten, aus passenden Lesestücken die Regeln der Grammatik selbständig zu finden, bevor sie dieselben in der Formulierung des Verfassers kennen lernen. Das gebotene Material ist umfangreich und sucht seine Beispiele in Leben und Geschichte des Volkes. Exercises mancherlei Art sorgen für notwendige Durchbildung des Gelernten. Vokabularien nebst einem leicht orientierenden Sachregister folgen. Den Schluſs bildet eine Sammlung gehaltvoller *Specimens of English Poetry* nebst Melodien.

Ein paar Anmerkungen. S. 48, 7 und 94, 5 wäre hinzuzufügen, daſs der Vokal vor dem zu verdoppelnden Konsonanten kurz sein muſs. — S. 144: Englischem *v* entspricht im Deutschen *b* (statt *v*). — S. 194, 2: Schlacht am Boynefluſs. Dieses Stück ist mir wegen seines stark anglisiert-deutschen Stils aufgefallen.

2. Die Verbesserungen in dieser Neuauflage bestehen nach des Verfassers Angabe darin, daſs er die ihm aufgefallenen Druckfehler verbessert und ein paar Übungsstücke mehr aufgenommen hat. Andere wesentliche Verbesserungen habe auch ich nicht entdecken können. Dagegen finden sich noch immer die alten Ungenauigkeiten, die ich schon in der Besprechung der zweiten Auflage (*Archiv,* Bd. CXVI, Heft 3/4, S. 422/423) angemerkt habe. Auch sind die dort verzeichneten Druckfehler mit einer Ausnahme nicht getilgt worden.

3. Die Vorzüge des Swobodaschen Lehrbuches sind auch für Mädchenschulen nutzbar gemacht worden. Ausgehend von phonetischen Umschriften werden kleine Sprachproben dem Ohre zugeführt. Später erst wird die gewöhnliche Rechtschreibung verwendet. An der Hand von Lesestücken, die vom Tun und Treiben junger Mädchen auſserhalb der Schule handeln, wird die Grammatik ganz allmählich angeeignet und wird durch Übung mündlicher Wiedergabe des Gelesenen zur Verwendung auch nach dem Unterricht angeregt. Alles dies enthält im wesentlichen nichts Neues; aber es ist anziehend dargestellt und erscheint ungemein praktisch.

4. Ein Lehrbuch, das in beschränktem Rahmen dem Kaufmann bieten will, was er in seiner Praxis nötig hat. Die Absicht scheint mir erreicht. Die Grammatik gibt das Wesentliche der Sprachgesetze in knapper, durchsichtiger Form. Die Übungsbeispiele, englisch und deutsch, knüpfen an die Forderungen des Tages an. Der Hinweis auf richtige Wortbetonung und sinngemäſse Gliederung der Sätze ist wenigstens für die ersten englischen Stücke durchgeführt. Beispiele zur Abfassung von Briefen, Rechnungen, Empfangsbestätigungen u. dgl. fehlen nicht. Das Buch ist wohl zu empfehlen.

5. Ebenfalls auf kaufmännischen Bedarf zugeschnitten ist die Arbeit der Herren Uebe, Müller und Hunger. Die Einführung ins Englische erfolgt in flottem Tempo, ohne daſs der Sorgfalt etwas vergeben wäre. Auch hier werden naturgemäſs die Verhältnisse im englischen Handel, in der englischen Industrie der Unterweisung zugrunde gelegt. Die Grammatik ist knapp, aber ausreichend.

6. Teil I dieser Sammlung enthält die von 1873 bis 1908 an Neuphilologen gegebenen deutschen Texte zur Übertragung ins Französische oder Englische, Teil II französische und englische Texte, die von 1873

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

bis 1909 zur Übertragung ins Deutsche vorgelegt worden sind. Die Absicht dieser Veröffentlichung ist, den Kandidaten des höheren Lehramts einen Einblick zu ermöglichen in das, was im Examen von ihnen verlangt wird. — Was die Texte betrifft, so sind sie durch Mannigfaltigkeit der Themata ausgezeichnet, ebenso durch Rücksichtnahme auf die Eigentümlichkeiten jeder der fremden Sprachen. So ist z. B. im Französischen das Gebiet des Altertums nicht vermieden worden, im Englischen ist man bei der Themawahl über die Grenze des Germanischen nicht hinausgegangen. Die Sprache der angeführten Beispiele ist klar und gewählt. Auch die zur Übersetzung in die fremden Sprachen ausgesuchten deutschen Texte zeigen edlen und einfachen Stil.

7. Das Büchlein erfüllt seine durch den Titel gekennzeichnete Aufgabe in, wie mir scheint, vortrefflicher Weise. Die Regeln sind kurz und bündig gefafst, die Beispiele sorgfältig ausgewählt, jedes Überflüssige ist vermieden. Ein Anhang bietet zu den Paragraphen der Grammatik eine Reihe von englischen Beispielen, die nach Form und Inhalt eine gute Ausrüstung für den Bedarf des täglichen Lebens gewähren.

Nicht völlig klar ist mir § 26 geworden. Aus den Beispielen ist nicht ersichtlich, was der Verf. unter 'längerem' und 'kürzerem Objekt' versteht. Auch aus § 86, 2 werde ich nicht klug. In § 34 fehlen die pluralia tantum: *tidings, contents, thanks* u. a. von Wichtigkeit (vgl. Im. Schmidt, § 116).

8. Ein Seitenstück zu Carstens' Repetitorium, doch in beschränkterem Rahmen und stellenweise zu kurz geraten. Vgl. S. 15, Nr. 13: *Wegfall des bestimmten Artikels vor Titeln und Verwandtschaftsbezeichnungen: Queen Victoria, Uncle Tom.* Füge wenigstens hinzu: vor *englischen* Titeln, wobei dennoch Fälle wie: *The Earl of Pembroke* zu berücksichtigen bleiben. Wenig glücklich ist S. 17, Nr. 14 B: *Merke some und any (französisch du, des usw.)*; unverständlich ist S. 19, Nr. 17 die Anleitung zur Übersetzung von Zeitangaben: *Für die erste Halbstunde setze nach, übersetzt mit past! 7¹⁰ etc. Für die zweite Halbstunde setze vor, übersetzt mit to! 8⁴⁰ etc.*

Da das Büchelchen 'als Ergänzung zu jedem Elementarbuch' gedacht ist, aufserdem, wie ich annehme, nur unter Aufsicht des Lehrers benutzt wird, so mag der Schüler damit wohl zurechtkommen und sich an seiner Hand manche Spracherscheinung, die er einmal kennen gelernt hat, schnell vergegenwärtigen.

9. Eine alphabetische Zusammenstellung englischer Wörter mit Angaben über ihre Konstruktion und jeweilige Bedeutung. Dazu ein Verzeichnis der vorkommenden deutschen Wörter. Ein anspruchsloses Werk, das aber praktisch und bequem zu gebrauchen ist.

Vielleicht entschliefst sich der Verf., bei einer Neuausgabe die englischen Wörter zu akzentuieren.

10. Eine ansprechende, leicht zu lesende Geschichte für junge Mädchen, von der Verfasserin des *Little Lord Fauntleroy.* Sie schildert die Erlebnisse eines jungen Mädchens, das in einer Pension den Wandel der Bewertung erfahren mufs, der so oft an den Umschlag von reich zu arm sich knüpft, das aber sein Schicksal mit Würde trägt und am Ende von einem Freunde des verstorbenen Vaters in den alten Stand zurückversetzt wird.

11. Die Geschichte von einem armen Jungen, der sich durch Fleifs und anständige Gesinnung Freunde erwirbt und durch die Heirat mit einer reichen Erbin zu Unabhängigkeit gelangt.

Diese Lektüre ist nicht allzu schwer, setzt jedoch, der volksmäfsigen Sprache wegen, ein längeres Studium des Englischen voraus.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

12. Eine Auswahl aus neueren Novellen in der Absicht getroffen, Studenten des Englischen Texte in reiner Sprache vorzulegen, sie ferner einzuführen in lesenswerte Proben zeitgenössischer Schriftsteller. Kurze Einleitungen des Herausgebers führen die Handlung bis zu dem Punkte, wo der Verf. zu Worte kommt. Beigesteuert haben u. a. Stevenson, Corelli, Hewlett, Jerome, Ward, Meredith, Hardy, Kipling.

Druckfehler: S. 29: Yes, go *on* (st. *no*); S. 47: parted from there *together* (fehlt das End-*r*); S. 54: *They* (st. *The*) waited; S. 58: a rising *young* (st. *yourg*) politician; S. 60: in my inner *pocket* (st. *pocknt*); S. 61: The *trousers* (st. *trovusers*) round ...; S. 68: laying *the* (st. *tho*) iron on the child; S. 85: I *went* (st. *wenth*) with a policeman.

13. Eine unverkürzte Neuausgabe des *Julius Cæsar* nach Delius mit Wörterbuch und Anmerkungen. Diese liefern nicht nur Erklärungen zu einzelnen Stellen, sondern zu jedem Akt, zu jeder Szene Angaben ihres Inhalts sowie ihrer künstlerischen Stellung im Rahmen des ganzen Werkes. Eine Aufzählung von Stellen folgt, die so geordnet sind, dafs aus ihnen der Charakter der Hauptpersonen hervorgeht.

Dem Text sind als Einleitungen vorangeschickt: A. Drama und Bühne zu Shakespeares Zeit; B. Shakespeares Leben; C. Julius Cæsar (Besprechung der Ausgaben, der Quellen, Charakterisierung des Shakespeare-Werkes); D. Vermafs (der angeführte Vers:

*None that I know will be, much that I fear may chance*

ist schwerlich als blank-verse, vielmehr als Alexandriner zu betrachten).

Druckfehler: S. 29, 192: Let me have (fehlt *men*) about me ...; S. 59, 126: *wish* (st. w*h*ish); S. 72, 220; Friends (st. *frinds*); S. 97, 124: fehlt *the* vor generals; S. 112, 12: This *hill* (st. hills); S. 119, 13: *full* (st. *ful*).

Berlin-Wilmersdorf. Willi Splettstöfser.

•

**Victor Junk, Gralsage und Graldichtung des Mittelalters.** (Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse. 168. Bd. 4. Abhandlung.) Wien, Hölder, 1911.

Le livre de M. Junk se relie directement au travail de v. Schroeder: *Die Wurzeln der Sage vom heiligen Gral*, Sitzungsber. der Kais. Akad. der Wissensch. in Wien, Bd. 166. Wien 1910. Après un chapitre d'introduction: 'Zur bisherigen Behandlung des Gegenstandes', dans lequel l'auteur mentionne et critique rapidement les derniers travaux sur l'origine du Graal, il résume les conclusions de v. Schroeder, qui sont, dans sa pensée le fond même du sujet: la queste du Graal est une forme d'un conte Indo-Européen: la conquête de la marmite du soleil et de l'arme du tonnerre (p. 11—15). Puis il entre dans son sujet: I. Kapitel. *Das bretonische Märchen von 'Peronnik l'idiot' ist die reinste Märchenfassung des arischen Bechermythus.*

On connaît ce conte de Péronnik l'idiot, publié par Emile Souvestre dans 'le Foyer Breton'. (Traditions populaires, Paris 1845.) Emile Souvestre le croyait tiré des romans français du moyen-âge, qui, comme on sait, ont été fort lus en Bretagne. Il ne s'est pas fait faute de l''arranger' un peu. On ne sait au juste ce qu'il en a remanié, mais M. Junk croit prouver par l'antiquité même des motifs du conte que ces changements sont sans importance. Il prouvera de même que le conte de Pér. est plus ancien que toutes les versions connues des romans du Graal, quoiqu'en pensent tous ceux qui jusqu'à présent ont cru qu'il en était tiré: (A. Nutt, W. Hertz et P. Piper). Il donne ensuite (pp. 19 à 33) un résumé-traduction du conte breton, et met en relief un certain nombre de traits dont l'ancienneté est attestée par des rapprochements avec la mythologie Indo-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Européenne. Par exemple la lance qui, dès qu'elle se trouve dans la château de Rogéar, s'enfonce en un souterrain obscur, rappelle le marteau de Thor qui dans la Thrymskridha, est également donné comme caché *átta rǫstom fyr jǫrdh nedhan*, huit milles sous terre. Rogéar porte son bassin au cou, comme Freyja son collier (ce collier, d'ailleurs est, comme le bassin, un symbole du soleil). La chasteté, nécessaire à quiconque est destiné à la conquête du bassin merveilleux est, comme l'avait montré v. Schroeder, un motif Indo-Européen. Elle se retrouve, dans Pér., bien que la tradition celtique laisse habituellement ce trait dans l'ombre. Elle a pour correspondant une fécondité extraordinaire dans le mariage: Péronnik et son épouse ont cent enfants. Le château de Rogéar est une représentation très intéressante de l'autre monde, tel que se le représentent les celtes, et M. Junk compare l'Odyssée XI, 539, XXIV, 13 ... et beaucoup de contes de Grimm. On voit où tend l'auteur, et la méthode qu'il emploie. Ayant ainsi démontré l'antiquité du conte de Pér., M. Junk le compare aux romans du Moyen-Age qui racontent la conquête du Graal.

2. Kapitel: *Das bretonische Märchen enthält Altertümlicheres als die mittelalterliche Sage.* La méthode reste la même: Dans presque tous les points essentiels, Pér. se montre très proche du mythe solaire indo-européen: Ex. la lance de Pér. brille comme une flamme, le bassin donne non seulement des mets, mais des richesses de toute sorte. En tout ce qui concerne le voyage au séjour des morts, Pér. est peut-être moins explicite que les romans du moyen-âge, mais il contient des indications non moins précises (jeunes filles qui se baignent, et qui rappellent les *Schwanjungfrauen* de beaucoup de mythologies). — Donc, Pér. ne vient pas des romans du moyen-âge. Nous pouvons, puisqu'il est plus primitif qu'eux, essayer de comparer dans les détails, et d'interpréter, à sa lumière, ce qui nous semble obscur dans ces romans. Ex.: Les romans nous montrent deux rois du Graal, ces deux rois correspondent aux deux magiciens, Rogéar, le maître du bassin, et son frère, Bryak. Ceci nous explique que le *roi pêcheur* nous apparaisse, dans Crestien, comme doué de la faculté de se transformer, dans l'introduction du Pseudo-Crestien, comme un sorcier *qui moult savoit de nigromance* etc. — Ce sont des survivances d'un état ancien du conte, qui nous a été conservé par Pér. De même *la laide damoisele*, la Cundrie de Wolfram représente la Peste du conte de Pér. Cundrie, comme la Peste, introduit le héros dans le château du Graal. Et Pér. ne nous permet pas d'expliquer seulement l'aventure de Perceval, mais aussi celle du *Schastel marveil*, celle de Gawein dans la Krône d'Heinrich von dem Türlin, — etc. On pourrait être tenté, d'après cela, de considérer le conte de Péronnik comme la source directe de tous les romans du Graal. Cependant, M. Junk montre que les romans contiennent des traits primitifs qui ont disparu dans le conte tel que nous le possédons actuellement. Par ex. Pér. ne parle pas des gardiens du Graal, ni de la pêche à laquelle s'occupe le roi qui le possède, ni du pouvoir de rajeunissement qui s'attache au symbole solaire. Surtout, Pér. ne parle que de deux objets: bassin et lance. Le mythe complet en comporte trois: un pour la tonnerre, un pour le soleil, un pour la lune. Le *tailléor d'argent* représente dans Crestien, ce troisième symbole, et M. Junk montre que le *tailléor* n'est pas moins important que le Graal lui-même, et qu'il ne peut-être identifié avec la *patène* ni avec le couvercle du Graal, car son origine n'est pas chrétienne. M. Junk conclut cette partie en disant: 'daſs uns die reinste Form des Beckenmythus im bretonischen "Peronnik" tatsächlich überliefert ist, — daſs dieser der Quelle, aus welcher die mittelalterliche Gralsage ihren Hauptbestandteil, den märchenhaften, geschöpft hat, unter allen bekanntgewordenen Überlieferungen am nächsten steht.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Dans le 4° chapitre, M. Junk reprend pour son compte l'étymologie donnée par de la Villemarqué, d'après laquelle le *Per*, par lequel débutent les noms de *Per*ceval, *Per*onnik et *Per*edur, ne serait autre que le mot vieux-gallois *pair*, cornique *pêr*, signifiant *bassin*. Tous ces noms auraient donc un rapport direct avec la mission de celui qui les porte. M. Junk ne discute pas la valeur linguistique du rapprochement. Je crois qu'il a le même sentiment que nous: 'ce serait trop beau.' Il ne s'embarasse d'ailleurs guère des objections que l'on pourrait faire, car il démontre, par une théorie sur les noms dans les contes populaires, que cette étymologie est au fond la seule possible: D'abord le nom commençant par *Per* est dans les romans mêmes le seul qui semble primitif. Les autres sont ou bien des noms appartenant au cycle arthurien, ou bien des noms tirés de l'épopée carolingienne, ou bien des inventions récentes. Un seul, Perceval, est antérieur à tous. Les autres personnages étaient sans doute anonymes à l'origine. Or c'est exactement ce qui se passe dans les contes populaires. En dehors de quelques noms banals (Hänsel et Gretel) de quelques noms voulus par la rime ou l'allitération, on ne rencontre guère que des noms tirés du caractère même ou de l'occupation du personnage. (Bruder Lustig, Aschenputtel, Felsenklipperer). C'est ainsi que le compagnon au bassin (*per*) ne peut s'appeler que *Per*onnik, *Per*ceval ou *Per*edur. Ce n'est pas son nom, mais la marque même de sa destinée. C'est pourquoi, dans les romans, le héros n'est nommé qu'au moment où cette destinée apparaît pour la première fois comme évidente, ou même comme accomplie. C'est après avoir quitté le château du Graal que Perceval, dans Crestien se découvre le nom de *compagnon du bassin — Per-Këval*. Crestien nous donne ici, contre Wolfram, le primitif, ou presque. Ce nom est un appellatif, on devrait dire 'der Parzival', comme on dit 'der Tanndreher' et 'das Dornröschen'. Dans Pér., le héros est toujours appelé 'pauvre idiot, pauvre innocent', jusqu'au moment où il touche au but; alors les jeunes filles de la vallée des délices l'appellent *par son nom*.

Le 5° chapitre contient les conclusions: 1° nous avons dans les romans du Graal une forme du mythe solaire étudié par v. Schroeder: conquête du bassin merveilleux par un innocent. (Je n'ai pu, dans les pages qui précèdent faire allusion à cette idée: M. Junk remarque que dans les contes c'est généralement un être faible et mal doué en apparence, — ou le plus jeune de plusieurs frères — qui conquiert en définitive le trésor convoité.) 2° le conquérant primitif est Perceval, et non Gauvain, comme Miss Weston l'a soutenu. 3° il n'y a pas lieu de croire que le thème de l'éducation non chevaleresque de Perceval ait été primitivement séparé de celui de la conquête: au contraire ces deux thèmes sont unis de toute antiquité. Pas de Perceval sans Graal (le Sir Percevall ne peut être objecté. Il a été tiré après coup des romans du Graal). Au contraire, il peut y avoir des récits sur le Graal sans Perceval, c'est le cas des romans d'édification comme le Joseph d'Arimathie. M. Junk termine en donnant son opinion sur la filiation des romans du Graal: Crestien n'est pas la seule source. Kiot explique les traits anciens de Wolfram. Il est peut-être la source des continuateurs de Crestien et de Perlesvaus.

Je n'ai fait dans ce qui précède que résumer très brièvement le livre, de M. Junk. Il est l'œuvre d'un esprit extrêmement ingénieux, et qui, par une intuition d'une finesse rare semble saisir la vérité directement. C'est ainsi qu'un très grand nombre d'idées utiles et justes sont à recueillir de cette lecture: surtout, il faut le lire pour avoir une idée exacte de ce que la littérature des romans du Graal doit aux contes populaires.

Il faut bien avouer d'autre part que rien n'est plus discutable que la méthode suivie, rien n'est plus faible que la démonstration donnée. La chapitre par ex. sur le nom des héros du Graal est non seulement plein

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

de finesse, mais il est peut-être capital: Que l'étymologie mette une fois hors de doute l'identité de ces trois *Per* (*Per*ceval, *Per*edur, *Pér*onnik), et ce chapitre devient fondamental pour l'intelligence des romans du Graal. Mais, qu'il subsiste un doute, et le chapitre, qui reste amusant à lire devient absolument inutile. On ne fait pas de l'onomastique par des procédés pareils, et l'on s'étonne que M. Junk, qui n'est pas celtiste, n'ait pas soumis la question à une autorité plus sûre que celle de la Villemarqué.

J'en dirai autant de ce qui est le pivot même de tous les raisonnements de M. Junk. Sa démonstration de l'antiquité de Péronnik est des plus faibles. Croit il que les contes soient immuables? S'il le croit, qu'il le dise et qu'il le prouve. L'ancienneté d'un ou deux traits, l'ancienneté de *tous* les traits d'un conte ne prouvent pas son antiquité. Je crains que l'on puisse prétendre que toutes les différences constatées entre les romans et le conte sont l'œuvre des conteurs modernes, qui, selon leur coutume, ont transporté dans ce récit des traits anciens empruntés à d'autres contes. De prétendre, comme le fait M. Junk, qu'un roman qui devient populaire prend toujours la forme du *Volksbuch* (p. 72), c'est affirmer ce que personne n'oserait entreprendre de démontrer.

Il faut ajouter que M. Junk cède au penchant de vouloir trop prouver. Par exemple, en ce qui concerne la chasteté avant et la fécondité après le mariage. La première n'est guère indiquée dans le conte. On nous dit seulement que Pér., résiste aux sollicitations des jeunes filles de la vallée des délices. Mais il ne le fait pas par chasteté. Quand aux cent enfants de Pér., c'est une formule finale de conte, comme M. Junk en trouvera beaucoup dans les articles de la Revue celtique (F. Luzel: Formules initiales et finales etc. t. III. 1876—78). J'en dirai autant de la vie éternelle assurée par le bassin d'or: c'est une formule finale qui se retrouve à peu près la même dans un nombre infini de contes, et qu'il ne faut pas prendre au sérieux. Je ne suis pas sûr que le caractère même de simplicité, de bêtise, auquel M. Junk attache une si grande importance ne soit pas dans Pér. une élément d'antiquité douteuse. Pér. n'est pas bête, M. Junk le remarque lui-même: c'est un idiot *professionnel*, un de ces errants comme il y en a en Bretagne, et dont le métier consiste à passer pour simples d'esprit, et à gagner leur nourriture en priant par délégation. (Voir *Le Goffic, l'Ame bretonne,* et *A. le Braz, Vieilles histoire du pays breton.*)

Il faut ajouter que M. Junk, qui ne peut pas, bien entendu, résoudre toutes les questions d'histoire littéraire se rattachant aux romans du Graal, a utilisé pêle-mêle tous les romans sans s'occuper de leurs rapports réciproques. C'est ainsi qu'il se sert de 'Kyot-Wolfram' sans aucun scrupule, affirmant simplement que personne aujourd'hui ne doute de l'existence d'une source de Wolfram indépendante de Crestien. C'est aller un peu vite, puisque trois bons juges au moins, MM. W. Förster, G. Baïst et Golther, ont déclaré, cette année ou l'an passé, qu'ils ne croyaient pas à Kyot. Il est en tout cas imprudent de passer outre sans discuter.

Il reste que ce livre a le mérite d'avoir bien mis en relief l'importance du folklore dans la genèse des romans du Graal, et qu'il fait beaucoup penser. En attendant, il ne convaincra personne.

Göteborg. Julien Barat.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Verzeichnis

## der von Anfang Mai bis Ende August 1912 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

### Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XVIII, 1. 2. April 1912 [E. Hamza, Eine Bauernhochzeit im niederösterreichischen Wechselgebiete. — Hella Schürer von Waldheim, Volkskundliches aus Vigo di Fassa. — O. Menghin, Totenbretter aus Südtirol. — J. Tordý, Über die sogenannten Brüdergefäſse in Mähren. — Jenny Goldstern, Swardowski, der polnische Faust].

Report of the Royal Society of Literature, 20, Hanover Square, W., and list of fellows, 1912. 72 S.

Offord, Joseph, Recent discoveries of classical literature. Repr. from: Transactions of the Royal Society of Literature. 2nd series. Vol. XXXI, part. II. London, Asher & Co., 1912. 173 S.

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica, 1912 (VII. Jahrgang), 1—6, zusammen mit Annotations phoneticae (VI. Jahrgang), 1—6. Aus: *Mediz.-pädagog. Monatsschrift f. d. gesamte Sprachheilkunde*, hg. von H. Gutzmann & Panconcelli-Calzia, XXII. Jahrgang 1912. Mai—Juni-Heft. [Die *Annotations* enthalten einen eingehenden Bericht von den Vorträgen über die Sprechmaschine im Unterricht, die im Mai zu Hamburg stattgefunden haben (von Panconcelli selbst, Driesen, Doegen, Reko, Wolter).]

Weeks, R., Bright, J. W., Grandgent, Ch. H., The N. E. A. (National Education Association) phonetic alphabet with a review of the Whipple experiments. Lancaster PA., The New Era Printing Comp., 1912. 91 S.

Capelli, Adriano, Lexicon abbreviaturarum. Dizionario di abbreviature latine ed italiane usate nelle carte e codici specialmente del medioevo riprodotte con oltre 14000 segni incisi con l'aggiunta di uno studio sulla brachigrafia medioevale, un prontuario di sigle epigrafiche, l'antica numerazione romana ed arabica ed i segni indicanti monete, pesi, misure etc. Seconda edizione completamente rifatta. Milano, U. Hoepli, 1912. LXVIII, 527 S. Geb. Lire 8,50. [Der gelehrte Archivista-paleografo von Parma, dem wir auch ein chronologisches Handbuch verdanken, cf. *Archiv* CXVI 474, gibt uns hier ein älteres bequemes Hilfsmittel zum Studium des Mittelalters in neuer Bearbeitung. Die erste Auflage dieses alphabetisch geordneten Verzeichnisses paläographischer Abkürzungen ist 1899 erschienen. Ihr folgte 1901 eine deutsche Übersetzung (in Webers 'Illustrierten Katechismen' n° 53). Die Ausstattung ist vorzüglich, und das Buch wird dem Philologen, der mehr nur gelegentlich sich vor paläographische Aufgaben gestellt sieht, gute Dienste leisten können.]

Kellogg, R. J., Studies in linguistic psychology. Linguistic psychology series of the James Millikui University. Bulletin 1. Published by the University at Decatur, Illinois, 1912. 64 S. $ 1,25, per vol. of 4 numbers.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Zimmer, H., Auf welchem Wege kamen die Goidelen vom Kontinent nach Irland? (Aus den Abhandlungen der Kgl. Preufs. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1912.) Berlin, Verlag der Kgl. Akademie der Wissenschaften, 1912. (In Kommission bei Georg Reimer.) 59 S.

Lehmann, Rudolf, Erziehung und Unterricht. Grundzüge einer praktischen Pädagogik. Zweite neu bearb. u. erw. Auflage von 'Erziehung und Erzieher'. Berlin, Weidmann, 1912. XII, 454 S.

Böhm, Karl, Anleitung zur Ordnung von Pfarrarchiven. Innsbruck, Selbstverlag, 1912. 19 S.

A question of academic freedom, being the official correspondence between Nicholas Murray Butler and J. E. Spingarn during the academic year 1910—11 with other documents. New York, printed for distribution among the alumni, 1911. 53 S.

## Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXIII, 5. Mai 1912 [Behaghel: Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. — Petz: Bleyer, Gottsched in Ungarn. — Moog: Fränkel, Wandlungen des Prometheus. — Walzel, Das Prometheussymbol. — Wagner, Sonderabdruck aus Anastasius Grüns Werken. — Horn: Mutschmann, A phonology of the North Eastern Scotch dialect. — Schneegans: Les amours de P. de Ronsard comm. par M. A. de Muret. — Les odes de P. de Ronsard nouv. éd. p. p. H. Vaganay. — Minckwitz: Robertson, A history of the French Academy. — Haas: Dupuy, Alfred de Vigny. — Wiese, Catalogo dei codici marciani italiani. Vol. II. — Hämel: La Española de Florencia. Comedia famosa de Don Pedro Calderon de la Barca. Ed. by S. M. M. Rosenberg]. XXXIII, 6. Juni 1912 [Siebeck: Erdmann, Die Bedeutung des Wortes. — Schläger: Gafsmann, Das Volkslied im Luzerner Woggertal. — Moog: Janeutzky, Bürgers Ästhetik. — Schissel v. Fleschenberg, Novellenkomposition von E. T. A. Hoffmanns Elixieren des Teufels. — Wagner: Franke, Erinnerungen. — Kuh, Kritische und literarhistorische Aufsätze. — Glöde: Brunnemann, Decamerone III 3 im englischen Drama. — Jordan: Kristian von Troyes, Wilhelm von England. Textausgabe von W. Foerster. — Schneegans: Guy, Histoire de la poésie fr. au XVI$^{e}$ siècle. — Becker: Rochette, L'alexandrin chez V. Hugo. — Vofsler: Gentile, Bern. Telesio. — Gartner: Battisti, Zur Sulzberger Mundart].

Modern language notes. XXVII, 4. April 1912 [J. W. Bright, The relation of the Cædmonian *Exodus* to the Liturgy. — G. O. Curme, Adjective or adverb? — F. M. Warren, Enéas and Thomas' *Tristan*. — R. S. Forsythe, Some parallels to passages in the first part of *Jeronimo*. — G. H. McKnight, Contributions to the NED. — Reviews. — Correspondence. — Brief mention]. 5. May [H. C. Lancaster, The lost plays by Alexandre Hardy. — F. Tupper jr., The Cynewulfian runes of the religious poems. — G. H. Danton, Notes on Orsina. — J. A. Campbell, A disputed line in *Wilhelm Tell*]. 6. June [W. T. Hastings, Errors and inconsistencies in Defoe's *Robinson Crusoe*. — K. Pietsch, Zur spanischen Grammatik. — W. Kurrelmeyer, Zu den Doppeldrucken von Goethes Werken, 1806—1808. — J. W. Scholl, The gardener's art in *The winter's tale*. — F. A. Wood, Old High German notes. — Some English blends. — J. E. Wells, Henry Fielding and *The crisis*. — J. W. Wright, An idiom of the comparative in Anglo-Saxon. — J. D. Bruce, Spenser's *Faerie queene*, III, 6, 11 ff. and Moschus's Idyl, *Love the runaway*].

Publications of the Modern Language Association of America. XXVII, 2. June 1912 [R. A. Law, *Richard the third*, Act I, Scene 4. — H. A. Smith, Studies in the epic poem *Godefroi de Bouillon*. — E. C. Baldwin, Marivaux's place in the development of character portrayal. — S. Moore,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Patrons of letters in Norfolk and Suffolk, c. 1450. — W. W. Lawrence, The haunted mere in *Beowulf*. — J. L. Tynan, The influence of Greene on Shakspere's early romance].

Die Neueren Sprachen ..., hg. von W. Vietor. XX, 1. April 1912 [M. Priesz, Die Grundlagen des neusprachlichen Reformunterrichts. — O. Zimmermann, Imparfait et passé dans l'enseignement élémentaire. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XX, 2. Mai 1912 [K. Eckermann, John Galsworthy. — Fr. Olivero, Music and moonlight d'Arthur O'Shaughnessy. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XX, 3 [W. Scheffler, Zum Gedächtnis von W. Münch. — P. Baumann, Über die Vereinfachung und Vereinheitlichung der grammatischen Terminologie. — B. Uhlemayr, Zur Frage der Vereinheitlichung der Aussprachebezeichnung. — A. Rambeau, Aus und über Amerika. (Forts.) — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. — XX, 4. Juli 1912 [D. L. Savory, Henry Sweet. — A. Rambeau, Aus und über Amerika. (Forts.) — K. Ehrke, Die neue Anglistik und das neue England. — Berichte. — Vermischtes].

Modern philology. IX, 4. April 1912 [G. L. Kittredge, Chaucer's discussion of marriage. — F. M. Warren, The troubadoor *Canso* and Latin lyric poetry. — L. Bloomfield, The *e*-sounds in the language of Hans Sachs. — H. R. Brush, *La bataille de trente Anglois et de trente Bretons*. — T. S. Graves, Some allusions to religious and political plays. — F. A. Blackburn, Note on *Beowulf* 1591—1617. — J. C. Adams jr., Lordinge (alias 'Lodowick') Barry].

The modern language review. VII, 2. April 1912 [A. J. Barnouw, Chaucer's 'Milleres tale'. — W. W. Skeat, *Elegy on the death of king Edward I*. — L. E. Kastner, The Italian sources of Daniels' 'Delia'. — A. T. Baker, An Anglo-French life of Saint Osith, III. — M. Montgomery, Hölderlin and 'Diotima'. — P. Toynbee, The S. Pantales text of Dante's letters to the emperor Henry VII and to the princes and peoples of Italy. — C. Brown, Lydgate's verses on Queen Margaret's entry into London].

Germanisch-romanische Monatsschrift. IV, 3. März 1912 [M. Frischeisen-Köhler, Der gegenwärtige Stand der Sprachphilosophie. I. — H. Meyer-Benfey, Was gehört zum Verständnis einer Dichtung? — A. Elsässer, Das Wörterbuch der deutschen Rechtssprache. — G. Krüger, Zur Neubenennung grammatischer Begriffe, im besonderen solcher der englischen Sprachlehre. — K. Voßler, Charakterzüge und Wandlungen des Mittelfranzösischen. II]. 4. April [M. Frischeisen-Köhler, Der gegenwärtige Stand der Sprachphilosophie. II. — G. Rosenhagen, Wilhelm Meister. — A. Schröer, Das Problem und die Darstellung des 'Standard of spoken English'. — O. Schultz-Gora, Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung]. 5. Mai [M. Frischeisen-Köhler, Der gegenwärtige Stand der Sprachphilosophie. III. — M. Schönfeld, Der altgermanische Lautstand zu Anfang unserer Zeitrechnung. — J. Minor, 'Der gefundene Schatz' von Novalis. — A. Schröer, Das Problem und die Darstellung des 'Standard of spoken English'. — L. Jordan, Maurice Donnay]. 6. Juni [H. Spiero, Motivwanderungen und Motivwandlungen im neueren deutschen Roman. — L. L. Schücking, Primitive Kunstmittel und moderne Interpretation. — E. Daenell, Zur Literatur über die Vereinigten Staaten von Amerika. — W. Küchler, Die Liebe in den antikisierenden französischen Romanen des Mittelalters].

Studi di filologia moderna. Direttore: G. Manacorda. Anno IV, fasc. 3—4; luglio—dic. 1911 [cf. hier CXXV 472. — A. Galletti, Manzoni, Shakespeare et Bossuet. — Lily E. Marshall, Greek Myths in modern English poetry. — Comunicazioni: C. Pitollet, Une lettre inédite de l'auteur de Fray Gerundio. — Cronaca. — Spoglio internazionale e sistematico delle Riviste. — G. Manacorda, La fine di una polemica a proposito di

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

un terzo e ultimo zibaldone di A. Farinelli]. — Anno V, fasc. 1—2; gennaio—guigno 1912 [Lydia Marinig, Der Einfluſs von Ariosts *Orlando furioso* auf Wieland. I—II. — C. Cessi, Satira e pessimismo nelle opere di Demetrio Paparrigopulos. III. L'Agora. — Comunicazioni ed appunti: A. Monteverdi, Un episodio della battaglia di Roncisvalle nella poesia castigliana e portoghese. — D. Santoro, Una canzone popolare del Parzanese e l'Ode alla croce di Giov. Reboul. — Cronaca. — Spoglio internazionale e sistematico delle Riviste].

Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912. Frankfurt a. M., Knauer, 1912. 289 S. [P. Wohlfeil, Fr. M. Grimms Beziehungen zu Frankfurt (1—30). Wohlfeil stellt zum erstenmal die diplomatische Stellung Grimms im Dienste der freien Reichsstadt (1759 bis 1760) auf Grund der umfangreichen Akten des Frankfurter Stadtarchivs dar und fügt den Bericht über diese kurze Tätigkeit in willkommene Nachrichten über Grimms frühere und spätere Anwesenheit in Frankfurt ein. — G. Pfeffer, Gottlob Regis (31—46). Eine Skizze des Wesens des unermüdlichen Übersetzers, besonders auf Grund brieflicher Bekenntnisse; am Schluſs folgt die noch ungedruckte Verdeutschung einiger Sonette Petrarcas (lies 'Gnüge' statt 'Genüge' im zweiten Quartett des *Pace non trovo*). — J. Caro, G. B. Shaw und Shakespeare (47—78). — W. Heraeus, Zu den lexikalischen Quellen der Reichenauer Glossen (79—91). Auf Grund seiner Beherrschung der glossographischen Literatur zeigt Heraeus in scharfsinniger Weise, wie die Reichenauer Glossen, deren Originalität leicht überschätzt wird, aus anderen Glossarien (besonders aus der Reihe des 'Abavus maior', aus dem Leidener Glossar) schöpfen. — Th. Gerold, Das Liederalbum einer französischen Provinzdame um 1620 (92—129). Was Montausier mit seiner *Guirlande de Julie* nach italienischer Mode unternahm, das hat vor ihm ein J. de Lannoy zu Lille für seine Dame mit diesem handschriftlichen Liederalbum schon 1620 getan, das Gerold aus den Schätzen der Pariser Nationalbibliothek ans Licht zieht. Das Album, über das unter Mitteilung von Texten und Weisen[1] fesselnd referiert wird, umfaſst gegen 400 Seiten, enthält nicht nur französische Gedichte, sondern auch lateinische Verse und Sentenzen, sowie 97 Sprichwörter, von denen eine ganze Reihe noch unbelegt ist. — P. de la Juillière, Du rôle de quelques animaux dans le langage (130—46). — O. Cohn, Zu den Quellen von Chapmans 'The Gentleman Usher' (147—55). — E. Wechſsler, Zum Problem des Komischen anläſslich Molières (156—91), worüber ein Sonderreferat erscheinen wird. — M. Walter, Beobachtungen über Unterricht und Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (192—228). — F. J. Curtis, A 16th Century English-French Phrase-book: Hollyband's French Littelton (229—67). Curtis gibt einen Neudruck des französischen Gesprächsbuchs von Cl. de Sainliens, das hier CXXI 232 erwähnt worden ist. — Den Band beschlieſst (268—88) M. Friedwagner mit einer schönen Studie über den rumänischen Erzähler M. Sadoveanu, einen Nachfolger Creangăs, der durch die 'Deutsche Rundschau' (1907) und die Reclam-Bibliothek (nº 5044) auch in deutschen Landen bekanntgeworden ist. H. M.]

Walter, Max, Die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf Schule und Universität. 2. verm. Aufl. mit einem Anhang von W. Viëtor. Marburg, Elwert, 1912. X, 26 S.

Busse, Dr. B., Wie studiert man neuere Sprachen? Ein Ratgeber für alle, die sich dem Studium des Deutschen, Englischen und Französischen widmen. Zweite verm. u. verb. Aufl. Stuttgart, Violet, 1912.

---

[1] Die Melodien, die im Album selbst fehlen, ergänzt Gerold aus anderen Liederbüchern.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

186 S. [Die erste Auflage von 1904 ist hier CXV 217—21 besprochen worden. Der Verf. hat inzwischen, wie er mit lobenswerter Offenheit gesteht, in mehreren Punkten seine Ansicht geändert. Er steht den Bestrebungen der sogenannten 'Reform' nicht mehr ablehnend gegenüber; er empfiehlt jetzt auch, die Einrichtung der *assistants étrangers* (nicht mehr *'répétiteurs'*!) zu benutzen. — Meine grundsätzliche Stellung zu den Ausführungen eines Buches wie des vorliegenden geht aus einer Antrittsvorlesung hervor (*Das Studium der roman. Philologie,* Zürich 1890), die Busse freilich entgangen ist; sie ist jetzt in 'Aus Dichtung und Sprache der Romanen' II (1911) p. 331 wieder abgedruckt, um nicht völlig verschollen zu bleiben. Dieser 'Ratgeber' enthält viel Verständiges und kann gewifs Nutzen stiften. Indessen hat der Studiengang jedes einzelnen seine persönlichen Komponenten, die sich der Reglementierung entziehen und es immer als wünschenswert erscheinen lassen, dafs der Studierende seinen akademischen Lehrer zu Rate zieht. Wie mancher zäumt bei Beginn seiner Studienzeit das Pferd beim Schwanz auf! — Beim Durchblättern des Busseschen Buches finde ich Veranlassung zu einer allgemeinen und einigen Einzelbemerkungen. Es sollte p. 14 ff. nachdrücklich auf die Kombination der Fächer Französisch und Latein in Studium und Examen hingewiesen werden. Diese Verbindung ist wie Verbindung von Englisch mit Deutsch wissenschaftlich besser begründet als die Kombination von Französisch mit Englisch. Sie gestattet ein vertieftes Studium des Romanischen und zwingt nicht zur praktischen Beherrschung von zwei lebenden Sprachen (p. 9). — Zum Aufenthalt im Auslande verweise ich auf *Archiv* CXIX 477. Nach meiner Meinung soll dieser Aufenthalt organisch mit der Studienzeit verbunden, in sie eingefügt werden. Es erscheint mir seltsam, dafs man das Französische, über dessen Besitz man sich im Staatsexamen auszuweisen hat, erst nach diesem Examen erworben werden soll. Vom Nutzen der sogenannten Ferienkurse für die praktische Sprachbeherrschung halte ich nicht allzuviel. — Reden über isolierende, agglutinierende etc. Sprachen gehören doch kaum in ein solches Buch, und mit Verwunderung liest man gesperrt und fett gedruckte Verkündigungen vom völligen Sieg der 'Junggrammatiker' (p. 96): **'Lautgesetze gelten ohne Ausnahme und können nur durch sogenannte falsche Analogiebildung scheinbar durchbrochen werden.'** Dergleichen wird einem romanistischen Studenten im Jahre des Heils 1912 eingeschärft! Wer so schreibt, hat von der modernen linguistischen Forschung keine Vorstellung. Man kann ja für sich bei der papierenen 'junggrammatischen' Lehre bleiben — wenn man selbst in der Forschung nicht mehr mittut —, aber man darf andere über das Schicksal dieser Lehre nicht täuschen. Da liegt ein Mangel an Sachkenntnis vor, der — ich komme zu meiner allgemeinen Bemerkung — sich auch in den romanistisch-bibliographischen Angaben zeigt. Diese müssen einer genauen Revision unterzogen werden; Veraltetes mufs ausgemerzt, Neueres in besserer Auswahl angeführt werden. Die Angaben dürfen nicht einfach aus zweiter Hand übernommen werden, sondern sind durch Autopsie an dem betreffenden Werke selbst nachzuprüfen. Dann werden Dinge verschwinden wie (p. 123) *Heptameron* hg. von F. Frank (Herausgeber); *Gargantua und Pantagruel* hg. von Lemerre (Verleger!). Dann wird B. sehen, dafs Rousselot-Laclotte, *Précis,* keine 'Sammlung phonetischer Texte' ist, sondern ein Lehrbuch, wie z. B. Passys *Sons,* und auf 255 Seiten nur 5 Seiten phonetischen Text anhangsweise bietet;[1]

[1] Das Buch ist überhaupt unseren Studenten nicht zu empfehlen. Es ist kein gutes, weil kein sorgfältiges, kein klares Buch. Rousselot hat die Ausführung durch Laclotte offenbar zuwenig überwacht.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

etc. Dann werden Hinweise auf Wertloses, wie Faguets illustrierte *Hist. de la litt. fr.* (cf. *Deutsche Lit.-Zeitg.*, 7. Juni 1901), auf Veraltetes, wie Baragiola, *Ital. Gramm.* (p. 117), das eingegangene *Neuphil. Zentralblatt*, die Körtingsche *Enzyklopädie* (in alter oder neuer Form) etc. fallen. Dann wird der Belehrung suchende Studierende vom Stand der Nyropschen *Gramm. hist.* Nützlicheres vernehmen als '2. Auflage, Kopenhagen — Leipzig — Neuyork — Paris seit 1904' — was ist in zweiter Auflage erschienen? Wieviel Bände sind es? Dann werden auch grundlegende romanistische Werke, wie die Publikationen der *Société des anciens textes*, der *Soc. des textes modernes*, der *Gesellschaft für rom. Literatur*, die *Revue de dialectologie romane*, der *Atlas linguistique de la France*, nicht mehr fehlen. Nein, die romanistische Bibliographie dieses 'Ratgebers' ist weder mit ausreichender Sorgfalt noch mit ausreichender Sachkunde gemacht.[1] Die Bibliographie eines solchen 'Studienführers' zusammenzustellen, ist gewiſs keine leichte Arbeit. Sie kann aber eine sehr nützliche Arbeit werden, wenn der Autor sich in seiner Auswahl auf das wirklich Bedeutende und Gute beschränkt, das der Student heute kennen und zur Hand nehmen soll, das ihm wirkliche Förderung bringt. Und bei der sorgfältig ausgewählten, sorgfältig geordneten Anführung dieser Bücher soll nie unterlassen werden, Bändezahl, Druckort und Verleger — wo Kauf in Betracht kommt auch Preis — anzugeben. Das alles soll auf Grund von Autopsie vermerkt werden. Nur die Autopsie ermöglicht wissenschaftliche Genauigkeit — die doch dieser 'Studienführer' den Studenten lehren will — und setzt den 'Ratgeber' in den Stand, zu beurteilen, inwiefern ein Büchertitel abgekürzt werden kann, inwiefern die Unter- und Nebentitel zur Orientierung auch angeführt werden müssen etc. Jetzt herrscht in dem Buche in all diesen Dingen völlige Systemlosigkeit.[2] Das muſs besser werden. H. M.]

## Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XI, 2. April 1912 [F. W. C. Lieder, Friedrich Spee and the *Théodicée* of Leibniz. — T. Diekhoff, The so-called prospective or antipatory subjunctive in Gothic. — G. O. Curme, A history of the English relative construction. — G. B. Lovell, Peculiarities of verb-position in Grimmelshausen. — L. M. Hollander, The Gautland cycle of sagas, II. — C. S. Northup, On the bibliography of Shakespeare. — M. L. Hunt, Geffroy Mynshul and Thomas Dekker. — F. W. Cady, The Wakefield group in Towneley]. Über die Shakespeare-Bibliographie im 'Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft' schreibt Northup nach einigen Verbesserungsvorschlägen: 'German scholars, excelling in many fields, may point with pride to this series. As for Shakespearean bibliography in England and America, after three hundred years, we now have — Mr. Jaggard.'

Kück, Eduard, Ein gothisch-westgermanisches Zahlensystem (die Bildung der Zehner von 70 aufwärts). Jahresbericht des Friedenauer Gymnasiums, Ostern 1912. Wissenschaftliche Beilage. Friedenau, Brücker, 1912. 8 S.

---

[1] Nach welchem Plane werden die einzelnen Werke in Aufzählungen aneinandergereiht? Z. B. p. 127: Paris — Gautier — Paris — Becker — Voretzsch. Weder hier noch anderswo ist eine 'Ordnung' zu erkennen.

[2] Was soll z. B. p. 56 das lakonische 'Vorsicht! bei Quiehls *Franz. Ausspr. und Sprechfähigkeit*', 1906? Diese ganz vereinzelte Warnung wäre bei Dutzenden der übrigen Bücher viel besser am Platze, die dem Leser wortlos dargeboten werden. Uber Quiehl siehe hier CXVII 236.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Johannes Cadovius Müllers Memoriale linguae Frisicae. Nach der Jeverschen Originalhs. hg. von Erich König. Mit 10 Tafeln. (Forschungen, hg. vom Verein für niederdeutsche Sprachforschung. IV.) Norden u. Leipzig, Soltau, 1911. 136 S. M. 6,40.

## Deutsch.

Hessische Chronik. I, 3. März 1912 [C. Knetsch, Ein Gang über die alten Marburger Friedhöfe. — H. Bräuning-Oktavio, Wo ist Goethes 'Götz von Berlichingen' gedruckt? (Schlufs)]. 4. April [H. Gutacker, Stammtafel der Reifenberger Gutacker. — F. W. E. Roth, Friele und Henne Gensfleisch zur Laden und deren Erben].

Kleinpaul, Rudolf, Die Ortsnamen im Deutschen, ihre Entwicklung und ihre Herkunft. (Sammlung Göschen 573.) Berlin u. Leipzig, Göschen. 126 S. M. 0,80.

Weinhold, Karl, Kleine mittelhochdeutsche Grammatik. 4. Aufl. Neu bearbeitet von Gustav Ehrismann. Wien u. Leipzig, Braumüller, 1912. 123 S. M. 3.

Weller, Alfred, Die frühmittelhochdeutsche Wiener Genesis nach Quellen, Übersetzungsart, Stil und Syntax. Kapitel I u. II. Diss. Berlin. Berlin, Mayer & Müller, 1912. VII, 101 S.

Riesenfeld, Paul, Heinrich von Ofterdingen in der deutschen Literatur. Mit einer Abbildung auf dem Umschlag und einer autotyp. Beilage. Berlin, Mayer & Müller, 1912. VII, 359 S. M. 7.

Konrad, Karl, Die deutsche Studentenschaft in ihrem Verhältnis zu Bühne und Drama. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, XLV.) Berlin, Ebering, 1912. 380 S. M. 10, geb. M. 11.

Hünich, Fritz Adolf, Das Fortleben des älteren Volksliedes im Kirchenliede des 17. Jahrhunderts. (Probefahrten Bd. 21.) Leipzig, Voigtländer, 1911. 44 S. M. 1,80.

Bieber, Hugo, Johann Adolf Schlegels poetische Theorie in ihrem historischen Zusammenhange untersucht. (Palaestra CXIV.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. 190 S. M. 5,50.

Seiler, Friedrich, Der Gegenwartswert der Hamburgischen Dramaturgie. 2. verm. u. verb. Aufl. Berlin, Weidmann, 1912. 87 S. M. 2.

Berendsohn, Walter A., Stil und Form der Aphorismen Lichtenbergs. Ein Baustein zur Geschichte des deutschen Aphorismus. Kiel, Mühlau, 1912. 144 S.

Nithack-Stahn, W., Goethes Religion. Ein Vortrag. (Veröffentlichungen der Abteilung für Literatur der Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Bromberg, 5.) Lissa i. P., Eulitz, 1912. 28 S.

Fries, A., Stilistische Beobachtungen zu Wilhelm Meister (Theatralische Sendung — Lehrjahre) mit Proben angewandter Ästhetik. (Berliner Beiträge zur germanischen und romanischen Philologie, XLIV. Germanische Abteilung Nr. 31.) Berlin, Ebering, 1912. 103 S.

Monumenta Germaniae paedagogica. Bd. I. Die Gelehrtenschulen Preufsens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen, 3. Berlin, Weidmann, 1912. XII, 648 S. M. 16,80.

Reinecke, Charlotte, Studien zu Halms Erzählungen und ihrer Technik. (Sprache und Dichtung, H. 9.) Tübingen, Mohr, 1912. VIII, 65 S. M. 2,50.

Dessoir, Max, und Hermann Muthesius, Das Bismarck-Nationaldenkmal. Eine Erörterung des Wettbewerbs. Mit aktenmäfsigen Anlagen. 1.—7. Tausend. Jena, Diederichs, 1912. IV, 73 S.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1912:

Raimund, F., Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär. Romantisches Original-Zaubermärchen mit Gesang in

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

3 Aufzügen. Für den Schulgebrauch hg. von Ernst Baum. 95 S. Geb. M. 0,75.

Fischer, Wilhelm, Das Licht im Elendhause. Die silberne Nacht. Für den Schulgebrauch hg. von K. W. Gawalowski. 105 S. Geb. M. 0,80.

Gotthelf, Jeremias, Elsi, die seltsame Magd. Die Frau Pfarrerin. Für den Schulgebrauch hg. von Rudolf Latzke. 103 S. Geb. M. 0,85.

Ertl, Emil, Ausgewählte Novellen. Mit Einleitung versehen und in verkürzter Form zum Schulgebrauch hg. von Max Pirker. 180 S. Geb. M. 1,20.

Graesers Schulausgaben klassischer Werke. Wien, Graeser, 1912:

Heft 81: Ebner-Eschenbach, Marie v., Meine Kinderjahre. In Auswahl. Aus den Jugenderinnerungen eines alten Mannes. (Wilhelm von Kügelgen.) Mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Eduard Castle. X, 93 S. 60 Heller.

Heft 83: Fontane, Th., Kriegsgefangen. Erlebtes 1870. Auswahl. — Ut mine Festungstid von Fritz Reuter. Auswahl. Hg. von Alfred Walheim. XIX, 102 S. 60 Heller.

Schillers Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Edited with introduction, bibliography, appendices, notes and index by Frederick W. C. Lieder. (Oxford German Series.) Oxford, University Press, 1912. LXXX, 585 S.

Deckelmann, Heinrich, Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht. Eine Einführung in die Lektüre. Berlin, Weidmann, 1912. VIII, 320 S. Geb. M. 5.

## Englisch.

Englische Studien. XLIV, 3. 1912 [M. Trautmann, Zum altenglischen Versbau. — K. Wiehl, Thomas Kyd und die Autorschaft von *Soliman and Perseda, The first part of Jeronimo* and *Arden of Feversham*. — James W. Tupper, A *soul's tragedy: a defence of Chiappino*.

Anglia. XXXV, 1. 1911—12 [W. Stöcker, Pineros Dramen. Studien über Motive, Charaktere und Technik. — Th. Eichhoff, Richard III. in der Clarendon-Press-Ausgabe. — W. Dibelius, Zu den Pickwick Papers. — Fr. Klaeber, Die christlichen Elemente im Beowulf. — Otto B. Schlutter, Zum Epinalglossar. — Nachruf]. 2 [O. B. Schlutter, Altenglisch-Althochdeutsches aus dem Codex Trevirensis no. 40. — P. Fijn van Draat, The preposition *since*. — F. Holthausen, Zu den ae. Rätseln. — F. M. Padelford, Ms. Rawlinson C. 813 again. — E. Einenkel, Die englische Verbalnegation, ihre Entwicklung, ihre Gesetze und ihre zeitlich-örtliche Verwendung. — Fr. Klaeber, Die christlichen Elemente im Beowulf. II. — H. Willert, Vier Shakespearestellen. — W. J. Sedgefield, Widsith]. 4 [J. E. Wells, The dating of Shenstone's letters. — Fr. Klaeber, Die christlichen Elemente im Beowulf. III. — Svet. Stefanovič, Ein Beitrag zur ags. Offa-Sage. — W. J. Lawrence, The seventeenth century theatre: systems of admission. — E. Einenkel, Nachträge zum 'Englischen Indefinitum'. VII. — U. Lindelöf, Keltisches *min* 'os' im Ae.]. XXXVI, 1 [P. Fijn van Draat, Rhythm in English prose. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung. — Zu kelt. *min* 'os' im Cambridge-Psalter. — F. M. Padelford, English songs in ms. Selden B. 26. — H. Idvis Bell, Welsh phonetic copy of the Early English hymn to the Virgin, and J. Glyn Davies, Metrical analysis of the Bm. text. — M. Trautmann, Zum Streit um die ae. Rätsel. — Das sogenannte Erste Rätsel. — E. Einenkel, Nachträge zum 'Englischen Indefinitum'. VIII. — F. Fijn van Draat, Erratum].

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Beiblatt zur Anglia. XXIII, 4. April 1912 [Dick, Shakespeares Hamlet. Übersetzung von Schlegel. Revidiert von Herm. Conrad. — Kaufmann von Venedig von Schlegel-Conrad. — The Pitt Press Shakespeare. Ed. by Verity. — Simpson, Shakesperian punctuation. — Mellin, The Granta Shakespeare. — Becker: Grosch, Bote und Botenbericht im englischen Drama. — Aronstein: Shakespeares Merry wives of Windsor, 1602. Ed. by W. W. Greg. — Binz: Feuillevat, John Lyly]. XXIII, 5. Mai 1912 [Fehr, Columbia University Lectures: Lectures on literature. — Noll: Richter, Swinburnes Verhältnis zu Frankreich und Italien. — Mühe: Cook, Notes on Milton's ode on the morning of Christ's nativity. — Schevill: Swift's Hoak on Partridge, the astrologer, and similar jests in fiction. — Ackermann: Schuhmacher, Des Bischofs Gavin Douglas Übersetzung der Aeneis Vergils. — Asanger, Shelleys Sprachstudien. — Schmitz: van Draat, Rhythm in English prose. — Born: A modern dictionary of the English language. — Montgomery: Spies, Das moderne England. — Holthausen, Zu *Death and life*. — Lincke: Ellinger und Butler, Lehrbuch der englischen Sprache. — Buckely, Prüfungsaufgaben. — Günther, English synonyms explained and illustrated. — Hausknecht, Choice passages from representative English and American writers].

The Scottish historical review. IX, 3. April 1912 [J. M. Thomson, A roll of the Scottish parliament, 1344. — G. Neilson, The monuments of Caithness. — Sir J. B. Paul, The post-reformation elder. — A. O. Curle, Superstition in Scotland of to-day. — E. E. Etzel, Notes on Swedo-Scottish families. — Sir H. Maxwell, The chronicle of Lanercost. — John S. Gibb, Helenore, or the fortunate shepherdess. — Reviews of books].

The Sewance reriew. April 1912 [W. H. Browne, Scottish ballads. — G. Townshend, England's atonement for old wrongs. — L. P. Shanks, Théophile Gautier. — T. L. Blayney, The renaiscence of the Liberal Arts College. — R. M. Ogden, Post impressionism. — K. Campbell, Some unpublished documents relating to Poe's early years. — B. W. Bond jr., A colonial sidelight. — C. A. Smith, Our heritage of idealism].

Andrews, E. A., A short history of English literature including a sketch of American literature. 2nd edition, revised and enlarged. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. 171 S. Geb. M. 2,20.

Meyer, Wilhelm, Der Wandel des jüdischen Typus in der englischen Literatur. Diss. Marburg. Leipzig-Borna, Noske, 1912. XI, 88 S.

Bibliothek der angelsächsischen Prosa, begründet von Chr. W. M. Grein, fortgesetzt von R. P. Wülker, hg. von Hans Hecht. VIII. Bd. 1. Teil. Das Epinaler und Erfurter Glossar, neu hg. nach den Handschriften und erklärt von O. B. Schlutter. 1. Teil: Faksimile und Transliteration des Epinaler Glossars. 29 Tafeln in Lichtdruck und Text. Hamburg, Henri Grand, 1912.

Kluge, Friedrich, Mittelenglisches Lesebuch. Mit Glossar versehen von Arthur Kölbing. 2. durchgesehene Aufl. Halle a. S., Niemeyer, 1912. VIII, 204 S. [Dies wohlbekannte Unterrichtsbuch erscheint jetzt, nach acht Jahren, in neuer Auflage, zum Teil mit neuer Kollation der Handschriften. Einige Stücke sind, gegen die erste Auflage, leider weggefallen: *Sawles warde*, Alfreds Sprüche und *Luverun*; dafür werden die poetischen Denkmäler nicht mehr in kleinem, sondern in gewöhnlichem Druck geboten.]

Gabrielson, Arvid, The influence of w- in Old English as seen in the Middle English dialects. Göteborg, Eranos' förlag; Leipzig, Harrassowitz, 1912. XVIII, 254 S.

Handke, Adolf, Die Mundart von Mittel-Yorkshire um 1700 nach George Meriton's Yorkshire Dialogue. Diss. Gießen. Darmstadt, Bender, 1912. 129 S.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Buland, Mable, The presentation of time in the Elizabethan drama. Thesis. (Yale studies in English, XLIV.) New York, Holt & Co., 1912. 354 S. $ 1,50.

Hornemann, Karl, Das Privy Council von England zur Zeit der Königin Elisabeth. Hannover, Hahn, 1912. VI, 160 S.

Lohmann, Hanna, John Woodward, The life and tragedy of the Royal Lady Mary late Queen of Scots. Das älteste englische Epos über Maria Stuarts Untergang. Mit Abdruck des Textes nach einer bisher unbenutzten Handschrift. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1912. 138 S. M. 2,80.

Leschtsch, A., Der Humor Falstaffs. (Neue Shakespeare-Bühne, 10.) Berlin, Herm. Paetel, 1912. 155 S. M. 3. [Die humoristische Art Falstaffs wird bezeichnet als 'eine in dem Bewufstsein der absoluten Kluft zwischen Mensch und Gott begründete Religiosität' S. 150. Mit viel Spürsinn wird diese schwere Hypothese auseinandergesetzt. Durch Baeske war gezeigt worden, wie vom historischen Märtyrer Oldcastle die Entwicklung herunterging zu Shakespeares Falstaff, der ja ursprünglich jenen Namen führte. Diese geschichtlichen Hintergründe müssen hier helfen, um eine ernste, nicht blofs komisch-heuchlerische Frömmigkeit in Shakepeares grofsem Kneiphelden aufzudecken, seine 'Feigheit' und seine Gleichgültigkeit gegen Ehre zu neutralisieren, sowie seinen ganzen Charakter auf dieselbe sittliche Höhe zu versetzen, auf der die Gegengestalten Heinz und Percy stehen. Der Verf. hat es sich nicht leicht gemacht, diese Zusammenhänge zu erweisen. Sollte aber wirklich Shakespeare nur gezwungen den Namen Oldcastle in Falstaff verändert haben, wie hier S. 71 gesagt wird? Es wäre auch möglich, dafs Shakespeare nur die burleske Oldcastlefigur in dem Drama '*Famous victories of Henry the Fifth*' kannte und erst nachträglich aufmerksam wurde, was ältere, ihm sonst unbekannte Chronisten über Oldcastles Leben und Sterben berichteten. Warum sollte er dann nicht freiwillig in seiner humanen Weise den Blutzeugen der Wyclifitischen Sache von seinem Zechgenie gesondert haben? Hat er doch mit voller Emphase in dem Epilog zu 'Heinrich IV.' erklärt und aufs schärfste betont: '*that was a martyr, and this is not the man*'. Erzwungene Berichtigungen sind selten so pathetisch abfgefafst. Es ist aber schon ein grofser Fortschritt, dafs jetzt ein philosophischer Kopf auf literarhistorische Verhältnisse so gründlich, fast übergründlich eingeht. Frühere Ästhetiker pflegten solche Tatsachen souverän durch Eigenspekulation zu ersetzen.]

Hall, Henry Marion, Idylls of fishermen. A history of the literary species. (Columbia University studies in comparative literature.) New York, Columbia University Press, 1912. 216 S. $ 1,50 net.

Reuning, Karl, Das Altertümliche im Wortschatz der Spenser-Nachahmungen des 18. Jahrhunderts. (Quellen u. Forschungen, H. 116.) Strafsburg, Trübner, 1912. XIV, 197 S. M. 6,25.

Byrons Werke. Übersetzt von A. Böttger, W. Grüzmacher, R. Imelmann, A. H. Janert, W. Schäffer, H. Stadelmann, A. Strodtmann. Hg. von Fr. Brie. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Bd. 1—4. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1912. Geb. M. 8.

Byroniana und anderes aus dem Englischen Seminar in Erlangen. Zur Begrüfsung der VII. Hauptversammlung des Bayerischen Neuphilologen-Verbandes. Erlangen, 11.—13. April 1912. Erlangen, Mencke, 1912. 87 S.

Köhler, Fritz, Charles Kingsley als religiöser Tendenz-Schriftsteller. Diss. Marburg. Leipzig-Borna, Noske, 1912. VIII, 80 S.

Maier, Ludwig, Die Abenteuerromane Robert Louis Stevensons. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Romans. Diss. Marburg. Leipzig-Borna, Noske, 1912. 88 S.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Collection of British authors. Tauchnitz edition:
Vol. 4319. Mrs. Belloc Lowndes, The chink in the armour.
„ 4320. W. E. Norris, Paul's paragon.
„ 4321—22. Baroness Orczy, Five in stubble.
„ 4323. J. London, The call of the wild.
„ 4324. F. H. Burnett, The secret garden.
„ 4325. A. Bennett, The matador of the five towns and other stories.
„ 4326. Barry Pain, Stories in grey.
„ 4327—28. E. W. Hornung, Fathers of men.
„ 4329. A. Bennett, Leonora.
„ 4330—31. Baroness von Hutten, Sharrow.
„ 4332. Baroness Orczy, A true woman.
„ 4333. A. and E. Castle, Love gilds the scene.
„ 4334—35. G. Atherton, Julia France and her times.
„ 4336. E. Temple Thurston, Thirteen.
„ 4337—38. C. N. and A. M. Williamson, The guests of Hercules.
„ 4339. H. A. Vachell, Blinds down.
„ 4340—41. M. Maartens, Eve.

Die Kultur des modernen England in Einzeldartellungen, hg. mit Unterstützung des deutsch-englischen Verständigungskomitees von Ernst Sieper. München u. Berlin, Oldenbourg, 1912:
Bd. 1: Schultze, Ernst, Die geistige Hebung der Volksmassen in England. XI, 177 S. Kart. M. 4.
Bd. 2: Schultze, Ernst, Volksbildung und Volkswohlfahrt in England. XII, 205 S. Kart. M. 4,50.
Bd. 3: Berlepsch-Valendàs, Architekt, Die Gartenstadtbewegung in England, ihre Entwicklung und ihr jetziger Stand. Mit 10 Textabbildungen und 19 Tafeln. XII, 190 S. Kart. M. 4,50.
Bd. 4: Singer, Hans Wolfgang, Der Prae-Raphaelitismus in England. Mit 12 Vollbildern. VI, 126 S. Kart. M. 3,50.

Aschauer, Edmund, Neuer Lehrgang der englischen Sprache für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. I. Teil. Elementarbuch. A. Lehr-, Sprech- und Lesebuch für die V. Klasse der Realschulen. Wien, Pichler, 1912. VI, 144 S. Geb. 2 K 20 h.

Brandeis, A., and Th. Reitterer, A second English primer. With 6 illustrations and a pronouncing table. (Lehrgang der englischen Sprache. Teil II.) Wien u. Leipzig, Deuticke, 1912. VII, 158 S. Geh. 2 K 40 h; geb. 2 K 80 h.

Dick, Ernst, Englische Satzlehre. Zusammengestellt auf Grund von Beispielen aus dem englischen Lesesebuch 'Twelve chapters from standard authors'. 1. Teil: Grammatik. 2. Teil: Übungsbuch. Frankfurt a. M., Die terweg, 1912. IV, 155, 63 S. Geb. M. 2,40.

Heine, Karl, und A. C. Dunstan, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache für Mittelschulen. Nach den Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens in Preufsen bearbeitet. Ausg. A (für fünfjährigen Unterricht), Teil II. 294 S. u. 23 Illustr. — Ausg. B (für dreijährigen Unterricht). 358 S. u. 29 Illustr. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1912. Je 3 M. geb.

Pünjer, J., und F. F. Hodgkinson, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausg. B in zwei Teilen. 1. Teil. Hannover u. Berlin, Carl Meyer, 1912. 141 S. Geb. M. 1,80.

Ploetz, Gustav, English vocabulary. Methodische Anleitung zum Englischsprechen mit durchgehender Bezeichnung der Aussprache. 6. verm. u. verb. Aufl. Berlin, Herbig, 1912. VIII, 324 S. Geb. M. 3.

Englische Gedichte. Für den Schulgebrauch hg. von Adolf Müller. Mit 13 Abbildungen. (Freytags Sammlung franz. u. engl. Schriftsteller.) Leipzig, G. Freytag; Wien, Tempsky, 1912. 311 S. Geb. M. 2,50.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gropp, Ernst, und Emil Hausknecht, Kommentar zur Auswahl englischer Gedichte. 3. Aufl. (Französische und englische Schulbibliothek. Reihe B. Bd. 11.) Leipzig, Renger, 1912. VI, 96 S. Geb. M. 1.

Shakespeare, W., The tempest. Für den Schulgebrauch hg. von M. Lederer. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1912. 127 S. M. 1,20.

Thackeray, M. W.: The newcomes. Memoirs of a respectable family edited by Arthur Pendennis, Esq. Zum Schulgebrauch in gekürzter Fassung hg. von Emmie Wagner. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1912. 156 S. Geb. M. 1,50.

Emerson, Ralph Waldo, Six essays. Für den Schulgebrauch hg. von F. Meyer. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Leipzig, Freytag; Wien, Tempsky, 1912. 131 S. Geb. M. 1,20.

Kröher, Paul, Sprachkurse und Pensionen in England für Ausländer. (Vereinigung für fremdsprachlichen Unterricht. Abteilung des Sächsischen Lehrervereins.) Stuttgart, Violet, 1912. 56 S. M. 1. [Inhalt: Vorwort. — Reise. — Sprachkurse. — Familien und Pensionen für längeren Aufenthalt. — Pensionen für kürzeren Aufenthalt. — Pädagogische Zeitschriften. Bücher. — Adressen.]

## Romanisch.

Romania p. p. Mario Roques. N° 161, janvier 1912 [P. Meyer nimmt mit einem Worte *A nos lecteurs,* nicht ohne Wehmut, Abschied von dem Unternehmen, das er 40 Jahre lang mit G. Paris und schliefslich allein geleitet hat. — J. Bédier, De la formation des chansons de geste. — Ed. Faral, Le poème de *Pyramus et Tisbé* et quelques contes ou romans français du XII^e siècle. — A. Thomas, Etimolojies provançales et françaises. — Mélanges: P. Meyer, *Le dit du hardi cheval.* — C. de Boer, Chrétien de Troyes auteur de *Philomena.* — E. Faral, Le récit du jugement de Paris dans l'*Eneas* et ses sources. — G. Huet, *Duresté, Durester, Durestant.* — A. Jeanroy, Sur qques textes provançaux récemment publiés; *Letre* dans une chanson française. — A. Longnon, Le nom de lieu *Montmirail* et son étymologie. — E. Philipot, *Happelourde.* — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique]. — N° 162, avril 1912 [G. Bertoni, Un frammento di una raccolta di miracoli e Odilone di Cluny. — O. Bloch, Etymologies franc-comtoises et lorraines. — H. Hauvette, La 39^e nouvelle du *Décaméron* et la légende du 'cœur mangé'. — A. Långfors, Notice du ms. franç. 24436 de la Bibl. nationale. — G. Millardet, Sur le traitement de *a + yod* en vieil espagnol. — Mélanges: D. S. Blondheim, *Maimon*; judeo-esp. *abediguar.* — E. Faral, Une chanson française inédite. — G. L. Hamilton, Sur la date de qque source du *Thezaur* de Peire de Corbian. — A. Thomas, Franç. *ameçon.* — Comptes rendus. — Périodiques. — Chroniques].

Revue de dialectologie romane p. p. B. Schädel, N° 13 = Tome IV, N° 1; janvier—avril 1912 [F. Krüger, Sprachgeogr. Untersuchungen in Languedoc und Roussillon. (Forts.) — W. v. Wartburg, Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den roman. Sprachen und Dialekten. (Forts.) — K. Göhri, Die Ausdrücke für Blitz und Donner im Galloromanischen. — P. Barbier fils, Quelques mots français avec *br* ou *bu* initial. — C. Salvioni, Postille italiane e ladine al 'Vocabolario etimologico romanzo'. — P. Barbier fils, Chronique étymologique des langues romanes].

Bulletin de dialectologie romane p. p. B. Schädel, N° 13 = Tome IV, N° 1; janvier—avril 1912 [M. L. Wagner, Le musée et la société d'ethnographie italienne. — Comptes rendus. — Chronique. — Nouvelles. — Bibliographie].



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXII, 2, ausgeg. im März 1912[1] [G. Pult, Über Ämter und Würden in romanisch Bünden. — A. G. Ott, Das altfrz. Eustachiusleben. — M. Schmitz, Herkunft des altfrz. Wortes *tafur*. — E. Sicardi, La 'giema laziosa' di Ciacco dell' Anguillaia. — G. Baist, *ferropea, beffe, calina, verandah*]. — XXX, 2, ausgeg. im Mai 1912 [cf. hier CXXVIII 463 n. C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie. IV. Band, S. 529–1032, enthält den Schlufs der surselvischen und subselvischen Literatur].

The Romanic Review ... ed. by H. A. Todd and R. Weeks. Vol. III, N° 1, january—march 1912 [H. A. Smith, A verse version of the 'Septsages de Rome'. — A. Coester, A bibliography of Spanish-american literature. — S. M. Waxman, The religion of Rabelais. — Fr. J. Mather, jr., Dante portraits. — Reviews of books. — Notes and News. — Obituary].

Gesellschaft für romanische Literatur, Dresden (Vertreter: Niemeyer, Halle a. S.). Zehnter Jahrgang 1911:

I. Band, der ganzen Reihe Band 28. Il canzoniere provenzale della Bibl. Ambrosiana R. 71. sup., edizione diplomatica preceduta da una introduzione a cura del prof. G. Bertoni. XLIII, 457 S.

II. Band, der ganzen Reihe Band 29. Li Romanz d'Athis et Prophilias (L'estoire d'Athenes), nach allen bekannten Hss. zum erstenmal vollständig hg. von A. Hilka. Band I. LVIII, 311 S.

III. Band, der ganzen Reihe Band 30. Der festländische Bueve de Hantone, Fassung II, nach allen Hss. mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum erstenmal hg. von A. Stimming. Band I: Text. 771 S.

Bibliotheca romanica. Strafsburg, Heitz & Mündel (o. D.) Die Nummer, etwa 5 Druckbogen, M. 0,40. Die von Gröber begründete und so rasch geförderte Sammlung wird jetzt von F. Ed. Schneegans geleitet, der selbst bisher so manche treffliche Ausgabe beigesteuert hat. Seit der letzten Erwähnung *Archiv* CXXVIII 464 sind zwei Bändchen Boccaccio und je ein Bändchen Guarini, Cervantes, A. J. de Salas Barbadillo und J.-J. Rousseau, zusammen 15 Nummern, herausgekommen, nämlich:

N° 146—48. Opere del Boccaccio, Il Filostrato. Mit Einleitung (12 S.) von P. Savj-Lopez.

N° 149—50. Novelas de Al. Jerónimo de Salas Barbadillo: La hija de Celestina. Mit Einleitung (14 S.) von F. Holle.

N° 151—53. Cervantes Saavedra, Don Quijote: Schlufs der Primera parte. Herausgeber ist W. v. Wurzbach; der Anfang ist in Nummer 137—41 erschienen, cf. hier CXXVII 488. Die ganze Primera parte umfafst also 8 Nummern.

N° 154—56. Opere del (!) Battista Guarini, Il pastor fido. Mit Einleitung (29 S.) von Camillo Orlando.

N° 157—58. Opere del Boccaccio, Il corbaccio o il laberinto d'amore. Mit Einleitung (30 S.) von L. Sorrento.

N° 159—60. J.-J. Rousseau, Les rêveries du promeneur solitaire. Mit Einleitung (21 S.) von F. Ed. Schneegans, der das Bändchen *In memoriam G. Gröber* überschreibt.

Sammlung mittellateinischer Texte, hg. von Alfons Hilka. Heidelberg, Winter, 1912:

N° 3. Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters, aus Handschriften gesammelt von J. Werner. VIII, 112 S. M. 2,20. [Über zweitausend meist in Hexametern oder Distichen geprägte Sprüche sind hier von fleifsiger Hand gesammelt, alphabetisch aufgereiht und in Auswahl mit anderweitigen Belegen versehen: eine sehr willkommene Zusammenstellung.]

[1] Band XXVIII, XXXI, 2 und 3 erscheinen später.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

N° 4. Historia septem sapientium, eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung einer orientalischen Fassung der Sieben weisen Meister (Mischle Sendabar), hg. und erklärt von A. Hilka. [Die lateinische Zwischenstufe zwischen den hebräischen *Mischle Sendabar* und den altfranzösischen Versionen, die Pillet in seiner Ausgabe der *Trois bossus menestrels* anzunehmen nicht für nötig findet (p. 31), scheint hier gefunden zu sein. Jedenfalls hat Hilka mit der Erkenntnis dieses lateinischen Textes (Kgl. Bibl. Berlin, lat. qu. 618) einen glücklichen Fund getan, dessen Ausgabe er lehrreich kommentiert.]

Niedermann, M., Über einige Quellen unserer Kenntnis des späteren Vulgärlateinischen. S.-A. aus den 'Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum, Geschichte und deutsche Literatur', hg. von J. Ilberg. XXIX, 312—42. Leibzig, Teubner, 1912. [Die Lektüre dieser dreifsig Seiten (Vorlesungen, die 1911 in einem Ferienkursus für schweizerische Oberlehrer gehalten worden sind) darf dem Romanisten angelegentlichst empfohlen werden. Der Verf. leitet dazu an, das sogenannte 'Vulgärlatein' zu studieren statt es zu konstruieren, und solche Anleitung ist sehr heilsam. Er bringt Erkenntnis an Stelle von Spekulation, und dazu setzt eine ausgebreitete Information ihn instand. Er kommt nicht von der Romanistik, sondern von der Indogermanistik her und gehört zu der kleinen Schar derer (Heraeus, Löfstedt), welche die Verletzungen hochlateinischen Sprachgebrauchs in den späteren Texten nicht wegkorrigieren, sondern als Sprachzeugnisse untersuchen. Der Romanist wird ihm nicht in allem Detail zustimmen,[1] aber vieles dankbar annehmen und aus der reichen Ernte von Belegen und Verweisen Belehrung und Anregung schöpfen. Die Belege für sarna (340) erschüttern vollends den Glauben an iberische Herkunft des Wortes (cf. *ZfrPh.* XXIX 562). — Prima vera ist nicht allgemein für Plur. gehalten worden (334), cf. Merlo, *Nomi romanzi delle stagioni* p. 40. Ich bin jederzeit von primo vere (= ineunte vere) ausgegangen, das durch einen bei Neutren nicht seltenen Genuswechsel zu primā vere geworden ist (vgl. übrigens das Schwanken der Jahreszeitennamen im gramm. Geschlecht) und nun ein primā verā nach sich gezogen hat. Dafs die 'periphrastische' Bezeichnungsweise bei 'Frühjahr' und 'Herbst' am häufigsten ist, zeigt Tappolet, *Bulletin du Glossaire*, 1904, 49 f.]

Wartburg, W. von, Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den romanischen Sprachen und Dialekten, eine semasiologische Untersuchung. Zürcher Dissertation. Hamburg 1912. S.-A. aus der *Revue de dialectologie romane*, Bd. III u. IV. 132 S. [Der Verf. behandelt die Bezeichnung der Begriffe 'blind', 'kurzsichtig', 'einäugig' und 'schielend'. Die Untersuchung ist auf Grund sehr reicher Sammlungen geführt, worüber das Quellenverzeichnis und zwei ausführliche Register orientieren. Die Übersichtlichkeit des Ganzen leidet dadurch, dafs ein umfängliches Material erst in einem 'Nachtrag' hinzutritt. Im übrigen ist die Arbeit gut gegliedert und, so viel auch bei der Fülle der Erscheinungen dunkel bleibt, ergebnisreich. Wir sehen z. B. für 'blind' neben dem älteren lat. caecus, das über die ganze Romania verbreitet wird, lat. orbus sich einstellen und sich in der späteren Kaiserzeit über das ganze Reich ausdehnen. Ein auf keltischem Sprachgebiet eingesessenes *borgne* 'blind' wird dabei nicht beseitigt, wenn auch verschoben und eingeschränkt. Im Mittelalter kommt in Frankreich der gelehrte Terminus ab oculis 'ohne Augen' auf (*aveugle*). Wie mannigfach im Romanischen die Bezeichnung der nämlichen Erscheinung sein kann, zeigt die Menge der Ausdrücke für 'schielend', deren Fülle erdrückend ist. Gerade darin bringt diese tüchtige Arbeit auch

[1] Z. B. ist die Erklärung von *jeter* (337) gewifs abzulehnen; sie ist zu papieren, und afrz. **joiter* ist eine Unform.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

grundsätzliche Belehrung. Verf. illustriert unter anderem durch eine Tabelle (§ 261), wie sich die Ausdrücke für die vier Gesichtsfehler leicht kombinieren und verschieben. So lassen sich für orbus im Italienischen (Dialekte und Lingua parlata) die Bedeutungen 'blind', 'schielend', 'kurzsichtig', 'einäugig' sowohl alle vier als auch in Kombinationen wie: 'blind' und 'einäugig'; 'blind' und 'kurzsichtig' finden. — Hoffentlich findet das Beispiel solcher wortgeschichtlicher Monographien gute Nachfolge.]

## Französisch.

Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXXIX 1 u. 3 [J. Vising, Die *e*-Laute im Reime der anglonormannischen Dichter des 12. Jahrhunderts. — L. F. Benedetto, L'architecture des 'Fleurs du Mal'. — C. Cohn, Zur Vengeance Raguidel. — Th. Kalepky, Syntaktisches. — H. Schneegans, Gustav Gröber. — W. Foerster, Zu Zeitschrift XXXVIII 1 S. 259]. — XXXIX, 2 u. 4, der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft. — XXXIX, 3 u. 5 [W. Tavernier, Beiträge zur Rolandforschung, III: Turoldus. (2. Forts.) — A. Schulze, Textkritisches zum 'Chevalier au barisel'. — K. Glaser, Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dritter Teil: Die politischen Theorien. — C. Bauer, Eine unbekannte Handschrift der 'Pucelle d'Orléans' von Voltaire. — Th. Kalepky, Syntaktisches. (Forts.): II. *Pas plus qu'un* und Verwandtes].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXVI, 1. 1912 [A. Schinz, Les accents dans l'écriture française (fin). — R. Michalias, Glossaire de mots particuliers du dialecte d'oc de la commune d'Ambert (Puy-de-Dôme). — Contes rendus].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Onzième année, 1912, N° 1—2. Zürich, Bureau du Glossaire. [J. Jud, Les noms des poissons du Lac Léman. 46 S. mit einer Übersichtskarte über die in der Schweiz vorkommenden Namen des Fisches, der am Bodensee 'Felchen' heifst. In dieser vortrefflichen Monographie zeigt Jud, dafs in der Benennung der gröfseren Nutzfische der französischen Schweiz das lateinische Material fast keine Rolle spielt; diese Namen sind dunkler, zum grofsen Teil vorromanischer Herkunft. In den Namen der kleineren Fische verschiebt sich das Verhältnis zugunsten des Lateinischen. Romanisches Rhône- und deutsches Rheinbecken zeigen eine deutliche Verwandtschaft in der Fischbenennung gegenüber dem Tessin, und das fischarme Inngebiet steht dazwischen in der Mitte. Wenn die Römer indessen die bedeutendere Fauna der schweizerischen Gewässer nicht neu zu benennen vermochten, so gehen doch die Termini des Fischfanges auf sie zurück, woraus geschlossen werden kann, dafs Helvetien ihnen vervollkommnetes Fischereigerät verdankte.]

Les classiques français du moyen âge, publiés sous la direction de Mario Roques, Paris, Champion, seit 1910 (cf. *Archiv* CXXVI 291). Von dieser Sammlung sind bis jetzt 7 Bändchen erschienen, nämlich aufser der dort erwähnten *Chastelaine de Vergi* sowie *Villon* und *Courtois d'Arras* (verzeichnet CXXVII 490):

La vie de saint Alexis, poème du XI^e siècle, texte critique de G. Paris, avec un lexique complet et une table des assonances [besorgt von M. Roques]. VI, 50 S. Fr. 1,50.

Le garçon et l'aveugle, jeu du XIII^e siècle, édité par M. Roques. VI, 18 S. Fr. 0,50.

Adam le Bossu, trouvère artésien du XIII^e siècle, Le jeu de la feuillée, ed. p. E. Langlois. XIV, 76 S. Fr. 2.

Les chansons de Colin Muset éd. p. J. Bédier avec la transcriptions des mélodies par J. Beck. XIII, 44 S. Fr. 1,50.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

La chastelaine de Vergi, poème du XIII[e] siècle éd. p. G. Raynaud, 2[e] éd. revue p. L. Foulet. VII, 35 S. [Text und Beigaben haben in dieser sorgfältigen Revision gewonnen. Ich trage nach, dafs 275 mit allen Hss. gegen C *qu'a sa dame e amie a* zu lesen sein wird. 393 ist das *chienet* Brandins so evident, dafs ich es ohne weiteres in den Text setze. Die ganze Erzählung drängt doch darauf, dafs hier etwas von dem Tun des vermittelnden Hündchens gesagt wird. Die einsilbige Partikel, die einst in dem Verse gestanden (etwa *et* [*puis*] *vit issir*) ist den späteren Abschreibern, die *chienet* als *chevalier* lasen und schrieben, zum Opfer gefallen. Die Beziehung von *lui* (394), *li* (397) auf den Ritter macht für diesen erzählenden Stil ebensowenig Schwierigkeiten wie die rekapitulierende Fortführung der Handlung durch Vers 400. — 682 ist *que* Druckfehler statt *qu'a*. — 817 wird *qui* besser *cui* geschrieben.]

Petri Alfonsi Disciplina clericalis von A. Hilka und W. Söderhjelm. II. Französischer Prosatext. Helsingfors, Druckerei der finnischen Literaturgesellschaft, 1912. XV, 56 S. 4°. Acta Societatis Scientiarum Fennicae, Tom. XXXVIII N° 5. [Die verkürzte lateinische Version, welche die Herausgeber als 'Lab.' (nach Labouderie) bezeichnen (cf. ihren 'latein. Text' p. XXXVII), ist im 13. Jahrhundert wohl im Nordosten in franz. Prosa und daraus auch ins Gascognische übertragen worden. Von jener franz. Version gibt es eine pikardische (Anf. XIV. s., Kopenhagen) und eine franzische (Mitte XV. s., Brüssel) Niederschrift. Diese ist 1824 von Labouderie gedruckt worden. Hier wird der Kopenhagener Text veröffentlicht, und man wird den Herausgebern Dank dafür wissen, dafs sie das unerreichbar gewordene Prosadenkmal von neuem und in einer ursprünglicheren sprachlichen Form zugänglich gemacht haben. Die Varianten der Brüsseler Hs. und der gascogn. Version werden angegeben, event. zur Korrektur des Kopenhagener Textes benutzt. Das Verhältnis der Hss. untereinander und zum latein. Text wird dargelegt. Glossar, Namenindex und sprachliche Charakteristik der pikard. Hs. ist beigegeben.]

Œuvres de François Rabelais. Edition critique publiée par A. Lefranc, J. Boulenger, H. Clouzot, P. Dorveaux, J. Plattard, L. Sainéan. Tome premier: Gargantua, Prologue, Chap. I—XXII, avec une introduction, une carte et un portrait. Paris, H. u. E. Champion, 1912. VIII*, CLIII, 214 S. [Das *Archiv* hat die Ankündigung dieser ersten kritischen Rabelais-Ausgabe CXXVII 265 begrüfst und damit einige Wünsche verbunden, denen leider (in diesem ersten Bande wenigstens) nicht mehr hat Rechnung getragen werden können. — Die Konstitution des Textes stammt von J. Boulenger. Mit gutem Bedacht hat er den *Gargantua* von Lyon, F. Juste 1542, zugrunde gelegt, als die letzte von Rabelais selbst besorgte Redaktion, und in überzeugenden Ausführungen weist er nach, dafs neben den beiden ältesten Drucken nur die bisher vernachlässigte Pariser Ausgabe von 1537 für den Variantenapparat in Betracht kommt. So hat dieser Apparat denn ein ganz anderes Aussehen als z. B. bei Marty-Laveaux. Die Graphie des Originals ist in allem Wesentlichen bewahrt; durch moderne Interpunktion, Alinea, Klammern etc. ist der Text übersichtlicher gemacht, was man sehr billigen wird. — Über die Grundsätze des philologischen Kommentars spricht sich sein Autor Sainéan p. CXXIV ff. aus. Man wird diesen Grundsätzen zustimmen[1] und die umfassende Wortkenntnis bewundern, die in den überreichen Fufsnoten sich dokumentiert. Es ist des Guten wohl zuviel ge-

[1] Sainéan hat indessen unter den *nombreuses ressources dont on dispose de nos jours pour la connaissances des patois* (p CXXV) den *Atlas linguistique de la France* vergessen, dessen Zeugnis ich in seinen Anmerkungen nicht begegnet bin.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schehen,[1] und man fragt sich oft, für wen dieser philologische Kommentar bestimmt ist. Wer bedarf denn z. B. der Erklärung des Ausdrucks [*livres*] *de semblable farine* (p. 145), der ja noch lebt und vom *Dict. gén.* verzeichnet wird? Und wer weiſs anderseits ohne weiteres, was Hécart bedeutet, das p. 63 zu *morfiaillé* angeführt wird? Hécarts *Vocab. rouchi-français* 3 1834 fehlt in der Liste des *ouvrages cités.* — Den gröſsten Teil der 'Einleitung' hat A. Lefranc beigesteuert, der in drei Kapiteln von 'Gargantua' handelt (*L'histoire du premier livre*; *La légende gargantuine*; *La réalité dans le roman de Rabelais*; dazu eine Karte des Chinonais und des Krieges mit Picrochole). Diese drei Kapitel stellen den ersten Teil eines Werkes über Rabelais dar, das den heutigen Standpunkt unseres Wissens wiedergibt — eines Wissens, an dessen entscheidender Erneuerung A. Lefranc selbst den gröſsten Anteil hat. Der glückliche Führer der Rabelais-Forschung resümiert hier im wesentlichen die Resultate seiner eigenen bahnbrechenden Arbeit. J. Plattard fügt zwei interessante Exkurse bei: *L'éducation de Gargantua* und *Thélème.* Nicht am wenigsten willkommen ist die von H. Clouzot redigierte Zusammenstellung der gesicherten Daten der Rabelais-Biographie, die mit ihren Belegen einen Bogen füllt. — Das Vorwort gibt näheren Aufschluſs über die Mitarbeiterschaft, welche Lefrancs Schüler mit ihrem Meister verbindet. Das gemeinsame Werk erscheint als die natürliche Krönung jener Studienarbeit, die vor zehn Jahren zur Gründung der Rabelais-Gesellschaft und ihrer *Revue* geführt hat. Und diese Krönung ist in so kurzer Zeit möglich geworden durch die hochherzige Gabe von 50000 Franken, welche die Marquise Arconati Visconti im Jahre 1907 Lefranc zur Verfügung gestellt hat. Der Brief, der dieses Geschenk begleitete, ist zu Beginn des 'Avantpropos' abgedruckt.]

Der Brief in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Eine Auswahl hg. von Fr. Klincksieck. Halle, Niemeyer, 1912. X, 278 S. M. 4,50. [Es war ein glücklicher Gedanke, Lansons *Choix de lettres* aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert ein Seitenstück für das 19. Jahrhundert zu geben. Dem trefflichen Gedanken entspricht hier die Ausführung. Etwa zwei Dutzend französischer Autoren, darunter, neben den gröſsten literarischen Namen wie Chateaubriand — Frau von Staël fehlt —, Balzac, Hugo, Sand, Flaubert, Renan, Taine, auch zwei Maler (Delacroix und Regnault), kommen zu Wort. Jeder Autor ist mit einer kurzen Notiz bedacht, die speziell für das Verständnis der Briefe eingerichtet ist. Diese Briefe sind häufig nur Fragmente, denen ein leitender Gedanke Einheit und Geschlossenheit gibt. Daſs der Herausgeber gern solche Stellen gewählt hat, die auf Deutschland Bezug haben, gibt dem Buche für deutsche Leser seinen besonderen Reiz. Es darf ihm nachdrücklich empfohlen werden.]

Counson, A., Introduction à l'histoire poétique de Godefroid de Bouillon (essai sur l'épopée moderne). Bruxelles, éditions de 'Durendal', 1912. 25 S. [Der Verf. plant eine 'Histoire poétique de Godefroid de Bouillon' und skizziert hier in groſsen Zügen und mit interessanten Ausblicken diese poetische Legende, die ihren Ursprung in kirchlichen Motiven hat und ihr Fortleben kirchlichen Einflüssen verdankt.]

Zenker, R., Zur Mabinogionfrage. Eine Antikritik. Halle a. S., Niemeyer, 1912. VI, 118 S. [Zenker verteidigt hier gegen W. Foerster eingehend seine und seines Schülers Edens Auffassung von der Priorität der welschen Erzählungen gegenüber Chrétien. Das *Archiv* wird über die Streitfrage ein besonderes Referat bringen.]

[1] Was kleine Ergänzungen nicht ausschlieſst; so hätte zu *brandelle* (p. 206) mit Nutzen auf *Romania* XVII 286; zu *Galli* < *γάλα* (p. 108) auf Fazio degli Uberti, *Dittamondo* IV cap. 20 verwiesen werden können.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Sondheimer, J., Die Herodespartien im lateinischen liturgischen Drama und in den französischen Mysterien. 'Beitr. z. Geschichte der roman. Spr. u. Literaturen', hg. von M. F. Mann, N° III. Halle a. S., Niemeyer, 1912. VIII, 179 S. [In dieser tüchtigen Arbeit wird gezeigt, wie sich aus einem unscheinbaren gottesdienstlichen Kern (einem Responsorium) allmählich, und noch im liturgischen Drama, eine Folge von sieben Szenen entwickelte, die Herodes' Zusammentreffen mit den drei Königen, den Kindleinmord und des Tyrannen Tod umfassen. Diese Handlung ist vom Mysterium der Vulgärsprache kaum mehr erweitert worden. Wohl aber wurde sie dramatischer gestaltet und in ihren Motiven vertieft, und die zagenden Schritte dieses bescheidenen künstlerischen Ausbaues schildert der Verfasser mit guter Beobachtung. Er liefert einen schönen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der dramatischen Kunst vom liturgischen Drama bis zu den 'Comédies' der Königin von Navarra.]

Glaser, K., Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. S.-A. aus Behrens' Zeitschrift XXXIX 183—263 (1912). [Diese Fortsetzung der umfangreichen Arbeit, die seit 1907 in der genannten Zeitschrift erscheint und inzwischen auch hier CXXV 456 eingehendere Würdigung gefunden hat, ist als 'Dritter Teil' überschrieben, stellt 'die politischen Theorien' dar, und zwar vorläufig die des Michel de l'Hospital, Est. Pasquier, Philippe de Commynes und Fr. Hotman.]

Berneburg, E., Charakterkomik bei Molière. 'Marburger Beiträge zur roman. Philologie', hg. von E. Wechssler, Heft X. Marburg, A. Ebel, 1912. 88 S.

Wahl, A., Montesquieu als Vorläufer von Aktion und Reaktion. S.-A. aus der 'Historischen Zeitschrift', hg. von F. Meinecke. München, Oldenbourg, 1912. Band CIX, 129—48. [Verf. will zeigen, wie Montesquieu einerseits auf die Aktion von 1789 gewirkt und anderseits antirevolutionäre Bewegung beeinflufst, ja bestimmt hat. Er meint, unter Hinweis auf *Archiv* CXIII 391 n., dafs ich jeden Zusammenhang zwischen Montesquieus Ideen und denen von 1789 leugne. Das ist ein Mifsverständnis, denn über den Zusammenhang von Montesquieus Gedanken und den Ideen von 1789 entscheidet nicht Montesquieus wirkliche Ansichten, sondern die Art und Weise, wie die Männer von 1789 ihn verstanden haben — die haben ihn eben auch mifsverstanden.]

Bouvier, B., J.-J. Rousseau, conférences prononcées dans l'Aula de l'Université de Genève à l'occasion du deuxième centenaire de la naissance de J.-J. Rousseau. Genève, Jullien, 1912. VII, 401 S.

Bouvier, B., Les Confessions de J.-J. Rousseau et l'artiste littéraire au XIX$^{e}$ siècle. Extr. de 'Bibliothèque universelle et revue suisse', juin 1912. Lausanne, Imprimeries réunies, 1912. 31 S.

Görland, Dr. A., Rousseau als Klassiker der Sozialpädagogik, Entwurf zu einer Neudarstellung auf Grund seines *Emile*. Aus 'Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung', hg. von K. Muthesius, Heft 34. Gotha, Thienemann, 1906. 24 S. M. 0,40.

Champion, E., J.-J. Rousseau et la révolution française. Paris, A. Colin, 1909. VIII, 276 S. Fr. 3,50.

Revue de métaphysique et de morale, XX$^{e}$ année, n° 3, p. 265—482. Paris, A. Colin, 1912. [Diese Mainummer der *Revue* ist ganz Rousseau gewidmet und bringt in vier Abschnitten (*Les idées philosophiques et religieuses; Les idées politiques et sociales; Les idées pédagogiques; Influences et variétés*) die Studien von dreizehn verschiedenen Autoren. Das *Archiv* wird in einem Sammelreferat über die Jahrhundertpublikationen zu Rousseau auch von diesen Arbeiten sprechen.]

Delafarge, D., La vie et l'œuvre de Palissot (1730—1814). Paris, Hachette, 1912. XXI, 555 S. [Palissot, sagt Goethe, müsse man unter

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die guten Köpfe rechnen, doch sei er 'eine von den mittleren Naturen, die nach dem Höheren streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht los werden'. Etwas Dauerndes hat dieser Autor nicht hinterlassen, und, indem Delafarge sich ihm zuwandte und ihm ein grofses Buch widmete, ist er nicht in den Fehler verfallen, für Palissots Werk eine Anerkennung zu erstreiten, die es nicht verdient. Er überschätzt weder den Menschen noch den Autor, der viel mehr Kritiker als Poet war, ein nüchterner und auch enger Kritiker. Über Palissots Schicksal entschieden die Jahre 1755—60 (*Le cercle, Petites lettres sur de grands philosophes, Les philosophes*). Seine geschichtliche Bedeutung beruht darauf, dafs er mit diesen Satiren den Weg der 'Philosophen' kreuzte, und dafs der Historiker Wesen und Wirken der 'Aufklärung' an ihrem Opfer Palissot erkennen und darstellen kann. Das hat denn auch der Verf. dieses Buches in trefflicher Weise getan. Er hat über einen wenig interessanten Schriftsteller ein interessantes Buch geschrieben.]

Fuchs, M., Théodore de Banville, 1823—91. Paris, Cornély & C^ie^, 1912. 528 S. Fr. 10. [Der Verf. dieser Studie, die ein Porträt und ein sehr hübsches Faksimile schmückt, geht von der Überzeugung aus, dafs die heutige literarische Kritik Banville unrecht tut, weil sie ihn eigentlich nur als den Dichter der *Odes funambulesques* (seit 1845) beurteilt, einem Jugendwerk, dem doch noch so viel anderes nachfolgte. Er will die Bahn freimachen für eine gerechtere Würdigung des Dichters und analysiert deshalb der Reihe nach dessen Werke, Verse und Prosa, Lyrik, Epik, Dramatik, Kritik mit ausgiebigen Zitaten. Man wird diesem Führer durch das Leben und die Schriftstellerei Banvilles gern folgen, da er ebenso kundig wie angenehm darstellt, und wird ihm auch die Neigung, seinen Helden zu überschätzen, zugute halten. Ob man den Parnassien Banville so nahe an die Symbolisten rücken darf, wie er meint, mag wohl zweifelhaft erscheinen.]

Morel, L., L'influence germanique chez Madame de Charrière et chez Benjamin Constant. Extr. de la 'Revue d'hist. litt. de la France', oct.—déc. 1911 et janvier—mars 1912. Paris, Colin, 1912. 57 S.

Debré, Dr. A., Die Darstellung des Weltgeistlichen bei den französischen Romantikern. Berlin, Mayer & Müller, 1912. XI, 104 S. M. 2.

Beaurepaire-Froment, Bibliographie des chants populaires français. Troisième édition revue et augmentée, avec une introduction sur la chanson populaire. Paris, Rouart, Lerolle & C^ie^, o. D. XCIII, 183 S. Fr. 5. [Offenbar um seinen 'traditionnisme' auch durch die Tat zu dokumentieren, schreibt der Verf. ein mit Archaismen der Wortwahl und Satzbildung durchsetztes Französisch. Das hindert nicht, dafs diese Bibliographie nützlich ist, obschon sie von Vollständigkeit weiter entfernt ist, als der Verf. glaubt. Unerfreulich ist, dafs er von vornherein darauf verzichtet hat, den Volksliedergehalt von Zeitschriften und anderen Sammelwerken zu berücksichtigen. Als ob Buch- und Broschürenform etwas wissenschaftlich Entscheidendes wäre! Die feuilletonistische Einleitung — in der das Mittelalter sehr zu kurz kommt (p. IX u. X) — ist lesenswert und enthält manches Anregende. — Im Hauptteil figurieren Belgien und die Schweiz unter den 'Provinces', und gerade die Seite über die 'Suisse romande' zeigt die grofse Lückenhaftigkeit des Buches.]

Vofsler, K., Charakterzüge und Wandlungen des Mittelfranzösischen I u. II. S.-A. aus *Germ.-rom. Monatsschrift* 1912, S. 30—35 u. 150—72.

Bielefeldt, G., Methodische Wortkunde der französischen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Phraseologie, Synonymk und Etymologie. Eine Grundlage für das Studium der französischen Sprache. Ein Korrektiv für den französischen Hilfsunterricht. Berlin, Friedberg & Mode, 1912. 304 S. Geh. M. 6, geb. M. 7,20.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gillot, H., und Krüger, G., Dictionnaire systématique français-allemand. Franz.-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausgabe für Deutsche. I. Band, 1. Abteilung. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1912. 638 S. Geh. M. 8.

Fuchs, M., Lexique du 'Journal des Goncourt', contribution à l'histoire de la langue française pendant la seconde moitié du XIX[e] siècle. Paris, Cornély & C[ie], 1912. XXXII, 152 S. Fr. 5. [Der Wortschatz der neun Bände des 'Journals', deren drei erste von Jules niedergeschrieben sind, während die übrigen sechs Edmond allein redigiert hat, wird hier auf vierfache Eigenart hin ausgezogen: 1. Wörter, die in neuer Form (z. B. *La population meure de faim*) mit neuem Inhalt oder in neuer Funktion gebraucht sind; 2. Archaismen; 3. Lehnwörter aus Technik, Mundart, Argot; 4. Neologismen. Es ist eine Ernte von 1200 Ausdrücken, von denen die Hälfte auf die Neologismen fällt. Als Maſsstab, an welchem der Verf. die Eigenart des Goncourtschen Wortmaterials miſst, dient das einstimmige Zeugnis der drei maſsgebenden Wörterbücher (Académie, Littré, *Dictionnaire général*). Wenn diese drei Zeugnisse ein Wort nicht übereinstimmend anerkennen, so nimmt es Fuchs in seine Liste auf. Das scheint verständig, und mit diesem Maſse sollten auch diejenigen messen, die — was sehr erwünscht wäre — den Wortschatz anderer moderner Autoren ausziehen und zusammenstellen wollen.]

Villatte, Dr. C., Parisismen. Alphabetisch geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrücke des Pariser Argot. Neubearbeitet von Dr. R. Meyer-Riefstahl und M. Flandin. Achte verb. und verm. Aufl. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt, 1912. XVI, 403 S. [Vor bald dreiſsig Jahren, 1884, ist dieses 'Supplement zu allen franz.-deutschen Wörterbüchern' zum erstenmal, 234 Seiten stark, erschienen. Daſs seither alle drei bis vier Jahre eine neue Auflage nötig geworden ist, spricht für den Anklang, den das Buch gefunden hat. Und diese stete Erneuerung ist ihrerseits wieder die Grundlage des Erfolges, denn die Sprachmaterie, die das Argot darstellt, ist auſserordentlich labil, und Argotwörterbücher veralten besonders rasch. Die beiden in Paris lebenden Redaktoren dieser neuen Ausgabe erklären, eine 'durchgreifende Neubearbeitung des Stoffes' vorgenommen zu haben.]

Spitzer, L., Zu *carnaval* im Französischen. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' III 193—96. — Die Namengebung bei neuen Kulturpflanzen im Französischen. Dialekt-französisch *échaler*, 'Nüsse abschlagen', mit drei Karten. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' IV 122—169. Heidelberg, Winter, 1912. [Dieser zweite Artikel, dem indessen im Separatum die drei Karten fehlen, behandelt die Benennungen des Mais, der Moorhirse, des Buchweizens und der Kartoffel.]

Winkler, Em., La doctrine grammaticale française d'après Maupas et Oudin. Halle, Niemeyer, 1912. Beihefte zur *Ztschr. f. rom. Philologie*, Heft 38. IX, 297 S. M. 12.

Schultz-Gora, O., Zur französischen Metapher und ihrer Erforschung. S.-A. aus der 'German.-roman. Monatsschrift', hg. v. H. Schröder, 1912, p. 217—33. Heidelberg, Winter, 1912. [Der sehr lesenswerte Aufsatz berichtet über den Stand der Metapherforschung auf dem Gebiete des Galloromanischen, der viel zu wünschen übrigläſst, zeigt die metaphorische Verwendung des Wortes *boire* in einer reichen Fülle von Belegen aus alter und neuer Zeit und gibt damit ein anregungsreiches Beispiel, wie solche 'lexikographische Materialsammlungen' zur Monographie gestaltet werden können.]

Stölten, Otto, Die Entwicklung des bildlichen Ausdrucks in der Sprache V. Hugos nach den poetischen Werken aus den verschiedenen Schaffensperioden des Dichters. Diss. Jena. 1911. 96 S. [Eine fleiſsige, auf verständiger Lektüre beruhende Arbeit, die durch reiches, chrono-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

logisch angeordnetes Beispielmaterial Hugos Entwicklungsgang im ganzen zutreffend nachzeichnet und illustriert. Aus den paar Einwendungen, die sich aufdrängen, sei hervorgehoben: 1. Der Einfluſs des Reims, besonders des reichen, hätte noch mehr betont und womöglich an der Hand der Mss. festgestellt werden müssen. — 2. Zu wenig betont ist auch das Anwachsen der Geschmacklosigkeiten, des preziösen, grotesken und komischen Elements. — 3. Die Scheidung zwischen neuen und alten, traditionellen Bildern ist meist fiktiv. Wirklich neue erfundene Bilder sind bei einem Dichter, der so viel gelesen hat, auſserordentlich selten. Hugos Kunst zeigt sich gerade darin, wie er abgenutzten und verblaſsten Bildern ihre ganze anschauliche Kraft wiedergibt, indem er sie von neuem in sich erlebt, sie in anderen Zusammenhang bringt, in andere Beziehung setzt oder mit neuen Zügen verschmilzt. Das wird z. B. recht deutlich an der berühmten *faucille d'or* = Mondsichel in *Booz endormi*. — 4. Es ist unvorsichtig, aus den *Odes et Ballades* in der definitiven Fassung Schlüsse auf den Stil der einzelnen Jahre zu ziehen, ohne die Textbearbeitung zu kennen. So ist *œil bleu* in *Louis XVII* eine spätere Korrektur statt *œil doux*, ebenso *vert dragon* statt *grand dragon* in *Chant du tournoi*. *La pagode de nacre au toit rose et changeant* steht in *La fée et la péri* statt einer ganz farblosen Cheville erst seit 1828, und die eine Strophe aus *Mon enfance*, die St. (p. 18) als so wichtig zitiert, fehlt 1824 überhaupt! H. Heiss.]

Schinz, A., Les accents dans l'écriture française. Etude critique de leurs diverses fonctions dans le passé et dans le présent. Extr. de la 'Revue de philologie française' p. p. L. Clédat, XXV et XXVI. Paris, Champion, 1912. 87 S.

Ronjat, J., Comptes consulaires de Grenoble (1338—40). S.-A. aus der *Revue des langues romanes* LV, 1912, p. 45—382. [Von diesen Gemeinderechnungen hatten wir bisher Kenntnis durch den *Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional au moyen âge* des Abbé Devaux (1892), der darüber p. 44—65 berichtet. Die Herausgabe des Manuskripts, das jetzt im Stadtarchiv zu Grenoble liegt, hatte Devaux vorbereitet. Nach seinem Tode hat es J. Ronjat unternommen, den Text nach neuer Kollation zum Druck zu geben, die von Devaux begonnenen Indices zu vollenden und dem Ganzen eine wertvolle kulturhistorische und linguistische Einleitung beizugeben (p. 147—98). Durch diese Einleitung erfährt der *Essai* Devaux' von 1892 manche Bereicherung und auch Berichtigung. In der Frage der frankoprovenzalischen Entwicklung von lat. Pal. + *á* kehrt er im wesentlichen zur Erklärung Odins zurück, cf. *Romania* XVI 278. Man wird in Zukunft Ronjats *Introduction* zu den *Comptes consulaires de Grenoble* neben Devaux' *Essai* zu Rate ziehen müssen.]

Vey, E., Le dialecte de Saint-Etienne au XVII^e^ siècle. Paris, Champion, 1911. XXXI, 519 S. — Von demselben: Le ballet forésien de 1605 en dialecte de Saint-Etienne suivi d'extraits en prose de la 'Gazzete Françoise'. Paris, Champion, 1911. 113 S. [Das 'Ballet en langage foresien' von 1605, eine ausgelassene Parodie der modischen Schäferei aus der Zeit, da die *Astrée* entsteht,[1] umfaſst gegen 500 achtsilbige Verse. Es ist der älteste Sprachtext des *patois stéfanois*, doch nicht der einzige des 17. Jahrhunderts. Vey gibt eine sorgfältige, von französischer Übersetzung begleitete kritische Ausgabe des Ballet, mit Einleitung, Anmerkungen, Beilagen und Glossar. Dieser Text ist wohl für ihn die Veranlassung geworden, die Mundart von St-Etienne des 17. Jahrhunderts darzustellen. Da er zur lautlichen Interpretation der willkürlichen Graphien

[1] Ihr erster Teil erschien erst 1607, was zu der Wendung, die der Verf. p. 23 braucht, zu bemerken nicht überflüssig ist.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

der alten Autoren die heutigen frankoprovenzalischen und provenzalischen Patoisformen nötig hatte, so wuchs diese Interpretation einiger mundartlicher Texte des 17. Jahrhunderts sich zu einer Entwicklungsgeschichte des südwestlichen Frankoprovenzalischen aus. Es entstand ein dickes Buch, ein gelehrtes, inhaltsreiches, mit umfassender Information geschriebenes Buch — aber ein Buch mit gänzlich verunglückter Anlage. Die Ausführungen über die heutige Mundart haben bei Vey schlieſslich den Umfang angenommen, daſs die heutige Mundart resolut zur Grundlage der ganzen Darstellung gemacht werden muſste: einer Darstellung des heutigen Dialekts der Gegend von St-Etienne, beleuchtet durch Dokumente des 17. Jahrhunderts. Nicht all die Quisquilien der kapriziösen Graphien der stilisierten Patoistexte der Marcellin Allard, Jean Chapelon etc. zu erklären durfte mehr die Hauptsache sein, sondern die Geschichte der Laute und Formen der lebenden Mundart galt es durch das Zeugnis von Allards, Chapelons etc. Graphien und Reimen zu klären. Im Grunde ist das schlieſslich ja durch Vey auch geschehen, aber in so unglücklicher, verzwickter Weise, daſs der Leser nie recht weiſs, ob er im 17. Jahrhundert oder in der Gegenwart ist, besonders auch deshalb es nicht ohne weiteres weiſs, weil der Verf. zwischen historischer und phonetischer Graphie nicht scheidet. Wie anders würde seine ganze Darstellung aussehen, wenn er für die Laute und Wörter der lebenden Mundart ausschlieſslich eine phonetische Umschrift gegeben hätte. Sein *système graphique* p. XXXI ist wahrlich unzureichend! — Die Darstellung, namentlich in der Formenlehre, hätte ohne Schaden sehr viel kürzer sein können. — Von besonderem Nutzen wird das 'Lexique' sein (p. 317—521), das die Bedeutung der Wörter im Satzzusammenhang ausführlicher Zitate feststellt. Eingehende Indices sind beigegeben. Der *Atlas linguistique* seines Verlegers Champion hat Vey leider nicht zur Verfügung gestanden. Wir werden das mit ihm beklagen. Die stephanesische Form der Atlaswörter wäre eine sehr willkommene Ergänzung dessen gewesen, was wir von den Punkten 816, 817, 818, 823 des *Atlas* wissen.]

Meunier, J.-M., Monographie phonétique du parler de Chaulgnes Canton de la Charité-sur-Loire (Nièvre) avec une carte et 21 planches hors textes. XX, 220 S. Supplément de ce volume: Index de tous les mots celtiques, grecs, latins, germains, franciens, bourguignons, chaulgnards etc. contenus dans cet ouvrage. XIV, 107 S. Paris, Champion, 1912. Fr. 25.

Meunier, J.-M., Etude morphologique sur les pronoms personnels dans les parlers actuels du Nivernais, avec une carte. XVIII, 123 S. Supplément de ce volume: Atlas linguistique et tableaux des pronoms personnels du Nivernais. Paris, Champion, 1912. Fr. 30.

## Italienisch.

Giornale storico della letterature italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXX. Fasc. 176—77. Vol. LIX, 2 u. 3 [E. Proto, Nuove ricerche sul Catone dantesco. — P. Toldo, Fonti e propaggini italiane delle favole del La Fontaine, parte II: Propaggini. — R. Cessi, Notizie umanistiche, III: Tra Niccolò Perotto e Poggio Braciolini. — Varietà. — Rassegna bibliografica. — Boll. bibliografico. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca]. — Fasc. 178—79, Vol. LX, 1 u. 2 [Clara Friedmann, La coltura italiana di Madame de Sévigné. — R. Cessi, Notizie umanistiche III (continuazione e fine). — Varietà. — Rass. bibl. — Boll. bibl. — Annunzi analitici. — Pubbl. nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. XII, 2, avril—juin 1912 [P. Duhem, La dialectique d'Oxford et la scolastique italienne (2e article). — J. Martin, Un éducateur

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

chrétien du Quattrocento: Victorin de Feltre et la cour de Mantoue 1er article). — L. Caillet, Une nouvelle copie authentique de la lettre d'Emmanuel-Philibert, duc de Savoie, à ses sujets, écrite du camp de St-Quentin le 15 août 1557 pour leur annoncer sa victoire. — A. Morel-Fatio, Caduta del conte d'Olivares l'anno 1643 par le P. Ippolito Camillo Guido, ministre de Modène en Espagne (2e article). — C. Dejob, Trois Italiens professeurs en France sous le gouvernement de Juillet: P. Rossi, G. Libri, G. Ferrari (1er article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Bartoli, M. G., Lingua letteraria [italiana], triennio 1909—11. S.-A. aus dem 'Kritischen Jahresbericht über die Fortschritte der roman. Philologie', hg. von K. Vollmöller. XII, I, 112—133. Erlangen, Junge & Sohn, 1912.

Fehr, Dr. M., Apostolo Zeno und seine Reform des Operntextes. Ein Beitrag zur Geschichte des Librettos. Zürich, A. Tschopp, 1912. 142 S. [Diese hübsche, aufschlufsreiche Arbeit, der leider jedes Inhaltsverzeichnis fehlt, behandelt in drei Abschnitten I. Das *melodramma* in der Kritik des 18. Jahrhunderts in Italien; II. Apostolo Zenos Biographie (1668—1750) und Dichtungen (p. 37—113); III. den Übergang von Zeno zu Metastasio. Beigegeben ist eine sehr willkommene Bibliographie der *opere drammatiche* Zenos.]

Malagòli, G., Ortoepia e ortografia italiana moderna, seconda edizione rived. e aument. Milano, Hoepli, 1912. XX, 294 S. Manuali Hoepli, N° 142—3. Lire 3. [Ein sehr empfehlenswertes, reichhaltiges Buch, dessen erste Auflage, 193 Seiten stark, 1905 erschienen ist. Der Verf. kennt und benutzt auch die Fachliteratur des Auslandes mit gutem Urteil.[1]]

## Spanisch.

Bulletin hispanique. XIV, 2, avril—juin 1912 [G. Cirot, Chronique latine des rois de Castille jusqu'en 1236. — J. Mathoret, Notes sur les rapports de Nantes avec l'Espagne. — P. Duhem, Dominique Soto et la scolastique parisienne. — A. Girard, Le grand siège de Gibraltar de 1782 vu par un témoin. — G. Le Gentil, Quelques particularités de la langue parlée, d'après le théâtre de M. Jacinto Benavente. — Variétés. — Université et enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. — XIV, 3, juillet—septembre 1912 [H. de la Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère (suite). — G. Cirot, Chronique latins des rois de la Castille jusqu'en 1236 (suite). — P. Duhem, Dominique Soto et la scolastique parisienne. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (suite). — Variétés: Morel-Fatio, *Infante = Infanta.* — Université et enseignement. — Nécrologie: D. Marcelino Menéndez y Pelayo; D. Ant. Rodríguez Villa. — Bibliographie. — Chronique.

Les obres d'Auzias March. Edició crítica per Amadeu Pagès. Volum I: Introducció, text critic de les poesies I à LXXIV. Barcelona, Institut d'estudis catalans: Palau de la Diputació. MCMXII, 442 S. [Diese monumentale Ausgabe geht zurück, wie A. Pagès im Vorwort sagt, auf Anregungen, die Morel-Fatio in Vorlesungen über Auzias March im Winter 1886 gegeben, die also ein Vierteljahrhundert zurückliegen. Der Herausgeber hatte mit der doppelten Schwierigkeit des *trobar clus* des Gedankenlyrikers Auzias March und der mangelhaften Überlieferung seiner Poesien zu kämpfen. Den arbeitsreichen Weg, den er dabei gegangen ist, legt er dem Leser offen dar. Er gibt ein vollständiges Verzeichnis der

[1] Das Zeichen, das die *Assoc. phon.* für palatales *l* braucht, ist nicht das griechische *λ* (p. 229), sondern ein umgekehrtes *y*, nämlich *ʎ*.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

abweichenden Lesarten der 11 (13) Manuskripte und der 5 (9) Drucke, denn die Erfahrung habe ihn gelehrt, *que les observacions en apariencia les més minimes y més insignificants deriven devegades resultats inesperats y d'importancia.* Ein Kommentar wird später folgen; hier gibt Pagès nur den Text, dem er aber bei jeder Poesie ein orientierendes 'Argument' vorausschickt. Die *Introducció* füllt fast die Hälfte des Bandes. Sie behandelt in erschöpfender Weise die Überlieferung (Handschriften, Drucke, Übersetzungen (spanisch, lateinisch), Kommentare, und ordnet sie in einem *quadro sinoptic de les relacions dels manuscrits y de les edicions.* Bemerkungen über Orthographie, Versbau und Chronologie der Gedichte des Auzias — zu dieser Namensform cf. *Rom.* XVII 189 — bilden mit einer Konkordanztabelle den Schlufs. Die mühe- und verdienstvolle Arbeit präsentiert sich in sehr vornehmem Kleid: der stattliche Quartband ist sehr schön ausgestattet. Es bekommt dem alten Poeten wohl, dafs er ein Sohn Kataloniens (Valencia) war. Als Minnesänger eines anderen Landes wäre ihm eine so glänzende Wiederauferstehung kaum zuteil geworden.]

Monteverdi, Dr. A., Un episodio della battaglia di Roncisvalle nella poesia castigliana e portoghese. Estr. degli *Studi di filol. moderna,* V, 1912. 23 S. [In glücklicher Weiterführung der Studien, von denen der vorige Band des *Archiv* (p. 202—204) ein Spezimen gebracht hat, behandelt der Verf. hier den grandiosen Stoff der Romanze *Por la matanza va el viejo* (Menéndez, *Antología* IX 110), die davon singt, wie nach der Schlacht Don Betran vom *buen viejo de su padre* auf dem Felde der Toten gesucht wird (Carducci's *Passo di Roncisvalle*) und zeigt seine Affinitäten mit dem Rolandslied und seine späteren Schicksale.]

Rennert, H., The Spanish pastoral romances. Publications of the University of Pennsylvania series in Romanic languages and literatures. Extra Series N° I. Philadelphia 1912. 206 S. [Vor zwanzig Jahren ist die Bearbeitung dieses Themas als Freiburger Doktordissertation erschienen. Die tüchtige Arbeit hat seither manchen verpflichtet, der in der reichen Literatur des spanischen Hirtenromans, an dessen Blüte ja Montemayor, Cervantes, Lope beteiligt sind, sich orientieren wollte. Der Neudruck der Arbeit ist ein neues Buch geworden, dem die Liebe von zwei Jahrzehnten zugute gekommen ist.]

Hölzer, Dr. V., Argentinische Volksdichtung. Ein Beitrag zur hispano-amerikanischen Literaturgeschichte. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Bielefeld. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1912. 32 S. [Der Verf., der dieses Heft *á sus antiguos discípulos* am Lehrerseminar zu Buenos Aires widmet, zeigt, wie die argentinische Literatur eines Jahrhunderts die romantische Figur des Gaucho, des halbwilden Bewohners der Pampas, gestaltet hat, und wie diese Figur insbesondere zu einer Quelle bodenständiger Lyrik geworden ist. Proben dieser lyrischen Heimatkunst werden mitgeteilt und zum Teil übersetzt.]

Pietsch, K., Zur spanischen Grammatik. N° III: Imperativ anakoluthisch im abhängigen Satze, und N° IV: Der Imperativ *fes* [8 S. S.-A. aus *Modern Language Notes,* Juni 1912]. — N° V: *Ser* + Adverb, und N° VI: Formen des Präs. Indik. in der Funktion eines Imperativs. [17 S. S.-A. aus *Modern Philology,* Juli 1912. III gibt aus dem Altspan. Beispiele zu der Erscheinung, die A. Tobler, *Verm. Beitr.* I 27 behandelt hat. — IV. *Fes* (*fez*) als Imper. von *hacer* bietet der Erklärung grofse Schwierigkeit. Es gehört zum Infin. *fer,* der samt den ihm entsprechenden Flexionsformen (1. Pers. *fe,* 4. *femos,* 5. *feis, fez*; *feré*; *fendo* etc.) von Pietsch reich belegt wird, mit mannigfachen Ausblicken auf konnexe Erscheinungen. Seine Meinung, dafs *fer,* Imper. *fes* etc. aus dem Katalanischen stamme, wo die Formen lautgerecht entwickelt sind, findet mich deshalb ungläubig, weil mir ein so umfassender Einflufs des Katalanischen zweifelhaft ist. — V. Die Erscheinung (*soy bien*) wird in weiterem Umfang belegt als bei

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Diez, *Gr.* III 314, und besonders lehrreich sind die Fälle, welche zeigen, wie die ältere Sprache zwischen unflektiertem und analogisch flektiertem Adverb (*mucho, poco, tanto*) schwankt: *la luna es poco* (oder *poca*); *poco* (oder *poca*) *es la vida.* — VI. Die Ausführungen des Verfassers gelten besonders den imperativisch gebrauchten Formen von *ir*: *vas, vamos, vais*; von *ver*: *ves, veis*; und von *oïr*: *oyes* (*oye Usted*), deren Vorkommen auf Grund einer Information von beneidenswertem Umfang illustriert wird. Daſs er *vamos, vais* als ursprüngliche Indikative anspricht, findet sicher Billigung, und einleuchtend ist seine Erklärung der konjunktivischen Verwendung dieser Formen (*Os suplico que os vais y me dejeis*).]

Lasalde, P. Carlos, Desarrollo del idioma castellano desde el siglo XV hasta nuestros días. Libro de lectura para clases superiores. Con un prólogo del P. T. Estévez. Segunda edición mejorada y aumentada, adornada con un grabado. Freiburg i. B., Herder, 1912. VI, 335 S. Geb. M. 2,30.

## Rumänisch.

Academia Română. Dicționarul limbii române intocmit și publicat după îndemnul și cu cheltuiala Maiestății sale regelui Carol I. București, Libr. Socec & Comp. și C. Sfetea. 1912 [cf. *Archiv* CXXVI 304; CXXVII 496]. Tomul I, fasc. VIII: *bine — brăní.* — Tomul II, fasc. III: *forostroí — gazdă.*

## Varia.

Sammlung Göschen. Berlin u. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1912. Jede Nummer in Leinwandband M. 0,80:

Nr. 587. Neugriechisch-deutsches Gesprächsbuch mit besonderer Berücksichtigung der Umgangssprache von Dr. J. Kalitsunakis. 100 S.

Nr. 595. Ungarische Sprachlehre von Dr. J. Szinnyei. 129 S.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Co

d'après l'A

(Ca



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# Bemerkungen zur Chronologie von 'Wilhelm Meisters theatralischer Sendung'.

## 1. Einlagen.

Ohne auf die von Berendt 1910 vor Mayncs Volldruck mit unleugbarem Scharfsinn angestellten Kombinationen einzugehen, die mir für alles Vorweimarische nicht stichhaltig erscheinen, und ohne jetzt meine eigene Hypothese (*Internationale Monatsschrift* 1, 46) über einen Zusammenhang der erstaunlich freien und reifen Abschnitte über Corneille und die drei Einheiten mit den Spenden 'aus Goethes Brieftasche' zu H. L. Wagners deutschem Mercier fester zu begründen, möchte ich von den mitgeteilten dramatischen Erstlingen Wilhelms anheben. Unglaublich gewifs, dafs ein junger Mensch, der es in dramaturgischen Fragen so weit gebracht hat, auch über Lessing, über Herder, über den Goethe der Shakespeare-Rede hinaus, nicht blofs vor Schwager und Schwester seine alten schülerhaften Versuche lüftet, sondern bei der Prinzipalin de Retti-Neuberin einen solchen Belsazar aufführen läfst und selber mittut! Dafs hier der Weimaraner den Anfangsmonolog des zweiten Aktes zu dem Cornelien aus Leipzig am 6. Dezember 1765 mitgeteilten Eingang des ersten nachgedichtet habe, kann niemand meinen. Entweder ist diese pueril aufgebauschte Rhetorik dem über solche 'Jugendsünden' verhängten Feuertod (12. Oktober 1767) irgendwie entronnen oder, was doch viel unwahrscheinlicher ist, Goethe trug ihn, gleich Amelie hier, im Gedächtnis. Der in der 'Sendung' III 9 breit erzählte Inhalt dieser mit Liebesmotiven aufgestutzten, durch die drei Einheiten gebundenen, das Menetekel sogar anders als selbst Christian Stolberg zu epischem Bericht hinter die Szene verweisenden Palasttragödie bedurfte keiner nacherfindenden, kaum einer nachhelfenden Phantasie. Wenn dagegen die Leipziger Briefe, die übrigens der im Urmeister blofs erwähnten Jesabel nur mit einem Worte (12. Oktober 1767) gedenken, über die 'Königliche Einsiedlerin' schweigen und wir hier aufser lyrischen Zitaten ohne Angabe des Ganges nur erfahren, dafs sie nicht den Menuettpas des landläufigen kleinen Schäferspiels nahm, sondern mit Gottscheds



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Pastorale fünf Akte durchmaſs, so wird auch das trotz der 'Laune des Verliebten' zur Leipziger Vergangenheit stimmen. Und wie sollte Goethe sich 1782 nach der 'Iphigenie', den ersten Aufzügen des 'Tasso' gezwungen haben, eine ganz entbehrliche Pastoraleinlage für die 'Sendung' II 4 neu zu erdichten? Gegen die Verknüpfung dieser wohllautenden, aber leeren Reime mit den vollendeten Gelegenheitsgedichten 'Auf Miedings Tod' (März 1782) und 'Ilmenau' (August/September 1783) muſs sich jedes Stilgefühl auflehnen. Man beachte das Übermaſs der Interjektion O (V. 19 ist 'Doch auch vergebens' gegen die Änderung 'Doch ach, vergebens' zu halten), der Apostrophen 'Du', 'der du', das dreimal gebrauchte Epitheton 'still' (V. 3. 13. 17), das auch ein Lieblingswort des Frühlingsdichters Kleist ist. An diesen hat mich der Erguſs sogleich erinnert, keineswegs an Goethes weimarischen Zwiespalt zwischen Hof und Gartenhaus, und auch Fries hat seither ja wohl die Übereinstimmung wahrgenommen. Goethe beginnt: 'Ihr tiefen Schatten heiſset mich willkommen', wie Kleist, der so oft vom Schatten spricht, sehnsüchtig ruft: 'Empfangt mich, heilige Schatten! Ihr Wohnungen süſser Entzückung' (Sauer 1, 206); Goethe: 'Gewähret mir die Ruh, die ich verlor', Kleist: 'Füllet die Seele mit holder Wehmut und Ruh', 'Ruh und Erquickung' (1, 233; 1, 40 'Sehnsucht nach Ruhe'), und den Klagen um mangelnden Trost, über neuverdoppelte alte Qual antwortet bei Kleist nicht bloſs sein aus tiefer Brust geholtes 'Ach, wär' auch mir es vergönnt ...' (1, 218), sondern die ganze von Schiller antithetisch ausgeprägte sentimentale Stimmung. Ferner denke man an Goethes Erzählung in 'Dichtung und Wahrheit' I, wie er als kleines Kind schon durch Giovinazzis Gesang die Arie 'Solitario bosco ombroso' kannte; Metastasios erste Verse:

> Solitario, o bosco ombroso,
> A te vien l'afflitto cor,
> Per trovar qualche riposo
> Nel silenzio e nell orror

geben unser Thema. Daſs Goethe es in fünffüſsigen Iamben, die er in Leipzig als Blankverse von J. E. Schlegel lernte, ausführte, bis auf das Schluſspaar in lauter reinen Reimen (kräuselt : säuselt auch Morris 1, 256), darf um so weniger für späten Ursprung angesprochen werden, als der regelmäſsige Wechsel klingender und stumpfer Ausgänge der Alexandrinertechnik entstammt.

Dagegen ist das isoliert entstandene Mignonlied 'Heiſs' mich nicht reden' aus bloſser Verlegenheit für einen von dem Kinde memorierten Bestandteil der 'Königlichen Einsiedlerin' ausgegeben (III 12) und, als diese unglückliche Fiktion wegfiel, in den 'Lehrjahren' am Schlusse des fünften Buches ganz äuſserlich

Digitized by Google  Original from PRINCETON UNIVERSITY

nachgebracht worden, mit der redaktionellen Wendung, daſs der Drang so mancher sonderbaren Ereignisse frühere Mitteilung verhindert habe.

## 2. Der Harfner.

Während Mignon ihr Sehnsuchtslied IV 1 (Lehrjahre III 1 mit feiner Überleitung am Schlusse des zweiten Buches: 'Mein Vater ...') italienisch singt und Goethe, statt das überhaupt besser auf sich beruhen zu lassen, dem Leser eine deutsche Nachdichtung Wilhelms mitteilt, während Mignons ganze Erscheinung und ihre gebrochene Sprache die fremde Herkunft verraten, deutet in der 'Sendung' kein Wort darauf hin, der Harfner sei ein Ausländer. Auch mehrjähriger Aufenthalt in Deutschland könnte die Spuren nicht getilgt haben. Abgesehen von seinen blauen Augen, spricht er ganz verständlich, trägt deutsche Balladen vor, kennt sogleich das mimische Lied 'Der Schäfer putzte sich zum Tanz' und singt sogar in seiner Einsamkeit deutsch. Das hier mit Händen zu greifende Modell, jener geheimnisvolle 'Krafft' für die Jahre 1778 und weiter, dessen Züge seit Schölls Publikation der Briefe niemand in dem Harfner verkennen kann, hat ihn offenbar in deutscher Heimat festgehalten, und die schaurige Vorgeschichte Augustins ist späte Erfindung. Mignon, schon im Urmeister nach all den Worten über ihre Leidenschaftlichkeit und kranke Natur frühem Tode geweiht, wird von Goethe zwar als Italienerin dargestellt, doch erst 1786 findet er eine vorläufige Geburtsstätte für sie, die wiederum mit Augustin, Sperata und dem Lago maggiore nichts gemein hat. Das Tagebuch meldet am 22. September 1786: 'Ich war willens, Verona oder Vicenz dem Mignon zum Vaterland zu geben. Aber es ist ohne allen Zweifel Vicenz, ich muſs auch darum einige Tage länger hier bleiben.' Sehr wahrscheinlich, daſs mit der Stadt der bewunderten Prachtbauten Palladios Mignons höhere Abkunft bezeichnet werden soll; mehr wissen wir nicht. Auch sind ja erst in römischen Notizen 'Erfindungen' für den kleinen Felix gemacht: Unarten wie das Schaukeln bei Tische und — später zu leichthin mit der Katastrophe des Harfners verknüpft — das Trinken aus der Flasche (vgl. 32, 437; 21, 331). Ursprünglich fanden sich der Harfner und Mignon nicht anders zusammen als der trübsinnige 'Krafft' und der fremde Bube Peter Imbaumgarten. Noch eins: in der 'Sendung' fehlt unter den Harfnerversen, was die Lehrjahre IV 1 bringen, 'Ihm färbt der Morgensonne Licht', als dritte Strophe zu 'Wer nie sein Brot mit Tränen aſs', aber von Goethe mit vollem Recht in den Gedichten nicht angeschlossen, weil der Ausklang 'Denn alle Schuld rächt sich auf Erden' durch jeden Zusatz verlieren würde. Dieser Strophe nun geht voraus die leidenschaftliche



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Hindeutung auf ein unaussprechliches 'schaudervolles Geheimnis' mit der heifsen Bitte um Entlassung: 'Die Rache, die mich verfolgt, ist nicht des irdischen Richters; ich gehöre einem unerbittlichen Schicksale ... Ich bin schuldig, aber unglücklicher als schuldig. Meine Gegenwart verscheucht das Glück, und die gute Tat wird ohnmächtig, wenn ich dazutrete. Flüchtig und unstät sollt' ich sein, dafs mein unglücklicher Genius mich nicht einholet, der mich langsam verfolgt und nur dann sich merken läfst, wenn ich mein Haupt niederlegen und ruhen will.' Jetzt erst, wo Goethe sich über die nacherfundene Blutschande und Katastrophe klar ist, gibt er diesen starken vordeutenden Akzent, von dem der Urmeister noch nichts wissen kann oder den er wenigstens nicht bringt, weil die 'Schuld' gleich der Krafftischen ein Rätsel ist. Der Harfner war damals kein Italiener, und die Lehrjahre sind anfangs über diese Unstimmigkeit hinweggeglitten.

Berlin. Erich Schmidt.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

# Johann von Nepomuck im Schuldrama.

Die Nachrichten über Dramatisierungen der Legende vom heiligen Johann von Nepomuck hat zuletzt Homeyer[1] zusammengestellt. Dieses Verzeichnis ist dann von Weilen[2] und von Krauſs[3] erheblich ergänzt, aber auch durchgesiebt worden. Freilich wird sich unbedingte Vollständigkeit kaum erzielen lassen. Übersehen hat Homeyer z. B. noch eine Mitteilung Spechts.[4] In Freising wurde 1729 ein Stück aufgeführt: *Divus Joannes Nepomucenus cathedr. eccl. Pragensis canonicus … cum ecclesia Frising. apotheosin illius octiduana solemnitate celebraret in scenam datus Mense Septembri (modulos musicos comp. Rupertus Hoels).*

Solchen spröden Nachrichten kommt gleichwohl kein besonderes Gewicht zu. Das älteste uns vollständig erhaltene Stück des Salzburger Hanswurstes Stranitzky hat Homeyer umschrieben, ohne doch das letzte Wort darüber zu sprechen, auf welchem Grunde die profane Haupt- und Staatsaktion erwachsen sei. Er sah in dem postulierten gemeinsamen Archetypus des Stranitzkyschen Werkes und eines späten Innsbrucker Alexandrinerdramas von 1766 ein Schulstück. Dagegen hat Krauſs Bedenken geäuſsert und aus einem Vergleich beider Stücke den Eindruck gewonnen, daſs nur ein profanes Vorbild in Betracht kommen könne. Demnach hat er zugleich die sehr berechtigte Forderung gestellt, auch die erhaltenen Schulszenare zum Vergleich heranzuziehen. Da mir das Innsbrucker Drama von 1766 nicht zugänglich ist,[5] verzichte ich darauf, Homeyers Bahnen von neuem zu betreten. Ich will vielmehr versuchen, an der Hand eines von mir in der Breslauer Stadtbibliothek gefundenen Schulszenars auf Umwegen oder Seitenpfaden einiges beizutragen zur Lösung der Frage, ob Stranitzkys Stück auf eine weltliche oder geistliche Vorlage zurückgeht.

Krauſs hat aus der Zeit vor Stranitzky nur ein Schulprogramm zum Vergleich heranziehen können. Er fand darin noch keine dramatische Verwicklung, und gerade aus der beinahe

---

[1] Stranitzkys Drama vom 'Heiligen Nepomuck', *Palaestra* 62.
[2] *Euphorion* XV. [3] *Czechische Revue* 1906, S. 842 ff.
[4] *Mitteilungen der Gesellschaft für Erz. und Schulgeschichte* I, S. 244 (Freisinger Schulkomödien).
[5] Vorhanden auf der Wiener Hofbibliothek.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

mittelalterlichen Geradlinigkeit und Einfalt solcher Spiele erhielt er ein neues Argument für die Behauptung, es bestehe kein Zusammenhang zwischen Stranitzkys mutmafslicher Vorlage und dem Schuldrama.

Die meines Wissens nirgend erwähnte Aufführung in Breslau geschah 1711, also vierzehn Jahre vor Stranitzky, acht Jahre vor dem von Homeyer für Stranitzkys Vorlage angesetzten terminus a quo, 1719. Dieses Breslauer Programm führt den Titel: *Novus Silentiarius Harpocrates Sacer D. Joannes Nepomucenus, Metropolitanae Pragensis Ecclesiae ad S. Vitum Canonicus ... martyr gloriosissimus in theatrum datus ab Academica Humanitate Wratislaviensi ... anno 1711.* Wir haben damit das älteste bisher bekannte Nepomuck-Szenar, das schon eine Intrige in die Handlung hineingewoben hat.

Zur Erläuterung ziehe ich aufser Stranitzky und dem Innsbrucker Stück, soweit es aus Homeyers Bericht bekannt ist, noch zwei Programme aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts heran, die im Zusammenhang mit alter Schultradition stehen und von Stranitzky keinesfalls berührt sind. Dazu kommen noch die Angaben, die Kraufs gemacht hat. Es bedarf auch gar nicht einer umfassenden Berücksichtigung aller Zeugnisse, wofern man nur in die Entstehungsgeschichte dieser Stücke hineinleuchten will.

Zunächst ist der Inhalt des Breslauer Szenars zu vergegenwärtigen, das lateinisch und deutsch abgefafst ist, dergestalt, dafs der lateinische Bericht mit gröfserer Ausführlichkeit zu Werke geht und auch die Personenzahl beträchtlich vermehrt erweist. Die beiden Referate stammen sichtlich von verschiedener Hand. Denn auch in der Hervorhebung und Vernachlässigung einzelner Züge weichen sie stark voneinander ab. Ich ziehe das Wesentliche aus beiden Berichten zusammen.

Akt I: Nach dem Tode des Dompropstes auf Schlofs Wischerad wird Johann von Nepomuck durch einstimmige Wahl des Domkapitels zum Nachfolger begehrt und von Kaiser Wenzel dazu bestätigt. Aber er schlägt die Würde aus. Da überträgt ihm die Kaiserin das Amt eines kaiserlichen Almosengebers. Bald darauf wird er von Sinonius, der sich an Johannes rächen will — ein Grund dafür ist nicht angegeben —, beim Kaiser 'verachteter Majestät fälschlichen angeklaget'. — Akt II: Die Kaiserin wird um ihres Gatten Wohlfahrt besorgt und geht kirchlichen Pflichten nach (devotioni insistit). Ein im Walde von Räubern um seine Habe gebrachter Kaufmann wird von einem ihm begegnenden Bettler Codrus daran gehindert, sich zu töten, und ermutigt, bei Johannes Trost und Hilfe zu suchen. Darauf rüstet sich Wenzel zur Jagd und fordert die Kaiserin zur Begleitung auf, die aber durch gottesdienstliche Pflichten

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in Anpruch genommen ist. Da keimt in Wenzel ein Verdacht auf. Er nimmt sich vor, zu erforschen, was denn die Kaiserin so viel zu beichten habe. Diese erfährt durch Cloanthus von Wenzels Plan und will nun den von Prag abwesenden Johannes durch ein Schreiben davon benachrichtigen. Der Bote verliert unterwegs den Brief, ein Bauer findet ihn und händigt ihn dem Sinonius ein. Der verfälscht das Schreiben und schickt es durch einen anderen Diener dem Johannes. Aber dieser Diener trifft nun im Walde den Kaiser selbst, der den Inhalt erfährt und in seiner Neugierde nur noch bestärkt wird. Von der Jagd zurückgekehrt, befiehlt er, den Johannes herbeizuholen. Dieser Zusammenkunft versucht die Kaiserin zuvorzukommen, sie begrüſst ihren Gemahl demütig und fällt ihm zu Füſsen. Wenzel aber verhöhnt sie und weist sie ab. — Akt III: Der Kaiser sucht mit List beim Mahle den Inhalt der Beichte zu erfahren. Johannes weigert sich und entzieht sich dem Hofe durch einen listigen Vorwand. Dann trägt der Koch einen verbrannten Kapaun auf und wird deshalb auf Wenzels Befehl selbst verbrannt. Diese Härte macht ihm Johannes bald darauf zum Vorwurf. Der Kaiser wird darüber so aufgebracht, daſs er ihn in den Kerker werfen läſst. Die Grausamkeit wird durch Nisus dem Eurialus, darauf dem Adrast, schlieſslich dem Leander und Prokop berichtet. Das Gerücht verbreitet sich unter dem Volke, das einem Aufstand nahe ist. Aus Furcht davor gibt Wenzel den Johannes wieder frei. Diesen überkommt zum ersten Male eine Ahnung seines frühen Todes, er nimmt Abschied von den Freunden und entfernt sich nach Boleslavia (der ältesten Kultstätte der heiligen Jungfrau in Böhmen, wie Balbinus bemerkt). Nun sucht Wenzel durch List zu erreichen, was ihm durch Drohungen nicht gelang. Er zieht in tiefer Nacht die Kleidung eines seiner Höflinge, des Leander, an. So denkt er von Johann etwas zu erfahren. Leander hatte aber, ohne davon zu wissen, die Maske des Johann angelegt mit der Absicht, Wenzels Haſs bei nächster Gelegenheit zu beschwichtigen, indem er an des Johannes Stelle über das Beichtgeheimnis Auskunft gebe. Beider Betrug geht zunächst gut vonstatten, da stört während dieser Unterredung Ernestus, der den Narbassus soeben ermordet hat und bei dem vermeintlichen Johannes Schutz suchen will, die fast gelungene Täuschung. Der Kaiser hört als Leander den Bericht der Tat mit an, wird zornig und verrät sich durch seinen Grimm. Auch Leander wird entlarvt. Wenzel glaubt sich als betrogener Betrüger verhöhnt. Scham und Zorn übermannen ihn. So verlangt er noch einmal von dem gerade aus Boleslavia am Abend zurückkehrenden Johann Auskunft über die Beichte der Kaiserin. Der weigert sich abermals und wird nun ohne Gnade dazu verdammt, von der Moldaubrücke in den Fluſs gestoſsen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu werden. Nach überstandener Marter 'frohlocket in der Glori Joannes'.

Dieses Szenar bietet für die Verbindung der eigentlichen Nepomuck-Legende mit einer Hofintrige, einem Liebeshandel, den Urkeim. Kraufs konnte in den vor 1724 liegenden Programmen nur die nackte und klarlinige Behandlung der kaiserlichen Gewalttat feststellen. Erst ein Plan von 1734, der also nach Stranitzkys mannigfach ausgeweiteter Aktion liegt, bietet Rudimente einer Hofkabale. Bei Stranitzky und seiner postulierten Quelle wird schon eine Liebe der Königin zu einem Hofbeamten vorgegeben. Der Mundschenk Quido ist durch Oslao und Zytho vor Wenzel verleumdet worden. Quido erhält einen gefälschten Brief, der unerwartete Vertraulichkeiten von seiten der Königin bringt. Der Schenk geht in diese Falle und läfst sich in seiner Erwiderung zu einer Leidenschaftlichkeit verleiten, die ihm das Leben kosten soll, da man das Schreiben dem Kaiser übergibt. Es versteht sich, dafs diese Nebenhandlung niemals mit dem Motiv der Versündigung am Beichtgesetz in einen Flufs zusammenströmen konnte. Die Einschaltung war ja nur ein Notbehelf, um einer gar zu dürftigen Handlung, die sich nicht aus eigenen Mitteln zum dramatisch durchwogten Gesamtbild formen liefs, Stützen zu geben. Zunächst also versuchte man vor Stranitzky eine organische Weiterführung, indem man die Rolle des Johannes selbst ins Halbdunkel rückte. Denn in unserem Szenar wird nicht völlig klar, ob der Verfasser dem Johannes selbst oder den Höflingen unerlaubte Beziehungen zur Herrscherin nachgesagt wissen will. So viel steht ja fest, dafs er sich den Inhalt des verfälschten Schreibens, das Wenzel in die Hände fällt, nur in unsicheren Andeutungen bestehend gedacht haben kann. Denn sonst würde der Kaiser nicht nur zu gröfserer Neugierde gebracht werden, sondern einem ausgesprochenen Verdacht nachspüren. Spätere Bearbeiter scheuten sich offenbar auch davor, den Märtyrer selbst der Buhlerei zu verdächtigen, und so lag die Einführung von Höflingen, die dieser bezichtigt werden konnten, recht nahe. Wir haben auch in dem von Kraufs erwähnten Olmützer Drama vom Jahre 1734 die Andeutung, dafs Johannes über Beziehungen der Herrscherin zu anderen Männern Bescheid weifs. Ein verfälschter Brief enthält an die Gemahlin Wenzels die Worte: 'Fürchte dich nicht, Königin, Johannes weifs schon zu schweigen.' Es mufs fraglich erscheinen, ob das Olmützer Stück schon von Stranitzky beeinflufst ist, wie Kraufs, der freilich das Drama näher kennt, glauben möchte. Jedenfalls hat schon unser Schulszenar von 1711 die vermittelnden Ingredienzien: heimlicher Brief, Verfälschung dieses Schreibens, Verrat an den Herrscher. Das konnte gewifs durch mehrfache Zwischenstufen mit kleinen Abweichungen, unabhängig von

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Stranitzky, in die Fassung von 1734 übergehen. Die Grundpfeiler der Intrige aber, die Kraufs erst der Vorlage Stranitzkys und des Innsbrucker Dramas zuweisen wollte, sind schon 1711 vorhanden, und damit gewinnen das Schuldrama und die weltliche Staatsaktion Berührungspunkte, die Kraufs noch nicht in Rechnung ziehen konnte.

Wenzels Geliebte Ahalibama, die wohl letzten Endes auf seine in den Quellen erwähnte Buhlerin Susanna zurückgeht, hat man vermutlich zugleich mit den vermeintlichen Liebhabern der Königin eingeführt. Von Wenzels Untreue ist 1711 noch keine Rede. Schwankend ist auch in den verschiedenen Fassungen die Zahl der Verhöre. Was die Quellen boten — ich greife beispielsweise Balbinus heraus —, war in den leeren Wiederholungen zu eintönig, als dafs es ohne weiteres übernommen werden konnte. Bei Balbinus wird Nepomuck gleich nach dem ersten Verhör gefangen, aber wieder freigelassen, dann aufs neue befragt, gefangen, gemartert, wieder freigelassen, darauf bei seiner Rückkehr vom ältesten Bilde der Maria in Boleslavia noch einmal befragt und sofort danach in die Moldau geworfen. Homeyer hat betont, dafs Stranitzky als einziger die dritte Gegenüberstellung von Wenzel und Nepomuck vor Wenzels Todesbefehl 'erfunden' habe. Das kann Stranitzky also einfach von Balbinus übernommen haben, wie mir auch das Lied des todkündenden Engels auf eine Bemerkung des Balbinus zurückzugehen scheint, die von Todesahnungen Nepomucks vor seiner Reise nach Boleslavia erzählt. Von dieser ahndevollen Stimmung berichtet auch schon unser Argument von 1711. Stranitzky mied ferner eine leere Wiederholung, indem er den Beichtvater aus dem ersten erfolglosen Verhör noch frei hervorgehen, nach dem zweiten gemartert und gefangen, nach dem dritten getötet werden läfst. Das Hildesheimer Argument von 1751 begnügt sich mit zwei Aussprachen, nach der ersten wird Nepomuck schon gemartert, nach der zweiten zum Tode abgeführt. Nur der Verfasser des frühen Programms von 1711 hielt offenbar Nepomucks Weigerung nicht für dramatisch ausreichend zu so harter Pein, und so wurden andere in den Quellen erwähnte Begebenheiten mit hineingezogen, um die vermeintliche Schuld Nepomucks deutlicher zu bezeichnen. Dafs die Brieffälschung lediglich zur Entlastung des Heiligen dient, war erwähnt, und schon bei seiner Ernennung zum Almosengeber wird Wenzels Mifstrauen durch Verleumdungen jenes Sinonius wach. Leider fehlen uns nähere Angaben über den Inhalt der Verdächtigung. Dann mufs Wenzels Begierde noch durch eine Jagd, der die Kaiserin der Beichte wegen nicht beiwohnen will, aufgestachelt werden. Nun folgt die nur einmalige Weigerung Nepomucks vor Wenzel, der durch die Verleumdung und den gefälschten Brief

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schon gegen den Beichtvater eingenommen ist. — Auch weiterhin tritt die Sünde wider die Kirche in diesem Schulstück weit mehr zurück als etwa bei Stranitzky. Diese Verweltlichung des Stoffes ist dem Verfasser höchstwahrscheinlich gar nicht so recht zum Bewufstsein gekommen. — Die bekannte Kapaungeschichte finden wir auch aus diesen Gründen hineingearbeitet oder vielmehr da belassen, wo sie zufällig bei den Quellen stand; aber nun mufs sie gerade an diesem Punkt in das Räderwerk des Ganzen bestimmend eingreifen, was von den Historiographen der Nepomuck-Erzählung mindestens nicht beabsichtigt war. Homeyer hat diese Verquickung der Nepomuck-Legende mit dem Schicksal eines Hofkochs als Ungeschicklichkeit bezeichnet, der Stranitzky durch ein feineres Gefühl für das Wesentliche entgangen sei. Unser Bearbeiter von 1711 hat sich freilich ganz gewifs auf die Ausnutzung eines überlieferten Zuges zu stärkerer Motivierung des königlichen Grolls auch gegen Nepomuck etwas zugute getan. Und mit pedantischem Rationalismus wird dabei noch obendrein das Vergehen und also auch die Bestrafung des Kochs gemeinverständlicher gemacht, indem der Kapaun nicht, wie die Vorbilder und nach ihnen z. B. auch Stranitzky sagen, schlecht gebraten auf den Tisch kommen darf, sondern verbrannt (solito magis assus). So hatte man wenigstens eine Sünde, die sich nicht wieder gutmachen liefs. Dafs dabei der Sinn der gerade hierauf angeordneten Strafe verloren ging, ist dem Bearbeiter von 1711 also völlig entgangen. Noch bei Stranitzky sagt ja Wenzel zum Nachrichter: 'Man lase den Hund so gleich lebendig spiesen, und brathen; Gevatter mache, das er besser alss gegenwärtiger Capaun aussgebratten werde.'

Stellte Stranitzky in drei Verhören die Heiligkeit des Beichtgeheimnisses allein in den Vordergrund, so begab er sich damit aber auch in diesem Punkt einer wirksamen dramatischen Steigerung. Denn der Inhalt der Verhöre wird dreimal ohne neue Zutaten wiederholt. Unser geistlicher Dichter, der seltsam genug die Beichtangelegenheit nicht so kräftig herausgeschliffen hat wie der profane Theaterdichter, sucht sich auch für Nepomucks einmalige Freilassung aus dem Kerker, die bei Stranitzky fehlt, exoterische Gründe, indem er den in der Überlieferung viel später eingreifenden Volksaufstand schon hier einwirken läfst. Bei Balbinus empört sich das Volk nach vollzogener Hinrichtung Johanns, und Wenzel schickt zu spät einen Gegenbefehl; bei Stranitzky und im Innsbrucker Drama trägt der Tumult nach des Heiligen Tode zu Wenzels Verzweiflung bei; im Olmützer Drama von 1731 führt der Aufruhr gerade Nepomucks Tod herbei.

Die Freilassung selbst hat das Argument von 1711 gemein mit dem Hildesheimer (1751) und dem Jülicher Szenar (1762). Sie erfolgt hier auf Bitten der Kaiserin: 'Kommt ihr Wenceslaus

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

entgegen, für dem als sich Joanna niederwirfft, stellet er sich gantz gnädig und gibt ihr gleich Joannem lofs, welchen sie in eigener Persohn ... zu erlösen hineilet.' In dieser Fürbitte hat man einen alten Zug zu sehen; denn schon 1711 kniet die Kaiserin vor Wenzel nieder, als sie erfährt, dieser wolle Johann vor sich laden lassen.

Den Schlufs des Breslauer Szenars bildet nun eine regelrechte Verkleidungsgeschichte, wie sie in jedem Bandenstück mit Ehren bestehen könnte. Sie führt die letzte Entscheidung herbei; und mit dem Mifslingen der Maskerade schafft sich der Bearbeiter eine neue Begründung für das letzte Verhör und den gewaltsamen Tod des Helden.

So hat dieses Szenar in seinen mannigfachen Ausladungen und Abschweifungen eine Gestaltung erfahren, die man weit eher einem späteren weltlichen Bearbeiter als einem geistlichen Verfasser der ältesten dramatischen Überlieferung zutrauen möchte. In dieser bunten profanen Übermalung schimmert die geistliche Grundfarbe weniger hindurch als in Stranitzkys Staatsaktion, und man kann schwerlich behaupten, dafs kirchliche Lehre und geistliches Vorbild sich hier reiner entfalte als im weltlichen Hanswurstdrama.

Danach aber kann man gewifs nicht mit Kraufs jede Beziehung zwischen Stranitzkys Vorlage und dem Schuldrama ableugnen. Unser Stück hat auch schon wie die Szenare aus Hildesheim und Jülich allegorische Zwischenszenen und Bilder, wenn auch die Gesänge fehlen.[1] In der Vorbildung wird der 'Christlichen Religion die Zunge von dem Engel gereiniget', und im ersten Akt ist das Königreich Böhmen mit grofsen Sorgen überladen und 'beflissen seinen üblen Zustand durch Mercurium dem Himmel kund zu machen'. Die christliche Religion wird hernach gesendet, 'um das betrübte Königreich Böhmen zu trösten'. So schlingen sich zahlreiche Allegorien um die Handlung. Aber auch eine durchaus nicht priesterliche Neigung zu zuständlicher genrehafter Abschweifung tritt uns entgegen. Schon im zweiten Akt will sich ein Kaufmann, der von Mördern im Walde all seines Gutes beraubt worden ist, mit dem Strick töten, doch er wird von einem 'ungefehr dazu kommenden Bettler namens *Codrus* verhindert und zu *Joanni* umb Hülffe zu suchen, angewiesen'. Dient solche ohne Bedacht an beliebiger Stelle eingelegte Szene noch zur näheren Charakteristik des Helden, so läfst uns schon die Überschrift einer im selben Akt stehenden Szene, 'Incidens', ahnen, dafs wir es hier nur mit einem leeren, schmückenden Einschub, einer Unterhaltungspause, zu tun haben:

[1] Vgl. Homeyer, der ein Schulstück mit allegorischen Zwischenszenen, Gesängen und Transparentbildern als Vorlage Stranitzkys annimmt (a. a. O. S. 103).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Aesopus ab Hero suo nundinatum delegatus optimum et pessimum in linguis comparat.* Das übersetzt die deutsche Beilage: 'Aesopus wird von seinem Herrn auf den Marckt geschickt umb das Beste und Böseste einzukauffen.' Es fehlt nur noch zu Äsop der Zusatz 'der kurzweilige Hofbediente', und wir sind mitten im Bandenstück. Schwerlich darf man da zwischen dem Schulstück und Stranitzky alle Brücken abbrechen wollen! — Die Frage, ob Stranitzkys Stück und das Innsbrucker Drama auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen und ob diese ein Schulstück war, kann aus sich selbst nur gelöst werden, wenn man auch das Innsbrucker Stück zur Hand hat, das mir nicht zugänglich war. Dafs aber die Beziehungen zwischen Stranitzky und dem Innsbrucker Stück einerseits und der schulmäfsigen Tradition anderseits grofs genug sind, um sich den mutmafslichen Archetypus auf geistlichem oder schulmäfsigem Boden erwachsen vorzustellen, glaube ich im Gegensatz zu Kraufs' Behauptung verdeutlicht zu haben.

Neigt man aber dieser Ansicht zu, dann darf man sich auch diese Vorlage, wenn sie ein Schulstück war, mindestens von einem lateinischen, kurz zusammenfassenden Argument eingeleitet denken. Und man braucht nun vielleicht nicht mehr nachzusinnen, wie Stranitzky darauf kam, die Gemahlin des Kaisers Joanna 'theatralisch Augustam zu nennen'. Homeyer glaubte, dafs vielleicht die Ähnlichkeit des Namens mit Johannes zur Bevorzugung des lateinischen Titelnamens geführt habe. Unser Szenar von 1711, das natürlich als solches nicht als unmittelbare Vorlage in Betracht kommt, nennt *Joanna* gewöhnlich *regina* oder *imperatrix,* aber ganz am Ende taucht die Bezeichnung *Augusta* für sie auf. Auf diesem Wege liefse sich also auch Stranitzkys Namenwahl leichter aus dem Schulstück als etwa aus fernerliegenden lateinisch abgefafsten Quellen erklären. Diese Namenübereinstimmung aber als eine Zufallslaune anzusprechen, kann man sich schwer entschliefsen. Es wäre doch hübsch, wenn sich gerade diese Vermutung durch den endgültigen Nachweis einer schulmäfsigen Vorlage für Stranitzky nicht als blofses Kombinationsspiel, sondern als ein *argumentum e tuto et utili* herausstellte.

Berlin. Werner Richter.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Handschriftliches aus Herders Bückeburger Zeit.

(Schlufs.)

## II. Herder und Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe. Nachtrag.

In dem Bd. 126 S. 1 ff. in dem Aufsatz 'Herder und Graf Wilhelm zu Schaumburg-Lippe' besprochenen Faszikel des Fürstlichen Hausarchivs in Bückeburg befindet sich auch ein in der Mitte gefalteter Halbbogen mit Goldschnitt, auf dessen ersten drei Seiten die Gräfin Maria ein *Supplement à la Reponse de Monsieur de Voltaire au Systéme de la Nature* in französischer Sprache niedergeschrieben hat, dessen Verfasser Graf Wilhelm ist. Da ein Zeugnis dafür fehlte, dafs diese Niederschrift in Beziehung zu Herder gestanden hatte, ist sie in den erwähnten Aufsatz nicht aufgenommen. Nun findet sich aber in den bislang ungedruckten Briefen der Gräfin Maria an Karoline Herder eine Stelle, die da zeigt, dafs der Inhalt jenes Supplements Gegenstand des Gesprächs zwischen dem Grafen und Herder gewesen ist und dann, schriftlich fixiert, diesem ebenso wie die übrigen besprochenen Niederschriften des Grafen mitgeteilt worden ist, also ebenso wie jene ein Zeugnis des geistigen Verkehrs bildet, der zwischen dem Grafen und Herder in dem Winter von 1773 auf 1774 statthatte, und zugleich für die Rolle, die Voltaire und seine Autorität in demselben spielte.

Am 22. Dezember 1773 schreibt die Gräfin Maria an Karoline Herder: 'Die Allegorie die Ihnen so wohlgefiel folgt auch anbey, obgleich mein bester Herr sagte, ich hätte es zur Unzeit vorgewiesen, und nach dem Comte de Fernay müße Er sich deßen schämen, jedoch müße man das Gehen nicht unterlaßen, wo andere springen könnten; wäre mein Lob parteiisch so wäre mirs zu vergeben, ich weiß Sie und Herder werden doch so viel Freude daran haben als ich — noch mehr an dem *Supplement,* der Gedanke wird Ihnen noch bekandt seyn und in dieser Ausarbeitung gewiß nicht misfallen.'

Während früher bei der Unbestimmtheit der Ausdrücke 'Allegorie' und 'Supplement' nicht erkennbar war, welche Schriftstücke damals an Herder übermittelt wurden, setzen uns die wiedergefundenen Blätter in den Stand, diese Frage zu beantworten. Wir erfahren aus dem Briefe, dafs das Original des

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

philosophischen Seestücks 'Das menschliche Leben', dessen poetische Übersetzung durch Herder, wie wir sahen, in einem Ende Januar 1774 geschriebenen Briefe der Gräfin erwähnt wird, Herder am 22. Dezember 1773 übersandt wurde, und dafs der Graf mit seiner Ausführung mit Voltaire, dem Philosophen von Ferney, zwar nicht in die Schranken zu treten wagt, aber wo dieser 'springt', doch wenigstens 'gehen' zu können glaubt. Dann aber geht aus dem Briefe hervor, dafs der Gedanke des 'Supplements' Herder aus einem Gespräche mit dem Grafen bekannt gewesen ist und seinen Beifall gefunden hat, so dafs es ihm auch in der nun vorliegenden französischen Formulierung durch den Grafen mitgeteilt worden ist. Es lautet folgendermafsen:

Sur un ou deux passages dans le 6^eme^ Tome de l'Histoire philosophique de l'Etablissement du Commerce des Européens dans les deux Indes, par Helvetius ****

Pour servir de Supplement à la Reponse de Ms^r^ de Voltaire au Systéme de la Nature.

Rien ne seroit plus affligeant que de voir des Esprits les plus brillants et les plus riches en Connaissances, aveugles de propôs deliberé sur la 1^ere^ et la plus interessante de toutes, celle de l'Existence d'une supréme Intelligence, si le Sentiment naturel, et cette Philosophie qui nait de la raison humaine, même inculte et abandonnée ne parloit souvent avec une Eloquence irresistible.

Tome 6^eme^ page 31. Ms^r^ Helvetius applaudit avec Raison à la Soumission des Iroquois, à ce que *veut l'Homme d'enhaut,* mais il est triste que d'autres Endroits de ses Ouvrages laissent penser qu'il n'entend pas par cet Homme d'enhaut ce qui se doit entendre, et qu'il a été lui même moins persuadé peut être que les Iroquois de l'Existence d'une Volonté d'enhaut, cependant l'opinion intuitive des Sauvages dont il parle quelques Lingnes plus bas, conduit pour peu qu'on y reflechisse, à des Argumens d'une Evidence frappante, victorieux des Systémes des Leucippes Lucreces et de leurs Sectateurs; ces Sauvages, (dit-il,) *supposent une Ame par tout ou ils voyent du Mouvement dont ils ignorent la Cause.*

§ 1. Tous l'Univers est en Mouvement, tout Mouvement est produit par quelque Cause, toute Cause jusqu'a la première est l'Effet de la Cause antecedente, la Cause primordiale n'est pas Effet, son Principe est donc necessairement *Volonté,* car autrement elle seroit passive, et des lors elle ne seroit pas Cause première.

§ 2. Mais l'Imagination aura beau reculer à l'Infini L'Orrigine de la Chaine, une Cause primordiale, Cause de l'Enchainement de toutes les Causes ou Effets doit exister toujours necessairement, car il ne sauroit y avoir un seul Effet biens moins une suite d'Effets sans Cause, cette première Cause est Esprit, Ame, Intelligence, puisqu'elle produit toutes les autres par sa Volonté. (par § 1.)

Das Supplement führt uns mitten in den erbitterten Kampf der Meinungen jener Zeit, es nennt zwei Rufer im Streit — Voltaire und Helvetius — und zwei Bücher, die, erst vor kurzer Zeit erschienen, im Vordergrunde des Interesses standen — Holbachs *Système de la nature* und des Abbé Raynal *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Neben dem Theismus christlicher Weltanschauung hatte sich der Deismus der Philosophie erhoben, und neben diesem war dann als der Todfeind beider der Materialismus emporgewachsen, dessen Weg durch drei Bücher gekennzeichnet wird: Lamettries *L'homme machine* 1748, des Helvetius *De l'esprit* 1758 und durch das letzte und lauteste: Holbachs *Système de la nature* 1770.

Holbachs Buch erschien unter dem Titel *Système de la nature, ou des lois du monde physique et du monde moral* angeblich in London, in Wirklichkeit in Amsterdam, nicht unter dem Namen des Verfassers, sondern des seit zehn Jahren verstorbenen Jean Baptiste Mirabaud, des Sekretärs der Akademie. Dafs es der völlig französierte deutsche Edelmann Holbach, dessen Leben zu der Philosophie des Buches im gröfsten Gegensatz zu stehen schien, geschrieben hatte, ahnte niemand. Sein Buch, die Bibel des Materialismus, wie man es genannt hat, war nicht das tiefste, aber das umfassendste seiner Richtung, es stellte der Weltanschauung der Theologen ein nach allen Seiten hin ausgearbeitetes System gegenüber und forderte durch seine brutale Rücksichtslosigkeit zum Widerspruch und Kampf heraus. Überall erregte es das gröfste Ärgernis, die Kirche und das Parlament schritten ein, die Gegner erhoben sich, es zu widerlegen.

Unter den ersten Gegnern erschien Voltaire, der Vorkämpfer des Deismus, auf dem Plan. Er wandte sich vor allem gegen den zweiten Teil des Werkes, der von der Gottheit handelt, und suchte die Behauptung, dafs das Dasein Gottes unerweislich sei, zu widerlegen: hatte doch der Deismus an dieser Widerlegung im Grunde ein noch gröfseres Interesse als die positiv gerichteten christlichen Kreise. Während für die christliche Weltanschauung, die sich auf Offenbarung stützt, philosophische Beweise für die Existenz Gottes, so willkommen sie an sich auch sein mögen, doch erst in zweiter Linie und nicht entscheidend in Betracht kommen, wird dem Deismus durch einen Nachweis, dafs alle Gottesbeweise hinfällig seien, einfach der Boden unter den Füfsen weggezogen, und so sehen wir, dafs auch Graf Wilhelm, wie sein grofses Vorbild Friedrich der Grofse in einer besonderen Schrift, dem *Examen critique du système de la nature,* das radikale Buch bekämpft, wenigstens in einer Schlufsreihe Voltaires Beweise gegen den Fundamentalsatz des Materialismus zu verstärken sucht. Er geht dabei aus von einer Stelle eines anonym erschienenen Werkes, das er dem Helvetius, dem einen der obengenannten Hauptvertreter des Materialismus, zuschreibt, von dessen Schriften manche erst nach seinem 1771 erfolgten Tode herausgegeben sind.

Die *Histoire philosophique et politique des établissements et du commerce des Européens dans les deux Indes* wird heute

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

**kaum noch gelesen, sie erregte aber bei ihrem Erscheinen im Jahre 1771 das gröſste Aufsehen, sie hat noch während der Französischen Revolution auſserordentlich gewirkt. Sie war 'der angstvolle Aufschrei der Leidenden und Gedrückten gegen die hartherzige Selbstsucht, der dringende Mahnruf zu endlicher Besserung' und wandte sich vor allem gegen die Sklaverei und die schlimmen Folgen, die das Monopol zeitigte. Im Jahre 1781 wurde das Werk wegen seines freien Standpunktes auf Befehl des Parlaments öffentlich verbrannt und gegen seinen inzwischen bekanntgewordenen Verfasser Guillaume Thomas François Raynal ein Haftbefehl erlassen. Raynal floh in die Schweiz und von da nach Deutschland, wo ihn Friedrich der Groſse, wie einst auch Lamettrie, als Verfolgten mit Auszeichnung empfing. Im Jahre 1787 erhielt er die Erlaubnis, nach Frankreich zurückzukehren, die Nationalversammlung restituierte ihn, und das Direktorium ernannte ihn zum Mitgliede des Instituts. Er starb 1796.**

In Bückeburg haben sich zwei Ausgaben der *Histoire philosophique* aus der Zeit des Grafen Wilhelm erhalten. Die eine, die sich jetzt in der Gymnasialbibliothek befindet, in sechs Bänden, zu denen dann noch ein siebenter Band zur Ergänzung hinzugekommen ist, ist nach dem Titelblatt 1772 in Amsterdam erschienen, die andere, in der Fürstl. Hofbibliothek befindliche, besser ausgestattete, mit einzelnen Kupfern geschmückte und mit Karten versehene, ist in sieben Bänden 1774 im Haag gedruckt, die Kupfer tragen die Jahreszahl 1773. Die Bände der älteren Ausgabe tragen das gräfliche Wappen und darüber die Anfangsbuchstaben des Titels und des Namens des Grafen Philipp Ernst, des Nachfolgers des Grafen Wilhelm, die der jüngeren den roten Zettel mit der goldgedruckten Aufschrift: 'Gehoret zur Bibliotheck auf denen Wilhelms Inseln', haben also einst in der Bücherei des oben beschriebenen Wilhelmsteins gestanden. Der nicht genannte Herausgeber der Ausgabe vom Jahre 1774 erklärt in der Vorrede, daſs die früheren zwar unter sich übereinstimmten — *les éditions se ressemblent toutes* — aber auf ein *manuscrit informe ou altéré* zurückgingen; er selbst biete das Werk so, wie der Verfasser es geschrieben habe. Auf Grund dieser neuen, besseren Ausgabe ist dann 1774 *à Mæstricht chez Jean-Edme Dufour, Imprimeur et Libraire* — in den beiden beschriebenen Ausgaben ist der Drucker nicht angegeben — ein siebenter Band von 528 Seiten, *pour servir de Supplément à l'Edition publiée en six Volumes, sous le titre d'Amsterdam,* 1773 erschienen *contenant non seulement le Tableau de l'Europe, mais aussi toutes les Augmentations et Variantes essentielles éparses dans la nouvelle Edition qui vient de paroître en sept Volumes, La Haye, 1774.* Dieser Supplement-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

band konnte allen früheren (sechsbändigen) Ausgaben hinzugefügt werden, da diese ja einander gleichlauteten, und so finden wir ihn der ersten der obenerwähnten Ausgaben vom Jahre 1772 hinzugefügt. Graf Wilhelm hat aber wohl die auf dem Titelblatte des Supplementbandes erwähnte Ausgabe vom Jahre 1773 benutzt. In dem Verzeichnis der von ihm hinterlassenen ca. 5000 Bücher, das nach seinem Tode von dem zweiten Nachfolger Herders, dem Konsistorialrat Grupen, und dem Hofprediger Catel aufgenommen wurde, findet sich nämlich S. 116 unter Nr. 731—36 angeführt: *Histoire philosophique etc. Amst. 1773 T. 1—6.* Diese Ausgabe hat der Graf wohl sofort bei ihrem Erscheinen gelesen und im Anschlufs an diese Lektüre mit Herder gesprochen und dann die oben wiedergegebenen Sätze niedergeschrieben. Hätte er schon die Ausgabe vom Jahre 1774 benutzen können, so hätte er über den Verfasser der anonym erschienenen Schrift nicht im Zweifel sein und nicht den Helvetius als solchen bezeichnen können. Die Ausgabe vom Jahre 1774 nennt zwar auf dem Titelblatte und sonst den Verfasser ebenfalls nicht, es findet sich aber am Anfang des ersten Bandes ein gut ausgeführtes Porträt mit der Unterschrift *G^me^ T^mas^ Raynal, De la Société Royale de Londres et de l'Académie des Sciences et Belles-Lettres de Prusse,* so dafs über den Verfasser kein Zweifel mehr sein konnte, wenn man nicht absichtliche Täuschung voraussetzte.

Graf Wilhelm ist später von der Meinung abgekommen, dafs die *Histoire philosophique* ein Werk des Helvetius sei. Es befindet sich nämlich unter mancherlei Konzepten und anderen Papieren der Gräfin Maria eine Niederschrift des Supplements von der Hand der Gräfin, die wohl eher angefertigt ist als die oben abgedruckte Reinschrift, da an einigen Stellen erst durch Einfügen und Korrektur der von dieser gebotene Wortlaut durch die Hand des Grafen hergestellt ist,[1] die der Graf aber später wie die erste Reinschrift der Gräfin von der Übersetzung der Stelle aus dem Brutus benutzt hat, um Korrekturen einzutragen. Er hat *par Helvetius* in der Überschrift, *Msr. Helvetius* am Anfang des zweiten Absatzes gestrichen, über das letztere *L'Autheur* geschrieben und zu den Worten *d'autres Endroits de ses Ouvrages* folgende 'Note' hinzugefügt: *Lorsque ceci a eté ecrit on était dans l'Opinion que l'Histoire philosophique était de la méme main qu'un certain Ouvrage celébre qui parût en France il y a 16—18 ans et attira des desagre-*

---

[1] An einer Stelle weicht der Text jedoch, ohne eine Korrektur zu bieten, noch von dem oben abgedruckten ab. Im ersten Absatz steht *la Philosophie qui nait d'elle même avec la raison humaine inculte* statt *et cette Philosophie qui nait de la raison humaine même inculte.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*mens a son Autheur.*[1] Das vor 16—18 Jahren erschienene Werk ist das obenerwähnte Werk des Helvetius aus dem Jahre 1758. Raynals Name wird auch auf diesem Blatte vom Grafen nicht genannt.

Die Stelle, auf die sich der Graf in seiner Ausführung bezieht, steht in der Ausgabe vom Jahre 1772 dem Zitat des Grafen entsprechend VI 31, in der vom Jahre 1774 VI 37 f. und lautet in der ersteren wie folgt:

> Les Iroquois supposent confusément un premier être qui regle à son gré le cours du monde. Ils ne s'affligent pas du mal que cet être permet ou laisse faire. Quand il leur arrive un événement fâcheux: *l'homme d'en-haut l'a voulu*, disent-ils; et il y a plus de philosophie dans cette soumission que dans tous les raisonnemens, toutes les déclamations de nos philosophes. La plupart des autres nations sauvages adorent ces deux principes qui ne tardent pas à naître dans l'esprit humain, dès qu'il a conçu des substances invisibles. Quelquefois c'est un fleuve, une forêt, la lune et le soleil qu'ils adorent; en un mot des êtres où ils ont remarqué une certaine puissance et du mouvement; parce que par-tout où ils voient un mouvement dont ils ignorent la cause, ils supposent une ame.

Zwei Tatsachen werden vor allem in diesem Abschnitt berichtet: Die Irokesen glauben, daſs ein höchstes Wesen nach seinem Belieben die Welt regiere, und finden es deshalb gar nicht auffallend, wenn sie ein Unglück trifft, sondern fügen sich mit einem ergebenen 'Gott will es so' auch in die schlimmen Dinge, und die übrigen Wilden verehren die Sonne, den Mond und andere Dinge, an denen sie Macht und Bewegung zu bemerken glauben, da sie überall, wo sie eine Bewegung sehen, deren Veranlassung nicht ersichtlich ist, eine Seele voraussetzen. Graf Wilhelm verwendet diesen Bericht in zweifacher Weise. Er benutzt ein Urteil, das der Verfasser der ersten Tatsache anfügt, zu einer allgemeinen Bemerkung, in der die Beweiskraft der philosophischen Gründe eines vernünftigen Denkens für das Dasein einer Gottheit gefeiert wird, und macht die zweite zur Grundlage eines Schlusses, mit dem er alten und neuen Vertretern des Materialismus siegreich entgegenzutreten hofft. So traurig es ist, meint er, daſs oft die scharfsinnigsten Leute den so klaren Beweisen für die Existenz eines höchsten Wesens gegenüber ihr Auge verschlieſsen, so ist es anderseits ein um so erfreulicheres Zeugnis für die elementare Überzeugungskraft dieser Gründe, daſs die Materialisten in sozusagen unbewachten Augenblicken, in Augenblicken, in denen sie, ohne durch die Scheuklappen ihrer Theorie gehemmt zu sein, unbefangen ihrem natürlichen Urteil folgen, tatsächlich dieselben selbst anerkennen. So lobt selbst der Verfasser der *Histoire philosophique,* so vielfach er auch sonst seinen Atheismus hervortreten läſst, jene

[1] Auſserdem hat der Graf *soupçonner* statt *penser* geschrieben.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ruhige und ergebene Unterwerfung der Irokesen unter den Willen Gottes, indem er sagt, in ihr sei mehr Philosophie als in allen Überlegungen und Erörterungen unserer Philosophen, und erkennt damit die Annahme eines höchsten Wesens als berechtigt an, denn ohne diese hat doch die belobte Unterwerfung gar keinen Sinn. Die Anschauung, dafs das Vorhandensein selbständiger Bewegung die Existenz einer Seele voraussetze, baut er dann in zwei Abschnitten zu dem Schlufs aus, dafs die Kette der Bewegungen im Weltall eine ursprüngliche Ursache voraussetze, diese aber als solche nicht passiv sein könne, also im Willen eines Geistes, einer Intelligenz ihren Ausgang nehmen müsse.

Eigenartig ist nun, dafs die Stelle, die der Graf als Beweis für die unverwüstliche Siegeskraft der philosophischen Gottesbeweise benutzt, in der vollständigen und besseren Ausgabe von 1774 durch den Zusatz eines einzigen Wörtchens so verändert ist, dafs sie der Graf, wenn sie ihm in dieser Gestalt vorgelegen hätte, wohl kaum benutzt haben würde. Während nämlich im übrigen in dem betreffenden Abschnitte der Wortlaut in den beiden Ausgaben der gleiche ist, ist in den Worten *il y a plus de philosophie dans cette soumission que dans tous les raisonnemens, toutes les déclamations de nos philosophes* zwischen *il y a* und *plus de philosophie* ein ironisches *peut-être* eingeschoben, das der Stelle ein ganz anderes Gesicht gibt, indem aus einer Anerkennung des Glaubens an eine Gottheit ein spöttischer Ausfall auf die gläubigen Anhänger eines solchen Glaubens wird. *Habent sua fata* — nicht nur *libelli*, sondern auch einzelne Stellen der *libelli*!

Wie sehr sich Graf Wilhelm damals mit ähnlichen Werken und zugleich mit Voltaire beschäftigte, zeigen zwei Schreiben Herders an ihn, die sich im Fürstl. Hausarchiv befinden. In dem einen vom 20. Oktober 1773 heifst es: 'Da Euer Durchlaucht die *Recherches philosophiques sur les Americains* Durchlesens nicht unwerth gefunden: so habe die Kühnheit, die neuen *Recherches sur les Egyptiens et sur les Chinois* von eben dem Verfasser unterthänigst zu überreichen.'[1] In dem anderen, das

[1] In der Fürstl. Hofbibliothek befinden sich noch die Exemplare sowohl der *Recherches philosophiques sur les Américains, ou Mémoires intéressants Pour servir à l'Histoire de l'Espèce humaine. Par Mr. de P***. A Berlin, Chez George Jacques Decker, Imp. du Roi. 1770, 2 Bde* mit dem Motto *Studio disposta fideli. Lucrece* wie der *Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois. Par Mr. de P***. Auteur des Recherches Philosophiques sur les Americains. A Amsterdam et à Leyde, Chez Barth. Ulam, et J. Murray. 1773. 2 Bde.* Sie tragen den Namenszug und das Wappen des Grafen Philipp Ernst. Auf dem Titelblatt ist der Name des Verfassers handschriftlich zu *Peau* ergänzt und hinzugefügt *Chanoine de (à) Santen dans le duché de Cleves.*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

vom 25. Januar 1774 datiert ist, schreibt Herder: 'Beikommende Voltärsche Sachen sind aus Alverdissen an mich kommen mit dem Auftrage, sie Euer Durchlaucht überreichen zu dürfen. Ich thue es sogleich.'

Graf Wilhelm hat sich mit den berührten Fragen noch weiter beschäftigt. Wir haben schon gesehen, dafs er dem Supplement später noch eine Anmerkung über den Verfasser der *Histoire philosophique* hinzugefügt hat. Er hat auch an der Bd. 126 S. 4 ff. besprochenen Allegorie noch weiter gearbeitet, indem er in einer Abschrift der Gräfin die letzten Zeilen von *mais tous isolés* an strich und durch die Worte ersetzte: *Le Mouvement general de La Mer Les degage insensiblement tous des Embarâs et rend Leur Navigation de plus en plus paisible et propice.* Vor allem aber ist Zeuge für das lebhafte Interesse, mit dem er den Kampf des Deismus gegen den Materialismus verfolgte, auch folgende Niederschrift der Gräfin Maria:

de S A le Comte regnant de Schaumbourg Lippe 1775.
Sur le Precis des Argumens Contre les Materialistes

*par M. J. de Pinto.*

Il est bien remarquable que ceux qui de nos Jours ont combattù le Materialisme avec le plus de Succes sont deux Juifs, *Pinto* et *Mendelssohn.*

et que la plus vertueuse et heroique Action qui a jamais été faite par un homme l'ait été par un *Moine Fern.do de Castro.* Decadas da Asia. Decad. VII. LIV. VIII. Cap. 1.[1]

La Sagesse et la Vertù Sublime
ne portent pas l'uniforme de
nos vains Prejugés et frivoles
distinctions de Condition et
Circonstances d'Accident.

Auf das angeführte Buch ist der Graf wohl in Pyrmont von Moses Mendelssohn aufmerksam gemacht worden. Der portugiesische Jude Isaac de Pinto, der durch die Verteidigung seiner Stammesgenossen gegen Voltaire in seiner *Apologie pour la Nation Juive ou réflexions critique sur le premier Chapitre de VIIme Tome des Œuvres de M. de Voltaire au sujet des Juifs Amsterdam 1762* bekanntgeworden war, hatte seine Schrift *Précis des arguments contre les Matérialistes, Avec de Nouvélles Réflexions sur la Nature de nos Connoissances, L'existence de Dieu, l'immatérialité, et l'immortalité de l'Ame,* Amsterdam 1774, gleich nach ihrem Erscheinen Mendelssohn zugeschickt, und dieser beauftragt in einem Schreiben vom 14. Juni 1774, also kurz vor seiner Abreise nach Pyrmont, Simon Sommerhausen im Haag, dem Verfasser dafür zu danken.[2] Mendels-

---

[1] Diogo do Couto, *Decadas da Asia,* Lissabon 1736, Dec. 7, Buch 8, Kap. 1, S. 194 f. [2] Mendelssohns 'Ges. Schriften' V 527 ff.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sohn erklärt, er habe die Schrift mit Vergnügen gelesen, legt ihr aber von seinem hohen, selbstsicheren Standpunkt aus keinen so hohen Wert bei. Das sogenannte 'System der Natur' habe zwar in Deutschland eben nicht viel Anhänger gefunden, da es aber in Frankreich viel Aufsehen gemacht habe und jugendliche Gemüter leicht verführen könne, so könne der kleine Traktat des Herrn Pinto dazu dienen, die Zweifelsüchtigen aufmerksam zu machen und zum Selbstdenken anzuleiten. In der Fürstl. Hofbibliothek in Bückeburg ist ein Exemplar der 1775 im Haag erschienenen *Seconde édition (soigneusement revue, corrigée et augmentée par l'Auteur)*, des Buches, auf dessen blauem Papierumschlag sich Notizen von der Hand des Grafen Wilhelm befinden.

Als Graf Wilhelm im Juli 1774 mit Mendelssohn in Pyrmont zum ersten und einzigen Male zusammentraf, trat er nicht zum ersten Male zu ihm in Beziehung. Als Mendelssohn im Jahre 1766 den Plan faſste, Berlin zu verlassen und in Bückeburg *in otio litterario* zu leben, hatte er dem Freunde seines Abbt bereitwillig Schutz und Wohnrecht in Aussicht gestellt. Nach Abbts 1767 erfolgtem Tode hatte er ihm dessen Übersetzung von 'Sallusts Zusammenrottung des Catilina' zugehen lassen, die er in Stadthagen auf eigene Kosten zum Vorteil der Erben seines verstorbenen Freundes hatte drucken lassen, worauf Mendelssohn ihm seinen eben erschienenen 'Phaedon' übersandte.[1] In Pyrmont besprach er mit ihm eifrig philosophische Fragen, las ihm aus seinen Manuskripten vor, er veranlaſste, daſs er acht Tage länger blieb, als die Kur es für ihn erforderte.[2] 'Ich habe', sagt anderseits Mendelssohn über den Grafen, 'nie einen Mann mit mehr Wärme von den Wahrheiten der natürlichen Religion reden hören. Frei von allen Vorurteilen, die zu Zwiespalt und Menschenhaſs führen, war er von den ächten wohlthätigen Lehren der Religion bis zur Schwärmerei durchdrungen.'[3] Der Graf erhielt einen so nachhaltigen Eindruck von dem äuſserlich so unscheinbaren Philosophen, daſs er mit ihm nach seiner Rückkehr aus Pyrmont in Korrespondenz trat. Er beauftragte seine Gemahlin, sich bei ihm nach dem Erfolge der Kur zu er-

[1] Mendelssohns 'Ges. Schriften' V 442 ff.

[2] Konzept eines Briefes des Grafen an Mendelssohn: Pirmont Dienstag d. 19. Juli 1774: 'Es ist der Gesellschaft (dem Grafen und der Gräfin), welche den gestrigen Vormittag das edle Vergnügen des Herrn Mendelssohn Besuch u. Unterredung genossen, sehr angenehm zu vernehmen gewesen daſs derselbe noch acht bis zehn Tage in Pirmont bleibt u. bittet den Herrn Mendelssohn unter diesen Tagen so viele als möglich zu bestimmen eben diese Gesellschaft mit desselben Gegenwart wie gestern u. am vorigen Freytage zu erfreuen.' Kayserling, 'Moses Mendelssohn. Sein Leben und Wirken', 2. Aufl., Leipzig 1888, S. 244.

[3] Mendelssohns 'Ges. Schriften' V 406.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

kundigen. Er läſst ihm sagen, 'er wäre lang mit Laterne umher gangen Einen Weisen zu suchen, hätte ihn aber nirgends gefunden als in Herrn Mendelssohn', er läſst ausdrücklich versichern, daſs dies 'Stimme der Überzeugung' sei. Er läſst ihn um sein Bildnis bitten: 'denn auch der Schatte des Mannes, den wir so hoch schätzen, würde uns ungemein erfreuen.'[1] Mendelssohn teilt mit, daſs er noch nicht wieder arbeitsfähig sei, er sendet sein Bild und bittet um die Schattenrisse des Grafen und der Gräfin, er sendet Manuskripte. Mendelssohn war für Graf Wilhelm eine Gröſse im Reiche des Geistes geworden.

Während der Graf dem Deismus treu blieb und seinen Kampf mit dem Materialismus mit dem gröſsten Interesse verfolgte, sagte sich Herder von der Aufklärung und ihren Vertretern los. Die Begegnung mit Mendelssohn in Pyrmont, die den Grafen so sehr für den jüdischen Philosophen begeisterte, hatte für ihn — er befand sich damals ebenfalls in dem berühmten Badeort — eine ganz andere Wirkung. Er hatte einst Mendelssohns 'Phaedon' mit Freuden begrüſst, über diese Schrift mit ihm korrespondiert, ihn noch 1771 den ersten Denker im ästhetischen und philosophischen Fache genannt. Jetzt lag die Sache aber ganz anders.

Herder stand damals mitten im Kampfe. Auf dem Gebiete der Geschichte war er der Aufklärungsbildung in seiner Rezension von Schlözers 'Vorstellung einer Universalgeschichte', in der Auslegung des Alten Testaments in seiner 'Ältesten Urkunde' vor allem Michaelis entgegengetreten, in den 'Provinzialblättern' bekämpfte er Spalding aufs bitterste, dessen Ansichten er früher so lange geteilt hatte. Infolge der Beurteilung seiner 'Ältesten Urkunde' hatte er mit Nicolai gebrochen. Mit Hamann hatte er wieder einen engen Geistesbund geschlossen, er war Lavaters Freund geworden. An Lessing konnte er festhalten, weil für diesen Groſsen auf dem Gebiete des Geistes die Aufklärung, ihre Grundsätze, ihre Methode, ihr Ergebnis nicht das Letzte, Höchste, sondern nur eine Station auf seinem Wege war — mit dem echten Aufklärer Mendelssohn, der seine eigene Religion nicht auf Offenbarung zurückführte, sondern nur eine Offenbarung des Gesetzes kannte, konnte er unmöglich mehr zusammenstimmen. Er fand 'wenig oder keine Punkte der Anhänglichkeit an ihn', wenn er ihn auch 'an sich für glücklich' hielt, 'obgleich, wie's mir scheint, künstlich auf einem, ich weiſs nicht wie, selbstgemachten Bollwerke'.[2] Mendelssohn hatte vor Jahren Hamanns Annäherung zurückgewiesen, indem er unter dem Molièreschen Motto: *Moi, votre ami? Rayez cela de vos papiers!* er-

[1] Nach einem Briefkonzept von der Hand der Gräfin vom 26. August 1774. [2] 'Aus Herders Nachlaſs' II 113.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

widerte:[1] 'Unser öffentlicher sowohl als Privatcharakter zeigt angeborne Gramschaft. Schriftsteller und Kunstrichter, Abälard und Fulbert, Haman und ein hartnäckiger Mardachai:

> *ὡς οὐκ ἔστι λέουσι καὶ ἀνδράσιν ὅρκια πιστά,*
> *οὐδὲ λύκοι τε καὶ ἄρνες ὁμόφρονα θυμὸν ἔχουσιν,*
> *ἀλλὰ κακὰ φρονέουσι διαμπερὲς ἀλλήλοισιν,*
> *ὣς οὐκ ἔστ' ἐμὲ καὶ σὲ φιλήμεναι —*[2]

Eine ähnliche kühle Zurückweisung, wie er sie hier einst brieflich dem Magus des Nordens hatte zuteil werden lassen, erfuhr er nun selbst bei der Begegnung mit Herder in Pyrmont. Herder behandelte ihn kalt und abweisend. Aus sachlichen Gründen konnte sich Mendelssohn dies nicht erklären, für den Umschwung, der sich damals in Herders Denken vollzog, hatte er nicht das geringste Verständnis. Die philosophischen Grundsätze, nach denen man die menschlichen und göttlichen Dinge beurteilen mufs, waren doch festgelegt, man konnte alles so klipp und klar beweisen, an den Resultaten war doch nicht zu rütteln — ein verständiger Mann konnte doch gar nicht anders denken. Wenn nun Herder sich so ganz anders verhielt, als man erwarten mufste, so gab es nach Mendelssohns Anschauung nur einen einzigen Grund dafür: Herder handelte nach Standesvorurteilen, der christliche Prediger verfuhr dem berühmten Weltweisen gegenüber nur deshalb so, weil dieser ein Jude war. Als Herder nach Lessings Tode zum erstenmal wieder an Mendelssohn schrieb, sagte dieser in seiner Antwort:[3] 'Aber unsere Begegnung in P(yrmont) mag wohl an der darauf folgenden Entfernung der Gemüther so ziemlich Schuld seyn. Offenherzigkeit verdient Gegenoffenherzigkeit. Ich werde Ihnen gestehen, was damals in meinem Herzen vorgegangen, als ich Sie einige Male sah und sprach. Ich glaubte in allen Ihren Blicken die Bitte zu lesen: "Lieber Mann, ich habe jetzt einen Weg zu gehen, auf dem ich mir Ihre Begleitung verbitten mufs. Je näher in Lehre, desto entfernter im Leben. Sie kennen die Menschen, auf die ich jetzt wirken mufs, wenn ich meinen Endzweck erreichen will. Unsere Stege müssen divergiren, wenn wir beide zur Herberge kommen wollen."'[4] Mendelssohn meinte also, Herder habe ihn kalt und geringschätzig behandelt, weil

---

[1] Mendelssohns 'Ges. Schriften' V 430. [2] *Il.* 22, 262—65.

[3] 'Ges. Schriften' V 585.

[4] Charakteristisch für die Hilflosigkeit, mit der Mendelssohn neuen Fragestellungen gegenüberstand, sind die Worte, die er 1783 an Elise und Albert Heinrich Reimarus schreibt, als es sich darum handelte, den Kampf gegen Jacobi aufzunehmen: 'Das Schlimmste ist, dafs ich diesen Leuten nichts neues, nichts frappantes zu sagen habe; u. die alten, bekannten Gründe, so schlufsrichtig u. bündig sie mir auch vorkommen, sind den Sophisten unsres Jahrhunderts zu Spott u. Mähre geworden.' 'Ges. Schriften' V 703.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

er ein Jude sei, und Haym gibt ihm ('Herder' II 153) darin recht: der Weimarer Herder habe dann später die Vorurteile des Bückeburger wieder abgestreift. Aber wie hätte Herder gerade in jener Zeit dazu kommen sollen, aus Standesrücksichten den Juden abweisend zu behandeln, in der sein Fürst, der Graf Wilhelm, so ganz anders gegen diesen verfuhr? Die Auflehnung gegen den Rationalismus, die Erregung und Verbitterung des Kampfes liefsen ihn auch gegen die Vertreter der Aufklärung kalt werden. Die Bitterkeit des Gegensatzes leuchtet auch aus den Worten hervor, die er am 14. November 1774 an Hamann richtete:[1] 'Von Mendelssohn in Pyrmont hab ich Ihnen glaub ich schon geschrieben. Er ist jetzt das Idol meines Grafen, dem er sein Bild von Chodowieki geschickt hat mit der Unterschrift zweier lateinischer Verse, die eine Frau von Omteda,[2] Oberhofmeisterin der Königin von Dänemark in Zelle *stante pede* auf ihn machte.

Vir bonus et sapiens, quem vix ex millibus unum
— — — tulit consultus Apollo.

Das fehlende weifs ich nicht. Ich weifs aber nicht, ob die Unterschrift selbst von ihm herrührt.' Es handelt sich nicht um den Gegensatz von Personen, um Vorurteile der Nation und des Standes, nicht um Eifersucht in bezug auf Anerkennung, sondern um den Gegensatz verschiedener Geistesrichtungen, der für den sensitiven Herder zumal im Beginn des Kampfes zugleich ein persönlicher wurde. Mendelssohn blieb stehen, Herder entwickelte sich weiter. Auch mit Lessing mufste Mendelssohn eine in der Form ganz andere, in der Sache aber ganz ähnliche Erfahrung machen wie mit Herder, da auch Lessing über seinen Standpunkt hinauswuchs, wenn auch in anderer Richtung als Herder. Er mufste von Friedrich Heinrich Jacobi erfahren, dafs Lessings bis zu dessen Tode festgebliebene Freundschaft, die ihm noch im 'Nathan' eine Art Denkmal für alle Zeiten errichtet hatte, doch nicht so weit gereicht hatte, dafs er ihn zum Vertrauten der Änderung seines Standpunktes und damit seiner Weiterentwicklung gemacht hätte. Graf Wilhelm aber, der lange mit der Laterne umhergegangen war, einen Weisen zu suchen, glaubte ihn in Moses Mendelssohn gefunden zu haben; die Entwicklung des Geisteslebens noch weiter zu schauen, hat ihn ein früher Tod verhindert. Er ist, wie Friedrich der Grofse, im Bannkreise des Deismus geblieben.

---

[1] Herders Briefe an Joh. Georg Hamann ed. Hoffmann S. 90.

[2] Frau von Ompteda, Oberhofmeisterin der nach Celle verbannten unglücklichen Königin Karolina Mathilde von Dänemark († 1775), war im Juli 1774 ebenfalls in Pyrmont.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Doch kehren wir noch einen Augenblick zu dem Supplement zurück, von dem wir ausgegangen sind.

Das Supplement gehört der Zeit an, in der sich der Graf und Herder auf dem gemeinsamen Gebiete des Kampfes gegen den Materialismus zusammenfanden, es ist zwischen ihnen Gegenstand des Gesprächs gewesen, es hat Herders Beifall gefunden und ist ihm schriftlich mitgeteilt worden. Aber wir finden in den Papieren von ihm nicht, wie von der Allegorie und der Apostrophe an den Menschen eine deutsche Bearbeitung durch Herder, eine solche wird auch in dem Briefe der Gräfin aus dem Ende des Januars 1774 nicht erwähnt. Es hat also wohl Herder weder in der Erzählung von dem Glauben der Irokesen noch in der sich daran anknüpfenden Schlufsreihe des Grafen einen für eine poetische Bearbeitung geeigneten Gegenstand gesehen — jene Gedanken haben den Beifall des Philosophen Herder gefunden, sind aber nicht der Anstofs zu einer dichterischen Betätigung des grofsen Denkers geworden.

## III. Herders Korrespondenz mit dem Grafen Philipp Ernst zu Schaumburg-Lippe.

Nachdem Herder im September 1776 Bückeburg verlassen hatte, hat er den Grafen Wilhelm noch einmal von Pyrmont aus aufgesucht, wohin er im Sommer des folgenden Jahres wieder zur Kur gegangen war. Bei diesem Zusammensein in dem Jagdschlöfschen zum Baum bei Bückeburg wurde vor allem von der im Jahre vorher verstorbenen Gräfin Maria gesprochen, daneben aber auch, wie wir jetzt erfahren, von den Manuskripten des Grafen, aus denen dieser Herder manches 'beinahe schon mit sterbender Resignation' vorlas, anderes aber zum Lesen gab. In ähnlicher Weise hatte der Graf im Juli 1774 aus seinen Handschriften Moses Mendelssohn Mitteilungen gemacht[1] — aber wie hatten sich inzwischen die Dinge verändert! Damals war der Graf gesund und stark gewesen, er hatte, ohne selbst Kurmittel zu gebrauchen, das Bad nur seiner Gemahlin wegen aufgesucht; er war eines Tages, als der schwache Mendelssohn auf einem Spaziergange einen Graben, den er selbst ohne weiteres überschritten hatte, nicht passieren konnte, einfach umgekehrt, hatte Mendelssohn hinübergetragen und dann das Gespräch fortgesetzt, als ob nichts geschehen wäre — jetzt war der erst dreiundfünfzigjährige Kriegsheld vor der Zeit ein kranker, gebrochener Mann, der schon länger gekränkelt hatte und sich von einem Falle, den er getan, nicht wieder erholen konnte. Damals hatte die Gräfin Maria seine Handschriften in Ver-

[1] Mendelssohns 'Ges. Schriften' V 407.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wahrung gehabt und ihm allzeit das Blatt zu reichen oder die Seite aufzuschlagen gewufst, die er verlangte, um daraus vorzulesen — jetzt trauerte er in der Stille des Schaumburger Waldes seiner ihm im Tode vorangegangenen Gemahlin in dem Bewufstsein nach, dafs auch seine Tage gezählt seien, gänzlich vereinsamt und froh, wenigstens für Stunden in dem grofsen Herder einen Menschen um sich zu haben, der für seine Gedanken Interesse und Verständnis hatte. 'Beinahe schon mit sterbender Resignation' las er ihm vielerlei vor und gab ihm anderes zu lesen. Mendelssohn berichtet 'Ges. Schriften' V 407 von zwei Werken, aus denen er in Pyrmont vorgelesen habe, dem *Essai sur la manière de faire la guerre défensive* und einer 'Sammlung von bewunderungswürdigen Thaten aus der Geschichte und dem gemeinen Leben, in Beschreibungen und Zeichnungen', das auch bei dem Unterricht der 'Lehrlinge' der Kriegsschule auf dem Wilhelmstein benutzt worden sei. Karoline Herder berichtet in den 'Erinnerungen' I 258, dafs sich der Graf oft und gern mit Herder über seinen Lieblingsgedanken, dafs keine angreifenden Kriege mehr sein sollten, unterhalten habe; jedes Land solle seine Kräfte blofs zu seiner Verteidigung anwenden, die ganze Kriegskunst müsse nur auf Verteidigung gelenkt werden, das sei das einzige Mittel, die Kriege zu vermindern und sie weniger zerstörend zu machen. Die Ausführbarkeit dieser Idee habe er in einer Schrift dargetan und in derselben alle seine dahin sich beziehenden Ideen und Erfahrungen niedergelegt.[1] Diese und andere seiner hinterlassenen Schriften habe sein Nachfolger in der Regierung an sich genommen. Auch auf das zweite von Mendelssohn erwähnte Werk deutet sie S. 261 hin.

Gröfsere Arbeiten des Grafen auf philosophischem Gebiete sind nicht vorhanden gewesen. Als Mendelssohn um Mitteilung von solchen gebeten hatte, antwortete der Graf am 9. März 1775 mit folgenden Worten,[2] die zugleich für seine Stellung zur Philosophie charakteristisch sind: 'Ew. edelgebohren beschämen mich durch dero Verlangen Ihnen meine Gedanken über die Materien worüber ich Ihnen in Pirmont zu hören das Glück gehabt habe mitzutheilen. Da die Natur Wifsbegierde und Triebe und Fähigkeiten zum Nachdenken in die Menschen geleget hat, so scheinet mir zwar, dafs Situation und Geschäfte den Menschen nicht leicht entledigen sollten einen grofsen Theil der Zeit auf das so interesante Was, woher, wozu sind wir? sich zu besinnen, zu wenden, allein ich getraue mich nicht mich

---

[1] Vgl. Varnhagen von Ense, 'Biographische Denkmale', Berlin 1824, S. 88 ff.

[2] Nach dem vom Grafen geschriebenen Konzept.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

darüber schriftlich u. am wenigsten in teutscher Sprache (in welcher ich bey meiner Erziehung zu Geneve die zu solcher Absicht erforderliche Fertigkeit in der Jugend u. nachher aus Mangel der Übung nicht erreichet habe) einzulassen und was ich über dergleichen in französischer Sprache niedergeschrieben, sind mehrentheils nur Einfälle ohne Zusammenhang (*Pensées decousües, Materiaux*).' Von den 1775 in Bückeburg gedruckten *Mémoires pour servir à l'art militaire défensif par le compte regnante de Schaumbourg-Lippe* befinden sich noch einzelne Bändchen im Fürstl. Hausarchiv zu Bückeburg.

Herder wufste, welchen Wert Graf Wilhelm auf seine Niederschriften legte, er setzte voraus, dafs der Graf vor seinem Tode genaue Verfügungen über sie, vor allem doch wohl auch über ihre Veröffentlichung oder sonstige Ausnutzung getroffen habe, und erwartete, da er, wie Karoline sagt, dem Grafen aus diesen seinen Schriften ein Denkmal setzen wollte, nach dessen bald erfolgtem Ableben auf eine solche Zugänglichmachung. Er wartete aber zugleich noch auf etwas anderes.

Er besafs keine Bilder des Grafen und der Gräfin, so wertvoll und lieb ihm auch solche Erinnerungszeichen an grofse Persönlichkeiten, die er zu verehren und zu lieben gelernt hatte, und an eine wichtige Periode seines Lebens gewesen wären. Einen Schattenrifs des Grafen hatte er freilich einmal besessen, ihn dann aber wieder zurückgeben müssen, ein Vorgang, der wegen des Motivs der Zurückforderung von Interesse ist. Die Gräfin schreibt am 23. November 1774 an Karoline Herder unter anderem: 'Nun komme ich auch mit einer Bitte die Ihnen vielleicht wehe thun wird, die Sie mir jedoch nicht abschlagen dürfen — Es ist die: Meines Herrn Schattenrifs mir wieder zuzustellen sobald als möglich, ich habe mein Wort gegeben es wiederzuschaffen. Sie werden mich nicht in die Verlegenheit eines vergeblichen Versprechens setzen, wenn ich dazu melde, dafs ich das meinige auch zurückgeben müssen. Die Ursach will schon einmahl sobald wir uns sehen sagen und dann werden Sie sich nicht wundern noch betrüben.' Hätte die Gräfin nun, wie Sie erwartete, Karoline bei Frau von Bescheffer getroffen, so wäre das Geheimnis für uns verloren. Da sie dieselbe aber dort nicht traf, so hat sie es ihr doch brieflich mitteilen müssen, und so erfahren auch wir, dafs Lavater durch Zimmermann um die Erlaubnis gebeten hatte, das Bild des Grafen in seine 'Physiognomik' aufnehmen zu dürfen. Der Graf wollte dies aber unter keinen Umständen geschehen lassen und suchte, um sicher zu sein, dafs es auch nicht ohne seine Zustimmung geschehe, alle verschenkten Exemplare seiner Silhouette wieder in seine Hand zu bekommen. Man fühlt ordentlich, wie unangenehm ihm der Gedanke war, in das Buch zu sollen, und

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wie streng und ernst er seiner Gemahlin einschärfte, ja alle Exemplare wieder herbeizuschaffen. Die Gräfin berichtet am 26. November 1774: 'Unser guter Zimmermann ist unwissend Schuld daran. Er bittet 1. meinen Herrn auf Lavaters Phis. zu suskribiren. Er bittet 2. Sein Profil und Namen mit zum Buch zu geben. Ersteres ist geschehen zweites kann u. solls nicht. Und um ruhig zu seyn, dafs Zimmermann es auch nicht verübele, mufs ich alle Schattenrisse sie seyan wo sie wollen mit dem was ich hette meines Herrn Händen wieder überliefern. Auch bey Fr. v. Ompteda soll ichs wiederschaffen u. ich weifs noch keine Einkleidung dazu. Sie sollen indefs nicht darunter leiden, ist das Buch einmahl da, sollen Sies auf Eine oder andere Weise wiederhaben — lassen Sie sich aber gegen Zimmermann nichts merken. Noch Eins, ich hatte der Fürstin zu Stadthagen dies Bild zugesagt war auch gern bewilligt u. bereits in Arbeit — u. nun mufst' ich heilig versprechen es weder ihr noch Jemand zu senden u. nun werden Sie weder meinem Herrn noch mir die Rückbitte verübeln.'[1]

Zimmermann war ein eifriger Anhänger der Ideen Lavaters, mit dem ihn seine Reisen häufig zusammengeführt hatten, und suchte dessen Sammlung von Schattenrissen durch Übersendung von Bildern aus seinem Bekanntenkreise möglichst zu vermehren. Etwa 300 Stück des von ihm herrührenden Teiles der Lavaterschen Sammlung sind kürzlich von der Stadt Hannover angekauft worden und werden im Vaterländischen Museum in Hannover aufgestellt werden. In Hannover hatte in jener Zeit ein Barnsdorff oder Bernsdorff ein berühmtes Atelier für Silhouetten. Wie sehr man aber damals auf Silhouetten Jagd machte, zeigen die Goeckingschen Spottverse im Musenalmanach vom Jahre 1780:

---

[1] Entbehrt die Zurückforderung des Schattenrisses auf Grund der bevorstehenden Herausgabe von Lavaters 'Physiognomik' nicht eines gewissen komischen Beigeschmacks, so hat das berühmte Buch des von ihr so verehrten Mannes der Gräfin doch auch einmal Anlafs zu ernsterem Unmut gegeben, den sie am Anfang ihres letzten Briefes an Herder recht deutlich zum Ausdruck bringt. In den 'Erinnerungen' lautet der Anfang dieses am 1. Juni 1776 geschriebenen Briefes: 'Wenn N. für sein Buch 24 Thaler begehrt, so mag er sich gefallen lassen, dafs man nicht so eilig mit der Abholung ist; das Geld ist besser anzuwenden, und es thut einem ordentlich recht wehe, für so was der Armuth so viel zu entziehen.' Karoline hat hier, um jeden Anstofs zu vermeiden, das unbestimmte N. eingesetzt und das Buch nicht genannt. Im Original heifst die Stelle — Karoline hat an den oberen Rand des Briefes mit einer Stecknadel einen Zettel befestigt mit der Aufschrift: 'Dies war der letzte Brief der langsam Sterbenden ...: Wenn H(err) Lavater, Zimmermann, oder wer? wieder alle Billigkeit gegen die Suskribenten statt 10 Thlr 24 für seine Physiognomik begehrt, so mag er sich gefallen lassen etc.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Scheint eine Physiognomie
Mir neu von Bau und Falten,
So frag' ich nicht: 'Herr, wollen Sie?'
Kraft muſs mir gleich ihn halten,
Bis Barnsdorff, den ich bloſs dazu
Lieſs von Hannover kommen,
Den Schattenriſs in einem Nu!
Für mich hat aufgenommen.[1]

Nach einem Briefe der Gräfin Maria vom 19. November 1775 scheint dann die Familie Herder eine von der Gräfin angefertigte Silhouette des Grafen erhalten zu haben.

Vergebens wartete Herder Jahr auf Jahr auf eine Veröffentlichung aus den Manuskripten des Grafen Wilhelm und auf die Übersendung der versprochenen Bilder, und so entschloſs er sich denn im Frühjahr 1780, einen Versuch zu machen, das so sehnlich Gewünschte zu erhalten. Dieser Schritt wurde ihm zwar dadurch erleichtert, daſs er dem Grafen Philipp Ernst einst bei Gelegenheit von dem Grafen Wilhelm vorgestellt, also dem damals regierenden Grafen persönlich bekannt war, aber seine späte Bitte konnte doch leicht als eine unbescheidene und unbequeme Mahnung an eine lästige Schuld gedeutet werden und so Miſsfallen statt des erhofften Entgegenkommens hervorrufen. Er schrieb am 3. April 1780 *à Son Excellence Monsieur le Comte regnant de Schaumbourg, Comte de la Lippe et Sternberg, General d'Infanterie de S. A. E. de Cologne* nach Münster. Das Schreiben, das den Grafen nicht mehr in Münster erreichte, sondern nach Bückeburg nachgesandt wurde, lautet:

Erlauchter Reichsgraf,
Gnädiger Graf und Herr,

Euer Erlaucht verzeihen gnädig meine unvermuthete Zuschrift, mit einer unterthänigen Bitte begleitet. Sobald Euer Erlaucht zur Regierung der glücklichen Grafschaft kamen, an die ich noch so oft als an einen angenehmen Traum meines Lebens denke, erinnerte ich mich an die Ehre Ihrer Bekanntschaft, die ich unter so vielen andern Wohlthaten dem seel. Grafen schuldig bin, so lebhaft, nahm an der ganzen Begebenheit von allen Seiten so innig Theil, daſs ich aus der Fülle meines Herzens einen langen Brief schreiben wollte, in Gedanken schon geschrieben hatte und — nicht schrieb, weil Briefe der Art so selten und schwer sich über entweihete, gemeine Gratulationen heben können. Unter andern wollte ich so frei seyn, mich nach den Handschriften und Aufsätzen, nicht zudringlich, sondern aus lauterer Liebe und Ergebenheit für den verstorbenen Herrn zu erkundigen, von denen er mir noch wenige Wochen vor seinem Tode, da ich ihm zum Baum aufwartete, beinah schon mit sterbender Resignation vielerlei vorgelesen und zu lesen gegeben hatte; ich unterdrückte aber auch diese Idee, um keinen Schein der Neugierde oder Autorzudringlichkeit zu geben und weil ich glaubte, daſs der sterbende edle Mann über die Aufsätze die beste Vorsorge werde hinterlassen haben. Statt beiderlei genanntem komme ich jetzt mit einer dritten, äuſserst

[1] Siehe B. v. Werlhof im 'Hannoverland', Maiheft 1911, S. 109 f.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

herzlichen und meiner Seele angelegensten Bitte, von der ich auch beinahe gewiſs bin, daſs Euer Erlaucht mir ehemals erwiesene Gnade sie mir nicht abschlagen könne, abschlagen werde — um das Bildniſs des Grafen und der Gräfin, allein damit ich eine Copie davon nehmen dörfe. Der Graf versprach mir bei dem letzten Besuch beide; aber der Tod hat ihn übereilet: und es hat mir nachher unsäglich leid gethan, daſs ich die Zeit meiner Anwesenheit daselbst, wo es mir nur Ein Wort, Eine Bitte gekostet hätte, ein so schätzbares Andenken zweier Personen, an deren Ableben ich damals nicht dachte, auf immer mir zu erwerben. Ich fühle es ganz, Erlauchter Graf, welche Bitte ich thue, da Euer Erlaucht die Gemälde (ich meine nehmlich die kleinern von Zisenitz gemahlt, die damals zum Baum waren) ohne Zweifel schätzbar seyn werden; allein ich stehe mit Allem, was in meiner Macht und Existenz ist, für die unversehrte, dankvollste Zurücksendung nach der kürzesten Zeit, in der hier *in loco* die Copie genommen werden soll. Es kommen jetzt die schönsten Frühlingstage, da die Uebersendung ohne alle Gefahr geschehen kann: in Bückeburg wird Fr. v. Beschefer, Hofrath Wippermann oder irgend ein andrer es gern übernehmen, die Einpackung durch einen Sachverständigen auf die sicherste Art machen zu lassen und mein Dank und meine innigste Ergebenheit für dies wahrhaftig gnädige Geschenk wäre unsäglich. Erfreuen Sie mich also, gnädiger Graf und Herr, mit Einer Zeile Befehls oder Vollmacht hierüber nach Bückeburg; ich finde keine Worte in der Sprache, flehender zu bitten, als ichs wünsche, und voller zu danken, als meine Seele, zuversichtlich auf die Gnade und Güte Euer Erlaucht schon zum voraus danket. Beide Personen sind meinem Herzen und Leben so interessant gewesen, daſs Ihre Bildnisse Heiligthümer für mich seyn werden, auch Euer Erlaucht jedesmal aufs freudigste zu danken, wenn ich sie ansehen werde. In gewissester Zuversicht der Erfüllung meiner unterthänigen Bitte verharre mit gröſsester Verehrung und Respekt

Euer Erlaucht

Weimar den 3. April 80.

unterthänigster
Herder.

Der Brief enthält die Mitteilung, daſs Herder an den Grafen Philipp Ernst in Anlaſs des Todes des Grafen Wilhelm ein Schreiben habe richten und zugleich sich nach dem Schicksal der Schriften des Grafen habe erkundigen wollen. Die Bitte um Auskunft über die Schriften des Grafen wird nun aber formell nicht wieder aufgenommen, Herder bittet jetzt vielmehr nur um die versprochenen Bilder, und zwar in der Form, daſs er um Übersendung der Originale nach Weimar bittet, um dort Kopien anfertigen lassen zu können. In Wahrheit will er natürlich die erste Bitte gar nicht fallen lassen, sondern sie nur in einer möglichst konzilianten Form vorbringen, um jeden Anstoſs zu vermeiden. Graf Philipp Ernst glaubte aber der Bitte um Mitteilung der hinterlassenen Manuskripte aus sachlichen Gründen nicht entsprechen zu dürfen. Er ist von den verschiedensten Seiten her um Mitteilung von Briefen, des *Essay sur la manière de faire la guerre défensive,* überhaupt um Material zu einer Lebensgeschichte des Grafen Wilhelm angegangen worden, er hat aber alle diese Wünsche unerfüllt gelassen, weil die Papiere wichtige, zum Teil noch aktuelle Fragen der Politik

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

berührten, die Schrift über den Verteidigungskrieg aber lediglich für die Krone Portugal geschrieben war.[1] Da also der Graf Herders Bitte nicht erfüllen konnte, benutzte er den Umstand, daſs Herder jetzt formell nur um Überlassung der Bilder bittet, um allein auf diese Bitte zu erwidern. Er gewährt sie natürlich in der Form, daſs er erklärt, er selbst werde Kopien anfertigen und Herder zusenden lassen. Die andere, nur indirekt ausgesprochene Bitte beantwortet er dadurch, daſs er sie mit Stillschweigen übergeht.

Die '*Copia* eigenhändigen Schreibens *Ill*$^{mi}$ *Regentis* an den *General Superintendent Herder* zu *Weimar dat. Bückeburg 17. May 1780*' lautet:

Hochwohlehrwürdiger
Insonders geehrter Herr!

Dasjenige Schreiben, womit Ew. Hochwohlehrwürden mich geehret haben, ist mir alhier zugekommen: Ich statte den verbindlichsten Dank ab für das darin mir bezeigte und für mich hegende gütige Angedenken, und ersuche selbiges mir beyzubehalten, dahingegen versichert zu seyn, daſs eine jede Gelegenheit mir angenehm seyn werde, vermittelst welcher mich gefällig werde bezeigen können.

Was demnach die verlangten *Portraiter* weyl. meines Vettern letzt Regierenden Herrn, und weyl. Ihrer Gemahlin anbetrifft, welche von Zisenitz gemalet waren so ergeben verschiedene besondere Umstände, daſs ich gedachte Stücke nicht wegsenden kann. Ich habe aber bey dem besten Maler hiesiger Gegend Copeyen davon bestellet, welche nächstens angefangen werden, und die ich nach deren Fertigung Ew. p übermachen werde; dabey mir besonders angenehm seyn wird zu bezeigen, daſs ich mit Hochachtung bestehe

Ew. Hochwohlehrwürden
ergebenster Diener
*P. E. R. G. z. Sch. Lippe.*

*Bückeburg*
*17. May 1780.*

Auf seine Bitte betr. die Schriften des Grafen Wilhelm kann Herder nach dieser Antwort dem Grafen Philipp Ernst gegenüber nicht zurückgekommen sein. Karoline Herder sagt nun in den 'Erinnerungen' I 258 f.: 'Diese und andere seiner hinterlassenen Handschriften nahm sein Nachfolger in der Regierung, Graf Philipp, zu sich. Da auch dieser nach mehreren Jahren starb, so kam das Land und die gräflichen Kinder unter Hannoversche Vormundschaft, unter den Grafen Walmoden. Herder wollte dem Grafen aus diesen seinen Schriften ein Denkmal

[1] Wie der Augenschein lehrt, sind die hinterlassenen Konzepte des Grafen Wilhelm sorgfältig aufbewahrt worden, sie scheinen aber so unfertig und unzusammenhängend zu sein, daſs es, wenn überhaupt möglich, so doch jedenfalls sehr schwierig sein wird, etwas Zusammenhängendes aus ihnen zu gewinnen. Über die ganze Frage vergleiche die Abhandlung: 'Die im 18. Jahrhundert gemachten Versuche, die Geschichte des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe zu schreiben. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Zensur in Deutschland' in den 'Mitteilungen des Vereins für Geschichte etc. des Fürstentums Schaumburg-Lippe', Heft 3 (1912).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

setzen, und erkundigte sich nach denselben, aber niemand wollte wissen, wo sie hingekommen wären! — Er bedauerte es oft, wenn die Ideen eines so grofsen Feldherrn für die Nachwelt gänzlich verloren gehen sollten!' Da die Erwähnung der vormundschaftlichen Regierung in dem vorliegenden Zusammenhange sonst keinen Sinn hätte, mufs man nach diesen Worten annehmen, dafs Herder sich in derselben Sache nach dem 1787 erfolgten Tode des Grafen Philipp Ernst auch an die vormundschaftliche Regierung gewandt hat, aber damit ebenfalls keinen Erfolg erzielt hat. Bekannt ist darüber bislang noch nichts.

Johann Georg Ziesenis, der die Gemälde des Grafen Wilhelm und der Gräfin Maria, von denen Herder Kopien wünschte, geschaffen hat, war ein damals in fürstlichen Kreisen hochgeschätzter Künstler. Als Sohn eines aus Hannover stammenden Porträtmalers im Jahre 1716 in Kopenhagen geboren, war er 1764 Hofmaler in Hannover geworden. Eines der interessantesten der zahlreichen Porträte, die er geschaffen hat, ist das Friedrichs des Grofsen. Da der grofse König, nachdem er zur Regierung gekommen war, sich nicht mehr entschliefsen konnte, einem Maler Sitzungen zu gewähren — im November 1772 schreibt er selbst an Voltaire: 'Sie wissen, dafs, da ich mich niemals malen lasse, weder meine Portraits noch meine Medaillen ähnlich sind' —, so war es etwas ganz Besonderes, dafs er wahrscheinlich Anfang Juni 1771 auf Bitten seiner Schwester, der Herzogin von Braunschweig, bei einem Aufenthalt in Salzdahlum dem hannoverschen Hofmaler Ziesenis eine einstündige Sitzung gewährte. Das nach der kurzen Sitzung vollendete Ölbild ist in mehreren Exemplaren erhalten, von dem vielleicht das im Berliner Schlosse befindliche das Original ist. Es ist wiedergegeben bei A. v. Taysen, 'Die äufsere Erscheinung Friedrichs des Grofsen und der nächsten Angehörigen seines Hauses', Berlin 1891, nach S. 18 (vgl. S. 12), scheint aber nicht so geschätzt zu werden, wie es angesichts der Tüchtigkeit des Künstlers verdiente. Das Bildnis der Gräfin Maria von Ziesenis, das sich heute im Schlofs zu Bückeburg befindet, ist von wunderbarer Feinheit der Durchführung und auch dadurch von besonderem Interesse, dafs es im Hintergrunde das vom Grafen Wilhelm erbaute Jagdschlöfschen im Baum mit seinen Parkanlagen zeigt, in dem der Graf alljährlich längere Zeit weilte, und in dem Herder auch seine letzte Unterredung mit ihm gehabt hat. Ziesenis ist 1777 gestorben.

Den Auftrag, die beiden Bilder zu kopieren, erhielt der Maler H. Stradtman — so unterschreibt er selbst, in den Briefschaften steht Straatmann — in Paderborn, jede Kopie kostete zwei Pistolen oder zehn Taler. Die Kopien gefielen dem Grafen so, dafs er später bei demselben Künstler noch zwei Paare der-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

selben zu dem gleichen Preise bestellte, über deren Verwendung jedoch nichts bekannt ist. Bevor jedoch die ersten Kopien fertiggestellt waren, hat Herder einen Auftrag für den Grafen ausgeführt, der sich merkwürdigerweise auch auf Besorgung von Bildern, und zwar von Schattenrissen, bezog. Wann und wie dieser Auftrag erteilt wurde, ist aus dem Briefwechsel nicht ersichtlich, wir können aber diese Frage wohl auf Grund folgender Tatsachen mit einiger Sicherheit beantworten.

Graf Philipp Ernst war in erster Ehe mit Ernestine Albertine, Tochter des Herzogs Ernst August von Weimar, verheiratet. Nachdem diese am 25. November 1769 gestorben war, verheiratete er sich im Alter von 57 Jahren am 10. Oktober 1780 zum zweitenmal mit der neunzehnjährigen Prinzessin Juliane, einer Tochter des Landgrafen Wilhelm zu Hessen-Philippstal, der damals in Kassel seinen Wohnsitz hatte. Bevor er seine junge Gemahlin, die dann später als junge Witwe in den Stürmen des hessischen Überfalls mit ebenso groſser Entschlossenheit wie Klugheit ihrem jungen Sohne sein Erbe rettete, in sein Land führte, reiste er mit ihr nach Weimar, offenbar um sie den dortigen Verwandten seiner ersten Gemahlin vorzustellen. Auf der zufällig erhaltenen Besuchsliste der Fürstin Juliane steht unter dem 6. November 1780 an erster Stelle *Monsieur Herder Savant Surintendant.* Am 7. November schreibt sie an ihre Mutter einen Brief, der aber erst am 10. November vollendet wurde, mit einer Schilderung der einzelnen Ereignisse des Besuchs, sie erzählt unter anderem, daſs Goethe länger mit ihr über die Werke ihres Vaters gesprochen habe, und teilt mit, daſs sie am 11. November wieder abreisen würden. Bei diesem Aufenthalt des gräflichen Paares in Weimar hat Herder wohl den Auftrag erhalten, von dessen Ausführung der nächste Brief handelt. Die in ihm erwähnten Silhouetten sollten wohl bei der bevorstehenden definitiven Abreise des gräflichen Paares in Kassel zurückgelassen werden, der Schattenriſs des Prinzen von Philippstal wird ausdrücklich erwähnt, auch scheint die Art der Erwähnung der Gemahlin des Grafen vorauszusetzen, daſs Herder dieser vorgestellt ist.

Der Brief ist vom 11. Dezember 1780 datiert und trägt an seiner Spitze den Vermerk *'praes. Cassel 19. December 1780'.* Er lautet:

Erlauchter Reichsgraf,
Gnädiger Graf und Herr,

Euer Erlaucht verzeihen gnädig, daſs ich die anbefohlenen Silhouetten so spät übersende; zuerst zögerte ihr Verfertiger lange und nachher ward ich durch Geschäfte einfältig verhindert. Für das überbliebene Geld, weil es des Zurücksendens nicht werth war, habe ich einige Silhouetten mehr machen lassen und hoffe damit, Euer Erlaucht nicht entgegen gewesen zu seyn, weil Sie vielleicht einige zum Andenken werden zurücklassen



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wollen; daher auch die Silhouette des Prinzen von *Philippsthal* Durchl. dabei liegt. Möge Euer Erlaucht Zurückkunft in hochdero glückliches Land, so wie die Güte der edlen Fürstin, die Sie diesem Lande geben, ihm alle das Gute gewähren, das meine Seele noch aus altem Patriotismus demselben gönnet und wünschet.

Ich bin in tiefster Ehrerbietung

Euer Erlaucht

unterthäniger

Weimar den 11. Dec. 80.

Herder.

Der Graf antwortete umgehend am 20. Dezember aus Kassel in einem eigenhändigen Schreiben, dessen Kopie durch einen sehr ungeschickten Schreiber sich auf der zweiten und dritten Seite des Herderschen Briefes befindet. Einige ganz auf der Hand liegende Fehler sind im folgenden verbessert.

Hochehrwürdiger Herr Ober Consistor. Rath

Ew. Hochehrwürden danke ich gehorsamst, für die mit Dero Schreiben vom 11. welches mir so eben, zugekommen ist. Zugesendete *Silhouetten*, und die deshalb gehabte Bemühung, auch diejenigen, so mich beygefüget worden, sind mir gantz angenehm gewesen; da ich nun endlich von dem Maler *Straatman* in Paderborn die verlangten Copeyen derer Gemählde, Weyl. meines Herrn Vettern und Gemahlin erhalten, so sende ich selbige in einen Vorschlag hierbey, und hoffe, daſs solche dergestallt ausgefallen seyn mögen, daſs Ew Hochehrwürden einiges Vergnügen des Angedenkens daran haben mögen. Ich werde mit meiner lieben Gemahlin, in einigen Tagen, von hier nach meinen Lande abgehen, und nach einen Aufenthalt, in meinen Antheile des Lippischen zu *Schieder* und *Allverdissen*, in das gesegnete Schaumburgische abgehen, wo uns die guten Einwohner erwarten. Wenn E. Hochehr. einst denen dortigen alten Bekanten, und auch mir das Vergnügen Dero Zusprache gönnen, wird es demjenigen sehr angenehm seyn, welcher mit Hochachtung bestehet

Ew Hochehrwürden

ergebenster Diener

*Cassel 20ten December 1780.*

*Philipp Ernst RG z Schaumburg Lippe.*

Als die beiden Bilder mit Beginn des neuen Jahres in Weimar eintrafen, lag Herder an einer heftigen Influenza, wie wir die Krankheit heutzutage nennen würden, darnieder, die ihn gleich nach den Weihnachtstagen befallen hatte, und an deren Folgen er noch lange in empfindlicher Weise zu leiden hatte.[1] So kam es, daſs er erst am 19. Februar 1781 für die Bilder in folgendem Schreiben (*praes. Bückeburg 23. Febr. 1781*) seinen Dank aussprechen konnte:

Erlauchter Reichsgraf,
Gnädiger Graf und Herr,

Euer Erlaucht schätzbares Geschenk der zwei Porträte kam mir zu einer Zeit, da ich an einer schweren Krankheit niederlag; dies ist auch

[1] 'Herders Briefe an Hamann', ed. Hoffmann, S. 169. 'Von und an Herder' I 71, 74.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die Ursache, weſswegen ich mit meinem innigsten, ehrerbietigsten Dank so spät erscheine. Die Bilder sind für mich ein Andenken von Zeiten, die mir auch in der Erinnerung immer interessant seyn werden; und ich wünsche mir Gelegenheit, Euer Erlaucht mein tiefes Dankgefühl für diese Gnade in Unterthänigkeit bezeugen zu dörfen. Sie sind gut gemahlt und sehr ähnlich.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Euer Erlaucht und der Durchl. Fürstin Glückseligkeit und Freude habe ich die Ehre ehrerbietigst zu seyn

Euer Erlaucht

unterthänigster

Weimar den 19. Febr. 1781. Herder.

Von den Bildern berichtet der Herausgeber 'Erinnerungen' I 263 in einer Anmerkung: 'Die Familie Herder besitzt zwei schöne Brustbilder vom Grafen und der Gräfin, von einem mir unbekannten Künstler in Öl gemalt; sie verdienten in Kupfer gestochen zu werden.'

Die Gelegenheit, die Herder im Anschluſs an eine Stelle des letzten Schreibens des Grafen in dem Briefe herbeiwünscht, dem Grafen seinen Dank einmal persönlich aussprechen zu können, hat sich nicht geboten, er ist nicht wieder nach Bückeburg gekommen.

Mit dem Briefe, in dem Herder für die Übersendung der Bilder dankt, hat seine Korrespondenz mit dem Grafen Philipp Ernst ihr Ende erreicht, weitere Schriftstücke haben sich wenigstens nicht gefunden.

Wir ersehen aber auch aus dieser Korrespondenz, daſs Herder seinen Aufenthalt in Bückeburg doch nicht bloſs als ein Exil angesehen hat. Daſs er in dem ersten Briefe die 'glückliche Grafschaft' 'einen angenehmen Traum seines Lebens' nennt, ist, wie nicht nur der Inhalt, sondern schon die bloſse Existenz dieser Korrespondenz beweist, nicht nur eine Gelegenheitsphrase des Briefstils gewesen, sondern entsprach dem geklärten Urteil eines Mannes, in dessen Seele die kleinen Kämpfe des Tages hinter den groſsen Eindrücken der ganzen Zeit zurückgetreten waren, so daſs das Groſse und Gute des Erlebten und Empfangenen zur vollen Wirkung kam.

Bückeburg. Otto Müller.

---



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Parallelen zu Fritz Reuters Läuschen.

Bd. CXXVIII S. 19 ff. des 'Archivs' ist von A. Andrae ein Aufsatz 'Parallelen zu Fritz Reuters Läuschen und Olle Kamellen' gedruckt worden. Ich kann dem Verfasser den Vorwurf nicht ersparen, hierin eine grofse Anzahl Nachweise aufgenommen zu haben, die schon Jahre vorher von anderer Seite, nämlich von dem Unterzeichneten, veröffentlicht waren. Es mufs das um so auffälliger erscheinen, weil das 'Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung', in welchem meine Reuter-Arbeiten erschienen sind, ihm weder unbekannt noch unzugänglich ist, und weil die Reuter-Ausgabe des Bibliographischen Instituts in Leipzig, welche den Anspruch erheben darf, von jedem Reuter-Forscher nachgeschlagen zu werden, sämtliche bis 1905 veröffentlichten Quellennachweise verzeichnet.

Andrae führt S. 23 aus, dafs Reuters 'De Wedd'' die Bearbeitung eines englischen Gedichtes von James Nack sei. Der Nachweis dieser Quelle Reuters war bereits kurz in meiner Reuter-Ausgabe Bd. 1, S. 394 gegeben und ist ausführlich im 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 87—90 begründet worden.

Zu Andraes Angaben S. 21 betr. 'De Pirdhandel' vgl. 'Ndd. Jahrb.' 29, S. 52.

S. 26 bringt Andrae eine 'Hinterpommerische Geschichte' in 18 Druckzeilen zum Abdruck. Diese Geschichte war bereits 'Ndd. Jahrb.' 29, S. 56 vollständig gedruckt.

S. 27 werden die Quellen von ''ne gaude Utred'' und 'Wo büst du 'rinne kamen?' angegeben. Beide Quellen waren bereits 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 105 und 29, S. 52 beigebracht.

Zu dem, was Andrae S. 29 betr. 'De Jagdgeschichten' vermerkt, vgl. Reuter-Ausgabe Bd. 1, S. 404 f. Zu S. 30 betr. 'Tru un Glowen' vgl. 'Ndd. Jahrb.' 29, S. 54.

Die S. 31 in 23 Zeilen mitgeteilte 'Wunderbare Rettung' war bereits 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 55 ff. abgedruckt.

Zu S. 35 betr. 'En Mifsverständnis' vgl. 'Ndd. Jahrb.' 29, S. 57.

Die S. 36 abgedruckte Anekdote 'Die beiden Reitknechte' (19 Zeilen) steht bereits 'Ndd. Jahrb.' 29, S. 56.

Zu S. 40 betr. 'De Afgunst' vgl. Reuter-Ausgabe Bd. 1, S. 410, betr. 'En Rock' etc. vgl. 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 105. Zu S. 41 betr. 'Dat ward all slichter' sowie zu 'Up wat' vgl. 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 107.

S. 28 wird auf eine Parallele der 'Tigerjagd' in den 'Fliegenden Blättern' Bd. 25 hingewiesen. Auch dieser Hinweis findet

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

sich schon in meiner Reuter-Ausgabe Bd. 1, S. 396. Irrig ist, was Andrae anmerkt, dafs der Verfasser des 'Wunderbaren Tigers' die Erzählung Reuters Läuschen entlehnt und einen Schlufs aus eigener Erfindung hinzugefügt habe. Gerade der Schlufs dieser Münchhausiade, dafs der Tiger Junge mit kleinen Tönnchen am Schweife zur Welt gebracht habe, verrät die Quelle, aus welcher der Verfasser geschöpft hat. Diese war John S. Cottons mehrfach gedruckte 'A Tale of a Tiger', London 1842, oder die aus dieser geflossene französische Bearbeitung von Abbé Laurence de Savigny, 'Histoire d'un tigre, imitée de l'anglais', Paris 1843 u. ö. Auch in dieser wird von den beiden jungen Tigern erzählt: *Tous deux avaient une forte excroissance à la racine de la queue, à peu près de la grosseur et de la forme d'un petit baril d'huile.*

Cottons Tigergeschichte ist mittelbar die Quelle von Reuters Läuschen. Reuter hat den Stoff, wie wir wissen (vgl. Reuter-Kalender, 1908, S. 92 ff.), den 'Panoramen für die Jugend bearbeitet von Theodor Dielitz' (Berlin 1849; 2. Aufl. ebd. 1850, S. 87 ff.) entlehnt. Die in diesen enthaltene Erzählung 'Ein Kampf mit einem Tiger' ist sichtlich nur eine Bearbeitung der Geschichte Cottons, mit der sie stellenweise wörtlich übereinstimmt. Dielitz' Bestreben war, in seinem Buche Abenteuer zu schildern, wie sie die Phantasie von Knaben liebt. Er mufste deshalb die Erzählung von Zügen, die gar zu deutlich sie als Münchhausiade kennzeichneten, befreien, und so unterdrückte er den Schlufs mit den jungen Tigern, deren Mutter sich, als sie trächtig war, an der Tonne — wie das Volk sagt — 'versehen' hatte. So kommt es, dafs auch das Läuschen Reuters die jungen Tiger mit ihren Schweifauswüchsen nicht kennt.

In meiner Reuter-Ausgabe sind nur zu denjenigen Läuschen Parallelen angemerkt, deren Quelle noch nicht nachweisbar war. Die Parallelen sollten in diesen Fällen erweisen, dafs Reuter seinen Stoff einer literarischen Quelle verdanke. Andrae hat sich bei seiner, wie ich gern anerkenne, fleifsigen Sammlung weder diese noch irgendeine andere Beschränkung auferlegt; er trägt zusammen, was er irgend Paralleles findet. Gleichgültig, ob ein neues Zitat wissenschaftlich Zweck hat oder nicht, verzeichnet er sogar Anekdoten, die ihm der Zufall aus neueren Tagesblättern bekannt werden liefs, Anekdoten also, die dem Bedürfnis nach Zeilenhonorar verdanken, dafs sie, aus irgendwelchen älteren Quellen entlehnt, in neuer Gestaltung gedruckt werden. Wenn ich selbst keine Parallelen vermerkt habe, die jünger als die Dichtungen Reuters und von ihnen abhängig sind, so verkenne ich doch durchaus nicht, dafs auch eine Sammlung solcher Parallelen wertvoll werden kann, insofern als sie hilft, den Einflufs der Werke Reuters zu erkennen und abzu-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

messen. Die geflügelten Worte, die der Stromtid entstammen, sind Zeugnisse für den allseitigen Eindruck, den gerade dieser Roman in den gebildeten Kreisen hinterlassen hat. Den noch immer wirkenden Einfluſs der 'Läuschen un Rimels' Reuters sowohl in stofflicher als sonstiger literarischer Beziehung lernt man zum Teil ermessen, wenn man die neuzeitliche mundartliche Literatur durchmustert. Aus ihr hätte Andrae zahlreiche Parallelen entnehmen können. Weniger bekannt, aber nicht minder bemerkenswert ist, daſs der Volksmund reichliche Zeugnisse dafür bietet, wie von der breiten Masse des Plattdeutsch sprechenden Volkes der Ostseekante die Läuschen Reuters aufgenommen sind. Beweise für diese Behauptung habe ich mir zwar nicht angemerkt; um sie aber nicht ganz unbelegt zu lassen, sah ich — während ich dieses schrieb — zwei kleinere Bücher mit Volksschwänken usw. durch. Bei Staudinger, 'Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg' (Rostock 1897) finde ich auf S. 85. 88. 103. 105. 112, bei Haas, 'Schnurren, Schwänke etc. der Insel Rügen' (Greifswald 1899) S. 23 u. 28 Volkserzählungen, die sicher aus Reuters Läuschen geflossen sind.

Um über diese actio negatoria hinaus auch Positives zur stoffgeschichtlichen Reuter-Forschung beizubringen, reihe ich die folgenden Nachweise hier an.

Franzosentid Kap. 21 wird von einem Pastor in Gielow erzählt, der dreierlei Traureden hielt, von denen jede einen verschiedenen Preis hatte. Die von der Krone (des Lebens; Offenbarung 2, V. 10) kostete 1 Taler 16 Groschen, dann kam die vom Hirsch (der nach frischem Wasser schreit; Psalm 42, V. 2), für welche er 1 Taler nahm, und zuletzt die von ein jämmerlich erbärmlich Ding, die nur 8 Groschen kostete und für die kleinen Leute war. Der letzteren lag der Text Sirach 40, V. 1 zugrunde: Es ist ein elend jämmerlich Ding um aller Menschen Leben.

Ein Gegenstück bietet Otto Ludwigs Märchen vom toten Kinde. In diesem fragt der Birkenwalder Pastor, der einem Begräbnis beiwohnen soll: 'Wollt ihr eine Predigt dazu? Das Hirschel kostet einen Gulden, das Löwel einen Taler; ihr kennt die Taxe lang.' Nie hatte je einer von ihm in Birkenwalde eine andere Leichenrede gehört als eine über den Text: 'Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser', oder eine andere über: 'Er geht umher wie ein brüllender Löwe und sucht, welchen er verschlinge'. Der Schultheiſs von Birkenwalde hatte sich dagegen aufgehalten. Der Herr Pfarrer hatte aber gesagt: 'Was hilft's immer Neues bringen, eh' das Alte verstanden ist? Der Mensch vergiſst dann eins mit dem andern. So wie ich sehe, daſs eine von den beiden Predigten gehörig gefaſst worden ist, so daſs sie lebendige Früchte tragen kann, sollt ihr eine neue dafür haben. Und nun will ich an dem Herrn Schultheiſs selbst

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

versuchen, ob er die Predigt in Saft und Blut gewandelt hat.' Der Schultheifs aber, der während der Predigt zu schlafen pflegte, bestand das Examen so schlecht, dafs er nie wieder wagte, dem Herrn Pastor etwas Ähnliches zu sagen.

Reuters Franzosentid ist 1858 erschienen. Ludwigs Märchen ist zwar viel später herausgegeben, nämlich nach dem Tode des Dichters aus seinem Nachlasse, war aber bereits vor 1845 von diesem niedergeschrieben. Es kann also keiner der beiden Dichter dem anderen den gemeinsamen Zug von dem dieselben Predigten haltenden Pastor entlehnt haben, sondern er mufs jedem, unabhängig voneinander, aus einer älteren Quelle zugeflossen sein. Vermutlich haben beide aus dem Volksmunde geschöpft, d. h. aus einer Anekdote oder einer schwankhaften Erzählung, die in studentischen oder theologischen Kreisen umlief.

Eine solche Erzählung, die schon in den 1850er Jahren bekannt war, und die sich ohne Zweifel aus einer älteren und einfacheren entwickelt hat, läfst sich aus Schwaben nachweisen. Ob sie in irgendeiner Form schon gedruckt oder dichterisch verwertet ist, konnte mir mein Gewährsmann, ein namhafter, aus Ulm gebürtiger Germanist, nicht bestimmt sagen, doch möchte er letzteres glauben. Zu dem Pfarrer eines schwäbischen Dorfes begab sich einmal ein ihm vorgesetzter Geistlicher, um ihn über verschiedene Beschwerden, die eingelaufen waren, zu vernehmen. Es handelte sich um vier Punkte. Erstens sei der Pfarrer täglich im Wirtshaus zu finden, zweitens habe er eine Hauserin (Wirtschafterin), die noch nicht im kanonischen Alter sei, drittens halte er immer ein und dieselbe Predigt, viertens sei bei ihm keine Bibel zu finden. Der Pfarrer antwortete: Ich werde dem Herrn Kirchenrat Punkt für Punkt Rede stehen. Wenn ich in den Hirschen gehe, so befolge ich nur das Wort des Herrn: die Gemeinde sei nicht wie Schafe ohne Hirten. Wenn dann zweitens meine Hauserin zu jung sein soll, welle mer tauschen, Herr Kirchenrat? Wenn ich dann drittens jeden Sonntag das selbige predige, so hab' ich dazu guten Grund. Ich werde einmal meine Hauserin rufen, damit der Herr Kirchenrat selber sehen kann. — 'Kathrin, was hab' ich letzten Sonntag gepredigt?' — 'Der Herr Pfarrer hat eine lange schöne Predigt gehalten.' — 'Kathrin, nicht das will ich wissen, sondern worüber habe ich geredet?' — 'Der Herr Pfarrer hat recht Erbauliches geredet.' — 'Kathrin, Sie soll mir sagen, was Sie sich von der Predigt gemerkt hat.' — 'Ach, der Herr Pfarrer hat so viel und so Hohes gepredigt, dafs ich das nimmer hab' fassen können.' — Der Herr Kirchenrat sehen nun, dafs die Katharine, die doch die Gescheiteste in der ganzen Gemeinde ist, die Predigt noch öfter hören mufs, um sie begreifen zu können. Wenn ich sehe, dafs meine Worte feste Wurzel in der Gemeinde Herzen

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gefaſst haben, werde ich eine neue Predigt halten. Was nun schlieſslich den letzten Punkt betrifft, daſs ich keine Bibel im Haus hab', so wird der Herr Kirchenrat sogleich finden, daſs das eine erstunkene Lüg' ist. — Kathrin, hol' mer's Bibele, der Herr Kirchenrat will's sehen! — 'Ich hab's der Hirschwirtin derweil gebracht und werd's gleich holen.' — Die Wirtschafterin hatte Bübele 'Bübchen' verstanden und kam mit diesem zum Entsetzen des Pfarrers an.

Auſserhalb des Zusammenhanges, welcher diese drei Fassungen verbindet, steht das in studentischen Kreisen gesungene Lied von Kannegieſser: 'Es war einst ein Pfarrer zu Ohnewitz, Der hatt' eine Predigt nur in Besitz, Die hielt er alldorten das ganze Jahr.'

Für Reuter erweist jedenfalls die Wiederkehr des dieselben Predigten haltenden Pfarrers in zwei von ihm unabhängigen Parallelen, daſs er nicht etwa eine wahre Geschichte von dem Pastor von Gielow berichtet, sondern auf ihn nur einen verbreiteten anekdotenhaften Zug übertragen hat.

Läuschen I, Nr. 2. 'De Kirschbom' handelt von einem Prozeſs um einen Baum auf der Grenze zweier Grundstücke. In Erasmus Mahlers 'Zeitvertreib für Bürger und Landleute' (Leipzig o. J., 1811 u. 1817) findet sich als Nr. 51 eine ähnliche Erzählung: 'Der fünfzehnjährige Prozeſs um die Eiche.' Auch in ihr ist die Rede von einem das Vermögen beider Kläger schädigenden Prozeſs, der aber schlieſslich — abweichend von Reuters Läuschen – durch das Eingreifen des Richters beigelegt wird. Die Erzählung Mahlers ist wohl nicht bloſse Parallele, sondern sie hat wahrscheinlich Reuter zu seinem Läuschen angeregt. Diese Annahme wird dadurch befürwortet, daſs Reuter Mahlers vielgelesenes Buch schon als Knabe gekannt und eine Einzelheit aus demselben für seine 'Reise nach Braunschweig' verwertet hat. Diese schlieſst mit den beiden letzten Versen des zweiten Buches der Makkabäer. Den Gedanken, so zu schlieſsen, hat er aus Mahlers ebenso endendem Buche übernommen. Vgl. 'Ndd. Jahrb.' 32, S. 128.

Läuschen I, Nr. 3. 'Wer hett de Fisch stahlen?' Eine ganz ähnliche Erzählung in Fr. Rabeners 'Knallerbsen', 20. Aufl. (Quedlinburg 1874), S. 48. Dem Prediger Bizius klagte eines seiner Pfarrkinder, ihm sei die Ziege gestohlen. Als Bizius am nächsten Sonntage die Kanzel bestieg und die Gemeinde sich erhob, hieſs er diese sich setzen. Dies geschah, aber gleichwohl rief er: 'Nur der dem Stadt-Mayer seine Geis gestohlen hat, sitzt noch nicht!' — 'O ja, ich sitze!' rief ein Bauer, sich dadurch als Dieb verratend. — Die Verwandtschaft dieser Anekdote, welche Reuter nicht gerade aus dem allerdings früher sehr verbreiteten Buche Rabeners (4. Aufl. 1842) kennen gelernt zu

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

haben braucht, mit Reuters Läuschen ist unverkennbar, beide stimmen sogar mehr miteinander überein als mit der Stavenhäger Tradition, die sich bei Raatz, 'Wahrheit etc. in Reuters Werken' S. 51 findet. Danach hat der Amtshauptmann Weber die Verdächtigen kommen lassen und, während er vor dem Spiegel sein Halsband scheinbar fester band, ihnen gesagt, die Diebe sollten auf die andere Seite treten. Das habe zwar niemand getan, Weber habe aber im Spiegel gesehen, dafs einige sich verlegen anstiefsen. Diese habe er dann mit den Worten 'Ji sünd dei Deiw' angedonnert. Die nachgewiesene Parallele erweckt Mifstrauen gegen die Tradition, für deren Wahrheit nichts beweist, dafs das Läuschen selbst die Geschichte dem Amtshauptmann zuschreibt. Wie bereits in meiner Reuter-Ausgabe Bd. 1, Einleitung S. 49 ausgesprochen ist, war es eine Eigentümlichkeit Reuters, das in den Läuschen Erzählte zu lokalisieren und bekannten Personen zuzuschreiben.

Läuschen I, Nr. 15. 'De Gedanken tau Pird.' Die besondere Bedeutung, welche das Wort Gedanken in diesem Läuschen hat, ist in keiner der bis jetzt erschienenen Ausgaben Reuters angegeben, infolge eines Versehens auch nicht in der von mir besorgten. Ich ergreife deshalb gern die Gelegenheit, das Wort hier zu erklären. In früherer, durch Aberglauben stärker beeinflufster Zeit wurde es vielfach für möglich gehalten, dafs die Gestalt Sterbender oder durch Todesgefahr Bedrohter, trotzdem der Körper auf seinem Lager blieb, fern von diesem an einer Stelle erscheinen könne, wohin die Gedanken des Sterbenden sehnsüchtig oder stark gerichtet waren. Wer eine solche Gestalt glaubte erblickt zu haben, sagte dann, er habe den Geist des Sterbenden gesehen. Genau denselben Sinn wie hier Geist kann in Mecklenburg das Wort Gedanken haben. Die Überschrift des Läuschens ist also sinngemäfs zu übersetzen 'Der Geist zu Pferde' oder noch unzweideutiger 'Das Gespenst zu Pferde'.

Läuschen I, Nr. 21. 'De Schapkur' wird wohl zu den Läuschen gehören, denen eine wirkliche Begebenheit zugrunde liegt. Wenigstens sieht es nicht danach aus, dafs der Stoff einer literarischen Quelle entnommen ist. Eine Art Parallele, die ich in den 'Hamburger Nachrichten' vom 18. Dezember 1909, Nr. 595, Beilage 1 fand, teile ich nur deswegen mit, weil mir bis jetzt keine andere Bezeugung des in Reuters Läuschen geschilderten Heilmittels bekanntgeworden ist: 'Der Dröhnslag. In einem Dorfe bei Gnarrenburg war ein Pferd des Bauern P. krank geworden. Die Krankheit nennt man dort Dummkoller. Als Heilmittel gegen den Dummkoller wandte man zu Grofsvaters Zeiten den sogenannten Dröhnslag an. Auch in diesem Falle wurde diese Kur angewandt. Ein Augenzeuge berichtet

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

darüber folgendes. Ein Mann hält den Kopf des kranken Pferdes, ein anderer Mann hält eine Stalltür oder ein breites Brett dem Pferde vor den Kopf, und ein dritter schlägt mit einem grofsen Schmiedehammer oder mit dem Rücken einer Holzaxt kräftig auf das Brett oder die Stalltür, dafs es gewaltig dröhnt. In dem vorliegenden Falle hielt man dem Pferde einen grofsen Kistendeckel vor den Kopf, man hatte aber nicht darauf geachtet, dafs der Kistendeckel ein Loch hatte. Als der benachbarte Schmiedegeselle mit seinem Zuschlaghammer den Dröhnslag ausführte, befand sich gerade das Loch des Kistendeckels vor dem Schädel des Pferdes, und infolgedessen traf der Schmiedehammer den Pferdeschädel und zertrümmerte ihn. Der Dummkoller war natürlich weg, aber das Pferd auch, denn es fiel um und streckte alle viere von sich.'

Läuschen I, Nr. 57. 'Wat dedst du, wenn du König wirst?' Landois' 'Westfalens Tierwelt' 1, S. 395 verzeichnet als westfälisches Sprichwort: Wann ik dat graute Loos wünne, sag de Junge, dann hödede ik de Sueggen te Piärde.

Läuschen II, Nr. 27. 'Dat kümmt mal anders.' Andrae merkt S. 38 an: 'Stand in demselben Jahre in den Fliegenden Blättern 29. Bd. 1858 (S. 39). Gemeinsame Quelle?' Reuters Läuschen ist jedoch nicht erst 1858, sondern war schon am 22. April 1855 im 'Unterhaltungsblatte' gedruckt. Man ist also nicht zu der Annahme einer gemeinsamen Quelle gezwungen.

Läuschen II, Nr. 30. 'Dat sünd up Stunns sihr slichte Tiden' erzählt von einem Herrn, der bei zwei Schuhmachern je ein Paar Stiefel machen läfst, dem einen den linken, dem anderen den rechten zur Aufweitung zurückgibt und mit den beiden übrigen ohne Bezahlung durchbrennt. Parallelen sind von Bolte in meiner Reuter-Ausgabe und von Andrae S. 23 angemerkt. Reuters unmittelbare Quelle, der er sich treu anschliefst, ist aber, wie mir der Reuter-Biograph Paul Warncke nachwies, eine Prosaerzählung, welche in der Fortsetzung des von Reuter redigierten Unterhaltungsblattes gedruckt ist. Dieses ist also nicht sofort eingegangen, als Reuter von der Schriftleitung zurücktrat, sondern erschien eine kurze Zeit mit geändertem Titel weiter. Ohne Zweifel hat Reuter dem neuen Schriftleiter einen Teil zurückgelegter Manuskripte übergeben, auf welche dieser bei der ersten Not um Manuskript zurückgriff. Es findet sich nämlich noch eine zweite, aus den 'Schnurren' genommene Prosaanekdote wörtlich abgedruckt, welche gleichfalls von Reuter als Läuschen bearbeitet ist. Die 'Schnurren' sind als eine der Quellen Reuters von Joh. Bolte entdeckt worden. Wenn es noch einer Bestätigung für die Richtigkeit dieser Entdeckung des anerkannten Meisters stoffgeschichtlicher Forschung bedürfte, so bietet sie jene wörtliche Übereinstimmung.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Läuschen II, Nr. 32. 'Ümkihrt.' Ich brauche den Inhalt dieses bekannten Läuschens hier nicht anzugeben. Es genügt, den Schlufsvers 'Lutsch du bei Salomon un ess bei mir' anzuführen, um das Läuschen in die Erinnerung zurückzurufen. Nach der Tradition Stavenhagens, der Geburtsstadt Reuters, soll dem Läuschen folgende Begebenheit zugrunde liegen. Als der alte Moses Salomon — der Moses der Stromtid — eines Tages bei Tische safs, einen Eierkuchen vor sich, trat einer der Brüder Dohmstreich ein. Moses nötigte ihn, mitzuessen. Dohmstreich wollte danken, er habe bereits bei einem Bekannten gegessen, meinte dann aber: 'Na, ick will den Pannkauken mal probieren', und haut tüchtig ein, mehr als Moses lieb ist. 'Ett Brot tau, dat bekümmt di so nich!' rät er seinem Gaste, bei dessen gesegnetem Appetit er schliefslich doch zu kurz kam, so dafs er in die Worte ausbrach: 'Ett dat negste mal bi mi un probier bi einen annern!'

Mein Gewährsmann für diese Erzählung war der 1822 in Stavenhagen geborene, vor einigen Jahren gestorbene Kaufmann Moritz Meyer, ein Neffe oder naher Verwandter des in dem Läuschen genannten Salomon, und er glaubte, dieses Geschichtchen schon zu Lebzeiten seines 1837 gestorbenen Onkels gehört zu haben. Meyer war zwar ein glaubwürdiger Mann, trotzdem habe ich bisher Bedenken getragen, seine Mitteilung für die Nachweisung der Quellen Reuters zu verwerten. Es schien mir die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs Meyer sich in bezug auf das Alter der Erzählung irrte und diese ein Erzeugnis der Stavenhäger Phantasie sei, die öfter nachweislich Erdichtetes als wirklich Geschehenes bezeugt hat. Einen anderen besonderen Grund hatte ich für mein Mifstrauen nicht.

Erst jetzt wird mir eine Tatsache bekannt, die meine Bedenken rechtfertigt. Herr Christian Krüger in Lübeck, der im 'Niederdeutschen Jahrbuche für 1912' wertvolle Quellenforschungen zu Reuters Dichtungen veröffentlicht hat, schreibt mir, dafs im 'Neuen gemeinnützigen Volkskalender für Neu-Vorpommern und Rügen', 1838, S. 108 folgende Anekdote sich finde, welche Reuter die Anregung zu seinem Läuschen gegeben zu haben scheine. Sie lautet: Steffen besuchte den Nachbar Peter, als dieser eben beim Mittagessen safs. 'Wollt ihr's mithalten, Nachbar, so langt zu!' rief Peter ihm entgegen. 'Danke, habe schon gegessen; aber ein bissel sticheln will ich wohl noch.' Er setzte sich und stichelte so wacker darauf los, dafs die gehäufte Schüssel im Nu geleert war. Peter, welcher voll Verwunderung und Verdrufs zugesehen hatte, klopfte ihm sauer lächelnd auf die Schulter und sagte: 'Wifst ihr was, Nachbar, ein andermal efst bei mir und stichelt daheim!'

Berlin. W. Seelmann.

---

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Zwei englische Bearbeitungen der Psyche-Sage aus dem 17. Jahrhundert.

Es ist nicht wunderbar, daſs des Apuleius Märchen von Amor und Psyche, welches namentlich im 17. Jahrhundert in Italien, Spanien und Frankreich selbst bedeutendste Dichter zu poetischen Werken angeregt hat, auch in England in gleicher Weise bearbeitet worden ist. Dort sind zwei Dichtungen in dramatischer Form zu nennen: *Love's Mistress or the Queen's Masque* von Thomas Heywood, und *Psyche, a tragedie* by Thomas Shadwell, über welche der Moliérist vom 1. August 1881 folgendes schreibt:

> En 1636 un auteur dramatique anglais, Thomas Heywood, publia Love's Mistress or the Queen's Masque (la maîtresse de l'Amour ou le masque de la reine), comédie de cour, et basée, comme la pièce de Molière, sur l'Ane d'Or d'Apulée. Il serait intéressant pour les Moliéristes de comparer le Masque de Heywood avec la tragédie-ballet de Molière.
> Thomas Shadwell, dont nous avons parlé souvent, fit jouer en 1672 une Psyché, imitée principalement de la tragédie de Molière, et qui eut beaucoup de succès.

Welche Gestaltung die Psyche-Sage durch die beiden englischen Dichter erfahren hat, wieweit sie den angegebenen Quellen folgen, welche Abweichungen sie bringen, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen bzw. Heywood zu Molière, darauf möchte ich in nachfolgendem eingehen. Zuerst ist es Heywoods Maskenspiel, das uns beschäftigen wird.

1. Akt. König Admetus von Thessalien (auch König von Arkadien genannt) hat sich mit seinen drei Töchtern Astioche, Petrea und Psyche und mit den Ehemännern der beiden ersteren, Menetius und Zelotes, nach Delphi begeben, um Apollo über das Geschick Psyches zu befragen, die trotz ihrer die allgemeine Bewunderung erregenden Schönheit unvermählt geblieben ist. Darauf erhält er vom pythischen Gott als Antwort die Weisung:

> Clothe Psyche in a mourning weed,
> Then lead and leave her on a hill,
> Where Venus' doves their young ones feed;
> Her husband not of human race,
> But one, whose flaming sight doth kill,
> And yet wants eyes; his serpent's face
> If she behold, she must see hell;
> And yet, by some notarious deed,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

**Obtain a patent from that place**
**Never to die: Psyche farewell!**
**Much joy'd, much greev'd; unclasp that spell.**

Unter dem Eindruck dieses dunkeln Orakelspruches verlassen alle tief betroffen Delphi, um schweren Herzens die Vorbereitungen zur Ausführung des göttlichen Gebotes zu treffen.

Venus ruft nach ihrem Sohne Kupido, der mit neckischen Redensarten herbeikommt, und in seiner Gegenwart erzählt die Göttin Pan und Apollo von dem Leid, das ihr auf Erden durch Psyche bereitet wird, welcher das Volk Huldigungen darbringt, wie wenn sie, die Sterbliche, Königin der Liebe wäre. Die Tempel stehen verödet da, vertrocknet sind die Blumengewinde, herabgerissen und mit Füſsen werden sie getreten, während neue Opfergaben ihr nicht mehr dargebracht werden. Sie bittet die Götter, wenn sie Psyche treffen, sie ihr durch Merkur zuzuschicken oder sie gefangen zurückzuhalten und ihr Nachricht davon zu geben. Pan und Apollo versprechen Venus ihre Unterstützung, wofür ein süſser Kuſs der Göttin sie belohnen wird. Ihrem Sohne befiehlt Venus, Psyches Herz mit einem Pfeile zu verwunden, sie jedoch in Liebe zu einem *ill-shapen drudge, some ugly fool* entbrennen zu lassen. Sobald Kupido allein ist, winkt er Zephyr herbei, dem er den Auftrag gibt, die auf einsamem Bergesgipfel weilende Jungfrau sanft auf seinen Schwingen hinab zum Tal in seine Wohnung zu tragen. Zu jenem Felsen wird Psyche von ihrem Vater, den Schwestern und Verwandten begleitet, die trauernd von ihr Abschied nehmen. Sie bittet sie, jetzt ihren Schmerz zu mäſsigen; damals, als alles Volk sie wie eine Göttin verehrte und den Kultus der Venus vernachlässigte, wären Tränen und Kummer am Platze gewesen und hätten der Göttin Zorn vielleicht besänftigt. Langsam steigt Psyche den Felsen hinauf, den Zurückbleibenden Abschiedsgrüſse zuwinkend, dann, sobald sie ihren Blicken entschwunden ist, wird sie von Zephyr durch die Luft herab zu einem wunderbaren Palast gebracht und an einer sich alsbald mit köstlichen Speisen bedeckenden Tafel niedergesetzt. Stimmen fordern sie auf, sich durch Speise und Trank zu erquicken. Nach dem Mahle naht Kupido, für Psyche unsichtbar; er begrüſst sie als seine Gattin und ernennt sie zur Herrin des Palastes und aller Schätze darin. In stetem Vergnügen wird sie leben können und Zephyr zu ihrem gehorsamen Diener haben, solange sie nicht danach strebt, seine Gestalt kennen zu lernen. Von den Schwestern Psyches fürchtet er Unheil, darum warnt er sie vor ihnen und bittet, sie zu meiden, obwohl sie zu dem Felsen kommen werden, von dem Psyche ihm zugeführt worden ist. Psyche jedoch äuſsert das Verlangen, die Schwestern wiederzusehen, und es soll ihrem Wunsche entsprochen werden, aber sobald die Schwestern

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

anfangen, nach Psyches Gatten zu fragen, soll sie sie mit Schätzen reich beschenken und von Zephyr wieder zurücktragen lassen.

2. Akt. Die Schwestern weilen bei Psyche und bewundern die Pracht, die sie umgibt; nicht minder staunen sie darüber, wie sehr unsichtbare Wesen eifrig bemüht sind, Psyche Dienste zu leisten, sie durch Gesang und Musik zu ergötzen. Da ist es nicht wunderbar, dafs Petrea die Frage an die Schwester richtet, wer der Herr des herrlichen Palastes ist und wie der Gatte Psyches aussieht. Psyche ist in Verlegenheit; sie entschuldigt ihren Gemahl, dafs er sich den Schwestern nicht zeigen kann, da er nicht zu Hause ist, doch gibt sie eine Beschreibung von ihm:

> He's a fair lovely youth! upon each cheek
> Smiles lie in cheerful dimples, on his brow
> Sits love and majesty in glorious pride.
> His eyes such beauty in their circles hold,
> That, walking in the night, I've thought them stars;
> Long flaxen curled tresses crown his head.
> Come, come, you shall not be enamoured
> Of my fair husband; this for all suffice,
> He's young and rich.

Alsdann läfst Psyche die Schwestern durch Zephyr beschenken, während sie forteilt, um, wie sie sagt, nach ihrem Gatten auszuschauen.

Neidisch gestehen sich die Schwestern, dafs Psyches Gemahl ein Gott sein mufs, und sie geloben, nicht eher ruhen zu wollen, als bis sie der Jüngsten Glück vernichtet haben.

Der König mit seinen Schwiegersöhnen ist auf dem verhängnisvollen Felsen und klagt über den Verlust auch der beiden anderen Töchter, da wird ihm ihre glückliche Rückkehr gemeldet. Sie berichten dem Vater eingehend von Psyches Glück, zeigen die reichen Schätze vor, die ihnen gegeben worden sind, und die zu bestätigen scheinen, dafs sie einem Gott vermählt sein mufs. Sie sind, wie sie vorgeben, von Psyche zur baldigen Wiederholung des Besuches aufgefordert worden, und sie versprechen, da der König seine Tochter auch gern wiedersehen möchte, bei Psyche die Erlaubnis seines Besuches zu erwirken.

Psyche ist allein und klagt über ihre Einsamkeit, klagt, dafs trotz Forschens und Befragens ihrer Diener es ihr nicht gelingt, zu erfahren, wer ihr Gatte ist. Sie wird in ihrer Trübsal von Kupido überrascht, der nochmals sie an sein Verbot erinnert, und zwar um so eindringlicher, als die Schwestern im Begriff sind, wieder bei ihr zu erscheinen; sie möchte sie nur sogleich reich beschenkt von Zephyr zurückführen lassen. Kaum hat Kupido die Geliebte verlassen, als Astioche und Petrea vor

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ihr stehen und von neuem sich nach Psyches Gemahl erkundigen. Darauf entgegnet sie:

> **His shape; why he's a man whose snowy head**
> **Bows on his bosom, through the weight of age.**

Aus dem Widerspruch dieser Worte zu der vorhergehenden Beschreibung entnehmen sie, dafs Psyche ihren Gemahl nicht kennt, und sogleich beginnen sie, ihn ihr zu verdächtigen. Sie erinnern an den Orakelspruch Apollos, der ihr ein Ungeheuer zum Gatten bestimmt hat, und ein solches auch haben sie in der letzten Nacht, da sie von ihr gegangen, im Tale gesehen; sicher wird Psyche seine Beute werden, wenn sie nicht der Gefahr zuvorkommen will und ihn, während er bei ihr weilt, tötet. Geängstigt verspricht Psyche, dem Rat der Schwestern zu folgen und für die nächste Nacht ein Messer und eine Öllampe in Bereitschaft zu haben.

3. Akt. Psyche ist im Begriff, die verhängnisvolle Tat auszuführen. An der Lagerstätte sieht sie Bogen und Pfeile aus Gold und Silber stehen, die sie vermuten lassen, dafs Kupido ihr Gatte ist, was ihr auch weiter das Licht der Lampe bestätigt, denn nun erkennt sie:

> **This is no serpent, but a diety.**
> **What pretty loves, like silken slumbers lie,**
> **Closing the covers of each crystal eye;**
> **Hence, thou prepared instrument of death,**
> **Whilst Psyche sucks new life from his sweet breath!**
> **Churl beauty, beauteous niggard! thus I'll chide;**
> **Why didst thou from mine eyes this glory hide?**

Ein Tropfen heifsen Öls fällt von der Lampe auf Kupido herab, der erwacht und entsetzt bemerkt, dafs Psyche ihrem Versprechen untreu geworden ist, ja sogar ihn hat töten wollen. Er wendet sich von ihr, ruft Zephyr herbei und befiehlt ihm, hier am Orte alles zu vernichten und seine Diener zu entlassen. Hunger und Schrecken sollen mit dem eisigen Boreas ins Tal ziehen, der auch Psyches Gewänder zerfetzen und sie selbst entstellen soll. Alsdann ruft er Psyche ein letztes Lebewohl zu und fliegt fort, da er, seine Wunde zu heilen, sich Hilfe suchen mufs. Boreas bringt Psyche zum Vater und den Schwestern, von denen sie anfangs nicht erkannt wird, ja sie wird sogar, als man ihr Geschick erfahren hat, verstofsen, und der Vater beharrt bei dieser seiner Strenge, obgleich er von Kupido, der flüchtig unter Musikklängen erscheint, dafür getadelt wird. Psyche wird Merkur übergeben, der sie zu Venus bringt, welche die Unglückliche mit bösen Scheltworten und Schmähungen empfängt und sie schlägt, da Psyche auf *this rich burthen in my wretched womb* hinweist. Alsdann wird Merkur entsandt, fünf verschiedene Getreidesorten vom Speicher der Venus zu holen, welche Venus

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

durchmengt und Psyche den Auftrag gibt, die Sorten vor Sonnenuntergang auseinanderzulesen. Venus geht indessen nach Paphos, wo sie ihren Sohn in ihrem Hause gefangenhält, und Psyche erfährt von Merkur, wie sie mühelos die Getreidekörner mit Hilfe fleifsiger Ameisen sondern kann.

4. Akt. In der Werkstätte des Vulkan, der eine Menge von Arbeiten für die Götter zu fertigen hat, erscheint Kupido und bittet ihn, ihm die Fesseln zu lösen, die ihm seine Mutter angelegt hat. Da kommt Psyche mit einem Fläschchen in der Hand und erzählt, dafs Venus als neue Arbeit von ihr verlangt, Wasser aus dem Kokyt zu holen. Kupido hilft ihr aus der Verlegenheit; er schickt sie nach Taenarus, wo des Jupiters Adler weilt, der gern die Aufgabe für sie lösen wird, und freudig eilt Psyche dorthin. — Venus und Pan suchen nach Kupido, der trotz seiner Fesseln entflohen ist; sie finden ihn frei davon bei Vulkan, dem die erzürnte Göttin heftige Vorwürfe macht. Psyche bringt Venus das verlangte Wasser und erhält als letzte Aufgabe den Auftrag, ihr eine Büchse Schönheitssalbe von Proserpina aus dem Hades zu holen. Alle Anwesenden sind über dieses Verlangen der Venus entsetzt, doch vermögen ihre Bitten nicht, die Göttin davon abzubringen. Man eilt auf Merkurs Ruf zum Ceresfeste, nur Kupido und Psyche bleiben zurück, so dafs Kupido Gelegenheit hat, sie genau zu unterrichten, wie sie selbst diese schwierigste aller Aufgaben glücklich lösen kann. Leicht ist der Weg zur Hölle zu finden, da er breit und von vielen betreten wird. Der Fährmann Charon wird sie in sein Boot nehmen, um sie über den Höllenflufs zu setzen, doch ist ihm dafür ein Fährgeld zu zahlen, da er sie sonst schlagen und zurücklassen würde. Das Höllentor ist immer offen, aber dem davorliegenden Cerberus soll Psyche auf dem Hin- und Rückwege ein Stück Brot zuwerfen. Während der Fahrt in Charons Boot wird aus den Wogen des Styx ein alter Mann ihr hilfeflehend die Arme entgegenstrecken, doch soll sie ihn unbeachtet lassen. Sobald sie landet, wird sie alte Hexen schwarze Fäden spinnen sehen, während eine die Spindel dreht; die im Augenblick ihres Vorüberschreitens herabfallende Spindel soll sie trotz der Bitten nicht aufheben. In Plutos Hof soll sie sich nicht setzen noch etwas essen, sondern die Büchse mit der Schönheitssalbe nehmen und von dannen gehen.

5. Akt. Merkur, der vorher die Götter zum Ceresfeste geladen hat, richtet jetzt die Aufforderung, daran teilzunehmen, der Hadeskönigin aus. Zugleich meldet er ihr, dafs Psyche ihr eine Bitte zu unterbreiten hat. Man will, um Venus zu gefallen, Psyche in der Hölle zurückbehalten, doch ist es unmöglich, weil sie alle ihr von Kupido angegebenen Vorsichtsmafsregeln beobachtet hat. Darauf erhält sie von Proserpina

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die erbetene Büchse mit dem Gebot, sie nicht zu öffnen. Pluto ist von Psyches Geschick gerührt, er hält sie für würdig, Kupidos Gemahlin zu werden, und bittet Proserpina, bei Venus zugunsten der Unglücklichen zu sprechen. Darauf übergibt Pluto dem Götterboten seine Gemahlin mit Abschiedsgrüſsen und Grüſsen an die Götter der Oberwelt.

Psyche hat den Hades verlassen, um zu Venus zu eilen, da wird sie von der Versuchung erfaſst, die Büchse zu öffnen, denn göttliche Schönheit möchte sie um ihres Geliebten willen besitzen. Doch in dem Augenblick, wo sie es tut, fällt sie in tiefen Schlaf. Kupido, der sich in der Nähe verborgen hält, eilt zu ihr, doch zürnt er ihr wegen dieses Vergehens nicht:

> When all thy sex is guilty of like pride,
> And ever was ...,

vielmehr löst er das, was aus der Büchse entwichen ist, von Psyches Augenlidern und tut es dort wieder hinein. Der erwachenden Psyche teilt er nun mit, daſs er sie nie mehr verlassen wird.

Mit Venus und einigen Göttern ist König Admetus, von seiner Familie und arkadischen Bürgern begleitet, zusammengetroffen. Er wird nach dem Ort, wo er Psyche verborgen hält, gefragt, doch weiſs er über Psyche nichts anzugeben; er würde es auch nie gewagt haben, sie gegen den Willen der Venus zu schützen. Nachdem Merkur Proserpina herbeigebracht hat, kommen auch Kupido und Psyche und übergeben der Venus die verlangte Schönheitssalbe. Psyche ist von Jupiter unsterblich gemacht worden, so daſs der Zorn der Venus besänftigt wird und sie Psyche ihrem Sohn als Gattin überläſst. Merkur beantragt nun die Bestrafung der Schwestern, die alles Leid des Liebespaares verschuldet haben, und zwar soll der Vater das Urteil sprechen, das auf *endless durance* lautet. Psyche jedoch bittet für sie, so daſs nun als Strafe ausgesprochen wird, daſs sie hinfort Dienerinnen Psyches sein sollen und sie sogleich beim Ceresfeste bedienen sollen, zu dem jetzt alle sich aufmachen.

Dieser Überblick über den Inhalt zeigt uns, daſs Apuleius die Quelle für Heywoods Maskenspiel gewesen ist, allerdings unter mancherlei Kürzungen und Änderungen, die namentlich in der zweiten Hälfte des Stückes hervortreten und nicht gerade durch die Umgestaltung der Erzählung in ein Drama geboten erscheinen. Sogleich der Eingang ist anders, denn, während Apuleius erzählt: *erant in quadam civitate rex et regina; hi tres numero filias forma conspicuas habuere*, und dann weiter von der göttlichen Verehrung berichtet, zu der Psyches auſserordentliche Schönheit die Bürger der Stadt und Fremde



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

benachbarter Orte verleitet, beginnt Heywood sein Stück mit der Szene in Delphi. Hierhin hat sich Psyches Vater (der Mutter wird im Stück nie gedacht) mit allen Mitgliedern seiner Familie begeben, d. h. obwohl die Schwestern verheiratet sind, weilen sie mit ihren Männern im elterlichen Hause; bei Apuleius sind sie auch *procis regibus desponsae iam beatas nuptias adeptae,* doch zur Zeit, da sich Psyches Geschick dem Orakelspruch entsprechend vollzieht, sind sie nicht mehr daheim. — Der Orakelspruch, den der König in Delphi erhält, bietet ebenfalls Abweichungen; bei Heywood kann man aus ihm das Geschick Psyches bis zum Schlufs erkennen; wir hören, welches Verbot ihr gegeben werden wird und welches ihr Los sein wird, wenn sie es verletzt; bei Apuleius handelt es sich allein darum, zu sagen, wer ihr als Gatte bestimmt ist:

> Montis in excelsi scopulo desiste puellam
> Ornatam mundo funerei thalami.
> Nec speres generum mortali stirpe creatum,
> Sed saevum atque ferum vipereumque malum;
> Qui pinnis volitans super aethera cuncta fatigat,
> Flammaque et ferro singula debilitat.
> Quo tremit ipse Jovis, quo numina terrificantur
> Fluminaque horrescunt et Stygiae tenebrae.

In der darauf folgenden Szene, in der Heywood uns Venus, Kupido, Pan und Apollo vorführt, werden wir mit dem Kummer und Zorn der Göttin bekanntgemacht, was im Eingang des Märchens enthalten ist; freilich ist Venus hier allein und äufsert in erregtem Selbstgespräch ihren Unwillen, dann sucht sie Amor, zeigt ihm Psyche und beschwört ihn, ihr Leid an der Sterblichen zu rächen: *virgo ista amore flagrantissimo teneatur hominis extremi, quem dignitatis et patrimonii simul et incolumitatis ipsius fortuna damnavit, tamque infimi, ut per totum orbem non inveniat miseriae suae comparem.* — Zu dem kecken Ton, den Kupido bei Heywood seiner Mutter gegenüber anschlägt, bietet Apuleius nichts Entsprechendes, wohl aber konnten des Lateiners Worte, die das Unwesen Amors im allgemeinen kennzeichnen, dazu veranlassen. — Während man im Märchen vermuten kann, dafs Amors Liebe zu Psyche in dem Augenblick entspringt, da sie ihm von Venus gezeigt wird, ist bei Heywood seine Liebe bereits vollendete Tatsache, denn, sobald die Mutter ihn verlassen hat, gibt er Zephyr den Auftrag, ihm Psyche von dem verhängnisvollen Felsen zuzuführen. Neu ist bei Heywood auch, dafs Menetius und Zelotes beim Abschied von Psyche sich erbieten, sie mit dem Schwerte gegen das Ungeheuer zu verteidigen, ein Anerbieten, das Psyche ablehnt. Da bei dieser Gelegenheit die Schwestern verabreden, nach Psyche am folgenden Tage zu suchen, spricht Kupido die Warnung vor ihnen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

sogleich beim ersten Zusammensein mit der Geliebten aus, wozu er bei Apuleius einen späteren Zeitpunkt wählen kann. In zwei Besuchen erreichen die Schwestern bei Heywood ihr Ziel, während Apuleius sie drei Besuche machen läfst. Ihr Neid und ihre Bosheit treten im Märchen stärker zutage als im Maskenspiel, denn obwohl auch hier sie Psyche das Glück nicht gönnen und es ihr zu vernichten trachten, zögern sie nicht, dem trauernden Vater von dem, was sie gesehen haben, Kenntnis zu geben, um seinen Kummer zu lindern; bei Apuleius verheimlichen sie vor den Eltern Psyches Glück und heucheln lebhafte Trauer um die Schwester. Darum ist auch das Mafs der Strafe für sie hier und dort ein anderes, denn bei Apuleius finden sie den Tod, als sie sich, um Amors Gattin zu werden und ihm Psyche zu ersetzen, nacheinander von dem Felsen herabstürzen, von welchem sie früher Zephyr sanft herabgetragen hatte; bei Heywood bleiben sie am Leben. Eigentümlich ist hier auch das Zusammentreffen des Vaters mit seinen Töchtern, als sie von ihrem ersten Besuch zurückkehren. Mit seinen Schwiegersöhnen ist er zum Aussetzungsfelsen gegangen und klagt, dafs ihm auch die beiden ältesten verloren sind, als ihm ihre glückliche Rückkehr gemeldet wird. Psyches Wanderung, nachdem sie von Kupido verlassen ist, ist in dem englischen Stücke wesentlich gekürzt, denn Boreas bringt sie auf Amors Geheifs zum Vater zurück, der sie Merkur, dem Boten der Venus, zur Bestrafung durch die Göttin übergibt. Von den Arbeiten, die Venus Psyche als Strafe auferlegt, nennt Heywood drei und läfst Psyche von Merkur bzw. Kupido selbst unterweisen, wie ihr die Ausführung gelingen kann; Apuleius weifs noch von einem anderen Auftrage zu berichten, und in ganz anderer Weise wird ihr hier geholfen. — Den Schlufs bildet bei Apuleius ein prächtiges Hochzeitsfest für Amor und Psyche, welches auf Anordnung Jupiters im Himmel hergerichtet wird, während, wie wir wissen, die Vereinigung des Liebespaares bei Heywood bei Gelegenheit des Ceresfestes gefeiert wird, an dem auch mit den Verwandten Psyches Vater teilnimmt, obgleich er, solange Psyche im Unglück ist, eine eigenartige ablehnende Haltung ihr gegenüber eingenommen hat. Bei Apuleius wird des Vaters nach Psyches Abschied auf dem Felsen kaum mehr gedacht.

Es drängt sich uns nun die Frage auf, ob Heywood für seine Abweichungen etwa einer früheren Bearbeitung der Psyche-Sage gefolgt ist, eine Frage, die nicht ganz leicht zu beantworten ist. In den mir selbst bekannten älteren[1] ist viel Ähn-

[1] Es sind dies drei italienische Dichtungen: 1. Avvenimenti Amorosi di Psiche, Poema Eroico del Sig. Hercole Udine, in Venetia, 1617; 2. Christoforo Mercadanti, Psiche, Tragicomedia, in Viterbo 1619; 3. L'Adone, Poema



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

liches nicht anzutreffen, nur Mercadanti führt den Vater Psyches auch handelnd bis zum Schlufs ein; ihm läfst am Ende des Stückes Jupiter die glückliche Vereinigung seiner Tochter mit Amor verkünden und ihn an dem Hochzeitsfeste teilnehmen. Auch die Schwestern sind zum Schlufs am Leben, denn, nachdem sie den Tod gefunden, werden sie durch Jupiters Machtwort wiedererweckt, allerdings in Nymphen verwandelt. Auffälliger als hier sind einige Übereinstimmungen, die in Galeottos[1] Psyche uns entgegentreten, einem Stück, dessen Kenntnis ich der ausführlichen Inhaltsangabe verdanke, die Stumfall[2] in seiner Arbeit über die Verbreitung des Psyche-Märchens gibt. Danach beginnt Galeotto sein Drama auch mit einer Szene, die in Delphi spielt, und in der darauf folgenden klagt Venus in kurzer Unterredung Amor ihr Leid und erteilt ihm den Auftrag, Psyche zu strafen. Ein späterer Auftritt, der mit Psyches Elternhaus sich beschäftigt, erinnert ebenfalls an Heywood. Cosmo, Psyches Vater, klagt zu seiner Gattin und den Schwiegersöhnen, dafs er auch die beiden anderen Töchter verloren habe, da naht ihnen Psyche, die von ihren Erlebnissen erzählt und berichtet, dafs die Schwestern nicht mehr am Leben sind. Doch bald wandelt sich die Trauer über diese Nachricht in Freude, denn Merkur bringt die Schwestern herbei, die er aus dem Tode hat erwecken müssen. Ihnen verzeiht Psyche, da sie lebhafte Reue empfinden, alsdann nimmt sie von allen Abschied und folgt Merkur zum Himmel. — Diese Übereinstimmungen könnten zu denken geben, doch fällt es schwer, eine Bekanntschaft Heywoods mit Galeotto bestimmt nachzuweisen. — In Calderons Comedia *Ni Amor se libra de Amor* sind auch parallele Stellen zum Maskenspiel anzutreffen; hier verfallen die Schwestern auch nicht der wohlverdienten Strafe, sondern ihnen verzeihen Kupido und Psyche, desgleichen nimmt der Vater an der Handlung bis zum Schlufs teil und gibt die Tochter dem Verhängnis preis, um nicht dem Gebot der Götter zuwiderzuhandeln und ihren Zorn auf sich zu laden. Auch ist nicht zu übersehen, dafs Anteo, der Verwandte und Verehrer Psyches, sie gegen das Ungeheuer, welches ihr als Gatte bestimmt ist, zu verteidigen entschlossen ist, ähnlich wie Menetius und Zelotes es tun. Jedoch auf diese geringen Übereinstimmungen hin eine Abhängigkeit der Dichter voneinander annehmen zu wollen, zumal sonst eine

---

del Cavalier Giambattista Marini, Paris 1623, wo im vierten Gesang die Sage von Amor und Psyche behandelt ist.

[1] Galeotto Marchese dal Carretto: Le Noze de Psiche et Cupidine, Drama, 1520.

[2] Stumfall, 'Das Märchen von Amor und Psyche in seinem Fortleben in der französischen, italienischen und spanischen Literatur bis zum 18. Jahrhundert.' *Münchener Beiträge* 1907.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ganze Anzahl eigenartiger Szenen von Calderon geschaffen worden ist, erscheint gewagt; dazu kommt, daſs die Stücke fast gleichzeitig erschienen sind oder, wenn man Hartzenbusch[1] folgt, der für Calderons *Comedia* das Jahr 1640 in Anspruch nehmen will, dann ist Heywoods Maskenspiel sogar um einige Jahre älter. — Für eine Stelle bei Heywood will Bang Erasmus als Vorlage annehmen und schreibt darüber in seinen 'Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas' im 3. Bd. p. IX: 'Hier ist es nun meines Erachtens von Wichtigkeit, konstatieren zu können, daſs sich Heywood in Love's Mistresse bei einem wichtigen Detail unter dem direkten Einfluſs von Erasmus' Proci et Puellae befunden hat: In Heywoods Vorlage, dem Goldenen Esel des Apuleius, befiehlt Venus ihrem Sohn Kupid, er solle seinen Pfeil so auf Psyche, die Stolze, abschieſsen, daſs sie sich sterblich in einen tief unter ihr stehenden, armen, niedrigen Mann verlieben müsse; aus diesem homo infimus wird in Love's Mistresse ein körperlich ebenso miſsgestalteter Mensch, wie ihn Erasmus in Proc. et Puell. 106—145 beschreibt.' — Nun, wie dem auch sei, selbst wenn Heywood früheren Bearbeitungen der Psyche-Sage verpflichtet ist, es bleiben die Entlehnungen so gering, daſs sie die Selbständigkeit der Gestaltung und Umwandlung des Stoffes, wie er ihn bei Apuleius fand, in ein Drama kaum beeinträchtigen. Was jedoch die Art und Weise der Darstellung anbetrifft, so ist sie durchaus von früheren Psyche-Dichtungen unbeeinfluſst und von Heywood gänzlich dem Geschmack seiner Zeit angepaſst; es fehlt nicht an burlesken Szenen, nicht an den üblichen Zugeständnissen an die *pits* und *groundlings*. Clowns, Swains und Esel unterbrechen die Handlung durch Tänze, Lieder und Gespräche oft recht derber Art, ja die ernste Handlung ist auch von einem parodischen Widerspiel begleitet. Als der die Liebe verachtende Clown auch die Dichter schmäht, kommt Kupido herbei und verwundet ihn mit seinem Pfeil, auf daſs er in Liebe zu jedem Weibe entbrennen und sich sogar in Reimen versuchen soll. Ihm wird alsdann die häſsliche Amaryllis zugeführt, die er als seine Geliebte vor den Swains verteidigt und ihr zum Preise ein Lied singt. Die etwaige Häſslichkeit der Amaryllis kann er leicht beseitigen, denn es ist nur nötig, der aus dem Hades mit der Schönheitssalbe zurückkehrenden Psyche aufzulauern und ihr die Büchse zu entwenden. Dazu macht er sich auf, wird aber im entscheidenden Augenblick von Kupido in Schlaf gesenkt, der, bevor er Psyche hilft, an seine Seite *a counterfeit box* legt. Als er erwacht, freut er sich, im Besitz der Schönheitssalbe zu

[1] Don Juan Eugenio Hartzenbusch, 'Comedias de Don Pedro Calderon de la Barca', IV. Bd.

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

sein, öffnet die Büchse, bestreicht sich *with ugly paint* und ist glücklich, sich für seine Amaryllis verschönt zu haben. Für sie läſst er auch noch einen Teil übrig, während er den Rest für teures Geld an andere verkaufen will. Als die Swains, die ihn zu seiner Hochzeit abholen, über sein Aussehen staunen, hält er es für Beifall.

> ... for who but knows,
> The vulgar are best pleas'd with noise and shows.

sagt Heywood Akt IV, Szene III.

Eigentümlich ist schlieſslich dem Maskenspiel noch der das Ganze umfassende Rahmen. Zu Beginn des ersten Aktes tritt Apuleius mit Eselsohren an seinem Kopf auf und erzählt, daſs er früher gänzlich in einen Esel verwandelt gewesen ist, da er nach zu hohen Dingen gestrebt. Wohl hat er Menschengestalt wiedererlangt, doch als Strafe für jenes eitle Streben muſs er hinfort Eselsohren tragen. Er sucht den Weg zum Helikon, dem Sitz der Musen, und fragt den eintretenden Midas danach, doch der Exkönig von Phrygien will nichts von Musen und ähnlichen nichtigen Dingen wissen. Da fordert Apuleius ihn auf, der Vorführung seiner Geschichte von Kupidos Liebe zu Psyche beizuwohnen, damit er von seiner Geringschätzung der Musen bekehrt werde. Alsdann beginnt das Stück, und am Schluſs eines jeden Aktes gibt Apuleius Midas auf sein Befragen eine genaue Erklärung des Inhalts, der Allegorie der Psyche-Fabel.

Eine solche Umrahmung, die dem Dichter Gelegenheit bietet, mit detaillierten Erläuterungen dem Verständnis seines Stückes nachzuhelfen, fehlt den anderen Bearbeitungen der Psyche-Sage, sowohl den früheren als auch den späteren. Doch diese Eigenart ist es nicht allein — um noch auf die Frage zu kommen, ob Molière dem englischen Dichter verpflichtet ist —, die das Maskenspiel von der Tragédie-ballet unterscheidet, auch der übrige Inhalt hat zur Genüge erkennen lassen, daſs zwischen Heywood und Molière keinerlei Zusammenhang besteht. —

Wenden wir uns nun Shadwells *Psyche, a tragedie acted at the Duke's Theatre,* zu, um zu sehen, welcher Gestaltung der Sage wir dort begegnen.

1. Akt. Psyche weilt mit zwei Ladies an anmutigem, einsamem Waldesort und freut sich des Friedens, der hier im Gegensatz zu dem Hofe ihres königlichen Vaters herrscht, wo Ränke und Tücken, die von den drei Frauen recht ausführlich besprochen werden, häufig die Eintracht stören. Während Pan ihr huldigt und sein Gefolge unter Gesängen und Tänzen Blumen und Früchte Psyche zu Füſsen legt, kommen Ambition, Power, Plenty und Peace sie auffordern, nach Hause und zu den

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

irdischen Freuden, die das Leben ihr dort bietet, zurückzukehren. Doch Envy und sechs Furien verscheuchen sie und versprechen, Psyche als Strafe für ihre Anmafsung grofses Leid zu bereiten, ja sie sogar zur Hölle hinabzusenden; allein diese Drohungen vermögen Psyches Ruhe und Gleichmut nicht wanken zu machen. Zu ihrem Zufluchtsort hat Fürst Nicander, ein Verehrer Psyches, den Weg gefunden und wiederholt ihr seine Liebesbeteurungen, die Psyche wenig erfreuen und ihm den Tadel einbringen, dafs er es wagt, sie mit seinen Anträgen selbst bis hierher zu verfolgen. Auch Polynices, ein anderer Fürst und Verehrer, ist inzwischen angekommen, und nicht lange dauert es, da geraten die beiden Nebenbuhler, die auch politisch einander feindlich gegenüberstehen, um den Besitz Psyches in heftigen Streit, der sogleich mit dem Degen zum Austrag gebracht werden soll. Auf Psyches Mahnung lassen sie vom Kampfe ab, ja, ihrem Wunsche entsprechend schliefsen sie einen Freundschaftsbund, den hinfort nichts mehr erschüttern soll, obwohl sie ihrer Liebe zu Psyche treu bleiben. Als Psyche sie verlassen hat, nahen ihnen ihre Schwestern Aglaure und Cidippe, die die beiden Fürsten bei sich zurückhalten wollen und ihnen gegenüber Psyches Reize schmähend herabsetzen, doch Nicander und Polynices hören nicht darauf und eilen fort. Aglaure und Cidippe verwünschen Psyches Schönheit und rufen Venus an, sie zu rächen, deren Kultus auch durch die Verehrung Psyches beeinträchtigt wird.

Venus erscheint und verspricht die Bestrafung; das Orakel des Apollo wird das Urteil über Psyche kundtun.

Theander, der Vater Psyches, fordert zur Wallfahrt zum Tempel des delphischen Gottes auf, um ihn über das Geschick der jüngsten Tochter zu befragen, und Psyche verspricht, sich dem Orakelspruch zu unterwerfen.

2. Akt. Im Tempel des Apollo gehen Priester in langer, feierlicher Prozession zum Altar, Theander, Psyche, ihre Schwestern, Nicander und Polynices folgen ihnen. Unter Gesängen und Tänzen werden die notwendigen Riten beobachtet, bis dann auf Theanders Anfrage Apollo folgenden Orakelspruch verkündet:

> You must conduct her to that fatal place,
> Where miserable Lovers, that despair,
> With howls and lamentations fill the air;
> A Husband there your Daughter shall embrace.
> On Venus Rock upon the Sea,
> She must by you deserted be:
> A poys'onous Serpent there She'll find,
> By Heaven he Psyche's Husband is design'd.

Während der Vater klagt, geben die Schwestern gegenseitig ihrer Freude Ausdruck, von Venus erhört zu sein. Nicander

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

und Polynices streiten mit dem Hohenpriester, verdächtigen den Orakelspruch als Tru gund polemisieren heftig dagegen, obwohl Theander rät, den heiligen Mysterien gegenüber alles Philosophieren zu unterlassen. Donner ertönt als ein Zeichen, daſs Apollo zürnt, und man zieht sich zur Ausführung seines Spruches zurück.

Die Szene wandelt sich in eine bergige, öde Landschaft, in welcher ein hoher Fels steil zum Meere abfällt. Zwei verzweifelte Liebhaber treten auf und sprechen über die Schrecken des Ortes, der geeignet ist, ihren Leiden ein Ende zu machen; ihnen folgen zwei Männer und Frauen, die ebenfalls von Liebespein heimgesucht werden und klagend sich den Tod geben. Alsdann ersteigen der König, Psyche mit den Schwestern und Gefolge den Felsen. Psyche nimmt vom Vater Abschied, den sie bittet, seinen Kummer zu mäſsigen und seine Tränen zu trocknen, die sich für seine königliche Würde nicht gerade schicken. Wohl ziemen sie einem Vater, entgegnet Theander; die Götter hätten ihn nicht mit Psyche beschenken sollen, dann wäre ihm der Schmerz erspart geblieben, sie ihnen unter so grausamen, harten Bedingungen wiedergeben zu müssen. Die Schwestern machen hämische Bemerkungen über des Vaters Kummer, doch vor Psyche heucheln sie Trauer und nehmen gerührt von ihr Abschied; alsdann bleibt Psyche allein. Nun eilen Nicander und Polynices herbei, um das Leben ihrer Geliebten zu schützen; nicht dem Himmel, sondern den Priestern werde Psyche geopfert. Während ihres Gesprächs werden sie auf Kupidos Befehl von höllischen Geistern verscheucht, und Psyche wird von zwei Zephyren entführt. Kupido fordert Vulkan zum Bau eines Palastes auf. — Nicander und Polynices erscheinen wieder, um Psyche zu suchen.

3. Akt. Kupidos Palast ist unter eifriger Arbeit, zu der Vulkan die Zyklopen antreibt, fertiggestellt. Ihn betreten Kupido und Zephyr, und in der Unterhaltung beider fragt letzterer, warum Kupido in Menschengestalt erscheint und Psyche nicht als Gott nahen will, worauf Kupido erwidert, daſs er allmählich sich Psyche zu erkennen geben will, damit die Liebe festere Wurzel fasse. Sie weichen zurück, denn Psyche kommt und durchschreitet voller Verwunderung die prächtigen Räume. Eher scheint es der glänzende Palast eines Gottes als die Höhle einer Schlange. Wahrscheinlich ist alles nur *some aery vision,* vom Himmel so gemacht, um sie ein grausameres Geschick erleiden zu lassen. Auf ihren Ruf, wo die Schlange, die ihr als Gemahl vom Orakel bestimmt ist, sich verborgen hält, antwortet Kupido, der sich ihr naht, und in dem nun folgenden Gespräch gestehen sich beide die Liebe zueinander. Als Psyche besorgt äuſsert, er könne in seiner Liebe unbeständig werden, und

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

darum fragt, wen sie liebt, wird ihr der Bescheid, keine Zweifel zu hegen, aber auch nicht zu forschen, wer er ist, sonst würde sie sich und ihn ums Glück bringen; sobald es Zeit ist, wird sie Aufklärung erhalten, doch nennt Kupido sich den Herrn eines mächtigen Reiches, und er wird Psyche Freuden bieten, mit denen sonst nur Götter ihre Feste verherrlichen. Darauf singt ein unsichtbarer Chor ein Lied zum Preise Psyches. In ihrem Entzücken wünscht Psyche, daſs ihre Schwestern Zeugen ihres Glückes sein möchten. Ohne Zaudern wird Zephyr sie zu holen entsandt, nur warnt Kupido, die Schwestern lange zurückzubehalten. Alsdann fordert er Psyche auf, mit ihm die Wunder anzuschauen, die er für sie hier hat bereiten lassen.

Die Szene ändert sich; man sieht die Straſse einer Stadt, und viel Volk in Festeskleidung erwartet den Einzug der Fürsten Nicander und Polynices, die endlich den die Umgegend verheerenden Drachen getötet haben. In der Mitte eines öffentlichen Platzes ist ein Altar errichtet, auf dem dem Gotte Mars ein Dankopfer dargebracht werden soll. Mit den Priestern im Zuge kommen die Fürsten, auch Aglaure und Cidippe sind dabei; Gesänge und Tänze leiten die Feier ein, da erscheinen Mars und Venus in der Luft, und die Göttin bittet Mars, das Opfer nicht anzunehmen, solange um Psyches willen ihre Altäre vernachlässigt werden. Ihre Bitte wird erhört, und Furien treiben die Versammelten auseinander. Nicander und Polynices werden von den Schwestern zurückgehalten, die ihnen sagen, daſs ihr Vater und die Götter sie füreinander bestimmt haben; ein Suchen nach Psyche ist vergebens, da das Ungeheuer, das die Fürsten erschlagen haben, Psyche getötet hat. Die Fürsten lehnen die Anträge der Schwestern ab, denn Psyche ist noch am Leben; im Leibe des Ungeheuers, welches unter ihrer Hand gefallen ist, haben sie nichts von Psyche gefunden, darum werden sie weiter nach ihr forschen. Aglaure und Cidippe schwören, Rache zu nehmen, und zwar sollen Soldaten den Fürsten auflauern und sie im geeigneten Augenblick überfallen.

4. Akt. Psyche ist mit ihren Schwestern zusammen, die staunend die Pracht des Palastes bewundern. Sie haben den lebhaften Wunsch, den Gemahl kennen zu lernen, von dem Psyche ihnen eine begeisterte Beschreibung gibt. Während sie fortgeht, um den Gatten zu holen, äuſsern die Schwestern ihren Neid und murren gegen das Geschick, das die Jüngste so bevorzugt hat; auf Rache wollen sie sinnen und Psyches Glück zerstören. Psyche kehrt mit Kupido an der Seite zurück, der die Schwestern willkommen heiſst und ihnen zu Ehren Gesänge und Tänze vorführen läſst. Seine Anwesenheit hat zur Folge, daſs die Schwestern in Liebe zu ihm entbrennen und aufeinander eifersüchtig werden, jedoch der Wunsch, Psyche zu verderben, hält sie zu-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sammen und läſst sie gemeinschaftlich ratschlagen. Sie wollen Psyche die Beständigkeit ihres Glückes und ihrer Reichtümer verdächtigen und sie veranlassen, danach zu forschen, wer ihr Gemahl ist. Dazu bietet sich ihnen sogleich Gelegenheit, und es gelingt ihnen in der Tat, Psyche schlieſslich besorgt zu machen. Wohl werden sie in diesem Augenblick auf Kupidos Geheiſs von Zephyr entführt, doch Sorge und Bekümmernis trüben Psyches Gemüt. Um die Gattin wieder heiter zu stimmen, verspricht Kupido, ihr jeden Wunsch zu erfüllen, ja er schwört es ihr beim Styx. Da stellt Psyche die verhängnisvolle Frage, auf deren Beantwortung sie trotz aller Warnung besteht, und erfährt, daſs sie vom Liebesgott geliebt worden ist. Doch nun muſs Kupido sie verlassen, und Psyche bleibt allein zurück, in wüster Gegend am Ufer eines Flusses. Sie ist über die plötzliche Flucht ihres Geliebten tief erschrocken und erkennt nun die Gröſse ihrer Schuld. Während sie sich nach dem Fluſsufer hin zurückzieht, kommen die Schwestern mit einem Soldaten, den sie befragen, ob er ihren Auftrag, Nicander und Polynices zu töten, schon ausgeführt hat, worauf ihnen berichtet wird, daſs die Fürsten, nach Psyche suchend, hierherkommen und von Bewaffneten, die im Hinterhalt liegen, überfallen werden würden. Den Anblick, die verhaſsten Nebenbuhler sterben zu sehen, wollen sie sich nicht entgehen lassen und darum in der Nähe bleiben. Sie treffen auf Psyche, über deren Unglück sie die lebhafteste Freude äuſsern; dann erzählen sie ihr vom Tode des Vaters, der sie zu Erben des Reiches gemacht hat, während Psyche nun ihre Sklavin sein soll. Da will Psyche ihrem Leben und Leiden ein Ende machen und sich in den Fluſs stürzen, doch der Fluſsgott wehrt es ab und verkündet ihr, daſs in nicht zu langer Zeit ihr Geschick sich wenden und sie sogar unsterblich werden wird, was Nymphen in Gesängen ihr bestätigen. Der Fluſsgott warnt Psyche vor Venus, deren Zorn sie sich durch Flucht entziehen möchte; doch Psyche, die sich Venus gegenüber keiner Schuld bewuſst ist, scheut die Begegnung mit der Göttin nicht. Venus empfängt sie mit heftigen Vorwürfen, daſs sie ihren Kultus geschädigt und die Bewerbung von Fürsten zurückgewiesen hat, um Kupido sich zum Gatten zu wählen. Die Rechtfertigung Psyches findet kein Gehör, und Venus verspricht in ihrem Zorn, sie zur Strafe zum Hades hinabzusenden. Sobald die Göttin von dannen geflogen ist, erscheinen Nicander und Polynices und sind erfreut, Psyche endlich wiedergefunden zu haben, doch ist ihre Freude nur kurz, da Furien den Befehl der Venus vollziehen und Psyche zur Unterwelt entführen. In diesem Augenblick bricht die bewaffnete Schar aus dem Hinterhalt hervor und überfällt die beiden Fürsten, die sich jedoch mit Erfolg wehren, einige töten und

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

den Rest in die Flucht treiben. Sie wollen nun Psyche folgen und machen ihrem Leben selbst ein Ende, indem sie sich in den Fluſs stürzen. — Aglaure und Cidippe entrüsten sich über die Feigheit der Soldaten und den vereitelten Anschlag, wofür der Führer, den sie gedungen, den Tod erleiden soll. Darauf ereilt auch sie die Strafe für ihre Freveltaten, denn auf Kupidos Geheiſs erscheinen höllische Geister, die Schwestern zu ewiger Qual zum Hades herabzuziehen.

5. **Akt.** In der Unterwelt drücken Teufel und Furien in einem Gesang ihre Freude an den Qualen all derer aus, die sie zur Hölle geholt haben; alle reichen, klugen und schönen Menschen machen sie dem Himmel streitig, während dort nur Blinde, Häſsliche, Arme und Krüppel weilen. — Die Schwestern Psyches vergessen auch hier nicht ihren Haſs, und gern würden sie selbst groſse Qualen dulden wollen, wenn sie wüſsten, daſs Psyche hier wäre und sie sie leiden sehen könnten. Psyche kommt und ist von allem, was sie erblickt, so erschrocken, daſs sie Venus zürnt, die sie hierhergesandt hat; auch Kupido hätte sie nicht verlassen müssen, da sie seines Schutzes so sehr bedarf. Pluto tröstet sie und weissagt ihr, daſs, wenn sie die Hölle verlassen hat, sie glücklich in alle Ewigkeit leben wird; auch Proserpina spricht zu ihr von ihrer alsbaldigen Errettung und gibt ihr eine Büchse mit Schönheitssalbe für Venus. Die Schwestern rufen Psyche an, auf daſs sie für sie hier um Gnade bitte, doch Minos verkündet ihnen ihr Urteil, daſs sie im Hades zurückbleiben müssen, um ewig Wasser in Sieben herbeizutragen; um Psyches willen sieht der Höllenfürst von schwereren Strafen ab. — Psyche wendet sich zur Rückkehr und begegnet in einem anderen Teile der Unterwelt, dem Gefilde der Seligen, Nicander und Polynices, die ihr von ihrem Tode in den Wellen des Flusses erzählen; sie sind glücklich, Psyche noch einmal zu treffen, und freuen sich, daſs sie dem Gotte der Liebe vermählt werden wird. Ihr Los in der Unterwelt ist nicht zu beklagen, denn sie weilen an einem schönen Ort, wo auch Psyches Vater mit seiner Gemahlin in Freuden lebt, und wo sie selbst die Freundschaft, die Psyche ihnen geschaffen hat, genieſsen. Dann nehmen sie von ihr Abschied. — Die Szene verwandelt sich und zeigt jene öde Gegend aus dem Schluſs des vierten Aktes. Psyche gedenkt der treuen Verehrer, deren Schicksal ihr nachhaltigen Kummer bereiten könnte, wenn nicht der Gedanke an Kupido sie ganz in Anspruch nehmen würde. Da die Leiden, die sie erduldet hat, sicherlich ihre Schönheit vermindert haben, will sie, um dem Geliebten zu gefallen, von der für Venus bestimmten Schönheitssalbe Gebrauch machen. Sie öffnet die Büchse und fällt von den düsteren Dämpfen, die ihr entsteigen, in tiefe Ohnmacht. So findet sie Kupido, dessen Zorn der Liebe

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gewichen ist. Als er merkt, dafs Psyche nicht zu erwecken ist, bricht er in Klagen aus und richtet Vorwürfe an seine Mutter, die den Tod Psyches verschuldet hat. Da steigt Venus in ihrem Gefährt herab, und in lebhaftem Wortwechsel klagen Mutter und Sohn einander an. Jedoch da nur Venus allein Psyche zum Leben zurückrufen kann, fällt Kupido bittend der Mutter zu Füfsen und erlangt das Zugeständnis, dafs Psyche wieder leben soll, aber nicht für ihn. Jupiter schlichtet den Zwist, indem er verspricht, Psyche unsterblich zu machen; sie wird endlich mit Kupido vereint, und alle Gottheiten des Himmels werden zur Vermählungsfeier herbeigerufen, welche unter Gesängen, Tänzen und Huldigungen aller Art vor sich geht. —

*Imitée principalement de la tragédie de Molière*, das ist ein Urteil, dem wir vollkommen beipflichten, ja, über das wir glauben noch hinausgehen zu können, indem wir behaupten, dafs auf Schritt und Tritt Shadwell in seinem Stücke verrät, dafs ihm Molière als Vorlage gedient hat. Die Verteilung der Handlung auf die einzelnen Akte ist genau dieselbe, und auch eine Reihe von Eigenarten, die sich bei Molière finden, sind von Shadwell mit herübergenommen worden. Hier und dort ist es Psyche allein, die wegen ihrer Schönheit nicht Bewunderer, sondern Bewerber an den Hof ihres Vaters zieht, so dafs die Reize der Schwestern unbeachtet bleiben; sie, deren Namen bei Molière ebenso lauten wie bei Shadwell, sind noch unvermählt und darauf bedacht, die beiden Fürsten, die um Psyches willen angekommen sind, für sich zu gewinnen, freilich vergeblich. — Amor hat seine göttlichen Abzeichen abgelegt, erscheint Psyche in Menschengestalt und von Anfang an sichtbar, so dafs sich für sie das Verhängnis an das Verbot knüpft, je zu fragen, wer er ist. — In ihrem ersten und einzigen Zusammensein mit Psyche gelingt es den Schwestern, in ihr Argwohn gegen den Geliebten zu erregen und ihn bis zu solcher Furcht zu steigern, dafs sie ihnen zusagt, gegen ihr gegebenes Versprechen zu handeln. — Von den Strafen, die Venus Psyche auferlegt, wird nur die letzte vorgeführt, und im Hades hat Psyche Gelegenheit, nochmals mit Cléomène und Agénor bzw. mit Nicander und Polynices zusammenzutreffen. Ferner bringt der Schlufs, das Vermählungsfest des Liebespaares, ein durchaus ähnliches Aufgebot von Gottheiten und die Vorführung von ähnlichen Gesängen und Tänzen. In mehreren einander entsprechenden Szenen ist der Gedankengang durchaus parallel, ja es finden sich Stellen, in denen fast wortgetreue Übereinstimmung vorliegt, z. B.

Akt II, Szene IV. Agénor:

> Un serpent n'est pas invincible,
> Cadmus, qui n'aimait rien, défit celui de Mars,
> Nous aimons, et l'Amour sait rendre tout possible ...

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Act II (Szenenangaben fehlen in der Shadwell-Ausgabe).
Polynices:

Cadmus, without Love's aid, the Dragon slew;
Inspir'd by Love, what cannot Princes do?

Second Intermède. Vulcain:

Dépêchez, préparez ces lieux
Pour le plus aimable des dieux:
Que chacun pour lui s'intéresse;
N'oubliez rien des soins qu'il faut.
Quand l'Amour presse,
On n'a jamais fait assez tôt.
L'Amour ne veut point qu'on diffère;
Travaillez, hâtez-vous,
Frappez, redoublez vos coups,
Que l'ardeur de lui plaire
Fasse vos soins les plus doux.

Act III. Vulcan:

Ye bold sons of Earth, that attend upon Fire,
Make haste with the Palace, lest Cupid should stay;
You must not be lazy, when Love does require,
For Love is impatient, and brooks no delay.
When Cupid you serve, you must toil and must sweat,
Redouble your blows, and your labour repeat.

Act III, Sc. III. Psyché:

Ne les détournez point ces yeux qui m'empoisonnent,
Ces yeux tendres, ces yeux perçants, mais amoureux,
Qui semblent partager le trouble qu'ils me donnent.
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Vous soupirez, seigneur, ainsi que je soupire;
Vos sens, comme les miens, paraissent interdits.

Act III. Psyche:

Turn not away those eyes that poison me.
Those sweet, those piercing am'rous eyes,
That can so easily a heart surprise.
— — — — — — — — — — — — — — —
Why do yo sigh? are you transported too?

Act IV, Sc. III. L'Amour:

Si, pour m'en croire, il vous faut des serments,
J'en jure vos beaux yeux, ces maîtres de mon âme,
Ces divins auteurs de ma flamme;
Et, si ce n'est assez d'en jurer vos beaux yeux,
J'en jure par le Styx, comme jurent les dieux.

Act IV. Cupid:

By the victorious eyes,
Which govern now the heart they did surprise,
By the Gods inviolable Oath I swear,
By Styx, all thy commands shall be to me
Sacred, as Heav'ns decree.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Diese Beispiele mögen genügen, obwohl sie sich leicht noch vermehren liefsen, namentlich durch einzelne Verse, die im Dialog da und dort sich finden.

Hier widerspricht meine Ansicht in gewissem Grade derjenigen Heinemanns,[1] der in seinen 'Shadwell-Studien' p. 53 sagt, dafs wörtliche Übertragungen aus Molière nicht anzutreffen sind, doch meine ich, dafs mehr als Zufall für die oben zusammengestellten Übereinstimmungen in Frage kommt. Auch wenn Heinemann im zweiten Akt die Szene auf dem Venusfelsen und im dritten Akt das Auftreten Vulkans und seiner Gesellen als von Shadwell frei erfunden bzw. als abweichend von der Quelle bezeichnet, vermag ich ihm nicht beizupflichten, denn zu diesen Szenen bot sich Shadwell das nötige Material im ersten und zweiten Intermède.

Hören wir nun, wie Shadwell selbst sich zu seiner Abhängigkeit von Molière äufsert. Er tut es in einer Vorrede zu seinem Stück, in welcher wir an der Stelle, wo er von seinen Kritikern spricht, folgendes lesen:

'The next sort I am to encounter with, are those who are too great admirers of the French Wit, who (if they do not like this Play) will say, that the French Psyche is much better; if they do, they will say, I have borrow'd it all from the French.[2] Whether the French be better, I leave to the Men of Wit (who understand both Languages) to determine; I will only say: Here is more variety, and the Scenes of Passion are wrought up with more Art; and this is much more a Play than that. And I will be bold to affirm that this is as much a Play, as could be made upon this Subject. That I have borrow'd it all from the French, can only be the objection of those, who do not know that it is a Fable, written by Apuleus in his Golden Ass, where you will find most things in this Play, and the French to. For several things concerning the Decoration of the Play, I am oblig'd to the French, and for the Design of two of the only moving Scenes in the French, which I may say, without vanity, are very much improv'd, being wrought up with more Art in this, than in the French Play, without borrowing any of the thought from then.'

Shadwell gesteht also in gewissem Grade eine Abhängigkeit von Molière zu, doch will er sie so gering wie möglich bewertet wissen und weist darauf hin, dafs das, was sein Stück mit dem französischen gemeinschaftlich besitzt, auf die gleiche Quelle beider, auf Apuleius, zurückzuführen ist. Wir müssen freilich nach den vorhergegangenen Ausführungen uns zu anderer Ansicht bekennen, auch kann ich ihm nicht zustimmen, wenn er meint, dafs es ihm gelungen ist, die *Scenes of Passion* besser

---

[1] Heinemann, 'Shadwell-Studien'. Diss. Kiel, 1907.

[2] Wenn Shadwell Molière als seinen Gewährsmann hier nicht nennt, während er es bei den anderen Stücken, die er von ihm bearbeitet hat, tut, so geschieht es wohl deshalb, weil an der 'Psyche' auch Pierre Corneille beteiligt ist.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

und wirksamer auszuarbeiten, als es Molière (bzw. Corneille) vermocht hat; dort, wo er Eigenes hineinbringt, wird er recht drastisch und ungleich weniger zart als der französische Dichter. Einerlei müssen wir ihm allerdings zugestehen, es ist *more variety* in seinem Stück, ohne jedoch ihm dies als einen Vorteil anerkennen zu wollen. So hat er, um mit dekorativem Aufwand zu blenden, die Szene im Apollotempel geschaffen; die Angaben für den Palast Amors und die Veranstaltungen dort Psyche und den Schwestern zu Ehren sind ganz aufserordentlich reichhaltig; das Geschick der Schwestern und der beiden Bewerber um Psyche erfährt Veränderungen, damit Shadwell Gelegenheit hat, Ereignisse hineinzubringen, die eindrucksvoll sein sollen. Dabei geht er so weit, die Bedeutung des Orakelspruches zu verkennen, und läfst die Fürsten in der Tat ein Ungeheuer töten, das, ähnlich wie Minotaurus, eine Plage des Landes gewesen ist. Glückliche Griffe sind seine Zutaten nicht, doch *the great Design was to entertain the Town with variety of Musik, curious Dancing, splendid Scenes and Machines,* heifst es weiter in der Vorrede, und — sein Stück hatte grofsen Erfolg.

Graudenz. Dr. Erdmann.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Sulle Liriche di Francis Thompson.

La lirica del Thompson è particolarmente degna di considerazione in quanto che essa non può venire classificata in alcuna delle varie scuole poetiche del secolo XIX; Coventry Patmore, trattando dei *Poems* del Thompson, ricorda il Cowley ed il Crashaw come gli ingegni a cui dovrebbe a diritto esser messo a pari l'autore; ed invero egli si ricongiunge, sia col pensiero e collo speciale carattere della sua immaginazione, sia colla ricercatezza e collo splendore della sua forma, alla tradizione di quei poeti secenteschi. La freschezza delle sue descrizioni, la colorazione brillante, la minuzia de' particolari, ed una profonda, ingenua ammirazione della natura, particolarmente in *Sisters-Songs*, ci riconducono alla mente le pitture primitive del Chaucer, la vaga ornamentazione di Dunbar; tuttavia lo spirito dell'arte moderna pervade il suo verso, cosicchè questi suoi paesaggi non riescono semplici imitazioni o ricostruzioni d'uno stile arcaico. L'esuberanza delle sue immagini, il fervore del suo lirismo, la luminosità delle tinte e la ricca musicalità del linguaggio, lo accostano però maggiormente agli *Elizabethans* che ai Quattrocentisti; la sua arte è un vivace rampollo innestato sul tronco della poesia tradizionale brittannica; in essa possiamo rintracciare la sottigliezza dello Sidney, le floride allegorie dello Spenser, assieme alla maniera fastosa di più tardi poeti, quali Giles e Phineas Fletcher, Browne e Crashaw. La vastità di parecchie sue figurazioni di un abbagliante e profondo splendore, le solenni armonie del *Judgment in Heaven*, le immagini irradiate di purpurea luce di questa lirica, il poeta inghirlandato di rose avanzantesi fra i gonfaloni su cui tremola un infocato riflesso, verso *the immutable crocean dawn ... where Mary's throne made irised bow,* presentano le speciali caratteristiche del Milton. E questa somiglianza è tanto più manifesta in quanto che una severità di tono, un *pathos* austero si uniscono al fulgore delle immagini; così nell'*Ode to the setting Sun*:

> When the angels rose-chapleted
> Sang each to other,
> The vaulted blaze overhead
> Of their vast pinions spread,
> Hailing thee brother;

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ed in *The Hound of Heaven*:

> I dimly guess what time in mists confounds;
> Yet ever and anon a trumpet sounds
> From the hid battlements of Eternity,
> Those shaken mists a space unsettle, then
> Round the half-glimpsèd turrets slowly wash again;
> But not ere him who summoneth
> I first have seen, enwound
> With glooming robes purpureal, cypress-crowned;
> His name I know, and what his trumpet saith.[1]

La tecnica del Thompson offre specialmente alcuna affinità con quella del poeta di *The Weeper*, col quale egli ha comune una certa propensione all'antitesi, un certo *euphuism* nella ricercatezza e nella disposizione delle figure, ma col quale divide pure il mistico ardore che scintilla ed avvampa in *The flaming Heart*.

La spirituale bellezza del suo stile lo riattacca alla mistica arte di William Blake, di cui egli sentì e comprese intimamente la peculiare grazia delle evocazioni simboliche; coll'autore dei *Songs of Innocence* egli dimostra una stretta parentela nella maniera di considerare l'universo come trasfigurato da una luce intellettuale in cui ogni creatura diviene un emblema, ogni forma racchiude la fiamma eterna d'una verità morale.[2]

La natura ha per lui non solo un magico incanto, ma, come pel Wordsworth, una lezione severa, un ammaestramento, un consiglio; come quella del poeta dell'*Excursion* la sua lirica è compenetrata di pensiero, e la gravità dell'idea etica, la serietà della vita, la coscienza dell'umana responsabilità, sono sempre presenti pur nel suo fervore, pur nel suo rapimento innanzi al fulgore del'universo. Ma all'austerità wordsworthiana egli accoppia la ricchezza degli *Elizabethans*, come fu accennato, e riceve questa tradizione dal Keats. Quando nei *Sister-Songs*[3] egli ci dipinge il laburno:

> Mark yonder, how the long laburnum drips
> Its jocund spilth of fire, its honey of wild flame!

---

[1] *New Poems.* London, Constable, 1897; p. 112. — *Poems.* London, Lane, 1901; p. 53.

[2] V. come esempio caratteristico di questa sua affinità il tratto seguente [*Poems*, 74]:

> Pass where beneath their rangèd gonfalons
> The starry cohorts shake their shielded suns,
> The dreadful mass of their enridgèd spears; ...
> Pass by where wait, young poet-wayfarer,
> Your cousined clusters, emulous to share
> With you the roseal lightnings burning 'mid their hair;
> Pass the crystalline Sea, the Lampads seven ...

[3] London, Lane, 1895.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

o le Driadi danzanti:

... under an elm's canopy
Wheeled a flight of Dryades
Murmuring measured melody ...
Decked in raiment stainèd as
The blue-helmèd aconite;

oppure, nei *Poems*, l'Autunno:

With hair that musters
In globèd clusters,
In tumbling clusters, like swarthy grapes,
Round thy brow and thine ears o'ershaden;
With the burning darkness of eyes like pansies,
Like velvet pansies
Wherethrough escapes
The splendid might of thy conflagrate fancies; ...
With robe gold-tawny that does not veil
Feet where the red
Is meshed in the brown,
Like a rubied sun in a Venice sail,

noi riconosciamo l'arte piena di una vita strana ed intensa, l'eleganza della forma, la sontuosità della colorazione e quel lume di sogno, quel *roseal glow*, che formano le caratteristiche del cantore di *Endymion*. Anche la speciale indole della sua melanconia, che deriva da un'aspirazione profonda verso la magica terra tralucente all'orizzonte del loro sogno estetico, lo riunisce al Keats; e fra l'ode *To a Nightingale* ed il *Cloud's Swan Song*, dove il Thompson ricorda il giovine e grande artefice,[1] si può istituire alcun parallelo; in entrambe queste liriche spira lo stesso entusiasmo per l'armonie di linee e di colori del Creato, e quell'affetto appassionato alla natura, quella emozione intensa, quella tristezza mortale che risuonano, come dolenti e soavi accordi di viole, nella ricca melodia del verso. L'elemento mitologico, ch'egli usa non di rado, subisce pure quella particolare trasformazione con cui lo plasma l'ardente immaginazione del poeta di *Hyperion*; gli antichi miti assumono nuovi atteggiamenti nella loro mente, uno spirito novello vivifica la morta favola. La figura di Espero,

*Under dim Vesper's overloosened hair,*

quella di Iperione, la lotta dei Titani,[2] ci rivelano un trattamento artistico non dissimile da quello usato dal Keats; ma la sua concezione della natura è più metafisica di quella del Keats, e la sua arte trasporta l'incomparabile sontuosità del

---

[1] I thought of Keats, that died in perfect time,
In predecease of his just-sickening song;
Of him that set, wrapt in his radiant rhyme,
Sunlike in sea. (*New Poems*, 161.)

[2] *New Poems*, 110, 111, 138.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*sensuous Endimyon* in un mondo spirituale, in cui tutto è palpitante di pensiero, ed in cui l'aspetto delle cose — un abbagliante geroglifico intraducibile pel Keats — assume una lucida significazione. Inoltre la sua fantasia è meno legata alla realtà e se paragoniamo tali immagini come 'the grasses of intertangled relucent dyes', 'the unused glow of the seraphs' versicoloured wings' ed i mari notturni che 'shake slowly out their ridgy reach of crumbling stars'[1] vedremo che la passione sua per la bellezza poetica non è riposta esclusivamente nelle cose sensibili, ma nella speciale grazia ch'esse acquistano quando rischiarate dalla 'luce intellettual piena d'amore'.

Alcune delle sue figurazioni, — quella, ad esempio, de' gigli nella coppa d'oro, delle corolle translucide che effondono una lunare irradiazione, o quella de' bucaneve simili a tremule stille di sole,[2] — ci ricordano le pitture dello Shelley, le ninfee

Which lit the oak that overhung the hedge
With moonlight beams of their own watery light,

e la brillante flora della *Sensitiva*; come lo Shelley il Thompson ama tingere di iridescenti colori le sue figurazioni, irradiare quelle evanescenti apparizioni di fulgori opalescenti ed ambrati; come gli Spiriti nel *Prometheus Unbound*, 'dalle ali screziate di cremisi e di ranciato e d'un azzurro che si fà intenso e cupo e quindi si sfuma in oro' [*Act I, 760—61*], le Ore, in *Sister-Songs*,

With some sweet tenderness ... would
Turn to an amber-clear and glossy gold;
Or a fine sorrow, lovely to behold,
Would sweep them as the sun and wind's joined flood
Sweeps a greening-sapphire sea; ...
Or with mantling poetry
Curd to the tincture which the opal hath,
Like rainbows thawing in a moonbeam bath.[3]

---

[1] *Poems*, 55—57.

[2]
But lilies, stolen from grassy mould,
No more curlèd state unfold
Translated to a vase of gold; ...
A flower from its translucid urn
Poured silver-flame more lunar-fair. (*Poems*, 16.)

And the scattered snowdrop exquisite
Twinkles and gleams,
As if the showers of the sunny beams
Were splashed from the earth in drops of light.
(*Sister-Songs*, 8.)

[3] V. pure la pittura delle fate nello stesso volume a p. 58:

And all the fays ...
Whose robes are fluent crystal, crocus-hued,
Whose wings are wind a-fire, whose mantles wrought
From spray that falling rainbows shake to air.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

E non solo egli rivela la sua affinità coll'autore dell'*Epipsychidion* in questa singolare luminosità dello visione poetica, ma ancora in quel suo ardento entusiasmo per la natura e nel modo di considerare il paesaggio come simbolo di un amore appassionato per ogni ideale bellezza.[1]

Questa spiritualità d'ogni suo affetto lo riavvicina al mistico poeta di *The Unknown Eros*, a Coventry Patmore, a cui egli dedicò un volume di canti; entrambi ci offrono uno speciale genio poetico, un'intelligenza profonda e acuta che risplende nella sua miglior luce quando si trova di fronte ad astruse teorie, ad intricati meandri di pensiero, quando ha da argomentare sottilmente e da analizzare peculiari e mutevoli sfumature di sentimento; il loro spirito ama librarsi nella regione delle più complesse astrazioni e nello stesso tempo circondarsi di un fasto straordinario d'immagini scintillanti. Alcun tratto dei *Poems* del Patmore, ad. es. questo vivido passaggio:

> Intend thine eyes
> Into the dim and undiscover'd sky
> Whose lustres are the pulsings of the heart,
> And promptly, as thy trade is, watch to chart,
> The lonely suns, the mystic hazes and throng'd sparkles bright,
> That, named and number'd right,
> In sweet, transpicuous words, shall glow alway
> With Love's three-stranded ray,
> Red wrath, compassion golden, lazuline delight,[2]

paragonato con *The Hound of Heaven* del Thompson, in cui egli svolge sublimi concetti adornando la meravigliosa argomentazione con radianti metafore, ci può dare un'idea adequata della parentela che unisce questi due artefici, della loro melodia raffinata, del loro verso concettoso, della loro forma talora ardua nella sua concisione, del loro stile simbolico. È pur comune ad entrambi una spiccata tendenza verso una grande varietà di forme metriche; le loro liriche, e specialmente quelle del secondo periodo del Patmore, e quelle de' *New Poems* del Thompson, hanno l'apparenza di rapsodie, colle loro mille variazioni di ritmo, co'loro intrecci di rime e d'assonanze, collo loro multiforme musicalità.

L'elemento descrittivo è certamente più abbondante nel Thompson che nel poeta di *The Angel in the House*, ma questa parte pittorica non rimane un vano ornamento della sua arte, poichè egli esprime con queste sue evocazioni il suo stato d'animo e ci dà con esse una visibile figurazione del suo spirito; come Poe in *Dreamland* ed in *Ulalume*, egli descrive un tetro, sconsolato paesaggio per significare la sua desolazione

[1] V. *The Cloud's Swan Song* in *New Poems*, 165.
[2] *Poems*, London, Bell, 1903; vol. II, p. 1—2.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

interiore.[1] E l'arte sapiente del Poe ci rammentano pure i suoi accorgimenti per adornare ogni suo componimento di un'armonia intensa, la diligente disposizione de' suoni verbali per ottenere una grande varietà di accordi ed una tonalità dominante; la melodia soave e strana di *The Mistress of Vision* richiama alla mente le magiche musiche delle più elaborate liriche di Poe, e le immagini suggestive e d'un melanconico splendore compaiono e ritornano sul flutto sonoro del verso come nella complicata struttura di *The Sleeper* e del *Raven.* Il poeta ci introduce nel mistico giardino ove Irene dorme il sonno supremo ed Helen riposa fra le rose trasparenti alla luna, nel parco che frondeggia oltre l'Oceano di Morte, in una pace immortale.

Secret was the garden;
Set i' the pathless awe
Where no star its breath can draw.
Life, that is its warden,
Sits behind the fosse of Death.

Ma invece dei *ghoul-haunted woods of Weir* e del melanconico lago di Auber, il Thompson ci offre una visione più serena e più sottilmente simbolica; l'atmosfera incantata di Poe è qui penetrata da una luminosità diffusa, dai raggi, verdi fra il fogliame eterno, di un sole immortale; è la regione mistica,

The land of Luthany, and the tracts of Elenore,

dove la spirituale figura della *Lady of fair weeping* canta la dolce, sommessa canzone del risveglio dopo la morte; nel silenzio ove appena sospira il fruscio degli alberi 'inghirlandati di brume, il suo canto s'eleva pieno di angoscia e di speranza; le sue lagrime brillano sul giglio, le rose sono vermiglie del sangue del suo amore; dall'Anima, alfine entrata nel suo regno verace, s'irradia un soave, argenteo lume pel giardino taciturno:

There was never moon,
Save the white sufficing woman:
Light most heavenly — human —
Like the unseen form of sound,
Sensed invisibly in tune;

e tuttavia sul suo volto indugia l'antico dolore, l'antico mistero. Col Poe il Thompson divide quel senso di singolare terrore

[1] V. in *New Poems*, p. 19:

In this Avernian sky,
*This sultry and incumbent canopy*
*Of dull and doomed regret;*
Where on the unseen verges yet, O yet,
At intervals,
*Trembles, and falls,*
*Faint lightning of remembered transient sweet.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

che si effonde dall'aspetto di un viso, pur famigliare, quell'impressione che venne analizzata in *Berenice* ed in *Ligeia*, e che il nostro poeta esprime con immagini meno fosche, ma non meno mirabilmente circondate da un pauroso incantesimo.

'Ma il dolore mi assale — per i segreti racchiusi ne' suoi occhi! — Nelle mie visioni, spaventosamente, — essi sempre m'appaiono — come stagni orlati di piante, e ciascuno di essi giace, — con oscuro pallore, sotto i cieli di una notte, — che è solo una tetra necropoli. — Ed i suoi occhi tremano un poco al vento de'suoi sospiri.'

'Molti mutamenti sorgono — sui loro spettrali misteri ... — e, come un'ala che muore — all'orlo vago del crepuscolo, — molti sogni s'affondano fluttuando — e vaniscono giù nel loro segreto. — E, come il crepuscolo confina col giorno, — le loro pupille sono ora torbidamente — ottenebrate ed ora ardenti per la speranza e pel timore delle cose future.'

E verso questa contrada di aspirazioni e di pianto l'anima del poeta sospira;

Where is the land of Luthany,
Where is the tract of Elenore?

Essa è la regione della comprensione suprema, quella regione che Poe divinò nell'*Eureka*, quella regione simbolica in cui tutto è legato da armoniche corrispondenze; e qui pure, dice il Thompson,

All things by immortal power,
Near or far,
Hiddenly
To each other linkèd are,
That thou canst not stir a flower
Without troubling of a star.

È lo stato psicologico in cui il Dolore si trasforma in Redenzione e Bellezza;

... thy song is shield and mirror
To the fair snake-curlèd Pain; [1]

ma quel volto di Gorgone che Poe ha contemplato scrutando nello sguardo terribile il mistero della morte, il Thompson fissa con suprema speranza. Questo è il carattere definitivo che distingue la sua opera da quella degli artisti a cui egli ha chiesto il sacro fuoco dell'ispirazione; poichè sopra tutto il suo mondo interiore, sopra i prati verdeggianti ed i verzieri nivei di fiori della sua gioia, e l'incantato giardino, e le foreste strane

[1] Cf. quanto egli dice riguardo all'influenza dell'arte in questa trasfigurazione della vita: 'A poet, it may be, mists with sighs the window of his life until the tears run down it; then some air of searching poetry, like an air of searching frost, turns it to a crystal wonder.'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

del suo dolore, ed i baratri, e gli stagni simili ad occhi medusei nella nera solitudine delle montagne, splende una radiosa, ininterrotta serenità, la serenità della certezza; egli è sicuro della finalitá di ogni suo tormento, di ogni sua angoscia e paura ed aspirazione. La sua opera riflette la continua ascensione del suo spirito; *Sister-Songs* è un vago arabesco, ma il suo sfondo è solamente l'oro lucido ed opaco scavato nella ricca vena di Spenser e di Keats, menbre i *Poems* ci mostrano fra il ricamo delle immagini vaste prospettive stendentensi all'infinito ed i *New Poems* sono disegnati su di una perfetta concezione dell'Universo.

La sua tendenza al simbolismo ed a connettere per mezzo di sottili analogie le varie immagini, a disporle in un mosaico di strano e cangiante splendore, lo riavvicina pure alla scuola simbolista francese ed in particolar modo a Stéphane Mallarmé; egli peró seppe evitare quelle oscurità di significato a cui le sue teorie sulla musicalità del linguaggio e sulla potenza suggestiva della parola trassero l'autore di *L'Après-midi d'un Faune*; il Thompson ci permette sempre di vedere il nesso logico delle idee, anche nelle più singolari, imprevedute ed astruse metafore. Con un artifizio caratteristico de' Simbolisti d'oltre Manica egli unisce sensazioni visive ed uditive;[1] ma, malgrado questa fusione delle arti, benchè la musica sia per lui squisita fonte d'ispirazione e d'estrema tristezza e d'estasi, egli non sacrifica il senso alla melodia. E forse egli avrebbe adottato una più austera e semplice versificazione in ulteriori poesie, escludendo sempre più la parte puramente decorativa e conservando soltanto quell'armonia che risulta dalla nitida espressione dell'idea; ce lo fa arguire un passaggio nel suo studio su Shelley:[2] 'On the marvellous music of Shelley's verse we need not dwell, except to note that he avoids that metronimic beat of rhythm which Edgar Poe introduced into modern lyric measures, as Pope introduced it into the rhyming heroics of his day. Shelley could at need sacrifice smoothness to fitness.'

---

[1] Thy voice of light rings out exultant ... (*Sister-Songs*, 2.)

Thy visible music-blasts make deaf the sky,
Thy cymbals clang to fire the Occident,
I see the crimson blaring of thy shawms.
(*Ode to the setting Sun* [*New Poems*, 109].)

Cf. Huysmans [*En Rade*. Paris, Stock, 1898; p. 8]: 'Au solennel fracas du couchant en feu, avait succédé le morne silence d'un firmament en cendre.' — Mallarmé [*L'Azur*]:

L'Azur triomphe et je l'entend qui chante
Dans le cloches ...
Et du métal vivant sort en bleus Angélus.

[2] *Shelley*. Burns and Oates, London, 1910; p. 67.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Peculiare è la sua trattazione del paesaggio, poichè egli riprese a considerare la natura come tutta vivificata da spiriti occulti, dando così talora alle sue pitture quell'animazione delicata e possente che si ritrova nel lirismo ellenico, e talora quel fantastico incanto che il *Midsummer Night's Dream* e l'*Endymion* del Keats hanno reso caratteristico della poesia brittannica. La descrizione dei fiori in *Sister-Songs*[1] ci può dare un adatto esempio di questa speciale concezione della natura. Da queste immaginose rappresentazioni egli passò a figurazioni allegoriche, in cui la natura è dotata di una bellezza spirituale che la trasfigura e la rende capace di significazioni morali; nei *New Poems* il poeta ha evocato un giardino simbolico, che gli alberi, a cui sono ignoti l'autunno e la morte, ricingono di nove mistici muri di smeraldo, su cui il sole non tramonta, ma oscilla 'lentamente, solennemente, come un turibolo d'argento, — vaporando, invece d'incenso, nubi d'aureo fuoco'.[2] L'artista cerca di rendere l'intima essenza, la fisionomia particolare delle cose che viene dipingendo, e tenta sopratutto di aureolarle d'un intellettuale fulgore; osserva e nota la serenità dei gigli, e la rigidità letale del paesaggio d'inverno, e l'incantesimo di silenzio che si effonde dal cielo autunnale, anzichè le varie forme e le tinte pallide o ardenti.[3] La sua emozione di fronte al paesaggio è sincera ed originale; così, a differenza di altri poeti che usualmente uniscono l'idea dell'Autunno a quella della fine d'ogni gioia e d'ogni splendore, il Thompson s'allegra delle armonie vivaci di colori che la stagione tardiva sparge sulla terra, della porpora corrusca delle foreste, dello sfarzo scarlatto e d'oro dei boschi, ed ogni pensiero di tristezza o di tedio è assente dal suo

---

[1]
And I spied
How beside
Bud, bell, bloom, an elf
Stood, or was the flower itself
'Mid radiant air
All the fair
Frequence swayed in irised wavers.
Some against the gleaming rims
Their bosoms prest
Of the kingcups, to the brim
Filled with sun, and their white limbs
Bathèd in those golden lavers; ...
Others dared open draw
Snapdragon's dreadful jaw, ... (*Sister-Songs*, p. 9.)

[2] *New Poems*, p. 3, 5.

[3] *Gilded Gold*, vv. 5—9; *A Corymbus for Autumn*, in *Poems*.

Or is't the Season under all these shrouds
Of light, and sense, and silence, makes her known
A presence everywhere,
An inarticulate prayer,
A hand on the soothed tresses of the air?

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

spirito. La sua tendenza verso tinte di gemmea purezza lo induce ad adornare di pietre preziose i suoi simbolici arabeschi, le sue figurazioni sontuose come un mosaico bizantino; tuttavia egli non cede al desiderio, troppo comune nei lirici di questo periodo, di colorare troppo brillantemente le sue pitture; egli alterna piuttosto queste immagini lucenti con altre di tonalità cupa; nell'*Ode to the setting Sun* egli constrasta i versi riccamente ornati,

> Who dug night's jewels from their vaulty mine
> To dower her, past an eastern wizard's dreams,
> When hovering on him through his haschish-swoon,
> All the rained gems of the old Tartarian line
> Shiver in lustrous throbbings of tinged flame?

colla descrizione di fosche figure:

> Who raised the columned ranks
> Of that old pre-diluvian forestry,
> Which like a continent torn oppressed the sea,
> When the ancient heavens did in rains depart?

Non solo egli riesce ad evocare tinte radianti, ma anche ne' tratti del paesaggio debolmente rischiarati discopre sontuosi effetti di rare sfumature.[1] La sua fantasia, elaborando le sue sensazioni, le trasforma bizzarramente: oggetti minuti si cangiano in immagini vaste, ricche di luci cangianti, e spesso dalla semplice descrizione egli assurge ad una figurazione nuova, lontana dalla realtà e che pur serba intensamente la percezione nativa; l'ombra racchiusa fra i petali della rosa diviene una notte boreale, invermigliata d'una tremula aurora perenne, le nubi al tramonto si cangiano in rami fioriti che s'inclinano dal rilucente vaso di bronzo del sole morente.[2] La metafora viene svolta in tutti i suoi particolari, ma pur nella pittura dell'immagine ideale egli non perde di vista il vero, ed è solo con questo suo attenersi costantemente e fedelmente alla natura che egli riesce a dare al suo stile stranamente adorno di impreviste e fantastiche visioni un alto valore estetico. Talvolta egli si dilunga forse eccessivamente nello svolgere le sue allegorie; il movimento lirico appare impedito da questa estrema ricchezza d'ornamentazione, come da una veste grave di gioielli e rigida di pesanti ricami d'oro. Ogni sensazione viene raffinata al più alto grado, e dà quindi origine ad una serie di immagini che il poeta esprime adoperando tutte le risorse che gli possono offrire il linguaggio più ricercato e gli effetti del ritmo; le immagini s'intrecciano in

---

[1]
> Even so as I have seen,
> In night's aërial sea with no wind blust'rous,
> A ribbed tract of cloudy malachite
> Curve a shored crescent wide. (*Sister-Songs*, p. 25.)

[2] *New Poems*, p. 174. — *Sister-Songs*, p. 24.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

scintillanti ghirlande, ed un vapore di sogno, una nebbia luminosa, sembra fluttuare fra la realtà e la nostra mente; i suoi delicati fantasmi emergono appena da questo spettrale, aureo fulgore.[1]

La musicalità delle strofe aggiunge un'efficace magia alla sua arte, specialmente quando egli ha da evocare figurazioni simboliche circondate da un soprannaturale fulgore, quando ha da evocare volti che sembrano celare un tragico enigma sotto le loro armoniose fattezze, ed il vano tormento di un segreto mortale sotto il loro pallido sorriso, quando ha da dipingere allegorie di uno strano incanto che ricordano le pitture di Rossetti e di Burne-Jones. Così egli ci introduce nel suo dominio di mistero e di sogni singolari, un regno ideale in cui un senso meraviglioso di pace sopisce l'anima, e la fantasia si perde nella bruma dell'orizzonte profondo; un soave murmure di fontane accompagna i canti lontani nel crepuscolo, le voci angeliche che rendono più nostalgica la melanconia che c'invade; e la canzone del poeta emerge fra quel coro d'invisibili presenze, lugubre talora, riflettendo l'angoscia del suo volto come sul nero specchio d'un lago, e talora gioconda, dicendo delle speranze oltremortali, e della pace suprema in cui si calma il discordo della vita, e della notte che scende, serena e trasparente come l'ombra violetta d'una grande ala stellante. 'Crashaw, Collins, Shelley,' — egli dice,[2] — 'three ricochets of the one pebble, three jets from three bounds of the one Pegasus'; e la sua lirica è la quarta di queste sorgenti melodiose, attorno a cui 'immortal clarities sigh past in the perfumes of the blossoms ... and a weeping mist of music fills the air'.

---

[1] V. *The Mistress of Vision* in *New Poems*, p. 12—13:

So sang she, so wept she,
*Through a dream-night's day;*
And with her magic singing kept she —
*Mystical in music —*
That garden of enchanting
*In visionary May;*
Swayless for my spirit's haunting,
Thrice-threefold walled with emerald *from our mortal mornings grey.*

*And as a necromancer*
*Raises from the rose-ash*
*The ghost of the rose,*
My heart so made answer
To her voice's silver plash, —
Stirred in reddening flash,
*And from out its mortal ruins the purpureal phantom blows.*

[2] F. Thompson. *Shelley,* 59.

Torino. Federico Olivero.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Die 'Merry Muses of Caledonia' und Burns' 'Court of Equity'.

## I.

In Bd. CXIX des *Archivs* hat H. Anders einen Aufsatz *Neue Quellenstudien zu R. Burns* mit einem Anhang abgeschlossen (S. 84—85), in dem er darauf hinweist, daſs wir eine 'vollständige Gesamtausgabe' der Werke Burns' auch heute noch nicht besitzen. Die Berechtigung dieser Behauptung wird von jedem Kenner der Sachlage zugestanden werden müssen. Sie trifft für die Gedichte und Lieder nicht weniger zu wie für die Briefe, ungeachtet wertvollen und reichen Materials, das uns jetzt in den Ausgaben von Chambers-Wallace, von Henley-Henderson und an anderen Stellen vorliegt. Nur ungern vermiſst der Forscher bei den Briefen Lückenlosigkeit, buchstabengetreue Feststellung des Wortlautes und Angaben über den Aufbewahrungsort der Originale, nach denen sie gedruckt sind, bei den Gedichten reine, nicht kontaminierte Texte mit gleichmäſsiger Berücksichtigung aller vorhandenen Fassungen, einen nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten angeordneten Variantenapparat, einheitliche Behandlung der gröſseren Sammelhandschriften, und auch hier wieder vor allem Vollständigkeit im Abdruck der oft so schwer erreichbaren Handschriften und frühen Drucke. Anders hat mit Recht den überaus erfreulichen Zuwachs an Burnsschen Liederbearbeitungen gelobt, den wir J. C. Dicks[1] gründlicher Durcharbeitung des *Scots Musical Museum* verdanken, und doch kann die Erforschung selbst dieser wichtigsten Sammlung schottischer Lieder noch nicht als beendet angesehen werden. Wo es sich, wie bei Burns, darum handelt, die Durchführung eines so gewaltigen Unterfangens wie die Neuprägung des Liederschatzes eines ganzen Volkes zu beleuchten, kann nichts so gering, nichts inhaltlich so bedenklich sein, um aus diesem Grunde von der Darstellung des Materials ausgeschlossen zu werden. In jedem einzelnen Falle kann sich die eigenartige Kunst des Dichters in neuem, oft unerwartetem Lichte zeigen, dürfen wir wertvolle Aufschlüsse über den Grad der Erhaltung oder Zersetzung des Bestandes an Liedern, die dem Erneuerer als Vorlagen und Anhaltspunkte gedient haben,

[1] James C. Dick, *The Songs of Robert Burns.* London etc. 1903. — Ders., *Notes on Scottish Song by Robert Burns.* London etc. 1908 (nach dem Tode des Verfassers in 255 Exemplaren gedruckt).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

erwarten. Denn bei Burns' volkstümlichen Liedern verfolgt die Quellenforschung einen doppelten Zweck: den der Feststellung und Abschätzung seines künstlerischen Vollbringens und seiner Bearbeitungsmethode der alten Texte und den der so sehr erwünschten und notwendigen Rekonstruktion des schottischen Volksliedes und volkstümlichen Liedes vor seinem Auftreten. Bei den Gedichten und Briefen steht das Interesse an der ungetrübten und allseitigen Erkenntnis seiner Persönlichkeit und seines Schaffens an erster Stelle, irgendwelche Beschönigung seiner reichen, leidenschaftlichen Menschlichkeit ist weder angebracht noch notwendig. Die Dokumente, die für Burns zeugen, sprechen eine so markige Sprache, daſs nichts zu unterdrücken, noch weniger etwas zu entschuldigen ist, und ihre vollständige und unverkümmerte Zusammenstellung eine zwar mühevolle, aber unumgängliche und durchaus erfreuliche Aufgabe der literarhistorischen Forschung bildet.

Kann ich somit der Tendenz des erwähnten Andersschen Anhanges nur beipflichten, so ist doch festzustellen, daſs die darin mitgeteilten Tatsachen nicht mit der nötigen Vorsicht der Öffentlichkeit übergeben worden sind. Er nennt und benutzt ein Exemplar einer 'von Burns zusammengetragenen Sammlung von anstöſsigen Liedern', *The Merry Muses*, aus dem Besitze Otto Ritters, mit dem Druckjahre 1828, erwähnt die groſse Seltenheit der Ausgaben dieser Sammlung, die verdiente, neugedruckt zu werden, und sagt, daſs von dreien aus einer Reihe ihm bekannter unveröffentlichter Gedichte (*The Fornicator, The Court of Equity* und *The Patriarch*) zwei in den *Merry Muses* enthalten seien. Schlieſslich druckt er aus diesem Bändchen einen bisher nur lückenhaft veröffentlichten Brief Burns' an Robert Ainslie ab, datiert *Mauchline, March 3^d^,* 1788, der in dieser Form einiges und nicht unberechtigtes Aufsehen gemacht hat. Hierzu ist zu bemerken:

Ohne das von Anders benutzte Buch *The Merry Muses* gesehen zu haben — es war Ritter aus äuſseren Gründen nicht möglich, mir sein Exemplar gerade jetzt zur Verfügung zu stellen —, glaube ich doch behaupten zu dürfen, daſs ich selbst einen späteren Abdruck derselben Ausgabe besitze. Dann aber ist das Druckjahr des Bändchens nicht 1828, sondern 1827, ein zwar geringfügiger Unterschied, der aber bei bibliographischen Seltenheiten dieser Art unter allen Umständen festgestellt werden muſs. Zweitens enthalten die *Merry Muses* (im folgenden mit MM. bezeichnet) nicht nur den *Fornicator* (S. 7—8 meines Exemplars)[1] und den *Patriarch* (S. 8—10), sondern auch den

[1] Das Rittersche Exemplar ist, wie mir sein Besitzer freundlicherweise mitteilt, etwas kleiner im Format und enger gedruckt, hat daher andere Seitenzahlen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Court of Equity*, allerdings unter der Überschrift *Libel-Summons* (S. 122—126) schandbar schlecht nach dem Ms. *Additional* 22307, der berühmten Hastie-Hs., fol. 176 r—177 v wiedergegeben. Was den Brief an Ainslie betrifft, so bezweifle ich zwar nicht, dafs er ein Burnssches Original im wesentlichen getreu reproduziert, aber wo ist das Original? Ich kenne es nicht, Anders kannte es auch nicht, er druckt vielmehr die Fassung der MM. ab, aber mit einer ganzen Reihe von Verstöfsen gegen diesen an sich schon nicht unverdächtigen Text. Robert Chambers dürfte den Originalbrief gesehen haben. Wir finden ihn verstümmelt in der Wallaceschen Neuausgabe seines *Life and Works of Robert Burns* Bd. II, S. 308 u. 309 mit dem Zusatz zum Datum (*3. March* 1788): *This letter is undated, but has been so endorsed by Ainslie.* Dergleichen Anmerkungen des alten Chambers, die in vielen Fällen auf sehr guter Grundlage beruhen, verdienen jedenfalls Beachtung. Die Chamberssche Fassung unterscheidet sich, soweit wir sie haben, nur unbeträchtlich von der in den MM. Auf dieser Basis durfte aber ein Neudruck des Briefes nicht unternommen werden, zumal er zwar 'auf die Clarinda-Episode ein recht grelles Licht wirft' (Anders a. a. O.), jedoch kein Licht, das wir nicht aus anderer Quelle ebensogut erhalten könnten. Endlich mufs der Satz: '*The Merry Muses* verdienten wirklich neu gedruckt zu werden, mit nötigem Zubehör — am besten in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, wo kein Unfug damit getrieben werden kann' bestritten werden. Durch einen Neudruck der MM., die der Zufall in die Hände Anders' gespielt hat, wäre der Wissenschaft und dem Dichter ein mehr als zweifelhafter Dienst erwiesen, wären in einer bestimmten Richtung bereits vorhandene falsche Vorstellungen verstärkt worden, denen Anders selbst zum Opfer gefallen ist. Denn jene MM. von 1827 haben mit Burns und einer von ihm veranstalteten Sammlung feszennischer Gedichte und Lieder, die unter einem ähnlichen Titel oft zitiert werden, wenig gemeinsam.

Die echte Sammlung kennen zu lernen, liegt allerdings ein unabweisbares Bedürfnis vor. Die Gründe wurden schon geltend gemacht; sie bestehen in der Vermehrung unseres Besitzes an Burns-Quellen und an Materialien zur Geschichte des älteren schottischen Volksliedes überhaupt, in zu erwartenden Enthüllungen künstlerischer Art und nicht zuletzt in der Bereicherung oder Berichtigung des psychologischen Bildes, das wir uns von Burns zu machen gewohnt sind. Was wir bisher von der fraglichen Sammlung, nach der man sich vergeblich und bedauernd in den Katalogen der grofsen Bibliotheken umzusehen pflegte, wufsten, war wenig, lückenhaft und unklar. Ohne in dieser Beziehung vollständig sein zu wollen oder zu

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

können, verweise ich auf folgende Angaben: Im Anschlufs an einen Brief Burns' an John M'Murdo, Dumfries, Dezember 1793 (Chambers-Wallace IV 63), bemerkt der Herausgeber, dafs die darin erwähnten Papiere, die Burns nie zur Veröffentlichung bestimmt und in Dumfries sorgfältig hinter Schlofs und Riegel aufbewahrt habe, nach seinem Tode in die Hände eines jener gewissenlosen Verleger gefallen seien, 'die sich nicht scheuen, die höchsten Interessen der Menschheit für einen Groschen mehr in ihren Geldbeuteln hinzuopfern'. So sei denn um das Jahr 1800 ein schäbiger Band, *The Merry Muses of Caledonia,* zum Leidwesen aller Freunde des Dichters aus diesen Papieren zusammengestellt worden. Der Name Burns' sei nicht auf dem Titelblatte dieser Sammlung, sondern erst auf den Titelblättern sogenannter späterer Ausgaben des Buches erschienen, bei denen sich aber irgendwelche Verbindung mit Burns nicht nachweisen lasse (a. a. O. S. 65). Alle diese Angaben sind zutreffend und werden nur durch Einzelheiten zu ergänzen sein. Chambers und vermutlich auch Wallace haben ein Exemplar der *Merry Muses of Caledonia* — man beachte den Unterschied im Titel gegenüber der früher erwähnten Veröffentlichung! — vor Augen gehabt. Desgleichen T. F. Henderson und W. E. Henley, die in der Vorrede zum ersten Band des *Centenary Burns* S. VI u. VII sich verpflichtet fühlen *to Mr. R. T. Bruce, Edinburgh, for the use of a unique and precious copy of the garland known as The Merry Muses of Caledonia.* Ich verweise auch auf das von Henley in seinem die Ausgabe beschliefsenden Essay Gesagte (Bd. IV, S. 296, 298, 324). Ihnen verdanken wir eine beträchtliche Anzahl von Auszügen aus den *Merry Muses of Caledonia* (im folgenden abgekürzt MMC.), die sie zum grofsen Vorteil späterer Forschung[1] in den Anmerkungen zu den Bänden II und III des *Centenary Burns* niedergelegt haben.[2] Die Mehrzahl der in den MMC. enthaltenen Stücke wurde von John S. Farmer in seine *Merry Songs and Ballads Prior to the year A. D. 1800,* Privatdruck von 1897, aufgenommen,[3] doch so, dafs jedem Benutzer dieses Sammelwerkes die Notwendigkeit einer zuverlässigen Sonderausgabe der MMC. erst recht erwünscht erscheinen mufs, wie man denn überhaupt die Farmerschen Publikationen, obwohl ihnen nicht jedes Verdienst abgesprochen werden soll, niemals ohne ein gewisses Unbehagen zur Hand nehmen und sie zu wissenschaftlichen Zwecken nur in Ermangelung eines Besseren benutzen wird. Endlich sei hier

[1] S. z. B. die beiden Bände Dicks und meine *Songs from David Herd's Manuscripts,* Edinburgh 1904, die für ihre Zitate aus den MMC. Henley und Henderson verpflichtet sind.

[2] Passim; einzelnes auch in Bd. IV.

[3] I 253—74; II 253–65; III 271—73, 279—86; IV 261—87; V 215—63.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

William Scott Douglas erwähnt, der selbst ein Exemplar der MMC. besessen und mehrfach in den von ihm veranstalteten Burns-Ausgaben verwertet hat, so in seiner Edinburgher Ausgabe von 1895, II 47; III 99—100; VI 98—101. Die Douglassche *Kilmarnock Popular Edition,* 2 Bde., 1871, war mir leider nicht zugänglich. Im Anschluſs an sie hat der Herausgeber der *Aldine Edition* von Burns' *Poetical Works* (1893), G. A. Aitken, mehrere Stücke der MMC. unter seine Texte eingereiht. Diesen vereinzelten Vorstöſsen und Mitteilungen gegenüber ist es nun als ein beträchtlicher Fortschritt zu begrüſsen, daſs eine mir im übrigen unbekannt gebliebene *Burns Federation* es unternommen hat, die Originalausgabe der MMC. neuzudrucken. Das Buch gehört zu der Klasse der nur für Subskribenten hergestellten, ist also nicht leicht zu erhalten, auſserdem sehr kostspielig (£ 2 sh. 2), so daſs eine ausführliche Berichterstattung darüber mit solchen Zusätzen, wie ich sie zu geben vermag, wohl im Interesse der Burns-Forschung liegen dürfte. Das Exemplar, das dem Neudruck zugrunde gelegt wurde, ist mit dem eben erwähnten aus dem Besitze von Scott Douglas und wohl auch mit dem R. T. Bruce gehörigen (s. oben S. 366) identisch. Der Herausgeber, der sich Vindex nennt, bemerkt auf S. XVII des Neudruckes, daſs es ihm erst nach jahrelangem Suchen gelungen sei, ein vollständiges Exemplar des Bandes zu Gesicht zu bekommen. Seine Anmerkung zu dieser Stelle lautet: *The copy referred to is the only complete copy of the original edition known to exist, and was at one time the property of Mr. W. Scott Douglas, as the manuscript notes in his hand testify* (vgl. damit die Aussage Henleys und Hendersons auf S. 366). Obwohl die editorielle Tätigkeit Vindex' nicht sehr zu rühmen ist und auch alle näheren Angaben über das benutzte Exemplar der MMC. fehlen, so sind wir doch wohl nicht berechtigt, die Zuverlässigkeit dieser Behauptungen und somit den Wert des Neudruckes selbst in Frage zu stellen. Trotz mancher Unvollkommenheiten in der Bearbeitung überwiegt doch die Freude an dem vielfach interessierenden Material, das der Band der Verschollenheit entrissen hat.

Ich gebe zunächst den Wortlaut des Titelblattes wieder, nicht ohne mit Bedauern festzustellen, daſs es sich nicht erkennen läſst, ob und inwiefern der Neudruck sich seiner Vorlage genau anschlieſst. Ein Faksimile der betreffenden Seite wäre im hohen Maſse am Platze gewesen. Selbstverständlich ist nach dem zweiten Strich alles Zusatz des Herausgebers, desgleichen die in runder Klammer eingeschlossenen Worte *Original Edition.* Abgesehen von den vier Verszeilen verwendet der Setzer nur Initialen von verschiedener Gröſse und Stärke:

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

***The Merry Muses*** | ***Of*** | ***Caledonia;*** | (*Original Edition*) | *A Collection Of* | **Favourite Scots Songs** | *Ancient And Modern;* | *Selected For Use Of The* | ***Crochallan Fencibles.*** | [Strich] *Say, Puritan, can it be wrong,* | *To dress plain truth in witty song?* | *What honest Nature says, we should do;* | *What every lady does ... or would do.* | [Strich] ***A Vindication*** | ***Of Robert Burns*** | *In Connection With The Above Publication* | *And* | *The Spurious Editions Which Succeeded It.* | [Strich] *Printed And Published Under The Auspices Of The* | *Burns Federation.* | *For Subscribers Only. Not For Sale.* | [kleiner Strich] 1911. |

Die Einleitung (S. V—XXIX) ist, wie bereits erwähnt, mit der Signatur Vindex versehen und trägt die Überschrift *Introductory and Corrective.* Ihre Mängel liegen auf der Hand: sie beruhen zum gröfsten Teil auf unzulänglichen bibliographischen Kenntnissen des Verfassers, wie bei seinen Angaben über Liedersammlungen vor Burns und dem Umfange, in dem sie Burns verwertet hat. Seine auf S. IX in dieser Richtung gegebenen Zusammenstellungen sind unbrauchbar. Die besten Bibliographien zu dem Gegenstande bleiben immer noch die von John Glen in seinen *Early Scottish Melodies,* Edinburgh 1900, S. XI—XVI und die von Dick in den *Songs of Robert Burns,* 1903, S. XXV—XLIII. Auch sollte Sir John Stainers umfangreicher *Catalogue of English Song Books,* privat gedruckt 1891, im Britischen Museum vorhanden (11899 h. 42), nicht übersehen werden. Manches heute kaum mehr erreichbare Buch wird man dort wenigstens dem Titel nach genau verzeichnet finden. Andere Irrtümer der Einleitung stellen sich als Flüchtigkeitsfehler heraus. So wird z. B. der Name des Klubs *The Crochallan Fencibles* bezeichnet als *a mock allusion to the Buonaparte Volunteer movement* (S. VIII), während seine Gründung vermutlich bis in das Jahr 1778 zurückreicht. Briefe und ähnliche Dokumente werden häufig nach veralteten Ausgaben und ungenau zitiert, störende Druckfehler sind nicht selten. Einige Versehen dieser Art berichtige ich im folgenden stillschweigend und hebe als besonders wichtig eine Reihe von wissenswerten Feststellungen hervor, zu denen Vindex im Verlaufe seiner Untersuchungen gelangt ist.

1) Die in dem Briefe an M'Murdo (s. oben S. 366) erwähnte handschriftliche Sammlung, von Burns niemals zur Veröffentlichung bestimmt, wurde nach seinem Tode unter falschem Vorwande seinem literarischen Nachlasse entnommen und diente den etwa im Jahre 1800 anonym herausgegebenen MMC. als Grundlage. Da auch die betreffenden Aufzeichnungen des Dichters verloren oder zerstreut sind, so läfst sich selbst

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

von der Originalausgabe der MMC. nicht mit Bestimmtheit aussagen, ob sie eine genaue Wiedergabe der von Burns gesammelten Texte bietet oder nicht.

2) Die Seltenheit der MMC. rief eine Reihe von sogenannten Neuausgaben des Büchleins hervor, deren Entstehen den unlautersten Motiven zuzuschreiben ist. Keine stimmt mit der Originalausgabe überein, alle sind mehr oder weniger Repositorien für gemeine und minderwertige Produkte einer Gattung, die besonders aus englischen Liederbüchern des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts zur Genüge bekannt ist. Vindex kennt und beschreibt nicht weniger als sieben solcher Ausgaben, die zwei Gruppen anzugehören scheinen. Die eine folgt einem Dubliner Druck ohne Datum, die andere schliefst sich an einen Druck ohne Ortsbezeichnung von 1827 an. Alle unterscheiden sich in Äufserlichkeiten und im Inhalt, gemeinsam ist ihnen der Titel *The Merry Muses* im Gegensatz zu *The Merry Muses of Caledonia* der Originalausgabe. Die Jahreszahl 1827 erscheint irreführend auf zwei viel späteren Nachdrucken der zweiten Gruppe. Aber auch die tatsächlich 1827 gedruckte Ausgabe, auf die Anders' Bemerkungen zurückgehen, enthält nicht weniger als 40 ohne die geringste Berechtigung eingeschobene Gedichte, aufserdem die beiden Briefe an Ainslie vom 3. März 1788 und an James Johnson vom 25. Mai 1788,[1] sowie den *Libel-Summons* oder *Court of Equity,* die gleichfalls sämtlich in der Originalausgabe der MMC. nicht vorhanden sind. Auch die Drucke der ersten Gruppe enthalten unautorisierte Einschiebungen in beträchtlicher Anzahl, von deren Erörterung und Aufzählung hier abgesehen werden darf, da keiner dieser Ausgaben irgendwelche Bedeutung für die Burns-Forschung zugeschrieben werden kann. Vindex beschliefst seine Ausführungen über die verschiedenen Ausgaben der MM. mit den Worten: *Though our list is probably far from being complete, sufficient data will be found in the foregoing for an estimate of the amount of 'trash he never saw', which has been foisted on the name of Burns in the interests of a nefarious trade, which is quite on a level with violating his grave and suspending his bones on the gibbet* (XXIII).

[1] Chambers-Wallace II, S. 338. Original im Britischen Museum, Ms. Add. 22307, fol. $6^a$—$7^b$. Der Abdruck ist im wesentlichen genau, abgesehen von der Verwendung der grofsen und kleinen Anfangsbuchstaben und der Setzung der Interpunktionen, Kleinigkeiten, bei denen man nach meinem Dafürhalten gleichfalls den Hss. folgen sollte. Ich notiere sonst nur in Z. 7 des Briefes (bei Ch.-W.): *enamoured with* [statt *of*]; Z. 19: *Present my best C* [Beschädigung des Papiers] *and please let me* [dgl.] *of Carrier.* — Unterschrift abgerissen bis auf *J* und *Mauchline* $\frac{25}{17}$. Eine Datierung am Kopf des Briefes, wie bei Ch.-W., ist nicht vorhanden.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

3) Burns' eigene Stellungnahme zu diesen und ähnlichen Texten zeichnet sich durch vollkommene Natürlichkeit, Offenheit, ja durch eine gewisse Vornehmheit aus. Dafs seine lebenslustige Natur sich an einer starken Geschlechtlichkeit erfreute, entnehmen wir seinem Leben nicht minder deutlich als seinen Versen. Henley hat uns gezeigt, wie sich in Burns nicht nur die literarische Tradition des volkstümlichen Liedes zu höchster Kraft entfaltete, sondern wie auch seine Persönlichkeit erfüllt war von allem, was seiner Umgebung und seinem Stande an vortrefflichen, aber auch an allzu irdischen Eigenschaften anhaftete. Freizüngig und ausschweifend nennt Henley die altschottische Bauernwelt[1] und vergifst nicht, hinzuzufügen, wie insbesondere bei Burns die Hemmungen, die sich ihm entgegenstemmen, die Kräfte des Stromes nur noch ungebärdiger machen. Unterliegt es somit keinem Zweifel, dafs er Gedichte sexueller Färbung mit Vergnügen gesammelt, gelegentlich auch selbst geschrieben und einem bestimmten Freundeskreise mitgeteilt hat, so sollte doch das wissenschaftliche und künstlerische Interesse, das er dieser Kategorie von Liedern und Fragmenten entgegenbringen mufste, nicht aus den Augen verloren werden. Manches von der ihm in jeder Gestalt heiligen Kraft des schottischen Volkstums barg sich in ihnen und bot sich seiner umwandelnden und läuternden Kunst als geeignetes Material dar. Vergessen wir nicht, dafs David Herd, George Kinloch, Peter Buchan und Charles K. Sharpe die Notwendigkeit der Aufbewahrung solcher Texte nicht weniger deutlich empfunden haben als Burns selbst. Welchem Volksliederforscher von einiger Gründlichkeit entginge sie? Und gerade in seiner Eigenschaft als Erforscher, nicht nur als Sänger des schottischen Volksliedes, ist Burns noch nicht genügend gewürdigt worden.

Vollkommen klar ist es Burns aber zu gleicher Zeit, dafs Dichtungen stark anstöfsigen Charakters einem weiteren Publikum nicht ausgeliefert werden sollten. Vindex teilt eine Anzahl hierhin gehöriger Bemerkungen aus den nicht zahlreichen Briefen, die darauf Bezug nehmen, mit, so an James Hoy vom 6. November 1787 (Chambers-Wallace II 202—203), an Robert Cleghorn vom 21. August 1795 (ebenda IV 239) und einige andere. Auf einen von ihm nicht erwähnten Brief möchte ich in diesem Zusammenhange noch besonders hinweisen. Am 22. Januar 1789 schreibt seine Gönnerin Mrs. Dunlop an ihn:

*I heard a man say lately he had seen a poem of yours so grossly indelicate he was ashamed to read it alone on a brae side. Could I have believed this, I would blush to write you, or call you my acquaintance and a friend I valued.*

[1] *Cent. Ed.* IV, S. 252.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*I hope, if it is the case that you have once been so far to blame, it was at least before we had ever met, and that this is one of the follies long cast to air and polished off by mine, if not by better company.*

Worauf Burns am 5. Februar von Ellisland aus antwortet:

*I am very sorry that you should be informed of my supposed guilt in composing, in some midnight frolic, a stanza or two perhaps not quite proper for a clergyman's reading to a company of ladies. That I am the author of the verses alluded to in your letter, is what I much doubt. You may guess that the convivial hours of men have their mysteries of wit and mirth; and I hold it a piece of contemptible baseness, to detail the sallies of thoughtless merriment or the orgies of accidental intoxication, to the ear of cool sobriety or femal Delicacy.*[1]

4) Im Anschlufs daran erhebt sich endlich die Frage, welchen Persönlichkeiten oder Gruppen von Persönlichkeiten Burns Einblick in diese so gearteten Sammlungen und Produktionen gewährte. In der Lochlea- und Mauchline-Periode wird er wohl nicht wählerisch gewesen sein und den Mitgliedern der von ihm gegründeten Junggesellen- und Debattiervereine manches hochgeschürzte Stück zum besten gegeben haben. Es lohnt sich nicht, einzelne Namen hervorzuheben. Aus späterer Zeit haben wir den vielberufenen Brief an Ainslie. Ein weiterer Empfänger ähnlicher Ergüsse war offenbar Robert Cleghorn von Saughton Mills bei Edinburgh. Die bei Chambers-Wallace abgedruckten Briefe an ihn (II 326—27; III 36—37, 189—94; IV 239, 252—53) sind allerdings harmlosester Natur, aber die Korrespondenz ist auch in diesem Falle bisher nur unvollständig zum Abdruck gelangt. Schon Henley IV 239 Anm. zitiert Bruckstücke aus einem Briefe des Dichters an Cleghorn (vom 25. Oktober 1793), die ein wesentlich anderes Gepräge tragen. Der vollständige Brief findet sich jetzt im Neudruck der MMC. in zwei Teile auseinandergerissen auf S. 100 u. 121, leider wieder ohne nähere Angaben über das mir unbekannte Original. Burns spricht darin von seiner '*violent propensity to bawdry. Lack a day! if that species of composition be the special sin, never-to-be-forgiven in this world nor in that which is to come, I am the most offending soul alive*'. Die beiden feszennischen Lieder, die er ihm an diesem Tage mitteilt, tragen die Überschriften *Act Sederunt of the Court of Session* (Neuausgabe der MMC. S. 100) und *Come Cow me Minnie* (MMC. S. 121). Dafs weitere Briefe

[1] ***Robert Burns and Mrs. Dunlop. Correspondence published by William Wallace.*** **London,** 1898, **S.** 139 u. 144.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

dieser Art an Cleghorn vorhanden gewesen sind, steht durch ein paar Bemerkungen fest, die Vindex im Anschlufs an George Gilfillan und unter energischer Bekämpfung seiner Burns herabsetzenden Darlegungen aus Lord Byrons Tagebüchern und Briefen heraushebt, freilich auch hier wieder ungenau im Wortlaut und in der Angabe der Belegstellen. Sie sind enthalten im *Journal* zum 13. Dezember 1813[1] und in dem Schreiben an Murray gegen Bowles vom 7. Februar 1821; in letzterem steht ein wörtliches Zitat aus dem Briefe Burns' vom 25. Oktober 1793. *These letters,* sagt Byron, *are in existence, and have been seen by many besides myself; but would his editor have been 'candid' in even alluding to them? Nothing would have even provoked me, an indifferent spectator, to allude to them, but this further attempt at the depreciation of Pope* [scl. Bowles's].[2] Es geht aus der Tagebuchstelle hervor, dafs Byron durch John Allen, den Reisegefährten und Hausgenossen Lord Hollands, Einblick in diese Briefe erhalten hatte.[3] Allen aber war der Stiefsohn Robert Cleghorns und erbte dessen literarischen Nachlass (nach Vindex S. XIII).

Cleghorn war ein Mitglied des Klubs der *Crochallan Fencibles,* zu deren Unterhaltung, nach Angabe des Titelblattes, die MMC. zusammengestellt worden waren. In ihrem Kreise gab sich auch Burns in Stunden lauter Geselligkeit jenen *mysteries of wit and mirth* uneingeschränkt hin, deren er in dem Briefe an Mrs. Dunlop Erwähnung tut. Was aber für diesen Kreis bestimmt war, teilte er nur ihm mit, in voller Würdigung der Tatsache, einer geschlossenen Gruppe, nicht aber der Öffentlichkeit gegenüberzustehen, der er sich, einige wenige Ausnahmefälle abgerechnet, mit fast übertriebener Ängstlichkeit zu nahen pflegte.

Die Erwähnung der *Crochallan Fencibles* und der Umstand, dafs sich Burns für eine Herrengesellschaft, sei es in welchem Sinne auch immer, betätigte, legt uns endlich den Wunsch nahe, es möge doch keine Mühe gescheut werden, um alles zu sammeln und zur Darstellung zu bringen, was über das Klubleben jener Zeit noch irgendwie erreichbar ist. In seiner Gesamtheit bildet es eine für den Historiker der Periode ungewöhnlich interessante Unterströmung zu den grofsen Kulturerscheinungen der Zeit, und eine Reihe von Beziehungen, die sich auf andere Weise kaum verstehen lassen, werden hierdurch ohne weiteres aufgeklärt und in charakteristisches Licht gerückt.

---

[1] *Letters and Journals,* ed. R. E. Prothero II, S. 375—77.

[2] Ebenda V 541.

[3] A. a. O. II 375—76, Anm. 2. — S. auch Fuhrmann, *Die Belesenheit des jungen Byron.* Berliner Diss. 1903, S. 67.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Ein vortrefflicher Kenner des sozialen Lebens Schottlands im 18. Jahrhundert hat mit Recht darauf hingewiesen, dafs im Zeitalter Burns' nicht nur die grofse Zahl der literarisch hervorragenden Persönlichkeiten, die Edinburgh beherbergte, bemerkenswert war, sondern auch die Intensität des freundschaftlichen Verkehrs, der sie verband.[1] Er wurde vermittelt durch die geselligen Vereinigungen, die, nach Zusammensetzung und Haltung recht verschieden, für das geistige Leben Edinburghs von der gröfsten, gar nicht hinwegzudenkenden Bedeutung waren. Es ist hier nicht der Platz, durch Aufzählung und Schilderung diese Behauptungen zu erhärten, doch darf ich wohl im Gedanken daran auf die Einleitung zu meiner Ausgabe der *Songs from David Herd's Manuscripts,* Edinburg 1904, S. 35—51 hinweisen. Dort begegneten uns in der demokratischen Atmosphäre des *Cape Clubs,* neben Herd selbst, die Maler Runciman, Nasmith und Raeburn, die Musiker Clarke, Schetky und James Balfour, ferner James Cummyng vom Edinburgher heraldischen Amte, vor allem aber Robert Fergusson, der vom Oktober 1772 bis zu seinem traurigen Ende, zwei Jahre später, in diesem Kreise seine freien Stunden zugebracht hat bei 'Frohsinn, Musik und Portwein'. Leider läfst sich aus den umfangreichen Akten des Klubs nicht beweisen, dafs Burns einer seiner Sitzungen beigewohnt hat, doch waren viele seiner intimsten Freunde Mitglieder des *Cape,* und der Bewunderer Fergussons, der grofse Zeitgenosse und Interessengefährte David Herd's, wird der weitverzweigten Vereinigung wohl nicht ferngestanden haben.

Über die *Crochallan Fencibles,* ihre Mitgliederschaft, Organisation und Ziele sind wir leider, da Papiere dieses Klubs bisher nicht zum Vorschein gekommen sind, nur sehr unvollkommen unterrichtet. Es wäre etwa auf folgendes leicht erreichbare Material zu verweisen: R. Kerrs *Memoirs of the Life, Writings, Correspondence of William Smellie,* Edinburgh 1811, II, S. 255 bis 259[2] und 455—56; R. Chambers' *Traditions of Edinburgh* in dem Kapitel *Taverns of the old Time*; Kays *Edinburgh Portraits,* billige Ausgabe, London and Glasgow 1885, I, S. 146 und 150; Chambers-Wallace, *Life and Works of Robert Burns* II, S. 53—54, III 27 und 71; Henleys *Essay* (*Centenary Edition*) IV, S. 296, 299, 308; Hendersons *Robert Burns* in *Little Biographies,* Methuen, London 1904, S. 106—10. Der allgemeinen Einsicht entzogen ist dagegen der dritte Band des *Book of the old Edinburgh Club,* 1910, der seinen Mit-

---

[1] Henry G. Graham, *The social life of Scotland in the Eighteenth Century*², 1906, S. 93 und S. 102 ff.

[2] Wir erfahren hier unter anderem, dafs Smellie als *recorder* die Annalen des Klubs aufgezeichnet hat. Die Möglichkeit, dafs sie noch erhalten sind, ist also durchaus vorhanden.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gliedern im Juni 1911 zugestellt wurde. Er enthält auf S. 105 bis 178 einen umfassenden Aufsatz von Harry A. Cockburn, der im Sinne der oben erhobenen Forderung eine Fülle von Material zur Geschichte des Klublebens in Edinburgh im 18. und 19. Jahrhundert beibringt. Sein Titel ist: *An Account of the Friday Club written by Lord Cockburn, together with Notes on certain other Social Clubs in Edinburgh.* Über die *Crochallan Fencibles* handeln S. 163—65. Wir erfahren, dafs der Klub von William Smellie ungefähr 1778 ins Leben gerufen wurde, und dafs er nach fröhlicher, aber kurzer Existenz im Dezember 1795 einging, nachdem Smellie, der wohl als seine treibende Kraft anzusehen ist, im Juni dieses Jahres gestorben war. Auch eine aus verschiedenen Büchern zusammengestellte, freilich äufserst fragmentarische Mitgliederliste wird mitgeteilt, in der uns neben anderen vorzüglich dem Advokatenstande angehörenden Männern auch Henry Erskine und Lord Newton begegnen. Mit dem Erscheinen Burns', den Smellie selbst dort eingeführt hat, erreichte die Geschichte des Klubs fraglos ihren Höhepunkt. Die *Merry Muses of Caledonia* sind nun aber auch aus dem Grunde eine wertvolle Gabe, weil sie uns den Geist kennen lehren, dessen die Gemeinschaft der *Crochallan Fencibles* und ihre Gäste froh zu werden pflegten.

Basel. Hans Hecht.

(Schlufs folgt.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Zum Tristan-Roman.

I. Der Name *Kanelangres*. II. Zur Harfner-Episode. III. Zu einer Stelle der Berner *Folie*. IV. Zu Tristans Tod.

---

II.

Die Harfner-Episode wird von Thomas (Saga, Sir Tristram, Gottfried) und vom Prosaroman überliefert. Dazu kommt eine Anspielung der Berner *Folie Tristan*, welche der Berol-Version nahezustehen scheint. Eilhart hat die Episode nicht. Ihr Inhalt war ursprünglich ungefähr wie folgt:[1]

Eines Tages landete ein groſses, herrliches Schiff in Cornwall. Demselben entstieg ein schöner, mannhaft und stolz aussehender Recke. Er war prächtig gekleidet und ritt ein schmuckes Roſs; aber er trug weder Rüstung noch Waffen, sondern statt dessen eine mit Gold verzierte Harfe; eine so kostbare hatte man noch nie gesehen. Er lieſs seine Gefährten und Schiffsleute am Strande zurück und ritt allein gen König Marcs Hof. Er trat in die Halle, wo der König mit seiner Gemahlin und seinen Mannen beim Mittagsmahle saſs. Isolde erkannte den Ankömmling als einen mächtigen irischen Häuptling (Baron), der in seinem Lande groſsen Ruhm genoſs. Er hatte Isolde schon lange Zeit geliebt, als sie in Irland war, und liebte sie noch. Ihretwegen war er nach Cornwall gefahren. 'Seid gegrüſset, Herr Gandin',[2] rief die Königin. 'Vielen Dank Euch, Frau Isold, schön und schöner noch wie Gold!' Isolde sagte dem König beiseite, wer der Fremde war und bat ihn, seinen Gast mit gebührender Ehrung zu empfangen. Marc, dem es nie an Edelsinn fehlt (wo ihm von der Überlieferung sein ursprünglicher Charakter gelassen wird), ehrte den Gast dadurch, daſs er ihn mit sich aus seiner eigenen Schüssel essen lieſs. Bei Tisch legte der Ire seine Harfe nicht ab, und alle Anwesenden wunderten sich darüber. Nach dem Essen frug der König seinen Gast, ob er zu aller Ergötzen etwas zur Harfe singen würde. Da ant-

---

[1] Ich halte es nicht für nötig, hier zu rechtfertigen, weshalb ich bei meiner Rekonstruktion bald dieser, bald jener Version gefolgt, hier und da sogar ganz von der Überlieferung abgewichen bin. In meiner gröſseren Arbeit werde ich dies nachholen. Der wissenschaftliche Leser wird sich wohl das meiste selbst sagen können und mir vor allem zugeben müssen, daſs ich nicht etwa willkürlich behufs Anpassung an meine nachherigen Ausführungen verfahren bin.

[2] So heiſst der Ire bei Gottfried; gewiſs war schon ursprünglich ein Name erwähnt, aber jedenfalls nicht dieser.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

wortete der Ire, er wolle keinen König in fremden Landen damit erfreuen, bevor er wisse, welchen Lohn er dafür erhalten solle. 'Wollt Ihr etwas von meiner Habe?' sagte Marc; 'alles ist zu Eurer Verfügung. Laſst uns nur Eure Kunst vernehmen! Dann gebe ich Euch, was Euch lieb ist.' 'So sei's!' sprach der von Irland. Er spielte und sang eine irische Melodie, die gefiel. Der König bat ihn um einen zweiten Vortrag. Der andere sprach lächelnd: 'Der Lohn ist's wohl wert, daſs ich Euch willfahre'; und er spielte ein zweites Lied, und dieses nochmal so gut wie das erste. Dann trat er vor den König: 'Nun mahne ich Euch zu halten, was Ihr gelobt habt.' 'Gern tu' ich's', sagte Marc; 'nennt mir nur, was Ihr begehrt.' 'Freigebig verspracht Ihr mir zu schenken, was mir lieb ist. So gebt mir Isold, Euer Gemahl! Denn von allen Schätzen, die Ihr habt, ist sie mir am liebsten.' 'Bei meiner Treu, sie sollt Ihr nimmer haben. Alles andere, was ich besitze, könnt Ihr von mir fordern.' 'Ich fordre weder groſs noch klein; nichts will ich als Isold allein. Gebt mir mein Recht! Gebt mir, was Ihr mir vor den Ohren Eurer Mannen versprochen habt. Verweigert Ihr's, so seid Ihr falsch und treulos und unwürdig, über wackere Männer zu herrschen.' Der König sah ein, daſs der Ire recht hatte: 'Ich muſs meine Mannesehre verlieren, wenn ich sie ihm nicht gebe.' Er beriet sich mit seinen Gefolgsmannen, und keiner wagte, etwas anderes zu raten. So wurde Isolde verschenkt. Freudig führte sie der irische Recke zum Strande hinunter. Sie aber weinte und klagte und war untröstlich.

Während dies geschah, war Tristan auf der Jagd. Doch bald darauf kam er heim. Als er erfuhr, wie Isolde von dem Iren entführt wurde, rief er zornig Marc zu: 'Verschenkt Ihr an Spielleute Eure Königin? Habt Ihr nichts anderes, das Ihr geben konntet?' Doch der Listenreiche war nicht lange in Verlegenheit. Bald hatte er einen Plan ausgeheckt. Er wollte die Königin auf dieselbe Weise wiedergewinnen, wie sie der Ire gewonnen hatte. Er verkleidete sich als Spielmann, nahm eine 'Rote' und sein Schwert mit sich und ritt hinunter zum Strande. Es war Ebbezeit. Das Schiff des Iren lag noch auf dem Trocknen. Seine Leute hatten auf dem Sande ein Zelt aufgeschlagen, und in demselben waren Isolde und ihr Räuber, der auf die Flut wartete. Der Ire hielt die immer noch Jammernde in seinen Armen und suchte vergeblich sie zu trösten. Tristan band sein Roſs in einem Gebüsch an, verbarg sein Schwert unter seinem Spielmannsgewand und ging zum Zelte hin. 'Ich will Frau Isold durch Musik aufheitern', sagte Tristan zum Iren, 'wenn Ihr mir dafür einen schönen Lohn gebt.' Der Ire sprach: 'Getröstest du die Frauen mein, Daſs sie ihr Weinen lässet sein, So geb ich dir Gewand zum Lohn, Das schönste in diesem Pavillon'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(H. Kurz). 'So sei's', erwiderte Tristan, und er begann sein Rotenspiel und stimmte ein schönes Lied dazu an. Und Isolds Antlitz erheiterte sich, und sie liefs ihr Weinen. Als das Lied zu Ende war, da war auch schon die Flut im Anzug, und die Schiffsleute forderten ihren Herrn auf, ins Schiff zu treten. Doch der Ire, erfreut über den Erfolg des Rotenspiels, hatte noch keine Eile, aufzubrechen, und bat den Spielmann, noch ein Lied vorzutragen. Gern erfüllte Tristan seinen Wunsch. Unterdessen aber kam die Flut immer näher, und als Tristan das Lied beendigt hatte, war die Schiffsbrücke schon unter Wasser. 'Was ist zu tun?' sprach der Ire; 'wie kann Frau Isold trockenen Fufses zum Schiff gebracht werden? Wir werden das Zurückweichen der Flut abwarten müssen.' Tristan sagte, er habe in der Nähe ein Pferd gesehen; das wolle er holen, dann könnte Frau Isolde daraufgesetzt werden. Damit war der Ire einverstanden. Tristan holte nun sein Pferd und sagte: 'Nun gebt mir Frau Isold aufs Pferd! Ich werde zart mit ihr umgehen.' Der Ire hob die Königin selbst in den Sattel. Tristan tummelte nun sein Pferd etwas herum. Der Ire wurde stutzig und rief: 'Heda, du Narr! Was soll das bedeuten?' 'Selber Narr', gab ihm Tristan zurück. 'Mit Eurer Harfe habt Ihr Frau Isold dem König abgewonnen; mit meiner Rote habe ich sie ihm zurückgewonnen. Freund! Ihr gebt Lohn von reicher Art. Ich hab' das allerbeste Gewand, das ich in Eurem Zelte fand'[1] (H. Kurz). Ich bin Tristan, des Königs Neffe, und — bei diesen Worten zog er sein Schwert aus dem Gewande hervor — wenn Ihr Euer Geschenk zurücknehmen wollt, so werde ich es zu verteidigen wissen.' Der Ire, dem der Ruf Tristans, des Morhold-Überwinders und Drachentöters, sehr wohl bekannt war, sah, dafs seine Sache aussichtslos war, und wandte sich traurig dem Schiffe zu. Tristan aber sprengte mit seiner Beute davon an den Hof und übergab dem König seine Gemahlin.

Unsere Episode zerfällt in zwei symmetrisch gebaute Hälften, die eigentlich unabhängig voneinander existieren könnten, aber, um zu einer Wirkung zu gelangen, einander bedürfen. Die Grundidee oder das Thema ist: 'List wider List' oder 'List über List', *le dupeur dupé*. Dieses Thema hat offenbar im Grunde schwankhaften Charakter; aber es wird in unserer Episode nicht schwankhaft behandelt, sondern ernst, man kann sagen episch.[2] Im Mittel-

---

[1] Die Gewandsymbolik ist vielleicht doch etwas gesucht. Ich würde meinen, dafs der Ire ursprünglich eher 'das beste Kleinod, das er habe' als Lohn versprach.

[2] In meiner gröfseren Arbeit werde ich zeigen, dafs die indirekte Grundlage unserer Episode sowie ihrer unten zu erwähnenden Verwandten dieselbe Salomo-Sage ist, die z. B. auch dem deutschen *Salman und Morolf* zugrunde liegt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

punkt der ersten Halbepisode, aber in der zweiten aus bestimmten Gründen nur unvollkommen nachgebildet, steht das *don*-Motiv. In den Arthur-Romanen findet sich dasselbe so häufig, daſs man es bald satt bekommt. Gewöhnlich kommt ein Ritter, zumal ein neugebackener, oder ein Knappe zu König Arthur und bittet ihn um eine Gabe (*don*), die er erst nennen will, nachdem sie ihm gewährt worden ist. Der König gewährt regelmäſsig die Bitte, so daſs dann also der Bittende einen Wunsch frei hat, den der König nachher nach Kräften erfüllen muſs oder zu erfüllen helfen muſs. Die Gabe, die der Ritter verlangt, ist gewöhnlich die Erlaubnis, ein gefährliches Abenteuer zu übernehmen. Ein *don* konnte aber auch als Lohn für geleistete oder noch zu leistende Dienste gefordert werden. Dann hört auch gewöhnlich die Uneigennützigkeit der bittenden Person auf. In der pseudoromantischen Merlin-Fortsetzung wird erzählt, wie König Arthur zu seinem berühmten Schwert Escalibor kam. Es wurde ihm von einer Zauberin nur unter der Bedingung geschenkt, daſs er ihr ein *don* zusage. Arthur ging darauf ein. Später kam eine Jungfrau an den Hof, welche mit einem Schwert umgürtet war, das ihr nur der beste Ritter abschnallen konnte. Dem jungen Balaain gelang es. Nun verlangte die ursprüngliche Besitzerin des Schwertes Escalibor von Arthur entweder den Kopf des mit dem Schwerte umgürteten Fräuleins oder den des Ritters, der ihr das Schwert losgegürtet hatte: dies sei das *don,* welches ihr der König versprochen hatte. In einer nur von Thomas überlieferten Tristan-Episode verlangt Tristan als Lohn für geleistete Dienste den Hund *Petitcrëu,* aber als zunächst ungenanntes *don.* Es kommt auch vor, daſs eine Person durch Erlangung eines *don* zu einem Gatten zu kommen wünscht. In dem Roman 'Meriaduec', welcher von dem Verfasser der romantischen Merlin-Fortsetzung benutzt wurde, kommt die mit dem Schwert umgürtete Jungfrau auch an Arthurs Hof geritten und will nicht eher vom Pferde absteigen, als bis ihr der König ein *don* zugesagt habe. Nachdem dies geschehen, sagt sie: der König habe ihr versprochen, ihr denjenigen Ritter zum Gemahl zu geben, der ihr Schwert losgürten könne. Alle Ritter des Königs müssen den Versuch machen; nur der junge Meriaduec hat Erfolg, verläſst aber sofort den Hof, um auf Abenteuer auszuziehen, und der König kann ihm lange seine Ritter nachsenden und ihn suchen lassen: es gelingt nicht, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Zufällig bekommt aber Meriaduec später das Schwertfräulein wieder zu sehen und wird selbst in sie verliebt, so daſs schlieſslich doch noch eine Vermählung zustande kommt. Eine ähnliche Erzählung hat vielleicht Boccaccios Novelle *Giletta di Nerbona* ('Decamerone' III 9), welche die indirekte Quelle von Shakespeares Komödie 'Ende gut, alles gut' ist, zugrunde gelegen. Giletta (Helena) anerbietet sich, den König von einer

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Krankheit zu heilen, wenn er ihr zum Lohn denjenigen Ritter zum Gatten gebe, den sie sich selbst auswählen würde. Ursprünglich dürfte sie diese schwer erfüllbare Bedingung (denn der von ihr gewählte Ritter will sie nicht haben) auch nur durch ein *don* derselben Art wie im Meriaduec-Roman erlangt haben; nur hat wohl Boccaccio durch Rationalisierung das *don*-Motiv umgestaltet.

Ein charakteristisches Beispiel des *don*-Motivs findet sich in der jungen, von der Arthur-Literatur beeinflußten *Chanson de geste 'Li Bastars de Buillon'* (Arthur selbst und die Fee Morgue kommen darin vor). *Hues de Tabarie,* der Freund des Titelhelden, will dessen untreue Gattin Ludie aus dem Wege räumen, damit sie ihrem und seinem Herrn nicht wieder schaden könne. Er weiß aber, daß der Bastard, der sie immer noch liebt, sie ohne Zwang nicht aufgeben würde. So erbittet er denn von seinem Herrn als Belohnung für geleistete Dienste ein *don,* und nachdem es ihm gewährt worden, verlangt er Ludie, die Gemahlin des Herrn, und läßt sie töten. In einer unursprünglichen Partie des Prosa-Tristan, zwischen Tristans erster Rückkehr aus Irland und seiner zweiten Reise nach Irland, wird erzählt, wie ein Ritter namens Blioblieris zu König Marc kam, um ein *don* bat, es zugesagt erhielt und hierauf eine bestimmte schöne Hofdame verlangte und bekam, obschon sie bereits einen Gatten, Segurades, hatte. Tristan, welcher der Liebhaber der Dame war, verfolgte dann den Entführer, kämpfte mit ihm, überließ ihm aber schließlich die Frau, weil diese selbst es so haben wollte. In der Vorgeschichte des Prosa-Tristan (Löseth § 10) verlangt Sadoc vom König Pelyas eine Belohnung für geleistete Dienste (ein *don*? Löseths Analyse ist sehr knapp). Pelyas läßt ihm freie Wahl; Sadoc verlangt Chelinde, die Gattin des Pelyas, und erhält sie. Nach dem Prosa-Tristan, in welchem das Drachenabenteuer ausgemerzt wurde (nur in Hs. BN 103 und den Drucken wurde es nachträglich wieder eingeführt, aber nicht mehr an seinen ursprünglichen Platz gestellt), gewann Tristan Isolde dadurch für Marc, daß er in England ihrem Vater, König Anguis, wertvolle Dienste leistete, sich als Lohn dafür ein *don* ausbat und später Isolde als solches forderte und erhielt. Es ist wohl möglich, daß der Verfasser des Prosa-Tristan nur unsere Harfnerepisode nachahmte; aber für die übrigen Arthur-Romane gilt dies nicht. Vereinzelt kommt das *don*-Motiv auch in *chansons de geste* vor (so erbittet und erhält im franko-italienischen *Rolandin* Naime von Kaiser Karl ein *don*: v. 328 ff.), aber nur in jüngeren, deren Dichter vielleicht bewußt oder unbewußt unter dem Einfluß der Arthur-Romane standen.

Zweifellos ist das *don*-Motiv der Arthur-Romane keltischen Ursprungs. Man wird es in der nichtkeltischen Epik und im Folklore kaum oder nur selten finden, und wenn auch ganz gut

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

möglich ist, dafs es an mehr als einem Orte entstand, so ist es doch nur von den Kelten und ihren Nachahmern in hohem Mafse literarisch ausgebeutet worden, und zwar, wie es scheint, immer im Epos, nicht im Schwank. So wenig uns auch von der nationalen altkymrischen Epik erhalten ist, so finden wir darin doch zwei Beispiele unseres Motivs. In dem Mabinogi *Kulhwch und Olwen* wird dem Helden Kulhwch von seiner Stiefmutter bestimmt, dafs er kein anderes Weib zur Gattin bekommen werde als Olwen, die Tochter des Yspaddaden Penkawr. Aber diese zu erlangen, war mit ungeheuren Schwierigkeiten verbunden. Kulhwch erzählte seinem Vater, was ihm die Stiefmutter prophezeit hatte. Der Vater riet ihm, zu König Arthur, seinem Vetter, zu ziehen und Olwen als *boon* (*don*) von ihm zu verlangen. So zog der Held zu Arthurs Palast. Der Türhüter meldete ihn seinem Herrn an als den nobelsten Mann, den er schon gesehen habe. Kulhwch trat in die Halle und grüfste den König. Dieser lud ihn ein, sich zum Essen unter seine Krieger zu setzen: 'Du sollst wie ein Fürst, wie ein Thronerbe behandelt werden, solange du hier weilst, und wenn ich meine Geschenke unter meine Gäste von nah und fern verteile, so werde ich sie in deine Hände legen.' Da sprach der Held: 'Ich kam nicht hieher, um Speise und Trank auszuteilen, sondern um mir ein *boon* von dir geben zu lassen. Wenn du's mir gibst, so werde ich's anerkennen und dich preisen; wenn du's mir versagst, so werde ich deine Schande hinaustragen, so weit dein Ruf geht, bis in die vier Ecken der Welt.' Hierauf erwiderte Arthur: 'Da du nicht hier weilen willst, so sollst du das *boon* erhalten, was immer deine Zunge nennen mag, so weit der Wind trocknet und der Regen näfst und die Sonne sich dreht und die See umringt und die Erde sich ausdehnt, ausgenommen Kaledvwlch (französisch Escalibor) mein Schwert, und Rongomyant meinen Speer, und Gwyneb Gwrthucher meinen Schild, und Karnwenhan meinen Dolch, und Gwenhwyvar mein Weib.' Arthur war hier also vorsichtiger als in den französischen Romanen, indem er aus dem Bereich des *boon* seine wichtigsten Schätze ausschlofs. Doch diese Vorsicht war hier nicht nötig; denn Kulhwch wollte nichts von dem, was Arthur am liebsten war: 'Ich fordere von dir, dafs du mir Olwen, die Tochter des Y. P. erlangest, und dieses *boon* fordere ich ebenso von allen deinen Kriegern' (deren Namen, eine lange Liste, er dann aufzählt). Alle gelobten, ihm behilflich zu sein, sein *boon* zu erlangen. Niemand wufste aber etwas von Olwen, und die Boten, die Arthur aussandte, sie zu suchen, kamen unverrichteter Dinge zurück. Da beklagte sich Kulhwch gegenüber Arthur: 'Jeder hat sein *boon* erhalten, nur ich noch nicht. Ich werde fortgehen und deine Ehre mit mir wegtragen.' Da unternahmen es alle die besten Krieger Arthurs,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

mit Kulhwch auszuziehen, um Olwen zu suchen. Die Worte des Helden, daſs jeder andere sein *boon* erhalten habe, deuten darauf hin, daſs das Zusagen eines *boon* in Wales als eine königliche Sitte galt.

Interessanter für uns ist das zweite kymrische Beispiel des *don*-Motivs. Es findet sich in dem Mabinogi *Pwyll Fürst von Dyvet* (= Südwales):

Pwyll vermählte sich mit der schönen Riannon, einem Weibe von überirdischer Herkunft. Am Hochzeitstage, während die Vermählten und die Gäste in dem Palaste von Riannons Vater beim Mahle saſsen, trat ein junger Mann von hohem Wuchs, von fürstlichem Aussehen, bekleidet mit schwerem Seidenstoff, in die Halle und grüſste Pwyll und seine Genossen. Der Fürst lud ihn ein, sich zu ihnen zu setzen. Der Fremde sagte: 'Ich bin ein Bittsteller; ich bin gekommen, um von dir ein *boon* zu erbitten.' Pwyll erwiderte: 'Was du auch von mir erbitten magst, du sollst es haben, wenn es in meiner Macht liegt, es dir zu geben.' 'Weh!' rief Riannon, die den Fremden erkannte, 'warum gabst du diese Antwort?' 'Hat er sie nicht in Gegenwart dieser Edlen gegeben?' entgegnete der Fremde. 'Was ist das *boon*, das du verlangst?' frug Pwyll. Der Fremde antwortete: 'Das Weib, das ich am meisten liebe, soll heute Nacht deine Bettgenossin werden (es wurde früher erzählt, daſs Riannon einem Manne, den sie nicht liebte, vermählt werden sollte und dann zu Pwyll Zuflucht nahm); dieses Weib verlange ich von dir samt dem Hochzeitsmahl, das hier bereitet ist.' Pwyll schwieg; er fand kein Wort zur Antwort. 'Nie hat ein Mann törichter gehandelt als du', sagte Riannon zu ihm. 'Ich wuſste nicht, wer er war', entschuldigte sich Pwyll. 'Dies ist der Mann', sagte Riannon, 'dem man mich gegen meinen Willen zur Gattin geben wollte; es ist Gwawl, der Sohn des Clut, ein Mann von groſser Macht und groſsem Reichtum. Da du dein Versprechen gegeben hast, so überlaſs mich ihm, damit dir nicht Schande zuteil werde.' 'Nie kann ich dies tun', antwortete Pwyll. Heimlich sagte Riannon zu ihm: 'Übergib mich ihm; ich werde machen, daſs ich nie die seine werde.' Sie erklärte ihm nun, daſs sie von Gwawl Aufschub der Hochzeit um ein Jahr verlangen werde, und gab ihm genau an, was er zu tun habe, um sie zurückzugewinnen. Damit war Pwyll zufrieden und verschenkte sein Weib.

Nun ging es, wie Riannon gesagt hatte. Genau nach einem Jahre wurde in derselben Halle wieder ein Hochzeitsmahl bereitet. Pwyll zog dahin mit hundert Kriegern und versteckte sie im Schloſsgarten. Dann zog er zerlumpte Kleider an und trat als Bettler in die Festhalle, in der Hand einen Zaubersack, den ihm Riannon gegeben hatte. Er begrüſste Gwawl und seine Gesellschaft. 'Ich möchte etwas von dir bitten', sprach er. 'Wohlan,' erwiderte Gwawl, 'wenn du etwas verlangst, das recht ist, so soll es dir gern gegeben werden.' 'Ich bitte nur aus Not', sagte der Bettler, 'und die Gabe, die ich wünsche, ist nur die, mir diesen kleinen Sack mit Speise zu füllen. Gern wollte Gwawl diesem Wunsche widerfahren Diener muſsten Speise zutragen; aber soviel sie auch in den Sack steckten, er wurde nicht voll. Da sagte der Bettler, der Sack werde nicht eher voll werden, als bis ein reicher und mächtiger Mann mit beiden Füſsen die Speise im Sack zusammenstampfe mit den Worten: 'Nun ist genug hineingebracht worden'. Auf Riannons Geheiſs trat nun Gwawl in den Sack. Da schnürte ihn der Bettler zu und blies in ein Horn, worauf seine Krieger hereinkamen. Pwyll legte nun seine Lumpen ab. Die Mannen Gwawls wurden gefangengenommen. Pwylls Krieger schlugen auf den Sack, bis Gwawl genug hatte. Er wurde unter der Bedingung

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

befreit, daſs er schwur, keine Rache zu nehmen (Pwyll muſs sich seinem Rivalen zu erkennen gegeben haben). Gwawl zog nun ab, und Pwyll feierte das Beilager mit Riannon.

Fast dieselbe Erzählung ist auch in der irischen Literatur vorhanden. Das Manuskript, das sie uns überliefert, das Buch von Fermoy, ist allerdigs kaum älter als das 15. Jahrhundert; aber so junge irische Manuskripte enthalten oft altes Material. Unter allen Umständen ist zu bemerken, daſs Irland literarisch nicht von Wales abhängig war, sondern Wales von Irland. Der irische Einfluſs zeigt sich insbesondere in den Mabinogion. Der Held der irischen Erzählung ist Mongan, Sohn des Seegottes Manannan mac Lir. Manannan kehrt in der kymrischen Epik wieder als Manawyddan ab Llyr; und das nach dem letzteren betitelte Mabinogi ist gewissermaſsen eine allerdings nicht direkt sich anschlieſsende Fortsetzung zu dem Mabinogi von Pwyll (das Zwischenglied wird repräsentiert durch das Mabinogi 'Branwen, Tochter des Llyr'). Riannon und ihr und Pwylls Sohn Pryderi, von welchem schon im Pwyll-Mabinogi die Rede war, kehren in dem Manawyddan-Mabinogi wieder. Mongan, der Sohn des Manannan, ist schon für das 10. Jahrhundert als Sagenheld bezeugt. Die Zeugung desselben wird im Buche von Fermoy auf folgende Weise erzählt:[1]

Fiachna Finn, König von Ulster, führte Krieg gegen den König von Lochlann. Er befand sich in groſser Bedrängnis, da die Männer von Lochlann giftige Schafe auf seine Krieger losließen, denen nichts widerstehen konnte, und er wuſste sich nicht mehr zu helfen. Da trat zu ihm ein groſser, kriegerisch aussehender Mann, mit einem grünen Mantel, einem seidenen Hemd, einer silbernen Busennadel, einem goldenen Kronreif und goldenen Schuhen ausgestattet. Er sprach: 'Welche Belohnung willst du mir geben, wenn ich die Schafe von dir abhalte?' Fiachna antwortete: 'Meiner Treu! Was immer du verlangst, werde ich dir geben, wenn ich es besitze.' 'Du besitzest es.' 'So nenne die Gabe!' Manannan — denn er war der Fremde — sprach: 'Gib mir den Goldring, den du am Finger trägst, daſs ich ihn als Wahrzeichen brauchen kann, wenn ich nach Irland gehe, um bei deinem Weib zu liegen. Ich werde deine Gestalt annehmen, damit dein Weib [nichts merke und] nicht entehrt werde.' Fiachna [und dies ist wohl nicht in Übereinstimmung mit der Erzählungsformel] war nicht bestürzt über die Forderung des Fremden: 'Und wenn er das Leben eines einzigen seiner Krieger retten könnte, möchte er dafür jenen Lohn geben.'

Der von Manannan mit Fiachnas Gattin gezeugte Sohn war Mongan. Die Zeugung geht auf dieselbe Weise vor sich wie die Zeugung des griechischen Herakles durch Zeus in dem Weibe des Amphitryo und die Zeugung des britischen Arthur durch Uther Pendragon in dem Weibe des Gorlois: Bloſs fehlt in der griechischen und der britischen Sage das *don*-Motiv. In einem

[1] Die Erzählung wurde mit englischer Übersetzung herausgegeben von Kuno Meyer in *Grimm Library*, vol. IV; Übersetzung p. 70 ff.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

irischen Text aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts wird die Zeugung Mongans anders erzählt als in dem Buch von Fermoy: Manannan wendet sich hier direkt an Fiachnas Weib, und das *don*-Motiv fehlt. Ich habe die Zeugung Mongans nach dem Buch von Fermoy nur deshalb erwähnt, weil sie das *don*-Motiv enthält; aber die eigentliche Parallele zu der Episode des Mabinogi von Pwyll ist folgende (l. c. p. 75 ff.):

Mongan, König von Ulster, hatte zur Frau die schöne Dubh-Lacha. Einst besuchte er den von ihm abhängigen König von Leinster, Brandubh, Sohn des Echach. Da sah er bei ihm 50 weifse Kühe mit roten Ohren, und sobald er sie sah, 'verliebte er sich in sie' und verstieg sich zu der Rede: 'Abgesehen vom Königreich Ulster möchte ich nichts lieber haben als sie.' Brandubh sagte: 'Sie sind das schönste Vieh in Irland, wie Dubh-Lacha das schönste Weib in Irland ist. Unter keiner Bedingung würde ich dir meine Kühe hergeben, aufser wenn wir Freundschaft ohne Verweigerung schlössen.' Das taten sie und verpflichteten sich einander. Mongan kehrte nach Ulster zurück und nahm die 50 schönen Kühe mit sich. Dubh-Lacha ahnte, dafs er die nicht erhielt aufser gegen ein [wichtiges Entgelt; und dieses war wohl das Versprechen, dafs er Brandubh ein *boon* 'ohne Verweigerung' gewähren würde].[1] Bald darauf erschien der König von Leinster mit einem Heere bei Mongan [das Heer diente natürlich dazu, die Erfüllung des Versprechens zu erzwingen, falls Mongan nicht freiwillig sein Wort halten sollte]. 'Was bist du gekommen zu holen?' frug Mongan; 'denn wahrhaftig, wenn das, was du suchst, in dem Königreich Ulster vorhanden ist, so sollst du es haben.' 'Es ist vorhanden,' sagte Brandubh; 'Dubh-Lacha zu holen, bin ich hergekommen.' Mongan schwieg erst. Dann sprach er: 'Ich habe nie gehört, dafs jemand sein Weib verschenkte.' 'Wenn du es auch nie gehört hast,' sagte Dubh-Lacha, 'gib mich ihm! Denn die Ehre währt länger als das Leben.' Mongan wurde zornig [betrübt?]; aber er erlaubte dem König von Leinster, Dubh-Lacha zu entführen. Dubh-Lacha tat, als ob sie Brandubh liebte, sagte aber zu ihm: sie werde nicht eher mit ihm gehen, als bis er ihr einen Wunsch erfülle. 'Was ist dein Wunsch?' frug Brandubh. 'Versprich erst, dafs du ihn erfüllst!' erwiderte Dubh-Lacha. Brandubh gab sein Wort. Da sagte Dubh-Lacha, was sie gewünscht habe, sei, dafs sie ein Jahr lang nicht zusammen schlafen oder liebkosen sollten. Brandubh mufste sein Wort halten. Unursprünglich ist jedenfalls, dafs Mongan während dieses Jahres seine Gattin dreimal heimlich besuchte oder zu besuchen probierte. Ich will aus diesem interpolierten Zwischenstück nur erwähnen, dafs einst der König von Leinster zu Dubh-Lacha sagte: 'Ich wünsche von dir ein *boon* zu erhalten.' Sie erwiderte: 'Es sei dir gewährt; ausgenommen, dafs du die Jahresfrist einhaltest, will ich dir alles gewähren, was du verlangen magst.' Sein Wunsch ist einfach, dafs sie, wenn sie sich wieder nach Mongan sehne, es ihm sagen solle.[2]

[1] Die Überlieferung ist hier fragmentarisch und entstellt. Der Vergleich der Kühe mit Dubh-Lacha dürfte unursprünglich sein, da ja Mongan sonst hätte erwarten können, welches *boon* Brandubh verlangen würde. Auch hätte Mongan, wenn er denn schon Ausnahmen machte, aufser dem Königreich Ulster auch seine Frau ausnehmen müssen; denn dafs er diese sehr liebte, geht aus seinem nachherigen Benehmen hervor.

[2] Wozu dieser mir töricht scheinende Wunsch dient, weifs ich nicht. Es ist aber zu beachten, dafs in dieser e i n e n Mongan-Erzählung das *don*-Motiv hier schon zum viertenmal verwendet wird.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Als das Jahr sich dem Ende nahte, machte sich Mongan auf den Weg zum König von Leinster. Seine Edlen hatten ihm angeboten, sein Weib mit Gewalt zurückzugewinnen. Aber Mongan sagte: 'Das Weib wurde mir durch meine eigene Torheit geraubt; ich will es durch meine eigene List wiedererlangen.' Er nahm nur einen Diener mit, gab sich (denn er war ja Zauberer wie sein Vater Manannan) die Gestalt Aedhs, des Sohnes des Königs von Connaught; einer alten Hexe, die er unterwegs traf, gab er die Gestalt der jungen und wunderschönen Tochter des Königs von Munster. Sie wurden in die Halle des Königs Brandubh geführt, wo das Hochzeitsfest gefeiert wurde. Mongan warf einen Liebeszauber in die Wangen seiner Begleiterin, so dafs Brandubh gleich in sie verliebt wurde. Brandubh bot dem Sohne des Königs von Connaught an, die Prinzessin von Munster gegen Dubh-Lacha zu vertauschen. Mongan ging darauf ein. Als er Dubh-Lacha wiederhatte, brachte er sie aus dem Hause auf sein Pferd und floh heimlich mit ihr davon. Die falsche Prinzessin von Munster aber schlief die Nacht bei Brandubh. Als dieser am Morgen erwachte, sah er, dafs eine alte Hexe neben ihm lag.

Die irische Erzählung von Mongan und die kymrische von Pwyll sind bereits von Alfred Nutt miteinander verglichen worden (in Kuno Meyers Ausgabe *Grimm Library,* vol. V p. 1 ff.); doch ist die Ähnlichkeit derselben mit unserer Tristan-Episode diesem Gelehrten entgangen. Lucy Allen Paton gab eine Analyse der Erzählung von Mongan, um sie mit einer Merlin-Erzählung in Parallele zu stellen (*Publications of the Modern Language Association of America* XXII 250), A. C. L. Brown eine Analyse der Erzählung von Pwyll, weil sie ihm mit einer Ivain-Episode Ähnlichkeit zu haben schien (*Harvard Studies and Notes,* vol. VIII 48). In beiden Fällen ist die angebliche Ähnlichkeit nach meiner Ansicht eine Täuschung. Die wirkliche Ähnlichkeit mit der Harfner-Episode des Tristan scheint dagegen den beiden Gelehrten nicht zum Bewufstsein gekommen zu sein. Und doch ist sie so in die Augen springend, dafs ich es nicht für notwendig halte, sie noch besonders zu demonstrieren. Was diese Erkenntnis bisher verhindert hat, war vielleicht der Umstand, dafs man stets die Musik für das wesentliche Element der Harfner-Episode zu halten schien. Dafs die Musik in Wirklichkeit ein blofses Ornament ist, zeigt ein Blick auf die offenbar ursprünglicheren Erzählungen von Pwyll und Mongan. König Marc gewährt das *don* als Lohn für die Musik des Iren; aber der Ire hätte dem König ebensogut irgendeinen anderen Dienst in Aussicht stellen oder bereits geleistet haben können; er hätte ihm z. B. schöne Kühe gegeben haben können, wie Brandubh dem Mongan, oder ihm versprechen können, giftige Schafe, die ihm schadeten, zu vernichten, wie Manannan dem Fiachna: die Erzählung wäre bei alledem sich gleichgeblieben. Ja, der Ire hätte sehr wohl vom König ein *don* als blofse Gefälligkeit verlangen können, wie es Gwawl, Kulhwch und so viele junge Arthurritter taten. Als das Wesentliche erweist sich vielmehr die schwankhafte Idee vom *dupeur dupé,* welche notwendig eine

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Doppelerzählung, dem zwiefachen Düpieren entsprechend, erheischt. Das Thema, daſs einem Fürsten sein Weib durch List entführt, dann aber dem Entführer von jenem Fürsten ebenfalls durch List wieder abgewonnen wird, findet sich schon in der zum Schwankhaften neigenden Salomo-Sage (vgl. z. B. die deutsche erzählende Dichtung *Salman und Morolf*). Das spezifisch keltische *don*-Motiv ist aber der Salomo-Sage noch fremd. Durch die Verwendung dieses echt epischen Motivs (sein epischer Charakter ist wohl noch am schönsten aus dem Mabinogi 'Kulhwch und Olwen' ersichtlich) in der ersten Hälfte der Erzählung (natürlich auſserdem noch durch die Einführung der ganzen Erzählung in einen gröſseren epischen Zusammenhang und durch epischen Stil) erhielt die erste Hälfte einen ernsteren, epischen Charakter, während die zweite Hälfte im Irischen und Kymrischen noch schwankhaft genug ist. Der Tristan-Dichter hat vor allem die zweite Hälfte umgestaltet, indem er stärkeren Parallelismus zur ersten Hälfte anstrebte und schon dadurch bei jener den schwankhaften Charakter sehr abschwächte. Ich will im übrigen mich hier nicht darauf einlassen, zu erklären, welche Änderungen der Tristan-Dichter vornahm und warum er sie vornahm. Denn dazu müssen natürlich auch der Standpunkt des Dichters und die Situation, auf die er Rücksicht zu nehmen hatte, d. h. Dinge, die sich nur aus der Betrachtung der ganzen Dichtung ergeben, berücksichtigt werden. Dies gehört daher in meine gröſsere Arbeit. Daselbst werden auch noch neue Gesichtspunkte in Erwägung gezogen werden. Was ich hier vorgebracht habe, dürften sich aber namentlich diejenigen etwas näher ansehen, welche da behaupten, ein französischer Dichter habe den ganzen Tristan-Roman aus den Fingern gesogen oder nur einige Motive des französischen Folklore sich zunutze gemacht und das Ganze mit ein paar keltischen Namen ausgeschmückt. Zu der Behauptung werden sie sich doch wohl nicht versteigen wollen, daſs etwa die Erzählungen von Pwyll und Mongan Nachahmungen unserer Tristan-Episode seien (was ja streng chronologisch möglich wäre).

In der Berner *Folie* sagt Tristan als Narr zu der ihn nicht wiedererkennenden Isolde, indem er auf gemeinsam Erlebtes anspielt (v. 380 ff.): 'Ihr scheint Euch nicht mehr an Gamarien zu erinnern, der nichts anderes als Euch forderte und Euch entführte. Wer hat Euch von ihm befreit?' 'Tristan', antwortet Isolde, worauf der Narr fortfährt: 'Gleiche ich denn nicht ihm, der ganz allein, ohne eines anderen Unterstützung, Euch in jener Not zu Hilfe kam und dem Guimarant die Faust abhieb?' Haben wir hierin eine Anspielung auf unser Harfnerabenteuer zu erkennen? Bédier (sonst allerdings niemand) verneint es. Er behauptet, 'es bestehe nur eine vage und wahrscheinlich zufällige Ähnlichkeit' (Ausgabe p. 99). Nach seiner Ansicht würde also auf



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

eine Episode, die uns verloren ging, angespielt. Die Berner *Folie* enthält bekanntlich Allusionen auf alle Episoden eines Tristan-Romans, dem sie einst selbst angehörte, ausgenommen natürlich diejenigen Episoden, welche in jenem Roman auf die *Folie*-Episode folgten. Jener Roman stand unter allen Umständen nicht der Thomas-Version, sondern entweder der Vulgata (besonders Berol; nach Muret wäre jener Roman sogar geradezu der Berols gewesen, was sich aber kaum beweisen läſst) oder dem Archetypus nahe. Nun beweist schon die Übereinstimmung von Thomas und Prosaroman, daſs die Harfnerepisode auf den Archetypus zurückgeht. Soll man nun annehmen, daſs im Archetypus oder einer von ihm abgeleiteten Version Isolde zweimal von einem Ritter entführt und von Tristan befreit wurde? Dies würde man doch nur im Notfall tun wollen. Oder soll man annehmen, daſs die Gamarien-Episode in dem Roman, zu welchem die Berner *Folie* gehörte, an Stelle der Harfnerepisode getreten ist? Aber die Ähnlichkeit der beiden Episoden ist denn doch nicht so 'vag', sondern erstreckt sich auf sämtliche von der Berner *Folie* erwähnten Züge, ausgenommen das Abhauen der Faust. In einem solchen Falle pflegen wir denn doch nicht zu sagen, daſs eine neue Episode für die alte eingesetzt worden ist, sondern nur, daſs die alte etwas modifiziert worden ist. Unter diesen Umständen ist offenbar an der Identität der beiden Episoden kaum zu zweifeln, falls die eine sich als Modifikation der anderen erklären läſst. Nach der *Folie* heiſst der Entführer *Gamarien* (im Reim) oder *Guimarant* (dafür, daſs nur ein Dutzend Verse zwischen den beiden Namen liegen, ist die Abweichung der Namensformen stark genug); bei Thomas hieſs er, wenn man Gottfried folgen darf, *Gandin*. Die Namen sind einander nicht sehr ähnlich; aber daſs von den sechs Buchstaben des letzteren Namens vier in derselben Reihenfolge auch in *Gamarien* vorkommen, spricht doch eher dafür, daſs sie auf eine gemeinsame Grundform zurückgehen, z. B. *Gamadien* (eine Namensform, die allerdings nicht zu belegen ist). Gottfrieds Gandin ist jedenfalls der in der Bretagne (in alten Urkunden und noch heute) verbreitete Name *Gaudin*.[1] Es ist also wahrscheinlich durch einen französischen Bearbeiter ein diesem bekannter Name an Stelle eines ähnlich lautenden, ihm unbekannten Namens gesetzt worden, was sehr häufig vorkam (vgl. oben Abschnitt I). Ein französischer Bearbeiter konnte, wenn er auch nie in der Bretagne gewesen war, den Namen Gaudin aus der französischen Literatur kennen.[2] Die Rolle des

---

[1] Ob er keltischen Ursprungs ist, kann ich nicht sagen. Mackel (l. c.) leitet ihn vom germanischen *Waldo* ab.

[2] Ein *Gaudin de la Montagne* wird im Erec (v. 2227) und im Bel Desconëu (v. 5444, 5617) genannt; ein *Gaudin de Valesfroiz* ist eine Art Frauenräuber in der romantisch-pseudohistorischen Merlin-Fortsetzung

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gandin resp. Gamarien-Guimarant hat im Prosaroman *Palamedes*. Dessen Name stammt aus dem Griechischen. Vielleicht wurde auch er als bekannter Name an Stelle des unbekannten **Gamadiës* gesetzt, dem er doch nicht so ganz unähnlich ist. Über die Herkunft des hier supponierten Namens * *Gamadiens* kann ich nichts sagen. Was nun endlich das Abschlagen der Faust betrifft, so kann ich mir sehr wohl denken, daſs in dem von der Berner *Folie* vorausgesetzten Tristan-Roman der Ire, als er Tristans List merkte, Isolde vom Pferde herunterzureiſsen suchte und ihm dann von Tristan, der nun das unter dem Gewande versteckte Schwert hervorzog, die Hand abgeschlagen wurde. Eine solche Änderung ist wohl eine Geschmacklosigkeit, aber unseren Bearbeitern kann man eine solche schon zutrauen.

---

(Freymond § 70, 74); ein *Gaudin* war jedenfalls auch der Ahn des Angevin Parzival, von Wolfram *Gandin* genannt (er soll seinen Namen von *der wîten Gandine* erhalten haben; vielleicht war sein Beiname einst einfach *de la Gaudine* [*gaudine* = Wald]); *Gaudin* heiſst ein Knappe Lancelots in der Vulgata Mort-Artu, Druck von 1520, III f. 179 b (anders in der Ausgabe von Bruce p. 152); ein *Gaudin* spielt eine ziemlich wichtige Rolle im Rigomer; endlich kommt auch in den *Chansons de geste* der Name *Gaudin* sehr häufig vor (vgl. Langlois, *Table des noms propres*).

Davos-Platz (Schweiz). E. Brugger.

---



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Die Münchener Voltairehandschriften.

## III. Aufsatz: Die *Pucelle*.

### I. Abschnitt: Geschichte dieses Werkes.

### Einleitung.

Unter den Münchener Voltairehandschriften nimmt diejenige der *Pucelle* eine besondere Stellung ein. Sie ist die einzige, zu der wir weder ein Begleitschreiben Voltaires noch einen Dankbrief des Kurfürsten Karl Theodor hätten. Es ist möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß auch sie direkt vom Dichter stammt, vielleicht sein Geschenk war, als er in Schwetzingen weilte, so daß der Dank mündlich abgemacht werden konnte. Es wird diese Vermutung dadurch gestützt, daß Voltaire im Jahre 1760 zwei einzelne Gesänge an den Kurfürsten sandte, die eigentlich nur dann einen Wert hatten, wenn er auch die früheren besaß, und eine offizielle Ausgabe war damals noch nicht erschienen.[1] Kurz, alles deutet darauf hin, daß die Provenienz der *Pucelle*-Handschrift dieselbe war, wie diejenige aller übrigen aus dem Besitze Karl Theodors stammenden, aber beweisen läßt sich das leider nicht.

Doch wie dem auch sei, das Manuskript ist heute unschätzbar, weit wertvoller als mir bei der Entdeckung schien. Denn damals dachte ich, solcher *Pucelle*-Handschriften müßten noch zahlreiche vorhanden sein. Diesen Irrtum haben die dankenswerten Nachforschungen Dr. Constantin Bauers berichtigt. Bis vor nicht allzulanger Zeit war die Münchener *Pucelle* die einzige ihrer Art auf den großen Bibliotheken. Dann gelangte eine zweite Handschrift um sieben ganze Mark in den Besitz der Wolfenbütteler Bibliothek, die schon reich an Voltaire-Reliquien ist, wenigstens was Drucke anbetrifft. Bauer unternahm es, ihren Wert festzustellen: 'Dazu mußte ich sie natürlich mit den Ausgaben sowohl wie mit den anderen Handschriften vergleichen. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß nur noch in München eine Handschrift existiert, ferner in der Arsenalbibliothek und in Dresden je ein Exemplar der einen Ausgabe von Louvain (1755) mit handschriftlichen Varianten.'[2]

---

[1] Vgl. *Archiv* CXXVII S. 129, 130, 145 im ersten Aufsatz.

[2] Laut brieflicher Mitteilung. Ein Aufsatz über die Wolfenbütteler *Pucelle* ist soeben in Behrens' *Zeitschrift* erschienen (XXXIX, 1912).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Wo sind die Handschriften, die Beuchot gesammelt hatte? Wo sind die Schätze, die Friedrich der Große von seinem Dichterfreunde teils erhalten, teils erbettelt hatte? Um so höher steht die Treue Karl Theodors und unserer Staatsbibliothek ihren Reliquien gegenüber.

Die Münchener *Pucelle*-Handschrift aber ist einzig in ihrer Art. Sie ist das letzte, authentische Zeugnis von der Hoffähigkeit des komischen Epos, die einzige Erinnerung aus seiner großen Zeit. So viele Handschriften auch in der Folgezeit entdeckt werden mögen, aus dieser Rolle kann sie nicht verdrängt werden, ja sie wird stets das Maß sein, an der die Authentizität der anderen Handschriften gemessen werden muß. Ich habe bisher nur Teile kritisch untersucht, meine Resultate werde ich als Grundlage zu einer späteren Ausgabe unten veröffentlichen. Aber daß die Münchener Handschrift die Grundlage einer solchen Ausgabe werden muß, scheint mir a priori klar. Vgl. übrigens meine Angaben am Schlusse des Aufsatzes.

Drucke mit handschriftlichen Varianten schließlich wird man wohl ganz außer acht lassen müssen, denn man wird hier nicht so leicht sich über die Treue und Herkunft dieser Varianten Rechenschaft ablegen können, es müßte denn sein, daß die Varianten, was ich vermute, aus einer anderen Ausgabe, etwa der Londoner, stammen.

Ich meinesteils will an dieser Stelle allgemein über das Münchener Manuskript, seine Datierung, seine Stellung in der Überlieferung und sein Verhältnis zu den markantesten Drucken berichten. Vorher aber will ich die dokumentarische Geschichte der *Pucelle* erzählen. Bei meinen bisherigen Voltairestudien habe ich nämlich beobachtet, daß sich die Geschichte der Hauptwerke aus der Korrespondenz des Dichters meist ausheben läßt, und daß man, wenn man den Werdegang eines Werkes kennt, meist den Schlüssel zu allen Veränderungen und Schicksalen hat. Auch hier wird unser Urteil, wenn wir es auf dieser Basis aufbauen, ein viel sichereres sein, es wird sich allerhand Neues ergeben, wie z. B., daß der Hauptförderer der *Pucelle* — Friedrich der Große gewesen ist. Fast sämtliche brieflichen Dokumente über die *Pucelle* bis in die fünfziger Jahre, in denen das Interesse ein allgemeines wurde, entstammen der Korrespondenz mit dem alten Fritz und ergeben ein überaus heiteres Kapitel ihrer Beziehungen.[1]

[1] Ich zitiere die Briefe nach dem Datum; bei der Korrespondenz mit Friedrich bedeutet K = R. Koser und H. Droysen, Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Voltaire, Leipzig 1908—1911, Band und Seite. Die Angaben im Index dieses Werkes über *Pucelle* sind lückenhaft!

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

### 1. Das Datum der Konzeption.

*Ce poëme héroïque et moral fut composé vers l'an 1730, comme les doctes le savent, et comme il apert par plusieurs traits de cet ouvrage.* So heißt es in der *Préface de Dom Apuleius Risorius* der offiziellen Ausgaben. Die Raubausgaben lassen die Entstehungszeit noch länger sein: *Nous ne concevons point pourquoi M. de V.*** deshérite un enfant qu'il a été trente ans à faire.* Auch der Herausgeber der ältesten, relativ zahmen Ausgabe, derjenigen von Louvain (= Frankfurt), behauptet, die Handschrift der *Pucelle* an die dreißig Jahre in seiner Mappe (*dans mon portefeuille*) gehabt zu haben. Nicht anders Voltaire selber, der in seinen Briefen, folglich wohl auch in seinen Gesprächen, in seinen Altersangaben der Tochter gegenüber durchaus ungalant ist, um so ungalanter, als sie in der Tat gar nicht so alt gewesen ist. Nur die Konzeption mag so lange zurückreichen.

Über die Konzeption haben wir folgenden Bericht: Während eines Soupers beim Marschall de Richelieu fiel das Gespräch auf die berühmte *Pucelle* Chapelains *de discordante mémoire,* wie sie Voltaire später nannte. Voltaire ironisierte das Epos und erklärte, der Stoff vertrüge nur heitere Behandlung, man müsse ein komisches Epos daraus machen. Richelieu nahm ihn beim Wort; ein paar Wochen darauf (*en quelques semaines*) wären dann im Hôtel Richelieu die ersten vier Gesänge unter allgemeinem Beifall verlesen worden.[1] Der Bericht stammt aus den *Mémoires sur Voltaire* seiner Sekretäre Longchamp und Wagnière. (Band II, 1826, S. 184 ff.) Dem Bericht ist eine kurze Darstellung von der Geschichte der *Pucelle* beigefügt: *Le poème n'avait d'abord que douze chants; il en eut ensuite quinze, et s'accrut successivement jusqu'à vingt-un.* Das ist so oberflächlich und wird den zahlreichen Stadien der Dichtung (diejenige in vierzehn Gesängen wird durch das Münchener Manuskript dokumentiert) so wenig gerecht, daß der Quellenwert der ganzen Bemerkung füglich bezweifelt werden kann. Und das geht auch aus folgendem hervor: Die Angabe entstammt den Memoiren Longchamps. Wagnière war 1730 ja noch gar nicht geboren. Aber auch Longchamp war nur in den Jahren 1746—1754 in Voltaires Diensten. Er war 1745 von Gent nach Paris gekommen als *Maître d'hôtel.* Folglich stammen auch seine Berichte über die Schicksale der *Pucelle* aus zweiter Hand, vielleicht von Voltaire selber. Voltaire aber hat stets das

[1] Vgl. beispielsweise L. Perey et G. Maugras, *La vie intime de Voltaire,* Paris 1885, S. 95[1]. — Desnoisterres, *Voltaire au château de Cirey,* Paris 1868, S. 55 f.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Bestreben gehabt, die *Pucelle* recht weit zurückzuversetzen, um sie so als Jugendeselei gelten lassen zu können. Das hat schon Denoiresterres bemerkt[1]: '*Si l'on ignorait combien peu il faut prendre à la rigueur une date de Voltaire, on pourrait avancer que la Pucelle était déjà sur le métier en 1726, 1725 même. Il écrivait à Tressan, le 9 décembre 1736: »Il y a dix ans que je refuse de laisser prendre copie d'une seule page du poëme de la Pucelle.« Il disait, dix-neuf ans après à d'Argental, que c'était une vieille plaisenterie de trente ans ... Mais Voltaire, on le sent, ne songe point à préciser, et n'a d'autre idée que d'indiquer un temps plus ou moins reculé.*'[2]

Ich gehe, wie gesagt, einen Schritt weiter und behaupte, Voltaire ist geflissentlich bemüht gewesen, das Alter zu hoch anzugeben. Denn 1736 mußte er wissen, daß sie noch keine zehn Jahre alt war. Alle Bemerkungen, die der Frankfurter, der Londoner, der offiziellen Ausgaben, der Bericht Longchamps, gehen auf seine eigene, vermutlich nicht nur der Jahreszahl nach stilisierte Fassung zurück. Quellenwert haben sie nicht. Nur die Briefe des Dichters sind, wie so oft, ungetrübte Quellen der Darstellung. Eine Geschichte des Werdegangs der *Pucelle* wird auf ihnen zu beruhen haben, und auf den seltenen, neben den Briefen gehenden, besser beglaubigten Notizen, wie beispielsweise denjenigen Colinis. Und diese Geschichte will ich nun zu erzählen versuchen.

* * *

## 2. Die neun ersten Gesänge (1734, 1735).

Es ist möglich, daß die Konzeption des lustigen Werkes in die Tage der *Henriade* und des *Charles XII* fällt, daß um 1730 Voltaire die Idee dazu faßte, vielleicht auch ein paar Vorübungen dazu machte. Aber selten legt er ein größeres Werk ernstlich an,

---

[1] *Voltaire à Cirey,* S. 55[1].

[2] Man vergleiche auch folgende Briefstellen: An d'Argental, 24. Mai 1755: *L'ouvrage tel que je l'ai fait il y a plus de vingt ans, est aujourd'hui un contraste bien désagreable avec mon état et mon âge.* An Grasset am 26. Mai 1755: *La Pucelle ... ouvrage que j'avais ébauché il y a trente ans.* Die Mitteilungen liegen 2 Tage auseinander und schwanken um 10 Jahre. Alle folgenden Briefe bleiben bei 30 Jahren. An Darget, 11. Juni 1755; an d'Argental, 28. Juli 1755 — *commencé il y a plus de trente ans,* — etc. Übrigens ist daran zu erinnern, daß die 30 Jahre durch die *Pucelle* Chapelains konsakriert waren:

> Depuis trente ans on parle d'elle
> Et bientôt on n'en dira rien,

hieß es damals. Voltaire erwähnt das Epigramm, das von Linière stammte, am 5. August 1755 im Brief an Darget.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ohne dem zeitweiligen Intimsten Mitteilungen über Absichten und Art zu machen. Auch bei der *Pucelle* hat er dies getan, und dies führt uns in das Jahr 1734; und, was das Entscheidende ist, von diesem Jahre an läßt sich die Geschichte des Epos Jahr für Jahr, fast Gesang für Gesang verfolgen, freilich mit langen, meist sehr begründeten Unterbrechungen, während es vorher in der Korrespondenz gar nicht erwähnt wird.

Vergegenwärtigen wir uns die Situation: Anfang April reist Voltaire nach Monjeu, bei Autun, zur Hochzeit des Herzogs von Richelieu mit Fräulein von Guise, *mariage que je viens de faire.*[1] Dort empfängt er die ersten Nachrichten von dem Sturm, den die *Lettres Philosophiques* in Paris verursachen. Der Verleger wandert in die Bastille, Voltaire wird verfolgt, *mon livre sera-t-il brûlé ou moi?* fragt er d'Argental und flüchtet vor der *lettre de cachet,* der *dénonciation au parlement,* der *requête des curés*[2] nach Basel. Von hier aus schreibt er an die Marquise Du Deffand: *Ces Lettres paraissent en France lorsque j'ai le plus d'envie d'y rester.*[3] Dann irrt er herum, führt ein wahres Vagabundenleben (so sein eigener Ausdruck),[4] bis er sich in Cirey unter die Obhut der 'göttlichen Emilie', der Châtelet, begeben darf. In die Zwischenzeit fällt bezeichnenderweise die erste ernste Befassung mit der *Pucelle.*[5] Nach einer bitteren Bemerkung an die Adresse derer, die ihn von Paris fernhalten, sagt er: 'Was den Namen *Epos* anbetrifft, den Sie Belustigungen (*fantaisies*) geben, die mich in meiner Einsamkeit beschäftigt haben, so tun Sie ihnen zu viel der Ehre an:

> ......... *cui* sit *mens* grandior, *atque os*
> *Magna sonaturum, des nominis hujus honorem.*
> Hor., liv. I, sat. IV, v. 43.

Ich habe mehr im Geschmack Ariosts als in demjenigen des Tasso gearbeitet. Ich habe sehen wollen, was meine Einbildungskraft erzeugt, wenn ich ihr freien Lauf ließe, und die Furcht der kleinlichen Kritik, wie sie in Frankreich herrscht, mich nicht zurückhält. Ich schäme mich schon, so weit zu sein (*d'avoir tant avancé*) mit einem derartig frivolen Werk, das nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist; freilich kann man seine Zeit schlechter benutzen. Das Werk soll dazu dienen, bei Gelegenheit meine Freunde zu erheitern. Ich will nicht, daß es meinen Feinden zu Ohren kommt.'

Armer Voltaire! Zwanzig Jahre später sollten diese privaten Versübungen dem Dichter kaum geringere Sorgen bereiten, wie

---

[1] An Cideville, 7. April 1734. [2] Mai an Cideville. [3] 23. Mai 1734.
[4] An Cideville, 24. Juli 1734. [5] An Formont, 27. [Juni] 1734.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ihm gerade die *Lettres Anglaises* bereitet hatten. Ein paar Gesänge (so ist das *d'avoir tant avancé* zu verstehen, denn im folgenden Jahre sind es erst acht!) wurden in der Zeit der Gefahr, der Verbannung entworfen. Der Haß gegen die Traditionalisten überwog, zugleich aber auch war es wohl der Mangel an Notizen und Büchern, der ihn unterwegs dazu veranlaßte, sich an ein Werk zu setzen, wo er ohne alle Vorstudien, frisch von der Leber weg schreiben konnte, *donner un libre essor à son imagination*, das konnte er nur hier.

Die Arbeit macht ihm Spaß, er setzt sie in Cirey fort, vermutlich von lustigem Kreise angeregt, und am 6. Februar 1735 kann er Cideville melden, daß acht Gesänge fertig sind: *Mon cher Cideville, si je vous revoyais, j'ai bien de quoi vous amuser. Nous avons huit chants de faits de notre Pucelle.* Und er fügt zu, daß sie nicht im Stile von Chapelain sei.

Am 26. Juni sind es bereits ihrer neun (I—VII, X, XI)[1], und der Wortlaut der Meldung beweist, daß alles aus einem Gusse ist und der letzten Zeit entstammt: *Jeanne, la Pucelle, a déjà neuf chants; c'est un amusement des entr'actes des occupations plus sérieuses.*

## 3. Friedrichs erster Feldzug um die *Pucelle*. (1735—1737.)

Vorläufig wurde wohl bei diesem Gesange halt gemacht. Zehn Jahre fast später, im September 1743, läßt Friedrich der Große den achten und neunten Gesang kopieren. Um dieselbe Zeit erst entstand der 11. Gesang (= XIII), wie ich später aus Anspielungen erweisen werde, und vermutlich unmittelbar vor ihm der dazwischenliegende.

Einstweilen also ruht die Arbeit. Nur vorgelesen wird fleißig aus der *Pucelle* in Cirey.[2] Auch gelegentlich den Freunden davon gesprochen, darüber geschrieben. Thieriot würde er ein paar Gesänge davon zuschicken, wenn ein Schreiber da wäre, *car je sais que vous êtes discret et fidèle.*[3] Aber damit fängt man an, von ihr zu sprechen, und alsbald ist die *Pucelle* in aller Munde, ein seltenster Leckerbissen, nur ganz Auserwählten bisher bekannt. Ja, es scheint schon Nachahmungen zu geben, *M. le garde des sceaux* soll in seinem Portefeuille allerhand unter dem Namen

[1] Arabische Ziffern bezeichnen ältere Zählung, römische die definitive.

[2] An Thieriot, 3. Nov. 1735: *Nous lisons quelques chants de Jeanne la Pucelle, ou une tragédie de ma façon, ou un chapitre du Siècle de Louis XIV.*

[3] 30. November 1735.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Pucelle* besitzen, aber das kann nur ein Falsifikat sein; noch keine vier Verse sind davon abgeschrieben worden![1] Und er bekräftigt dies mit feierlichem Schwur.

Aber das Gerücht ist sogar bis zu den Ohren eines fürstlichen Korrespondenten gedrungen, der seit dem 8. August 1736 Voltaire die Freundschaft angetragen. Bis zu dem preußischen Kronprinzen Friedrich. Dieser hat gleich um die Zusendung seiner neuen Werke gebeten, strenge Diskretion versprochen: *Si parmi les manuscrits il y en a quelqu'un que ... vous trouviez à propos de cacher aux yeux du public, je vous promets de le conserver dans le sein du secret, et de me contenter d'y applaudir dans mon particulier* (K I, 3). Voltaire schickt *le Mondain, l'Ode à Émilie, la Newtonique, une Lettre sur Locke, afin de lui faire ma cour in omni genere,*[2] keine *Pucelle,* und das war gerade das, was Friedrich mit dem zu versteckenden Manuskript gemeint hatte.[3] Mit dem Dankesbrief bekennt er Farbe, und nun beginnt einer der lustigsten Kämpfe um eine *Pucelle,* die es je gegeben haben mag. Für Friedrich ist es ein sechsjähriger Krieg geworden: am 3. Dezember 1736 hat er ihren Namen zum erstenmal genannt, am 5. Dezember 1742 hat er sich für die ersten Stücke von ihr bedankt. Das Ganze hat er nie bekommen.

Er hat den Feldzug nicht ohne Energie begonnen (K I, 21): *J'attends encore la P u c e l l e. J'espère qu'elle ne sera pas plus austère que tant d'autres héroïnes qui se sont pourtant laissé vaincre par les prières et la persévérance de leurs amants.* Aber die *Pucelle* ist *austère.* Die Châtelet hat sie unter Schloß und Riegel, auch Freund Tressan wird sie abgeschlagen mit einer ungeheuren Übertreibung: 'Seit zehn (!) Jahren verweigere ich die Abschrift auch nur einer einzigen Seite der *Pucelle.*'[4] Einem Prinzen schreibt man solcherlei nicht, da lehnt man erst stillschweigend ab. Aber Kronprinz Friedrich ist nicht der Mann, sich nach dem ersten Angriffe für besiegt zu erklären. Zwei Briefe lang sagt er nichts, und dann kommt er wieder: *Souffrez que je vous livre encore un assaut, au sujet du poëme de la P u c e l l e. Si vous avez assez de confiance en moi pour me croire incapable de trahir un homme que j'estime, si vous me croyez honnête homme, vous ne me la refuserez pas. Ce caractère m'est trop précieux pour le violer de ma vie; et ceux qui me*

[1] 26. Dezember 1735 an Thieriot: *Je vous jure ... que quiconque dira que j'ai laissé copier quatre vers de l'ouvrage en question, est un imposteur.*

[2] 24. November 1736 an Thieriot.

[3] 'Schon im J a n u a r 1 7 3 6 hatte der Kronprinz sich mehrfach an den französischen Gesandten am Berliner Hof, de la Chétardie, gewandt, mit der Bitte, ihm die *Pucelle* ganz oder doch teilweise zu verschaffen.' K I, 35.

[4] 9. Dezember 1736.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*connaissent savent que je ne suis pas indiscret ni imprudent*[1] (K I, 35).

Und nun muß auch Voltaire Farbe bekennen und ablehnen: 'Ich hätte Ihnen die *Pucelle* zuschicken sollen, aber erstens habe ich keine Zeit gehabt, und zweitens ist die *Pucelle* eine gefährliche Sache und führt direkt zum Schierling: *cette Pucelle et cette Philosophie* (das *Traité de Métaphysique*) *vont tout droit à la ciguë* (K I, 37). Man kann sich nach diesen Worten den Seelenzustand Voltaires vorstellen, um so mehr, als von der *Pucelle* überall die Rede war: Friedrich meldet am Schlusse eines Briefes vom 7. März 1737 das Gerücht, der Kaiserliche Statthalter in Berlin hätte das Werk gedruckt erhalten.[2] Er ist seinerseits so erpicht auf das Epos, daß er den Baron von Kaiserlingk im gleichen Jahre zu Voltaire schickt, damit er durch dessen Vermittlung in seinen Besitz gelange. *Césarion*, wie er ihn nennt,[3] ist *homme d'esprit* und *discret en même temps* (K I, 60). *Si j'étais envieux, je le serais du voyage que Césarion va faire. La seule chose qui me console est l'idée de le voir revenir comme ce chef des Argonautes qui emporta les trésors de Colchos. Quelle joie pour moi, quand il me rendra la Pucelle, le Règne de Louis XIV, la Philosophie de Newton etc.* Die anderen Namen sind fast nur pro forma da, wenn er auch früher geschrieben hatte (K I, 148): *et tout ce qu'il pourra vous extorquer.*[4] Das goldene Vlies, um das Kaiserlingk ausziehen muß, ist vor allem die *Pucelle*[5] (K I, 69): *J'espère que mon petit ambassadeur reviendra chargé de la toison d'or, c'est à dire de votre Pucelle, et de tant d'autres pièces à moitié promises, mais encore plus impatiemment attendues.*

Aber Voltaire ist auch dieser Lockung gegenüber fest geblieben. Der Argonautenzug ist vergebens verlaufen. Zwar (K I, 73) *tout ce que j'ai fait de l'Histoire de Louis XIV, quelques pièces de vers . . ., quelques morceaux de philosophie*[6] gibt er mit. Aber die *Pucelle* ist nicht mit beim Tribut. Angeblich sitzt Madame du Châtelet auf dem Manuskript und will es nicht hergeben. Es ist ein so gefährliches Werk, daß sie fürchtet, bei seiner Veröffentlichung Voltaire zu verlieren. Anderseits ist Kaiserlingk fortwährend unterwegs beobachtet worden. Man könnte ihn durchsuchen, etc. etc. — Ich glaube nicht an diese Rolle der Châtelet, die Voltaire ihr immer beimißt. Wir werden

[1] 8. Februar 1737.

[2] Voltaire hat dies Gerücht in der *Gazette d'Utrecht* vom 14. Jan. 1737 widerrufen. K I, 44[1].

[3] 25. Mai 1737. [4] 7. April 1737. [5] 6. Juli 1737.

[6] Voltaire an Friedrich, Juli 1737.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

später sehen (1749), daß s i e es gewesen ist, die einen Privatdruck veranstalten wollte, und daß Voltaire sie daran hinderte. Auch sonst ist es, meinen Erfahrungen nach, stets der Dichter, der bei der Konzeption oder der Umarbeitung seiner Werke Freunden eine Rolle gibt, die sie gar nicht gehabt haben. So übernahm d'Argental die Verantwortung für die Umarbeitung des *Orphelin,* Richelieu diejenige für die Konzeption der *Pucelle,* hier muß die Châtelet zur gestrengen Hüterin des Schatzes werden, zum Drachen des Märchens.

Aber das Mittel scheint gewirkt zu haben. Friedrich bedankt sich für das Erhaltene.[1] Es soll bewahrt werden, wie Alexander die Werke des Aristoteles bewahrte (K I, 82). Er will sich eine Bibliothek davon anlegen. Aber wo ist sie heute? Von der *Pucelle* kein Wort. Nur von der Metaphysik, die ebenfalls bei der Sendung fehlt: *Mme du Châtelet m'enlève ce bien déjà possédé, d'entre les mains de mon ami. Quel sujet pour une élégie! Cependant il en reste là,*

*Car il avait l'âme trop bonne.*

*Ne vous attendez donc à aucun reproche. Je vous prie de vouloir seulement dire à la divine Emilie que mon esprit se plaint au sien des ténèbres qu'elle vous empêche de dissiper.* Und es folgen Verse über den gleichen Gegenstand. Da die Châtelet nur als Zerberus für die *Pucelle* angegeben worden war, so sind mir die Zeilen rätselhaft. Offenbar sagt er 'Metaphysik' und meint '*Pucelle*'. Warum aber verschweigt er gerade hier den Namen? Ein Waffenstillstand ist jedenfalls beabsichtigt. Die *Pucelle* wird mehr als fünfmal in der Korrespondenz der beiden Männer nicht erwähnt. Aber bei den dringenden, immer dringender werdenden Einladungen steckt ein wenig die *Pucelle* mit im Hintergrunde. Ging es nicht durch einen Gesandten, so mußte es auf diese Weise gehen; und es ist denn schließlich nach langem Harren auch gegangen. Allerdings wohl nicht bei ihrer ersten Zusammenkunft.

## 4. Die *Pucelle* in Cirey. (1738.)

Wir müssen an dieser Stelle den Schauplatz wechseln und uns einmal die Dinge in Cirey ansehen. Denn gerade in diese Jahre (1738 ff.) fallen die indiskreten Berichte der Graffigny über Voltaires Leben in der Intimität.[2] So sorgsam der Dichter die

[1] 21. September 1737.

[2] Madame de Graffigny, *Vie privée de Voltaire et de Mme du Châtelet,* Paris 1820. Vgl. Desnoiresterres, *Voltaire au Château de Cirey,* S. 223 ff.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Pucelle* vor Friedrich bewahrte, so freigebig war er mit der Lektüre im Kreise der Intimen. *Hier après souper,* schreibt die Graffigny, *il y eut une scène charmante: Voltaire boudait à cause d'un verre de vin du Rhin que la dame* (Mme du Châtelet) *l'empêcha de boire; il ne voulait plus lire J e a n n e qu'il nous avait promise, il était dans la haute mauvaise humeur. ... à force de plaisenteries, nous vînmes à bout de le faire revenir; la dame qui boudait aussi, n'y put pas tenir, tout cela devint une scène de plaisenteries délicieuses qui dura longtemps, et qui finit par un chant de J e a n n e qui ne valait pas mieux* (l. *moins*?).

Voltaire entschädigte sich für die versagte Publizität durch fleißiges Vorlesen, bei dem er immer auf dankbares Publikum rechnen konnte. Soll ihm doch ein großer Herr, M. de Maurepas, bei Gelegenheit einer Vorlesung in Paris gesagt haben, '*que cela ne paraisse jamais, ou attendez-vous à être enfermé le reste de votre vie.*'[1]

Wie nun die Graffigny in Cirey weilt, verlautet, daß in Lothringen Kopien der *Pucelle* umliefen. Andere Umstände scheinen auf eine Indiskretion des Gastes zu führen, deren Unschuld gewiß nicht über jeden Zweifel erhaben ist.[2] Voltaire macht ihr eine furchtbare Szene, aber diese ist nichts gegen die Szene, die ihr die Châtelet macht, die gröbsten Schimpfworte fallen, gerade daß sie nicht zu Tätlichkeiten überging. Nachher versuchten beide Wirte es wieder gutzumachen. Aber der peinliche Auftritt zeigt uns, wie ernst alles in Cirey genommen wurde, was mit *Jeanne* zusammenhing.

### 5. Friedrichs zweiter Feldzug um die *Pucelle*. 10. und 11. Gesang. (1740—1747.)

Als Voltaire das erstemal in Berlin war (1740), da hatte er seine diplomatische Mission im Kopf, Friedrich aber, der junge König, seinen Einfall in Schlesien. So mag es gekommen sein, daß entweder von der *Pucelle* nicht die Rede gewesen ist oder Voltaire sie nicht hergab, als er sah, daß Friedrich ihn nicht zum Vertrauten seiner politischen Absichten machte. Das Entscheidende ist vermutlich Friedrichs Absorbierung durch die Politik gewesen. Denn kaum hat er sein erstes Ziel erreicht, kaum hat ihm der Breslauer Vertrag Ober- und Niederschlesien samt der Grafschaft Glatz eingebracht (28. Juli 1742), kaum ist er in seiner Hauptstadt als Sieger eingezogen, als auch die *Pucelle* wieder in ihre Rechte tritt und als nächstes zu eroberndes Gebiet dem eroberten Schlesien folgt.

[1] Desnoiresterres, op. cit. S. 252. [2] Ebenda S. 253.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Und zwar scheint diesmal Voltaire den ersten Schritt gemacht zu haben: Friedrich war es in dieser Zeit in erster Linie um das *Siècle de Louis XIV* zu tun. Gleich nach dem Friedensschluß hatte er geschrieben (K II, 130): *J'espère qu'après avoir fait la paix avec les ennemis, je pourrai à mon tour la faire avec vous. Je demande le Siècle de Louis XIV pour la sceller de votre part.* Das war am 18. Juni 1742. Voltaire gehorcht und scheint diesmal unaufgefordert ein paar Gesänge der *Pucelle*, Anfang und Ende, beigelegt zu haben. Friedrich bedankt sich am 5. Dezember dafür (K, 161): *Au lieu*[1] *de votre Pucelle de votre belle Histoire, je vous envoie une petite comédie ... Je n'ai de la Pucelle que l'alpha et l'oméga; si je pouvais avoir le IV*^e^*, V*^e^*, VI*^e^ *et VII*^e^ *chants, alors ce serait un trésor dont vous m'auriez mis pleinement en possession.* Der Brief schließt: *Ecrivez-moi souvent, et surtout envoyez-moi vos ouvrages et la Pucelle.*

Bisher hatten wir als letzten fertiggestellten Gesang den 9. nennen können, dessen Fertigstellung am 26. Juni 1735 gemeldet wird. In die Jahre 1741—1744 fällt die Fertigstellung des XIII. Gesanges der offiziellen Ausgaben, des 'Visionsgesanges', dieser ist der 11. der Handschriften. So daß zu vermuten ist, daß der 10. und 11. Gesang der Hs. in diesen Jahren zusammen entstanden. Für Friedrich kam aber vermutlich die Dichtung nur bis zum 9. Gesange in Frage, wie wir unten sehen werden.

Vorab spielt Voltaire wiederum den Tauben und antwortet auf Friedrichs Bitten gar nicht. Diese werden immer dringender:

9. Dezember 1742 (K II, 162) *Votre Pucelle m'est toujours présente dans l'imagination; je vous prie, ne laissez pas imparfaite la charité que vous m'en avez faite et envoyez moi le reste de l'ouvrage.*

Que [les] saints seront étonnés
Qui cheminaient à la gloire éternelle,
Lorsqu'ils verront dans la *Pucelle*
Comme ils seront de Belcebud bernés.

März 1743 (K II, 165) *Envoyez-moi, je vous prie, la Pucelle (j'ai la rage de la dépuceler).*

6. April 1743 (K II, 167, Nachschrift) *La Pucelle! la Pucelle! la Pucelle! et encore la Pucelle! Pour l'amour de Dieu, ou plus encore pour l'amour de vous-même, envoyez-la moi.*

21. Mai 1743 (K II, 169) *Je vous excomunie, si vous ne m'envoyez la Pucelle ...*

15. Juni 1743 (K II, 171, Nachschrift) *Envoyez-moi la Pucelle ou je vous renie.*

---

[1] D. h. 'an Stelle', 'als Gegengabe für'.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Es ist einer der lustigsten Abschnitte aus der Geschichte des losen 'Mädchens', die Steigerung in der Werbung ist köstlich. Sie schließt mit einem Gedichte: Voltaires Besuch steht bevor[1] (K. II, 183 f.): *Ce sera donc à Berlin que j'aurai le plaisir de voir l'Apollon français descendre de son Parnasse en ma faveur.* Aber er solle ja nicht die *Pucelle* vergessen:

Apportez au moins, en venant,
Cette vierge si découplée
Qui brillait plus dans la mêlée
Que tous vos héros d'à présent.

Man kann sich die tiefe Befriedigung des jungen Königs vorstellen, als Voltaire diesmal folgte und er sich das Fehlende abschreiben lassen konnte. Er schreibt ihm von Potsdam wohl nach Berlin (K II, 193): *Je fais copier les chants VIII et IX de la Pucelle. J'en possède à présent le chant Ier, le IIe, le IVe, le Ve, le VIIIe et le IXe; je les garde sous clefs, pour que l'œil des mortels ne puisse les voir.*[2]

Die Bemerkung ist überaus wichtig. Der Grundstock bestand immer noch aus neun Gesängen. Der III, VI., VII. waren entweder noch nicht abgeschlossen, oder Voltaire ließ absichtlich Lücken, um eine Veröffentlichung unmöglich zu machen. Und da Friedrich von der *Pucelle* noch genug zu wünschen übrigblieb, so begann das Spiel von neuem.

Vorab beginnt Voltaire den Reigen (K II, 197):

C'est chez vous qu'il faut achever
Ma vieille Histoire universelle.
Dépuceler, enjoliver,
Dans vingt chants, Jeanne *la Pucelle*,

schreibt er dem König kurz vor der Heimreise. Auch diese Stelle ist nicht unwichtig, weil sie zeigt, daß einmal das *dépuceler* der *Pucelle* von jeher das Ziel der Dichtung war, und daß vermutlich der Schlußgesang noch nicht bestand (1743). Die *vingts chants* sind wohl nur eine runde Zahl, es ist Zufall, daß sie in der ersten offiziellen Ausgabe (Genf) tatsächlich 20 Gesänge erhielt (21 in der definitiven).

Aber trotz dieses Wunsches bleibt Friedrich nur im teilweisen Besitze ihrer Reize (K II, 214): *Adieu adorable historien,* schreibt er ihm am 7. April 1744, *grand poëte, charmant auteur de cette Pucelle, invisible et triste prisionnière de Circé.* Denn immer noch ist Mme du Châtelet der Sündenbock[3]: *Je n'ai pu vous donner*

---

[1] 24. August 1743. [2] 8. September 1743.

[3] Die Annahme, daß *Circé* für *Cirey* verschrieben sei (K II, 214[2]), ist ganz überflüssig. — In die große Pause (2. Schles. Krieg), die der Briefwechsel beider hier aufweist (1745 nur 2 Briefe von Voltaire), fällt die Bemerkung des Königs an den Grafen Rothenburg (K II, 221): *La journée du 4*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*la Pucelle* schreibt wieder seinerseits Voltaire am 22. September 1746 (K II, 223): *il faudrait pour cela user de violence, et la violence est bonne qu'avec les pandours et les hussards.* — (K II, 225) *Croyez-moi, achevez la Pucelle,* antwortet der König (18. Dezember 1746). *Il vaut mieux dérider le front des honnêtes gens que de faire des gazettes pour des polissons. Un Hercule, enchaîné et retenu par trop d'entraves* (Circe wird hier zur Dejaneira), *doit perdre de force et devenir plus flasque que la lâche Pâris.* Am 22. Februar 1747 hält er ihm vor, er habe der Herzogin von Württemberg die *Pucelle* geborgt, sie habe sie in der Nacht abschreiben lassen (K II, 230). *Voilà les gens à qui vous vous confiez.* Voltaire bestreitet dies (K II, 232, 9. März 1747): *Je lui jure qu'elle ne se plaindrait pas que j'eusse donné à M$^{me}$ la duchesse de Wurtemberg ce que je devais donner au grand Frédéric. Elle a peut-être copié une page ou deux de ce que vous avez, mais il est impossible qu'elle ait ce que vous n'avez pas; je vous jure encore que le reste est à Cirey.*

Zwei Jahre darauf steht der erste längere und letzte Aufenthalt in Berlin bevor, der zum Bruch führen soll, nachdem Friedrich endlich seinen Willen hat. Wie es ja so oft geht. Aber hier müssen wir wieder auf kurze Zeit den Schauplatz ändern.

### 6. Die Châtelet und die *Pucelle.* (1749.)

Daß die Rolle der Circe, der Dejaneira, der Helena Friedrichs des Großen, nicht die gewesen ist, die ihr Voltaire beimißt, geht aus den Memoiren Longchamps hervor, der in den Jahren 1746—1754 bei Voltaire weilte und für diese Jahre als zuverlässige Quelle gelten kann. Er erzählt[1]: *Madame du Châtelet avait depuis long-temps une copie de ce poème* (der *Pucelle*) *écrite de sa propre main. Ses amis, hommes ou femmes, l'importunaient souvent pour qu'elle leur en lût des fragmens. Cette gêne, dont elle voulut se débarasser, lui suggéra une idée bizarre, qui était d'imprimer secrètement ce poème dans son château de Cirey, pendant le séjour qu'elle devoit y faire l'année suivante, 1749.* Sie gewinnt dazu Lambert, er muß Typen und alles verschaffen, nichts fehlt außer des Dichters Genehmigung: *à peine lui en eut elle dit un mot, qu'il rejeta cette idée; il avait cru d'abord que ce n'était qu'une plaisenterie, mais quand il vit que la chose était sérieuse, et que des préparatifs étaint déjà faits il s'emporta.* Die

(Hohenfriedeberg) *a fait un grand tintamare dans le monde ... Voltaire en veut faire un poëme, mais je vous prie d'écrire à Thieriot de n'en rien faire, mais s'il voulait me faire plaisir, il m'enverrait la Pucelle.* — Es war des Königs fixe Idee!

[1] Longchamp et Wagnière, *Mémoires sur Voltaire* Bd. II, S. 187.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Sache wurde natürlich aufgegeben, Lambert entschädigt. Jedenfalls ist die Tradition von der M[me] du Châtelet, die wie ein Drache auf der *Pucelle* sitzt, unrichtig. Das Manuskript, das sie besaß, ist nach Longchamp ihre eigene Abschrift gewesen.

## 7. Voltaire in Berlin. — Gesänge 12—15. — Zählung. (1750—1752.)

Wir nahen dem Jahre 1750, der Zeit, in der Voltaire nach Berlin übersiedeln sollte, nach Émilie's Tode, der großen Zeit der *Pucelle,* aber auch der Zeit, wo sie zum Sorgenkinde des Vaters wurde: Friedrichs Ladungen folgten einander und wurden durch die Zahl nicht weniger dringend; Anspielungen gemahnten an die begehrte Dichtung, (K II, 251) *surtout venez me voir. Je vous promets une couronne nouvelle de nos plus beaux lauriers, une fillette pucelle à votre usage, et des vers en votre honneur.*[1] — (K II, 255) *Une fille pucelle ou non pucelle!* antwortete der Hypochonder, *Vraiment c'est bien là ce qu'il me faut! J'ai besoin de fourrure en été et non de fille. Il me faut un bon lit, mais pour moi tout seul, une seringue et le roi de Prusse.*[2] Aber bis zu dem Besuche mußte noch ein größerer Hinderungsgrund fortfallen als die Kälte. Ursprünglich war die Schwangerschaft der Châtelet (man kennt die skandalöse Geschichte) dieser Hinderungsgrund. *M[me] du Châtelet accouche dans le mois de septembre; vous n'êtes pas une sage-femme*[3] (K II, 263), schrieb Friedrich. Oder (K II, 268): *je voudrais que M[me] du Châtelet se dépêchât, et vous aussi.*[4] Oder (K II, 275): *Dites-lui donc qu'elle se dépêche, car j'ai hâte de vous voir.*[5] Wenige Tage nach diesem Briefe starb sie nach der Geburt eines Mädchens und räumte den Platz. Im August ist Voltaire in Berlin, Friedrichs heftiges Begehren wird enden und mit ihm aber auch die Liebe. So sind nun einmal geniale Naturen: der Ekstase folgt die Ernüchterung.

Es verschwört sich aber auch alles gegen Voltaire, und wieder spielt die *Pucelle* eine unheilvolle Rolle. Friedrichs Bruder besticht seinen Kammerdiener Tinois, *ce grand flandrin de Tinois,* der ihm die *Pucelle* um ein paar Dukaten abschreibt. *J'ai chassé Tinois; je l'ai renvoyé dans son pays. J'ai été me plaindre au prince Henri; il m'a juré qu'elle ne sortirait jamais de ses mains.*[6] Er schreibt es Friedrich (K II, 322), er wirft es ihm selber vor, nirgends ein Wort davon, daß der Dichter Genugtuung erhielt für den barbarischen Eingriff. 'Mädchen' gegenüber schien alles erlaubt. Aber auch für den Dichter bestand nicht gleiches Recht.

---

[1] 5. März 1749. [2] 17. März 1749. [3] 10. Juni 1749. [4] 15. August 1749. [5] 4. September 1749. [6] An die Denis, 3. Januar 1751.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Denn als er der Denis andeutete, in seinem Zorne über die Entwendung, Friedrich habe auch ein Gedicht im Geschmack der *Pucelle* gemacht, und Friedrich Wind von der Indiskretion erhielt, da gab es eine Szene: *Savez-vous bien que le roi de Prusse a fait un poëme dans le goût de cette Pucelle, intitulé le Palladium? . . . mais je n'ai point d'armée comme lui.*[1] Friedrich erfährt, daß man in Paris von *Palladion* spricht, Voltaire versucht sich zu reinigen (K II, 336): *Permettez que je montre à Votre Majesté les six dernières lettres de ma nièce, l'unique personne avec qui je suis en correspondance. Elles sont toutes six numérotées de sa main. Elle me parle avec confiance de vous et de tout. Si je lui avais écrit un mot du poëme elle en parlerait.*[2] Vergißt Voltaire so schnell oder lügt er? Warum sagt er nicht ehrlich: Wie du mir, so ich dir. Er fühlte sich wohl nicht so ganz sicher; der Berliner Hof war heißer Boden.

Das Kostbarste an dieser unerquicklichen Periode, in der, meinem Empfinden nach, der Wirt seine Pflichten in größerem Maße versäumte als der Gast die seinen, sonderlich nach den stürmischen Einladungen — das Kostbarste ist, daß er weiter fortfährt, Voltaire zur Fortführung der *Pucelle* anzuspornen, daß sie hier in ihrer ersten Fassung vollendet wird. Er vollendet *par-ci par-là, quelques chants de la Pucelle* schreibt er an Richelieu am 10. Juni 1752. Dies wird durch eine Bemerkung Colini's präzisiert, die dadurch ihrerseits ihre Bestätigung findet: *Ce fut à Potzdam que Voltaire composa le Poëme de la Religion naturelle . . . l'Orphelin de la Chine . . .* (das ist total falsch!) *et le quatorzième chant de la Pucelle.*[3] Oben konnten wir die Ausarbeitung bis zu Gesang 11 konstatieren (S. 398). Hier mögen 12—14 entstanden sein oder aus bestehenden Anfängen sich entwickelt haben. Genau läßt sich das nicht konstatieren, da Voltaire auch später gern einen neuen Gesang einschiebt, also nicht in der Reihenfolge gedichtet hat und sich dadurch auch die Nummernfolge verschiebt. Doch haben wir für die Bedeutung des 14. Gesanges ein Zeugnis in der Münchener Handschrift, die mit 14 Gesängen die Dichtung abschließt. (Vgl. auch unten S. 409 Grimms Bemerkung.)

Mit dem Abschied von Berlin scheint nach den Angaben von Colini die Abfassung des 15. Gesanges zusammenzufallen:[4] *Au mois de février de la même année* (1753), *il commença le quinzième chant de la Pucelle. Qui aurait pensé, qu'au milieu de nombreuses contrariétés, entre un procès désagréable et la crainte d'avoir déplu à un roi, un homme de lettres s'occupât d'un sujet*

---

[1] 3. Januar 1751. [2] Ende Mai 1751.
[3] Colini, *Mon Séjour auprès de Voltaire* S. 31. [4] Ebenda S. 59.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*qui exige la plus grande sérénité d'âme, de la liberté d'esprit, de la gaîté, et toutes les ressources de l'imagination.*

Genau läßt sich natürlich nicht bestimmen, was es mit diesem 15. Gesang für eine Bewandtnis hat. Denn die Zählweisen sind, wie gesagt, sehr verschieden. Wahrscheinlich ist aber folgendes: Die Version in 14 Gesängen, wie sie unser Münchener Manuskript repräsentiert, war in Potsdam abgeschlossen worden; der 14. Gesang war der *Chant de l'Ane,* der in der Handschrift und den Londoner Ausgaben der Dichtung folgerichtig abschließt. Der mystische Esel besiegt die Sprödigkeit der *Pucelle,* und da sie nun nicht mehr *Pucelle* ist, so ist die Geschichte aus. Der Gesang war der gefährlichste des ganzen Werkes. Wir werden gleich auf Briefstellen stoßen, die Voltaires Angst vor dem Erscheinen gerade dieses Gesanges erweisen werden. Voltaire hat den Gesang, wo er konnte, verleugnet, und wir werden seine Authentizität beweisen müssen. Denn der Dichter hat ihn noch dadurch aus der Welt zu schaffen gesucht, indem er in einem jüngeren 14. Gesang (XX. der Ausgaben) die *Pucelle* dem Esel widerstehen, ihn durch Dunois verjagen läßt. Dadurch wird der Eselsgesang in der neuen, gemilderten Version zum vorletzten Gesang. Der letzte Gesang aber (das wäre ursprünglich der 15., in den Ausgaben der XXI.) führt die Geschichte, die nun ja kein Ende mehr hat, in anderer Weise zu Ende. Dies ist vermutlich der von Colini als 15. Gesang bezeichnete. Er wird eine Zeitlang als fünfzehnter Gesang geblieben sein. Dann wurde wieder ein Gesang (der VIII.) eingeschoben, er rückte somit zum 16. vor. Als solcher nahm er gegen den Eselsgesang, der 1756 und 1757 in den Londoner Ausgaben erschienen war, Stellung:

> Profanateurs indignes de mémoire,
> Vous qui de Jeane avez souillé la gloire,
> Vils écrivains qui, du mensonge épris,
> Falsifiez les plus sages écrits,
> Vous prétendez que ma pucelle Jeane
> Pour son grison sentit ce feu profane;
> Vous imprimez qu'elle a mal combatu,
> Vous insultez son sexe et sa vertu.

Als *Chant seizième* wird dieser Gesang im Jahre 1760 handschriftlich an den Kurfürsten Karl Theodor geschickt, der sich im Mai dafür bedankt. Die Handschrift ist erhalten[1] und bildet in der Entstehungsgeschichte der *Pucelle* einen weiteren festen Punkt.

Noch eine Änderung geschah in diesem Jahre, die eine Milderung bezweckte. Der 12. der 14 Gesänge der ältesten Version, der *Chant de Corisandre,* schien ebenfalls für die gemilderte

[1] Vgl. *Archiv* Bd. CXXVII, S. 144.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Version zu gefährlich und wurde ausgelassen. Statt seiner rückte ein neuer 13. Gesang ein, der spätere XV. der offiziellen Versionen. Die Ausgabe von Louvain hat dies schon vollzogen, im Jahre 1753 ist diese Änderung vorgenommen worden, die ebenfalls definitiv geblieben ist.

### 8. Die Vorboten der Raubdrucke. (1752—1755.)

Ich habe in der Entwicklung mehrere Jahre vorauseilen müssen, um die Geschichte des neuen Abschlusses, d. h. der gemilderten Version, bis zu dem festen Punkte des Münchener *Chant seizième* fortzuführen. Wir müssen nun nach Potsdam, ins Jahr 1752 zurückkehren und die äußere Geschichte der *Pucelle* studieren, die nun recht bunt wird.

Voltaires Enttäuschung ist eine vollständige. Er hat das Gefühl, 'eine ausgepreßte Orange zu sein', und denkt nur daran, wie er die 'Schale retten könne'.[1] Friedrich ist in der Tat in den zahlreichen Affären Voltaires so unverbindlich wie möglich. Dieser verläßt Berlin, weilt in Gotha, wo ebenfalls von der *Pucelle* die Rede war, denn gleich darauf schreibt er an eine der Hofdamen: *Dunois, Chandos, La Trémouille et le P. Grisbourdon auraient tout quitté pour une cour telle que Gotha.*[2] Dann folgt die Frankfurter Affäre. Dann der Raubdruck *Abrégé de l'Histoire Universelle* durch Jean Néaulme, *libraire de la Haye et de Berlin, qui imprime les ouvrages de Sa Majesté prussienne.*[3]

Das Manuskript hierzu hatte er Friedrich im Jahre 1739 gegeben, diesem war es in der Schlacht bei Sohr (1745) abgenommen worden. Zugleich mit ein paar Gesängen der *Pucelle: On prit l'équipage du roi de Prusse dans cette bataille: au lieu de prendre sa personne; on porta sa cassette au prince Charles. Il y avait dans cette cassette grise rouge de l'avare force ducats, avec cette Histoire universelle et des fragmens de la Pucelle ... les papillotes de la Pucelle sont à Vienne*[4] *... Jeanne d'Arc viendra à son tour;*[5] sie ist eine 'Bombe, die später oder früher platzen muß'. Die Briefe an d'Argental sind voller Klagen, wie soll er arbeiten mit einer *Pucelle* im Kopfe. Aber er arbeitet doch. Die gemilderte Version des Schmerzenskindes wird abgeschlossen: *Vous souvenez vous encore*, schreibt er am 29. Mai 1754 an d'Argental, *que vous avez une Pucelle d'une vieille copie, et que cette Jeanne négligée et ridée, doit faire place à une Jeanne un peu mieux atournée, que j'aurai l'honneur de vous apporter pour faire passer vos eaux plus allègrement.* Ende des

[1] Brief an die Denis, 18. Dezember 1752.
[2] Frau v. Buchwald, 28. Mai 1753. [3] Ende 1753.
[4] An d'Argental 21. Dezember 1753. [5] An denselben 24. Februar 1754.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Jahres melden sich die ersten Vorbereitungen zu den Raubdrucken der *Pucelle* und, o Schreck, es verlautet, der ungemilderte Eselsgesang sei in der Hand der Buchhändler. Es ist vielleicht die wichtigste Briefstelle von allen, die ich hier folgen lasse: *Ce qu'il y a d'affreux c'est qu'on dit que le chant de l'âne s'imprime tel que vous l'avez vu d'abord, et non tel que je l'ai corrigé depuis. Je vous jure, par ma tendre amitié pour vous, que vous seul avez eu ce malheureux chant. M^me^ Denis a la copie corrigée; auriez-vous eu quelque domestique infidèle? Je ne le crois pas. Vos bontés, votre amitié, votre prudence, sont à l'abri d'un pareil larcin, et vos papiers sont sous la clef. Le roi de Prusse n'a jamais eu ce maudit chant de l'âne de la première fournée. Tout cela me fait croire qu'il n'a point transpiré, et qu'on n'en parle qu'au hasard.* Aber d'Argental muß ihn erinnern, daß auch eine M^lle^ du Thil den alten Eselsgesang besitzt. — Mittlerweile scheinen vier neue Gesänge entstanden zu sein, vermutlich Umarbeitungen von alten. Er will sie dem Fräulein für den Eselsgesang anbieten. *J'y joindrai encore,* schreibt er an d'Argental bei der Übersendung des fünfaktigen Orphelin,[1] *les quatre derniers chants de cette Pucelle pour qui on m'a tant fait trembler. Je voudrais qu'on pût retirer des mains de M^lle^ du Thil ce dix-neuvième*[2] *chant de l'âne, qui est intolérable; on lui donnerait cinq chants pour un. Elle y gagnerait, puisqu'elle aime à posséder des manuscrits, et je serais délivré de la crainte de voir paraître à sa mort l'ouvrage défiguré.*

Und es ist nicht bloß der Eselsgesang, der ihn zittern läßt: *Je sais que, malheureusement, il se glissa dans les chants précédents quelques plaisanteries qui offenseraient les intéressés. Je les ai bien soigneusement supprimées, mais puis-je empêcher qu'elles ne soient, depuis long-temps entre les mains de M^lle^ du Thil? C'est là le plus cruel de mes chagrins; c'est ce qui m'a déterminé à m'ensevelir dans la retraite où je suis ... Je n'ai pu imaginer d'autre reméde au malheur qui me menace que de faire proposer à M^lle^ du Thil de sacrifice de l'exemplaire imparfait qu'elle possède, et de lui donner un plus correct et plus complet; mais comment et par qui lui faire cette proposition?*

Ist es Verblendung, die Voltaire sich an dies eine Manuskript

---

[1] 6. Februar 1755.

[2] *Dix-neuvième* muß ein Irrtum sein. Von den jüngeren Gesängen kann ich nachweisen, daß VIII und wahrscheinlich auch IX 1760 entstanden sind, XVIII und XIX im gleichen Jahre. Nur von zwei Gesängen kann ich den Zeitpunkt der Entstehung nicht angeben (XVI, XVII). Hätten diese damals schon bestanden, so käme der Eselsgesang immer nur auf Nr. 17 und nicht 19. Beweisend ist, daß noch Anfang 1760 der Schlußgesang der Sendung an Karl Theodor als *Chant seizième* bezeichnet wird. *Chant dix-neuvième* ist ein sehr lästiger Schreibfehler.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

hängen ließ, oder war es wirklich das einzige, das er als authentisch zu befürchten hatte? Wo kamen dann die unzähligen Kopien her, die Paris überschwemmten, hier und da auftauchten? Am 24. März 1755 schreibt er an Thieriot, man habe ihm Fragmente der in Paris umlaufenden *Pucelle* geschickt, ebenso entstellt, wie die *Histoire générale: On estropie tous mes enfants; cela fait saigner le cœur.* Er erklärt demselben (9. Mai) Thibouville (21. Mai), daß die *Pucelle* in den umlaufenden Handschriften ein *sottisier universel* geworden sei: *cette maudite Pucelle passe toute défigurée de maison en maison ... quiconque se mêle de rimailler remplit des lacunes à sa fantaisie ... Ma pauvre Pucelle devient une p[utain] infâme, à qui on fait dire des grossièretés insupportables; on glisse, pour la commodité de la rime, des vers scandaleux contre les personnes à qui je suis le plus attaché.* Ist dies vollkommen aufrichtig gemeint? An d'Argental schrieb er am 6. Februar: 'Leider haben sich in die dem Eselsgesang vorausgehenden Gesänge ein paar *plaisenteries* eingeschlichen, die die Betroffenen beleidigen könnten.' Deren mochten ja in manchen Handschriften mehr geworden sein. Aber der Grundstock gehört ihm, wie er d'Argental gestanden hat. Und das gesteht er auch unumwunden zu, wenn er sich Darget gegenüber zu jedem Opfer bereit erklärt, solche Manuskripte in seine Hand zu bekommen. Er schreibt ihm am 23. Mai 1753: *Si ceux qui ont un manuscrit si défectueux, voulaient avoir le véritable, ils ne feraient peut-être pas un mauvais marché. Il n'y a point de parti que je ne prenne, ni de dépense que je ne fasse très-volontiers, pour supprimer ce qu'on fait courir sous mon nom avec tant d'injustice.* Man weiß nicht, soll man sich mehr über die Naivität oder über die Ungeschicklichkeit Voltaires wundern. Er hat in der Angelegenheit den Kopf verloren.

Darget hatte nämlich eine Vorlesung von der *Pucelle* veranstaltet, und davon hatte Voltaire Wind bekommen. Am 1. Juni 1755 antwortet dieser: *La copie que j'ai lue est une copie exacte, mais mal écrite, et qui avait été apportée d'Allemagne où elle existe de votre aveu, pour être mise au net à Paris par une belle main. J'ai empêché cette opération dont je connais le danger.* Auch als Tinois seinerzeit die *Pucelle* heimlich abschrieb, habe er verhindert, daß sie nach Holland käme etc. *Le très-petit comité où j'en ai lu quinze chants complets en a admiré l'imagination.* Voltaire mag vor allem durch die *quinze chants* beruhigt worden sein. Denn die Version mußte wenigstens den gemilderten Schluß enthalten. So antwortete er (11. Juni): *Enfin je suis rassuré par votre lettre, et vous voyez par la mienne que je ne vous cache rien de tout ce qui regarde cet ancien manuscrit ... Vous avez entre les mains un ouvrage tronqué, incorrect et très-*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*indécent; faites une belle action; jetez-le au feu; ... vous assurerez le repos de ma vie.*

Die Geschichte der *Pucelle* löst sich in dieser Zeit in zahlreiche Einzelhandlungen auf: An die Freunde versendet er neue Stücke, wohl meist Verbesserungen. An d'Argental *quatre autres figures qui appartiennent à la chapelle de Jeanne* (2. April). Richelieu verspricht er die authentische Version mit dem zahmen Esel, *un peu de gaze sied bien même à un âne* (26. Mai), Thibouville erhält den *âne honnête* (28. Mai an d'Argental), Richelieu erhält *quinze chants honnêtes* zugesandt (18. Juli an d'Argental). Er weiß nun, daß der Eselsgesang der älteren Form durchgesickert ist, *il y a un maudit âne qui me désespère. Vous l'avez cet âne et vous savez qu'il est bien plus poli et plus honnête que celui qui court.*[1] In demselben Brief teilt er Stellen des 'alten' elften (heute XIII.) Gesanges mit, um zu zeigen, wie dieser entstellt sei. *Vous auriez eu la vraie leçon, si vous aviez apporté la défectueuse à Plombières;* in beiden Fällen ist die angebliche *version défectueuse* im Münchener Manuskript zu finden, also Voltairisch.

An den Prinzen Ludwig Eugen, den er im Besitz eines alten Manuskripts vermutet, hat sich der Dichter ebenfalls gewandt. Dieser schwört, keins zu besitzen. *J'en connais, à la vérité, quelques copies; mais elles sont dans des mains qui ne me permettent pas de les soupçonner.*

Dazu kommt der Handel mit dem Buchhändler Grasset. Dieser ist auch im Besitz einer solchen Handschrift. Erst vermutet Voltaire, daß Darget mit im Spiele stecke,[2] dann erklärt Grasset selber *que cet exemplaire venait d'un homme qui avait été secrétaire ou copiste du roi de Prusse.*[3] Grasset habe es schon mehrfach handschriftlich verkauft. Er bietet seine Kopie Voltaire um *cinquante Louis* an.[4] Grasset wird in Genf eingesperrt, des Landes verwiesen. Der ehemalige Kapuziner Maubert, von dem Grasset das Manuskript hat, wird verwarnt. Longchamp bestätigt übrigens diesen Handel: *J'ai vu, en 1756* (irrig für 1755, 1756 war ja die *Pucelle* schon gedruckt) *une personne venir proposer à M. de Voltaire de lui vendre un chant de sa Pucelle, qu'on lui avait volé, et méchamment défiguré par un moine nommé Maubert. Cette personne en demandait cinquante Louis.* Beide Zeugnisse stützen sich und der erste Grasset-Handel schien auf diese Weise geklärt, wenn nicht Grasset in seinem *Narré* die Sache ganz anders darstellte.[5]

[1] An d'Argental, 24. Mai 1755. [2] 13. Juni 1755.
[3] 28. Juli an d'Argental. [4] 29. Juli an de Brenles.
[5] Vgl. H. Dübi, *Archiv* CXXIII, S. 378, 379.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Voltaire hat nun verstanden, daß an ein Aufkaufen der Manuskripte nicht zu denken ist. Das Feuer kann nur durch ein Gegenfeuer bekämpft werden. Das wird nun systematisch betrieben, indem offizielle Personen die offizielle Redaktion erhalten. Und zwar geht dies folgendermaßen vor sich:

Am 13. Juni 1755 wird der Plan gefaßt: *M. le duc de La Vallière me mande qu'on lui a offert un exemplaire pour mille écus ... je sais que, dans tous les pays où il y a des libraires, on cherche à imprimer cette détestable et scandaleuse copie. Il faut de toute nécessité que je fasse transcrire la véritable. Je suivrai votre conseil; je l'enverrai à M. de La Vallière, et à la personne dont vous me parlez.* (Die Pompadour.)

Das geschieht mittlerweile, und am 28. Juli kann bereits der Feldzug beginnen: *Ma seule ressource, à présent, mon cher ange, est qu'on connaisse le véritable manuscrit, composé il y a plus de trente ans* (!), *tel que je l'ai donné à M$^{me}$ de Pompadour, à M. de Richelieu, à M. de La Vallière, tel que je vous l'envoie. Je vous demande en grâce ou de le faire copier, ou de le donner à M$^{me}$ de Fontaine pour le faire copier. Je vous prie qu'on n'épargne point la dépense. J'enverrai à M$^{me}$ de Fontaine de quoi payer les scribes. Si vous avez cet infâme chant de l'Ane qu'on m'attribue, il n'y a qu'à le brûler. Cela est d'une grossièreté odieuse et indigne de votre bibliothèque.*

### 9. Die Ausgabe von Louvain (Frankfurt 1755).

In der folgenden Zeit kommt allmählich der *Orphelin de la Chine* und seine Aufführung in den Vordergrund. Aber kaum ein Brief, in welchem die *Pucelle* nicht erwähnt würde. Der Grasset-Handel wird den Freunden umständlich erzählt, gefälschte Stellen aus solchen Handschriften mitgeteilt (an d'Argental 28. Juli, an Richelieu 31. Juli). Die erste Ausgabe des *Orphelin* soll einen Brief an Rousseau enthalten, der über die Leiden der Literatur klagt, mit deutlichem Hinweis auf die *Pucelle* und das *Essai: Je ne les ai imprimés (les magots = l'Orphelin) que pour aller au devant de la Pucelle qu'on vend partout. Il faillait absolument désavouer ces abominables copies qui courent dans l'Europe* schreibt er an d'Argental im Oktober 1755.

Alsbald melden sich die ersten Gerüchte von der Frankfurter Ausgabe. Maubert soll sein Manuskript dem Frankfurter Buchhändler Eßlinger angeboten haben. Vorab soll der Handel nicht perfekt geworden sein wegen des geforderten Preises (an M. de Brenles und an Bertrand, beide vom 24. Oktober). Ende Oktober weiß Voltaire, daß das Werk sicher gedruckt ist. Aber er weiß

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

noch Ende November nicht, wo. Am 27. November schickt ihm der Prinz von Württemberg das erste Exemplar der Löwener (Frankfurter) Ausgabe zu. Zur selben Zeit erfährt er von dem Erdbeben von Lissabon. Und da die Löwener Ausgabe *poëme en quinze livres* auf der gemilderten Fassung beruhte, das heißt den *Corisandre* und den Eselsgesang der *première fournée* nicht hatte, so konnte er beruhigt aufatmen: *Ceux qui ont imprimé la rapsodie dont vous avez la bonté de me parler ont bien mal pris leur temps. L'Europe est dans la consternation du jugement dernier arrivé dans le Portugal* (an d'Argental, 1. Dezbr. 1755). Dennoch am Schluß: *S'il y a quelques nouvelles sur Jeanne, je vous supplie de ne me laisser rien ignorer.* Das Fazit ist jedenfalls befriedigend: *On me reproche un peu de nudités dans notre pauvre Jeanne d'Arc; on dit que les éditeurs l'ont étrangement défigurée. J'ai tiré mon épingle du jeu du mieux que j'ai pu* (an M^me de Fontaine, 16. Dezbr. 1755). So schloß ein weiterer Akt in der Geschichte der *Pucelle,* ein Akt, in welchem Friedrich nur eine kleine Rolle gespielt hat. Als die Aufregung am größten war, scheint er Voltaire zu neuen Gesängen angespornt zu haben: *Le roi de Prusse m'a fait mille compliments,* schreibt der Dichter darüber an d'Argental (Okt. 1755), *et me demande des nouveaux chants de la Pucelle; il a le diable au corps.* Dennoch nahm Voltaire die Gelegenheit der Frankfurter Ausgabe wahr, in einem offiziellen Briefe an die Akademie, zugleich mit der *Histoire Universelle* auch die *Pucelle* in der erschienenen Form zu desavouieren. Er beklagt sich über die umlaufenden Handschriften, *les Copies manuscrites ... sont de telle nature, qu'un homme qui a l'honneur d'être votre confrère, qui sait un peu sa langue, et qui a puisé quelque goût dans votre Société et dans vos écrits, ne sera jamais soupçonné d'avoir composé cet ouvrage, tel qu'on le débite.* Die Ausgaben von Frankfurt (Louvain) und die beiden holländischen seien nicht besser. Die Akademie antwortete ganz im Sinne Voltaires, vielleicht nicht ganz ohne Ironie.

### 10. Die Ausgabe von London. (1756 und 1757.)

Die Version in fünfzehn Gesängen war gedruckt. Aber diejenige in vierzehn Gesängen, die mit dem *chant de l'âne* abschloß, war handschriftlich die verbreitetere. Wir wissen dies aus einer sehr wertvollen Mitteilung von Grimm. Die letzte Bemerkung seines Briefes vom 1. August lautet: *Les manuscrits de la Pucelle, de M. de Voltaire, se multiplient insensiblement à Paris. Il n'est pas impossible d'en avoir quatorze chants pour le prix de cinq à dix louis; ce qui me fait croire que ce ne sera plus longtemps sans être imprimé.* Grimm hat recht gehabt,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

aber die Version in 14 Gesängen ist erst 1756 im Druck ans Licht gekommen.

Am 7. August 1756 hat Voltaire die erste Notiz von ihrem Erscheinen bekommen. Er schreibt an d'Argental: *Si cet honnête La Beaumelle est enfermé, je n'en suis pas surpris ... On dit qu'il avait fait imprimer une Pucelle en dix-huit chants, pleine d'horreurs.* Durch Zerlegen mehrerer Gesänge und durch Hinzunehmen des 13. (späteren XV.) Gesanges von Louvain hatte diese Londoner Ausgabe in der Tat aus den 14 Gesängen ihrer 18 gemacht, vermutlich nur ein Buchhändlerkniff. Buchhändlerkniffe waren vermutlich auch die obszönen Verse gegen Friedrich II. und andere Personen, die allerorts interpoliert waren, was der Vergleich mit dem Münchener Manuskript, wenn auch nicht für alle inkriminierten Stellen, doch für eine Reihe derselben erweist. Voltaire rast: *Cette infâme édition que La Beaumelle et d'Arnaud avaient* (l. *auraient?*), *dit-on, faite de concert, n'a que trop de cours ... Mme de Pompadour y est outragée d'une manière infâme: et comment encore se justifier de ces horreurs? comment écrire à Mme de Pompadour une lettre qui ferait rougir et celui qui l'écrirait et celle qui la recevrait? On parle aussi de vers sanglants contre le roi de Prusse, que la malignité m'impute.*[1]

Die Ausgabe, die wie die alten Handschriften mit dem Eselsgesang abschloß, hatte eine Reihe von Beilagen: Den Brief Voltaires an die Akademie, die Antwort der Akademie, eine Epistel des Paters Grisbourdon an Voltaire und ein Urteil über die Dichtung, A. M. D. L. B. (*de La Beaumelle*), *Qui en a fait deux éditions peu exactes* — letztere Bemerkung auf die holländischen Ausgaben zielend und nahelegend, daß diesmal La Beaumelle die Hand nicht mit im Spiele hatte. Schließlich ein Epigramm.

Unmittelbar an die Dichtung schloß sich folgendes Epigramm an:

C'est par ces vers, enfans de mon loisir,
Que j'égayois les soucis du vieil âge:
O don du ciel! tendre amour! doux désir!
On est encore heureux par votre image:
L'illusion est le premier plaisir.
J'allois enfin libre en mon heritage,
Chantant les feux de Jeanne & de Dunois,
Me consoler de la jalouse rage;
Des faux mépris; des cruautés des rois;
Des traits du sot; des sotises du sage:
Mais quel démon me vole cet ouvrage?
Brisons ma lire: elle échappe à mes doigts.
Ne t'attends pas à de nouveaux exploits
Lecteur! ma Jeanne aura son pucelage,
Jusqu'à ce que les Vierges du Seigneur,
Malgré leur vœux, sachent garder le leur.

[1] An d'Argental, 28. November 1756.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Diese, wie man zugeben wird, guten Verse erschienen zu gleicher Zeit ungefähr in der Pariser *Pucelle*-Ausgabe (1755, sehr selten) und in der Novembernummer 1756 des *Journal encyclopédique.* Voltaire schrieb hierüber an den Herausgeber, P. Rousseau: *Sans examiner si ces vers sont bons ou mauvais, je peux vous jurer, monsieur, que non-seulement je n'en suis pas l'auteur, mais que je regarderais comme une démence bien condamnable à mon âge des plaisenteries qui ont pu m'amuser il y a trente ans.*

Auffallend ist dabei eins: Die Verse passen gar nicht zu den Ausgaben, die mit dem Eselsgesang abschließen, sie passen zur gemilderten und unvollendeten Version. Die zweite Londoner Ausgabe (1757) ließ darum die vier letzten Verse aus: *On a supprimé les quatres derniers vers qui se trouvent dans l'édition sur la quelle celle-ci a été faite. Pour en sentir la raison, il ne faut que jeter les yeux sur les premiers vers de la page 205* (der Eselsgesang). *Au reste on a fait imprimer un Carton qui contient les quatre vers supprimés, pour Ceux qui ne les auroient point encore vus.*

Wenn die Verse nicht von Voltaire sind, so könnten sie es doch sein.

## 11. Voltaires Groll.

Voltaire jedenfalls wütet weiter: Die 'Rhapsodie' ist vollgestopft von Scheußlichkeiten. Der Herausgeber verdient mehr, als in die Bastille gesperrt zu werden. *Il n'est pas possible qu'un homme qui sait faire des vers ait pu en griffoner de si plats et de si ridicules.*[1] An die tausend interpolierte Verse (*un millier*) seien darin. *Elle (cette horreur) est si maladroite qu'il y a dans l'ouvrage deux endroits assez piquants contre moi-même. Il y a bien des choses dignes des halles, mais il suffira d'un dévot pour m'attribuer cette infamie. Je crois que c'est un torrent qu'il faut laisser passer.*[2] An den Herausgeber des *Journal Encyclopédique* schreibt er eine Blütenlese der Interpolationen, darunter auch die drei letzten Verse des eben zitierten Schlußgedichtes,[3] dazu: *La plume se refuse à transcrire le tissu des sottes et abominables obscénités de cet ouvrage de ténèbres. Tout ce qu'on respecte le plus y est outragé autant que la rime, la raison, la poésie et la langue ... Ceux qui, trompés par le titre, ont acheté cette misérable rapsodie, ont conçu l'indignation qu'elle mérite.*

Wir werden im folgenden zu untersuchen haben, wie diese Ausgabe entstand, die die einzige ist, die die Hauptteile der

[1] An Thieriot, 19. Dezember 1756. [2] An Richelieu, 20. Dezember 1756.
[3] Dezember 1756.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ersten Fassung enthält, und in der künftigen Ausgabe derselben herangezogen werden muß. Gewiß war ihre Methode keineswegs kritisch, keineswegs gewissenhaft, aber wir werden konstatieren müssen, daß allerhand schlechte und obszöne Verse aus dieser Ausgabe später in der offiziellen Version wiedererschienen. Voltaires Zorn und abfälliges Urteil war outriert. Es entsprang vor allem der Furcht vor dem Eselsgesang, der auch heute einen Sturm der Entrüstung in Frankreich hervorbringen würde. — Damals verlief er im Sande. Am 13. Januar 1757 konnte er an Thieriot schreiben: *J'ai cette indigne édition de la Pucelle. Je me flatte qu'on n'en parle plus.* Und Friedrich konnte ihm später (am 18. April 1759) sagen: *Souvent on fait imprimer des choses plus fortes que je n'en ai jamais écrit ni n'en écrirai, sans qu'il en arrive le moindre mal à l'auteur; témoin votre Pucelle* (K III, S. 51, 52).

## 12. Auf dem Wege zur offiziellen Ausgabe. (1756—1762.)

Am 13. Dezember 1756, nach Erscheinen der Londoner Ausgabe, schrieb Dalembert dem Dichter: *J'ai vu aussi cette petite édition de la Pucelle ... les exemplaires en sont fort rares ici, et cela mourra selon toutes les apparences, en naissant. Je vous exhorte cependant là-dessus au désaveu le plus authentique, et je crois que le meilleur est de donner enfin vous-même une édition la Pucelle que vous puissiez avouer.*

Das mag auch für Voltaire nun das Ziel gewesen sein. Aber in den nächsten Jahren haben ihn andere Arbeiten von der *Pucelle* abgezogen, russische Geschichtsstudien, später *Tancrède* stehen im Mittelpunkt. Nur gelegentlich wird in den Briefen auf *Jeanne* angespielt. Meist in den an Thieriot gerichteten, der wohl auch weiter um die *Pucelle* bettelt.[1]

Auch Friedrich der Große gehört seit 1757 wieder zu den ständigen Korrespondenten, wenn auch der Ton gewechselt hat. Aber die Verehrung für den Dichter der *Pucelle* ist geblieben, und so mangelt es nicht an Anspielungen. Hat er doch gar eine Westfalin in seinem Lager, die die Rolle der Jungfrau von Orleans zu übernehmen scheint.[2] Voltaire schreibt an Madame de Fontaine über diese neue Jungfrau sehr boshaft: *Il* (Frédéric) *ne la dépucellera ni la payera.*[3] An Friedrich aber schrieb er (K III, S. 72):

[1] 26. Oktober 1757, 8. Mai 1758, 24. Dezember 1758. Auch an d'Argental: 12. September 1757.
[2] 2. Juli 1759 (K III, 68). [3] 27. Juli 1759.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Vous n'êtes pas ce fils d'un insensé,
H u i l é dans Reims, et par l'Anglais pressé ...
A Jeanne d'Arc vous n'avez point recours;
Son pucelage et son baudet profane
Et saint Denis sont de faibles secours;
Le vrai Denis, le héros de nos jours,
Je le connais et je sais quel est l'âne.[1]

Gegen Ende des Jahres (1759) scheint sich Voltaire wieder an die Arbeit gesetzt zu haben, zwei Gesänge erstehen in neuen Versionen. Die Du Deffand ist die erste, der er *un ou deux chants de la Pucelle* verspricht, *que personne ne connaît.*[2] Auch d'Argental bekennt er, woran er arbeitet: *à la correspondance, et aux tragédies, et à Pierre le Grand, et à Jeanne. Laissez-moi faire tout viendra à point.* Und so kann er später folgenden Scherz machen: *Vous voulez un chant de la Pucelle: eh mon Dieu! mon cher ange, que ne parliez vous*[3] *vous en aurez deux un lieu d'un.* Gleichzeitig ist das Dankschreiben Karl Theodors: *Je vous suis très-obligé, monsieur, de m'avoir envoyé, les deux chants de la Pucelle, que j'ai lus avec bien de l'empressement ...* Und so können wir mit unseren beiden Münchener Handschriften bestimmen, welche diese Gesänge gewesen sind: sie sind bezeichnet als *chant huitième* und *chant seizième.* Der 16. ist der frühere 15., der XXI. der definitiven Version, der Schlußgesang. Der 8. ist in der Tat der VIII. der definitiven Ausgabe, der erst jetzt eingeschoben wurde. Die Einschiebung erklärt auch den Namen *chant seizième.* Zu den alten 15 Gesängen trat der neue eingeschobene, der VIII. Der IX. der Ausgaben bestand also noch nicht, wurde aber vermutlich dann, im Anschluß an den VIII., vollendet.

Lassen wir an dieser Stelle einmal den Werdegang uns vergegenwärtigen: Im Jahre 1752 hatte eine fertige *Pucelle* in 14 Gesängen bestanden. 1753 war der 12. Gesang (*Corisandre*) gestrichen, der 14. Gesang gemildert worden und der 13. (= XV.) und 15. Schlußgesang dazugekommen. Das ist die *seconde fournée.* 1760 wird ein neuer VIII. Gesang eingeschoben, der Schlußgesang umgearbeitet und nun 16 numeriert. Und das ist der feste Punkt: Die Summe macht sechzehn. Es fehlen also noch fünf Gesänge bis zum Abschluß der 21 der definitiven Version: die Gesänge IX, XVI, XVII, XVIII, XIX.

Wie beim IX. Gesange fehlen mir Angaben über den XVI., XVII. Gesang. Sie sind aber in diesen Jahren (1760 bis 1762) entstanden, der IX. vermutlich an den VIII. anschließend. Nur über den XVIII. und XIX. Gesang sind wir wieder genau

[1] August 1759. [2] 13. Oktober 1759. [3] 26. März 1760.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

informiert. Am 9. September 1760 fanden wir die erste Erwähnung in einem Briefe an Thieriot: *Mon cher correspondant, vous me fournissez de bons reliefs pour la Capilotade. Si j'ai la santé et gaieté, la sauce sera bientôt faite. C'est rendre service à la nation que de rendre ridicules les persécuteurs des philosophes.* Mehrfach wird diese *Capilotade* in den Briefen an Thieriot erwähnt.[1] An die Du Deffand wird ein Gesang der *Pucelle* beigelegt,[2] vielleicht ein neuer. Am 6. Januar 1761 ist die *Capilotade* abgeschlossen: *La Capilotade est achevée... elle forme un chant de Jeanne par voie de prophétie ou à peu près. Dieu m'a fait grâce de comprendre que quand on veut rendre les gens ridicules et méprisables à la postérité, il faut les nicher dans quelque ouvrage qui aille à la postérité. Or, le sujet de Jeanne étant cher à la nation, et l'auteur, inspiré de Dieu, ayant retouché et achevé ce saint ouvrage avec un zèle pur, il se flatte que nos derniers neveux siffleront les Fréron, les Hayer, les Cavierac, les Chaumeix, les Gauchat, et tous les énergumènes, et tous les fripons ennemis des frères* (id est: *des philosophes*). Diese Auslassungen finden sich tatsächlich im XVIII. Gesang.

Zu gleicher Zeit muß der Dichter auch an anderen Gesängen gearbeitet haben. Er schreibt an die Du Deffand:[3] *A propos, madame, si vous vous imaginez que la Pucelle soit une pure plaisenterie, vous avez raison. C'est trop de vingt chants.* Aber *vingt chants ne suffisent plus. L'Arioste, qui en a quarante-huit, est mon Dieu.*

War er damals schon bei zwanzig Gesängen angelangt? Es scheint so, es fehlte also nur noch der letzte, der XIX. Am 16. Februar 1761 wird er d'Argental übersandt: *Tenez, mes gloutons, vous demandiez une tragédie, voilà un chant de la Pucelle: c'est envoyer une grive à des gens qui veulent manger un dindon; mais on donne ce qu'on a.* Und bei Damilaville fragt er am 27. Februar an: *Les frères ont-ils reçu un chant de Dorothée?* Das ist also der XIX. Gesang.

Auch über die Drucklegung des fertigen Werkes in Genf erfahren wir aus den Briefen nichts. Das meiste wird persönlich abgemacht worden sein. Eine einzige Notiz an d'Argental verrät, daß eine Gesamtredaktion im Gange war. Am 17. April 1762 schreibt er ihm: *A l'égard de Conculix, c'est autre chose. Il faut que j'aie été abondonné de Dieu pour laisser cet animal-là en si bonne compagnie.* In der Tat wird der Conculix der Handschriften und älteren Ausgaben umgetauft und heißt in der endgültigen Redaktion Hermaphrodix.

---

[1] 8. Oktober 1760. [2] 10. Oktober 1760. [3] 15. Jan. 1761.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Alle übrigen Erwähnungen sind belanglos, auch die Tatsache, daß Friedrich der Große einen Gesang zurücksendet, *ce vieux chant de la Pucelle que le roi de Prusse m'a renvoyé; unique restitution qu'il ait faite en sa vie.*[1] Vermutlich hatte Friedrich der Große neue Gesänge dafür erhalten. — Bis auf vier Gesänge ist die Geschichte der *Pucelle* geklärt.

Ich will nun vorab in zwei Tabellen die Resultate über Datierung und Numerierung der einzelnen Gesänge der *Pucelle* zusammenfassen, um mich dann den Vorarbeiten zur Textgestaltung zuzuwenden.

### 14. Datierung der einzelnen Gesänge.

1760 hat die *Pucelle* 16 Gesänge. (1734–1760)

Louvain (Frankfurt) in 15 Gesängen. vermutlich Hs. Wolf. (1734–1753)

Dok.: Münch. Hs. in 14 Gesängen u. London. (1734–1752)

1734 Konzeption. (Vgl. S. 392.)
1735 Gesang 1—9 vollendet. (Vgl. S. 393.)
1741—1744 Gesang 10, 11 (= der Visionsgesang, später XIII). (Vgl. S. 398.)
1752 Gesang 12—14 (12 *Corisandre*, 14 Eselsgesang, später XX). (Vgl. S. 402.)
1753 Gesang 15 (Schlußgesang, später XXI). (S. 402.)
1753 Auslassung von 12; 13 ist nun 12 numeriert; ein neuer Gesang 13 (= XV). (S. 403.)
1755 [vier neue (?) Gesänge. *Chant de l'âne* wird *dix-neuvième* genannt, was unmöglich ist. Erst 1762 in der Genfer Ausgabe ist er dies tatsächlich.] (S. 405.)
1760 Ein neuer Gesang, der VIII. der offiziellen Ausgaben. Der Schlußgesang als *Chant seizième* betitelt, vermutlich etwas später der IX. der offiziellen Ausgabe. (S. 413.)
1760 XVIII. Gesang (*Capilotade*),[2] XIX. Gesang. (Vgl. S. 414.)
1760—1762 XVI., XVII. Gesang. (Vgl. S. 413.)
**1762** Änderung von Conculix in Hermaphrodix. (Vgl. S. 414.)
1762 Genfer Ausgabe.

[1] 3. Dezember 1759 an die Du Deffand.

[2] Dieser der Anspielungen halber gefährliche Gesang erschien nicht in der Genfer Ausgabe, sondern zuerst mit den *Contes de Guillaume Vadé* im Jahre 1764. Vgl. die Bemerkungen der Kehler Ausgabe, die die jüngeren übernahmen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## 15. Numerierung der einzelnen Gesänge.

| M. (*Münch. Hs.*) | L. (*London* 1756, 1757) | W.[1] (*Wolfenb. Hs.*) | F. (Frankfurt 1755) | Genf (1762) | Kehl (1784) |
|---|---|---|---|---|---|
| I—VII | I—VII | I—VII | I—VII | I—VII | I—VII |
| — | — | — | — | VIII | VIII (ältestes Vorkommen, Hs. München 1760) |
| — | — | — | — | IX | IX |
| 8 | 8, 9 (geteilt) | 8 | 8 | X | X |
| 9—10 | 10—11 | 9—10 | 9—10 | XI—XII | XI—XII |
| 11 (*Vision*) | 12, 13 (die Vision selbständig gemacht) | 11 | 11 | XIII | XIII |
| 12 (*Corisandre*) | 14 | — | — | — | — |
| 13 | 15 | 12 | 12 | XIV | XIV |
| — | 16 | 13 | 13 | XV | XV |
| — | — | — | — | XVI - XVII | XVI - XVII |
| — | — | — | — | — | XVIII (*Capilotade*, 1760 geschrieb., 1764 zuerst erschienen) |
| | | | | 18 (*Chant de Dorothée*) | XIX (1760 geschrieben) |
| 14 (*Chant de l'âne*) | 17, 18 | 14 | 14 | 19 | XX |
| — | — | — | 15 (Schlußges. der *sec. fournée*) | 20 | XXI |

[1] Ich gebe die Konkordanzen von W. nach dem Berichte Bauers, den er mir in zweiter Korrektur zustellte. Hiernach ist W. eine am Schluß lückenhafte Handschrift der *seconde fournée* ohne *Corisandre*. Ich unterlasse es, Schlüsse hieraus zu ziehen, ehe ich nicht W. in der Hand gehabt habe.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## II. Abschnitt:

## Die Münchener Handschrift, Text und Datierungsfragen.

### 1. Die Münchener Handschriften der *Pucelle*.

Unsere Münchener *Pucelle* präsentiert sich als eleganter Folioband des 18. Jahrhunderts, ganz in Leder gebunden, mit gepreßtem Rücken und Goldtitel, unten auf dem Rücken die Initialen B. P. *(Bibliotheca Palatina)*.

Die Signatur ist heute: *Cod. gall.* 226.[1] Die Handschrift enthält 190 paginierte Seiten und 5 unpaginierte Blätter. Auf der Rückseite des ersten unpaginierten Blattes steht mit Bleistift: *Ex Bibliotheca Palatina Mannh.* Dann folgt auf dem vierten unpaginierten Blatt der Titel:

LA PUCELLE
D'ORLEANS

POËME HEROI-COMIQVE
PAR M^r DE VOLTAIRE

Auf S. 1 derselbe Titel noch einmal.

Auf S. 2 folgt eine historische Orientierung in wenigen Zeilen, die ein Zitat aus der Chronik Monstrelets einschließen.

Daran schließt sich das Epos in vierzehn Gesängen. Der dreizehnte ist ein Bruchstück von 137 Versen und endet mit der Bemerkung: *Ce chant n'est pas fini.* Sechs und eine halbe Seite sind für den Nachtrag freigelassen. Der vierzehnte Gesang bildet dagegen den definitiven Schluß, wie schon die Bemerkung zeigt: (S. 187) *Fin du XIV^me & dernier Chant.*

S. 188 ist frei; S. 189 bringt ein *Errata,* S. 190 eine Bemerkung zu einer Stelle der Dichtung.

Es sind dann noch die Kopien zweier anderer Gesänge angeheftet, nämlich ein *chant huitième: Comment le charmant la Trimouille rencontra un anglais à nôtre Dame de Lorette, et ce qui s'ensuivit avec sa Dorotée.* Dies ist also in der Tat der achte Gesang der offiziellen Ausgaben, der in unserer Handschrift noch fehlt. Der andere Gesang ist der Schlußgesang.

[1] Der Katalog beschreibt: 14 (*Gall.* 226) *Cod. chart., XVIII s., 190 p. in 2^o. Ex bibl. Palat. La Pucelle d'Orleans. Poëme héroi-comique par M^r de Voltaire. Chants I—XIV. Adpositi sunt duo fasciculi, in 4^o. Unus inscriptus: Chant seizième, qui alibi est XII* (vgl. unten!) *Alter: Chant huitième. Sed plane diversus ab octavo, qui vulgo fertur. Hunc ex cod. Latin. 10668 transtulit Schmeller. — Omnino textus noster multum videtur discrepare a vulgari* (Lat. 10668 enthält alchymistische Fragmente des Jahres 1706).



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Interessant ist, daß er hier als sechzehnter Gesang bezeichnet ist. Wir haben oben daraus geschlossen, daß im Jahre, in dem der Gesang an den Kurfürsten abging (1760), die *Pucelle* aus 16 Gesängen bestand. Die Handschrift ist also ein sehr wichtiges Dokument in der Entstehungsgeschichte der *Pucelle*. Ganz abgesehen davon, daß sie mit derjenigen des VIII. Gesanges die einzige auf der Welt ist, die direkt und beglaubigt aus der Werkstatt des Dichters stammt.

## 2. Das Verhältnis der Handschriften und Drucke.

Eine der schwierigsten Fragen der *Pucelle*-Forschung ist die nach dem Verhältnis der Handschriften zu den ältesten Drucken. Seit den dreißiger Jahren kursierten Manuskripte, meist Bruchstücke. Wir haben oben gesehen, wie Voltaire vergeblich versucht hat, sie zu vernichten.[1]

Erst 1755 kommt es zu Raubausgaben. Als die älteste gilt die von Louvain (in der Tat erschien sie in Frankfurt!): *La || Pucelle || D'Orleans || Poëme. || Divisé en Quinze Livres || Par || Monsieur de V***.*[2]

Der Herausgeber schreibt: *Il y a près de trente ans que j'ai ce Manuscript dans mon portefeuille: je le fais imprimer pour deux raisons; la première, c'est que je suis persuadé que cette plaisanterie divertira tous les honnêtes gens; le* (!) *seconde, c'est qu'il en court tant des* (!) *Copies impertinentes & défigurées de toutes façons, qu'en qualité d'Amateur des lettres, je me suis fait un devoir de publier ce Poëme etc.*

In dieser Ausgabe ist, wie in den Handschriften, der 'Eselsgesang' der vierzehnte. Jedoch, wie in den offiziellen Drucken, erscheint Dunois und prügelt den galanten Esel zur Kammer hinaus. Der fünfzehnte Gesang erzählt die galanten Abenteuer der *Présidente Louvet* (wie der XXI. der späteren offiziellen Ausgaben), bricht aber ab mit einem *Cætera desunt*.

Dem Texte dieser Ausgabe folgen viele andere, wohl mit Nebenbenutzung von Handschriften; mit dem folgenden Jahre 1756 aber erscheint eine andere Ausgabe mit stark abweichendem Texte und anderem Schlusse, diejenige von London. *'L'édition de 1756 est la première où le chant de l'Ane soit complet. Elle est aussi la première qui contienne le chant XIV^e^ (Corisandre* = Nr. 12 der Hss.), *les vers sur M^me^ de Pompadour ... et sur*

[1] Vgl. zum folgenden Bengesco, op. cit. I, S. 125.

[2] Bengesco S. 126. Die Ausgabe ist auf deutschen Bibliotheken nicht selten; ich benutze das Exemplar der Münchener Universitätsbibliothek (P. gall. 222). Auch unsere Staatsbibliothek besitzt ein solches.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*Louis XV'* (Bengesco l. c.). Ich benutze das Exemplar der Göttinger Bibliothek, 8° *Poet. Gall. Schr. II, 1530.* Ein Exemplar der zweiten Ausgabe (1757) ist in meinem eigenen Besitz. Die achtzehn Gesänge (statt der fünfzehn von Louvain) verdanken wir wohl einem Buchhändlerkniff, denn in der Tat sind es bis auf einen nur die vierzehn Handschriften, die sich hier vorfinden, es sind einzelne willkürlich geteilt, vermutlich um auch zahlenmäßig zu zeigen, daß sich eine Reihe von neuen Gesängen in der Ausgabe finden, und den Käufer dadurch anzulocken (vgl. oben S. 416). Der 'Eselsgesang' beschließt, da die *Pucelle* keine *pucelle* mehr ist (*la défunte Pucelle*), so ist auch das Lied aus. Es folgt noch eine Schlußapostrophe:

C'est par ces vers, enfans de mon loisir,
Que j'égayois les soucis du vieil âge: etc.

Über diese Verse, die nach Bengesco[1] auch in der Pariser Ausgabe von 1755 stehen, s. oben S. 410. Die Londoner Ausgabe gibt nicht minder als Quelle eine Handschrift an: M DE VOLTAIRE, *au lieu de remercier les premiers Editeurs de ce Poëme des retranchemens qu'ils y avoient faits, s'est plaint dans sa lettre à l'Academie des additions qu'ils n'y avoient pas faites. C'est ce qui nous a engagés à le publier tel qu'il est. Nous l'avons fidèlement imprimé, d'après une copie qu'il a lui même donnée à un de ses amis, & chargée de corrections de sa main.* Und am Schluß: *Nous ne concevons point pourquoi M. de Voltaire deshérite un enfant qu'il a été trente ans à faire. Parmi nous autres Anglois, cela ne l'a point deshonoré: nous entendons raillerie.*

Man weiß, daß sich Voltaire die Mahnung zu Herzen nahm, und daß ein paar Jahre darauf die erste offizielle, das heißt im Einvernehmen mit Voltaire besorgte *Pucelle* in Genf erschien. *La || Pucelle || D'Orléans || Poëme || Divisé en vingt Chants, || Avec des Notes. || Nouvelle Edition, corrigée, augmentée & colla- || tionnée sur le Manuscript de l'Auteur.*

Vignette

MDCCLXII[2]

Aus den zwanzig Gesängen werden dann endgültig einundzwanzig, für welche definitive Ausgabe die Kehler und die von Beuchot den klassischen Text geben sollen.

---

[1] Vgl. Bengesco I, S. 123.
[2] Ich benutze das Göttinger Exemplar: 8 Poet. Gall. II, 1535. Vgl. Bengesco I, S. 131: *'C'est la première édition avouée par Voltaire.'*



Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

Nun knüpfen sich an diese Folge von Handschriften und Drucken folgende Probleme: Die dem Drucke vorausgehenden älteren Manuskripte beschließen mit dem *Chant de l'âne.* Die älteste Ausgabe, die von Louvain (Frankfurt), mildert diesen und betitelt ihn: 14 *Comment Jeanne tomba dans une étrange tentation*; bricht dann im 15. Gesange ab. Die Londoner Ausgabe von 1756 bringt dann in der Hauptsache den Text der Manuskripte.

Die erste Frage knüpft an die Ausgabe von Louvain an: Wo hat sie ihren Text her? Hat sie gemildert, um den Text herausgeben zu können? Doch wohl kaum, denn ihre Milderungen finden sich ja in der offiziellen Ausgabe wieder. Auch hier (Genf 1762) ist der 19. Gesang betitelt: *Comment Jeanne tomba dans une étrange tentation.* Auch hier ist Dunois der Retter, der den Esel aus der Kammer herausprügelt. (Vgl. hierzu den Stich zwischen den Seiten 324 und 325.) Da es nicht wahrscheinlich ist, daß Voltaire fremde Besserungen und Milderungen sich aneignete, so bewahrheitet sich die Angabe des Herausgebers von Louvain, daß er nach einer Handschrift Voltaires arbeite. Wie steht es aber dann mit denjenigen Handschriften, die den Eselsgesang als Abschluß haben? Nach der Anmerkung der Kehler Ausgabe, die oben zitiert wurde, gehen die Manuskripte hier alle wörtlich miteinander. Es ist kaum ein Zweifel, daß die ältere handschriftliche Überlieferung durch sie repräsentiert wird. Folglich müssen im Jahre 1755 zwei unterschiedliche handschriftliche Gestaltungen der *Pucelle* im Umlauf gewesen sein, eine zügellosere, voller Anspielungen auf Zeitgenossen, mit dem *Eselsgesang* abschließend, eine mildere, die die Anspielungen ausmerzt und über den abgeschwächten *Eselsgesang* hinausgeht.

Ich brauche nicht besonders darauf zurückzuweisen, daß dieser Schluß vollkommen mit dem übereinstimmt, was wir an der Hand der Briefe und Dokumente schon oben konstatierten. Voltaire hat in der Tat im Jahre 1752, um der Veröffentlichung entgegenzuwirken, dem 14. Eselsgesang den Stachel genommen und einen 15. Schlußgesang angefügt. Durch einen Zufall erschien diese gemilderte Version zuerst in einem Raubdruck in Louvain (Frankfurt). Der Erfolg dieser Ausgabe hat dann einen Londoner Verleger dazu vermocht, die Handschriften der *première fournée* in Angriff zu nehmen, deren 14 Gesänge zu 18 gedehnt wurden. So ist es zu erklären, daß die *première fournée* die jüngere im Drucke wurde, die *seconde fournée* aber zuerst erschien. Ich vermute,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

daß die Wolfenbütteler Handschrift ein am Schlusse defektes Exemplar der gemilderten Version ist.

### 3. Zur Datierung des XIII. offiziellen Gesanges.

Ich habe oben den 10. und 11. (= XII. und XIII.) Gesang als zwischen 1741 und 1744 entstanden angegeben. Es beruht diese Datierung auf Prophezeiungen, die der 11. (XIII.) Gesang enthält und die erst ältere Dinge betreffen, dann aber mit folgendem Verse zeitgenössisch werden:

Voici les tems de l'aimable Régence.

Hier hören nun tatsächlich in den offiziellen Ausgaben die präzisen Angaben auf, es folgen nur noch maskierte Anspielungen (cf. p. 22, v. 334 *Jeune Daphné*, wo die Handschriften *Jeune Berri* haben). Man weiß, daß man bei Visionen immer leichtes Spiel hat, wenn man ihr Alter bestimmen will. Sie brechen immer da ab, wo die eigentliche 'Vision' beginnen würde, d. h. im Jahre der Abfassung. Da die Handschriften und London sich hier keinerlei Zwang auferlegen, so ist diese *première fournée*, soweit sie zeitgenössische Dinge berichtet, sehr wertvoll. Ich lasse sie im Texte der Münchener Handschrift folgen und gebe die Varianten von F (Louvain), L (London), G (Genf), K (Kehl) in den Fußnoten.

### Chant XI.

325 Voici le temps de l'aimable Régence
Temps fortunés, marqué par la licence,[1]
Où la folie, agitant son grelot,
D'un pié leger parcourt toute la France:[2]
Où nul mortel ne daigne être devot,

[1] Nur L weicht ab:
Le moine voit à ce regne cagot,
Dans les destins, succéder la Régence,
Temps fortuné etc.

[2] L weicht von hier ab ab und hat eine längere Einschiebung:
S. 96 agitant son grelot,
Jette sur tout un vernis d'innocence:
Où le caffard n'est prisé que du sot.
Tendre *Argenton!* folâtre *Parabere*,
C'est par vos soins que le Dieu de Cythere,
Régnant en maître au palais d'Orléans,
Sur ses autels revoit fumer l'encens.
Le Dieu du goût, son seul et digne émule,
Tâche d'unir les graces au talens.
Faune et Priape, & le brutal Hercule,
Forcés de fuir, rentrent dans les couvens:
Ils n'osent plus se faire voir en France
S. 97 Que sous les traits de Bieux ou de Vence.
Le bon régent etc. (= M. v. 331)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

330 Où l'on fait tout, excepté pénitence.
Le bon Régent de son palais Royal
Des voluptés donne à tous le signal.
Vous répondés à ce signal aimable,
Jeune Berri,[1] bel astre de la Cour,
335 Vous répondés du sein du Luxembourg,
Vous que Bacchus et le Dieu de la Table
Menent au lit, escortés par l'amour.[2]
Mais je m'arrête, et de ce dernier âge[3]
Je n'ose en vers tracer la vive image
340 Trop de peril suit ce charme flatteur.
Le temps presse et (lies *présent est*) l'Arche du Seigneur;
Qui là touchoit d'une main trop hardie,
Puni du Ciel, il y perdoit la vie.[4]
Je me tairai. Mais si j'osois pourtant
345 O des beautés aujourd'hui la plus belle!
O tendre objet! Noble, simple et touchant!
O potelée et douce la Tournelle![5]
Si j'osois mettre à vos Genoux charnus
Ce grain d'encens que l'on doit à Venus:
350 Si de l'Amour je deploïois les armes,
Si je chantois ce tendre et doux lien(s);[6]
Lien charmant, quoique fort peu Chrétien,[7]
Que vos deux sœurs virent rompre avec larmes,
Que flavacourt attend qui soit le sien.
355 Mais dont l'amour ne veut pas quelle ait rien.
Si je disois ... Non, ma Muse en allarmes

---

[1] G K Daphné, L Berry.

[2] Zwischen 337 und 338 schiebt L ein:
Près de Paris sous la pourpre Romaine ... (sic!)

[3] Von hier ab geht L wieder seine eigenen Wege:
S. 97 Mais je m'arrête: un semblable tableau
Pouroit au peintre attirer dure aubeine:
Il y faudroit placer plus d'un Bonneau
En robe courte: or, dans ce dernier âge
Homme d'épée est un fier maquereau:
Et moi chetif j'abhorre le tapage.
Je tiendrai donc contre l'apas flâteur (!):
Je me tairai, n'en déplaise au lecteur!
O Rambouillet, asile du mistere!
Meudon! Choisi! réduits délicieux!
Que les plaisirs, les amours et les jeux
Ont si souvent préfèrés à Cithere,
Sur vos secrets censurés par Ligniere
Et respectés de son prudent recteur,
Ma chaste Muse est forcée à se taire.
Le temps présent est l'arche du Seigneur. (= M 341.)

[4] F L G K 343: Puni du Ciel tombait en létargie.

[5] So L; F G K dagegen 347: Et plus qu'Agnès généreuse et fidelle (sic!).

[6] *lien(s), s* in der Hs. radiert. L hat 350: Si je chantois cette haute fortune — L'objet des veux de Flavacourt la brune, — (351) Si je chantois ce tendre & doux lien ...

[7] Hier brechen F und alle offiziellen Ausgaben ab mit den Worten:
Si je disais ... non je ne dirai rien,
Je serais trop au dessous de vos charmes. (= M 356, 7.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Craint d'être trop au dessous de vos Charmes.[1]
Dans son extase enfin le Moine noir
Vit à plaisir ce que je n'ose voir;
360 D'un œil lascif[2] et toujours fort[3] modeste
Il contemploit le spectacle Céleste
De tous ces Rois accouplés bout à bout,[4]
Charles second sur la belle Porstmouth (sic),
Et George deux sur la belle Yarmouth.[5]
365 hélas! dit-il usw.

Betrachten wir zunächst den Schluß: Er ist dadurch interessant, daß die offiziellen Ausgaben nicht zusammenstimmen: die älteste offizielle Ausgabe, die Genfer (S. 244), geht fast Wort für Wort mit der Handschrift und dem Londoner Druck, erkennt die beiden Verse über Karl II. und Georg II. von England an, wogegen die späteren offiziellen Ausgaben die gemilderte Form von Louvain (F) abschreiben. Stünden diese Verse nicht in der Genfer Ausgabe, so würde sie wohl jeder für Fälschungen ansehen. Man erinnert sich der Klagen Voltaires im Briefe an die Akademie: *Les copies manuscrites, qu'on m'en a envoiées de Paris, sont de telle nature, qu'un homme qui a l'honneur d'être votre confrère, qui sçait un peu sa langue ... ne sera jamais soupçonné d'avoir composé cet ouvrage, tel qu'on le débite.*

Viele Literarhistoriker haben diese Klage akzeptiert: In Petit de Julevilles Literaturgeschichte (*Histoire de la Langue et de la Litt. frç.* Bd. VI, S. 109) heißt es: *Le public même, au moins celui des gens de lettres, se servit quelquefois de ce poème comme d'une sorte de corbeille où chacun pouvait jeter ses petits papiers. Tant de plumes, en fait de méchancetés et d'impertinences, ont collaboré avec Voltaire, qu'il s'est souvent vu en danger de payer autant pour les sottises des autres que pour les siennes. Au moins c'est ce qu'il prétend.*

Allein die Verse, die in der Genfer Ausgabe etwas anders lauten:

Charles second sur la belle Portsmouth,
George second sur la grasse Yarmouth,

---

[1] L weicht von Vers 352 ab:
352 Ce nœud si cher, quoique si peu chrétien,
Formé, béni par la vieille Éminence,
Maudit, rompu par un prélat bigot,
Et resseré par ce grand roi de France,
Malgré l'avis & les sermons d'un sot!
Si de l'amour je déployois les armes,
Si je disois! ... Non je ne dirai mot:
Je serois trop au-dessous de vos charmes.

[2] F L G K avide. [3] F L G K très.

[4] So auch L; dagegen F K: De ces beautés de ces nobles amants, — De ces plaisirs defendus et charmans; G: De ces Amants arrangis bout à bout.

[5] Beide Verse in F K nicht.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

geben zu denken. Ich bin überzeugt, daß London viele Interpolationen enthält, an denen Voltaire unschuldig ist. Daß auch die Handschriften allerhand aus fremden Federn Stammendes enthalten. Aber das Argument: 'Der Vers ist für Voltaire zu schlecht, der Inhalt zu banal', ist nach den zitierten, durch Aufnahmen in die Genfer Ausgabe anerkannten Versen hinfällig.

Wenden wir uns zu dem Stofflichen: Die erste Anspielung geht auf Karl II. von England (1630—1685) und auf eine seiner Geliebten, die er zur Herzogin von Portsmouth erhob: Louise Lenée de Keroualle (1649—1734), war Hofdame der Prinzessin Henriette von Orléans, Schwester Karls II. Sie gebar dem Könige von England 1672 einen Sohn, Charles Lennox, den ersten Herzog von Richmond. (*Dict. of National Biography* Bd. XXXI, 1892.)

*La grasse Yarmouth* dagegen ist eine Hannoveranerin, Amalie Sophie Marianne von Wallmoden, Gattin des Oberhauptmanns Gottlieb Adam von Wallmoden. 1735 lernte sie Georg II. in Hannover kennen, 1739 wurde sie von ihrem Manne geschieden und 1740 als Mätresse des Königs zur Countess of Yarmouth erhoben. Sie verließ London beim Tod Georgs II. (1760) und starb in Hannover im Jahre 1765. Die zweite Anspielung gibt uns den *terminus post quem:* 1740.

Die übrigen Anspielungen auf die La Tournelle und ihre Schwestern sind zuerst in der Kehler Ausgabe, und zwar in den Anmerkungen zum dreizehnten Gesang erläutert worden. Diese Erläuterungen sind dann fast ohne Zufügungen in die neueren Ausgaben übernommen worden, finden sich beispielsweise bei Beuchot, *Œuvres de Voltaire* Bd. XI, auf S. 372 f.

Das Geschichtliche ist etwa folgendes: Der Fräulein von Mailly waren fünf, die alle, sei es mit Recht, sei es mit Unrecht, *successive* als Mätressen Ludwigs XV. gegolten haben. In den älteren Ausgaben der *Biographie Universelle* figurieren noch alle fünf Schwestern als Geliebte des Königs. Ein Rest davon ist in die neueren Auflagen irrtümlich übergegangen: Unter dem Namen Flavacourt enthalten sie (ich kontrollierte Paris 1860 und Paris-Leipzig ohne Jahr) den Hinweis: '*Voyez Mailly*'. Doch sucht man dort vergebens nach einer Erklärung des Hinweises, da man mittlerweile die Frau von Flavacourt aus der Liste der Mätressen Ludwigs gestrichen hatte.

Die *Biographie Universelle* von 1860 nennt (Artikel *Mailly*) noch vier der Schwestern als solche: Luise-Julie de Nesle geborene und verehelichte Gräfin Mailly (sie heiratete einen Vetter), kommt 1729 mit 19 Jahren an den Hof und wird des Königs erste, ihn übrigens allem Anschein nach aufrichtig liebende Mätresse. *Bientôt elle eut la douleur de voir sa*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*deuxième sœur ... partager sa faveur.* Diese zweite Schwester war die Comtesse de Vintimille. Sie starb 1741 in Wochen, von der älteren Schwester, trotz der Nebenbuhlerschaft, rührend gepflegt: *Elle se flattait toujours de l'espoir de ramener le cœur du roi; mais elle se vit encore supplanté par sa troisième sœur, la marquise de Lauraguais, puis par la cinquième, la marquise de La Tournelle, qui ne voulut point souffrir de rivale.* Diese letztere nahm dann den Titel Duchesse de Châteauroux an.

Neueste Kritik hat dann noch die Marquise de Lauraguais entfernt, so daß die *Grande Encyclopédie* (Artikel Mailly) schreibt: *Elle (Louise-Julie) était l'aînée des cinq demoiselles de Nesle, dont trois au moins furent aimées du même roi.* Von Flavacourt, geborene Hortense-Félicité de Mailly, seit 1739 die Gattin François-Marie de Fouilleuse, marquis de Flavacourt, sagt unsere Handschrift das, was der Klatsch der Zeitgenossen über sie sagte und was die Kehler Ausgabe folgendermaßen bucht (K Bd. 11, S. 282): *Madame de Flavacourt était sœur de madame de Châteauroux. On prétendait qu'elle aspirait à la même place; et les courtisans attribuaient à ses vues ambitieuses la résistance qu'elle avait oposée au goût passager du roi.*

Schon die Kehler Ausgabe hat erkannt, daß die Stelle chronologisch wichtig ist, und schreibt über sie: [1] '*Ces vers de l'édition de 1756 furent faits pendant le siége de Fribourg, époque du racommodement; mais la nouvelle faveur de madame de Châteauroux n'ayant duré qu'un moment, l'auteur a cru devoir les changer.*'

Der Grund zur Auslassung der Verse in den offiziellen Ausgaben ist natürlich ein ganz anderer, zumal ja die Schwestern Mailly längst über den Erfolgen der Pompadour vergessen waren. Übrigens ist der wohl authentische Text der Handschrift viel einfacher als derjenige von L; die hier befindlichen Verse:

> Ce nœud si cher ...
> Formé, béni par la vieille éminence,
> Et resserré par ce grand roi de France,
> Maudit, rompu par ce prélat bigot,
> Malgré l'avis et les sermons d'un sot,

fehlen in M. So ergibt sich also: Die Version von M, die ihre Huldigungen der La Tournelle zu Füßen legt, ist in der Zeit ihrer höchsten Gunst geschrieben, wohl kurz nach 1741 also, jedenfalls vor 1744, in welchem Jahre die La Tournelle, genannt Herzogin von Châteauroux, starb.

[1] Beuchot S. 373² bezieht diese Anmerkung nur auf den Schluß, indem er sie, gegen Kehl, selbständig macht.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

(Vide: *La Grande Encyclopédie.*) Die Ausgabe von London hat etwa die Rolle der La Tournelle auf ihr richtiges Maß zurückgeführt und daran erinnert, daß der Bischof von Soissons, Fitz-James, mit Erfolg gegen sie gearbeitet hatte. Das kann auch nach ihrem Tode zugefügt worden sein. Die offiziellen Ausgaben ließen die ganze heikle Stelle aus, nur die Anspielung auf die englischen Könige blieb, trotz der saloppen Form, in G, der ersten offiziellen Ausgabe, stehen; wohl irrtümlich.

Dagegen steht nur in L, nicht in M, die bekannte häßliche Auslassung gegen den alten Fritz, die bereits die Kehler Ausgabe (II, S. 173) Voltaire abspricht. Freilich wird man künftig bei solchen Erklärungen weder Geschmack noch Takt als Kriterium benutzen dürfen und das Urteil nur auf dem Vergleich der Handschriften und Drucke beruhen lassen. So erinnert man sich, daß der folgende XIV. Gesang (in L 15., in M 13.) in einigen Ausgaben eine Anspielung auf die Pompadour enthält, die seinerseits ihn als nach 1744 entstanden kennzeichnet. Diese Anspielung findet sich in L S. 108:

1 deux jambes, que l'amour
Refit depuis pour porter Pompadour,
Cette beauté que pour Louis Dieu garde,
Et qu'au couvent il mettra quelque jour:
5 Jambes d'ivoire, & telles que Diane
En laissa voir au chasseur Actéon.

Doch ist die Nennung der Pompadour auch in den Handschriften zu finden, und nur die Verse 3, 4 mit ihrer Anspielung auf den König sind gefälscht, wie dies die Kehler Ausgabe (II, S. 179) auch richtig angibt. Übrigens ist schon Beuchot in dieser Weise verfahren (Bd. XI der Ausgabe, S. V, VI): '*Je possède quatre manuscrits du poëme de la Pucelle: j'en ai vu beaucoup d'autres, et je n'y ai pas trouvé les vers du chant second ..., qu'on appliquait à Madame de Pompadour:*

Telle plutôt cette heureuse grisette etc.

*Ces vers ne sont pas non plus dans les premières éditions, de 1755.*

*Il en est de même de l'hémistiche du chant quinzième sur Louis XV:* ... qu'on méprise et qu'on aime.

Auch unser Manuskript enthält diese Interpolationen von L nicht.

## 4. Über die Komposition der Londoner *Pucelle*.

Überhaupt läßt es sich erweisen, daß L nicht die Abschrift einer einheitlichen, von Voltaire stammenden Handschrift ist, sondern ein Mischprodukt, das eine Reihe verfügbarer

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Quellen benutzte und selber sich einen Text 'machte'. Ich wähle zur Bestätigung hiervon den Anfang des 14. Gesanges. Der Anfang dieses Gesanges weicht deshalb in den älteren Versionen von demjenigen der späteren Drucke ab, weil jene auf den unmittelbar vorhergehenden *Chant de Corisandre* Bezug nehmen, der später unterdrückt wurde und seit der Kehler Ausgabe in den Anmerkungen zu finden ist. Der Gesang ist in der Löwener Ausgabe (F) der 12., in M der 13., in L der 15. Mein Text gibt M und L wieder:

Chant XIII.

1 O Volupté! mere de la nature,
Belle Vénus! seule divinité
Que dans la Grece invoquoit Epicure:
Qui du cahos chassant la nuit obscure
Donnes (M Donnés) la vie & la fécondité
Le sentiment & la félicité[1]
A cette foule innombrable, agissante
D'êtres mortels, à ta voix renaissante:
Toi, que l'on peint desarmant dans tes bras
Le Dieu du Ciel et le Dieu[2] de la guerre:
Qui d'un sourire écartes le tonnerre,
Calmes les flots, fais naître sous tes pas,
Tous les plaisirs qui consolent la terre.[3]

L

Tendre Vénus! conduis en sureté[4]
Le roi des Francs, qui défend sa patrie:
Loin des périls conduis à son côté
La belle Agnès, à qui son cœur se fie.
Pour ces amans, de bon cœur je te prie.
Pour Jeanne d'Arc, je ne t'invoque pas:
Elle n'est pas encor sous ton empire:
C'est à Denis à veiller sur ses pas:
Elle est pucelle: & c'est lui qui l'inspire.
Je recommande à tes douces faveurs
Et[5] la Trimouille & cette Dorothée:
Verse la paix dans leurs sensibles cœurs:
De son amant que jamais écartée,
Elle ne soit exposée aux fureurs
Des ennemis qui l'ont persécutée.[6]

---

[1] M läßt den Vers gegen alle übrigen aus. [2] M *et celui* gegen alle.
[3] An dieser Stelle schieben die offiziellen Ausgaben 15 Verse, von *Descens des cieux* ... bis ... *et que ce soit la tienne* ein (G S. 248, K II, S. 52, 53).
[4] Alles auf die linke Seite Gedruckte steht in M nicht, findet sich zum erstenmal in F, dann hier in L, sodann in den offiziellen Ausgaben, fast ohne Abweichungen.
[5] F G K Ce la Trimouille.
[6] Nach einer Anrufung des Comus fahren F G K in der Erzählung fort.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

| L | M |
|---|---|
| Tendre Vénus! c'est par un muletier | Tendre Venus! C'est par un Muletier 13 |
| Que tu formas le cœur de Corisandre | Que tu formas le cœur de Corisandre, |
| Depuis ce jour, douce, avisée, & tendre | Depuis ce jour, spirituelle et tendre |
| A tes autels promte à sacrifier. | A tes Autels prompte à sacrifier. |
| Elle sçut plaire, & jouir, & se rendre | Son coeur instruit ne se laissa plus prendre |
| A tous les noeuds dignes de la lier: | Que dans des noeuds dignes de la lier. |

ML Ainsi l'on voit un artisan grossier
Tourner, polir d'une main rude & noire
L'or, le rubis, & le jaspe, & l'invoire

| L | M |
|---|---|
| Dont se pavane un brillant chevalier | Que porte ensuite un galant Chevalier |
| | D'un air modeste, et mélé d'assurance, |
| | Noble, engageant, poli, respectueux, |
| | Elle reçoit le Monarque de france 25 |
| | Un feu charmant anime ses beaux yeux, |
| | Les graces sont dans sa demarche leste, |
| | Dans son maintien, dans son ris, dans son geste; |
| | Puis ayant fait les honneurs du Château |
| | Au possesseur du bon sens de Bonneau, 30 |
| Aux bons François dont la troupe aguerrie | Aux bons françois, dont la trouppe agguerie |
| Unit l'audace à la galanterie | Unit l'audace à la galanterie, |
| Au possesseur du bon sens de Bonneau | } = v. 29, 30. |
| La belle fait les honneurs du château | |
| Et puis, conclut un accord pacifique[1] | |
| Entre Charlot & Chandos le cynique.[2] | |
| Elle[3] obtint d'eux avec dextérité, | |
| Que chaque troupe iroit de son côté | |
| Sans nul reproche & sans nulles querelles, | |
| A droite, à gauche, ayant la Loire entre elle. | |

LM Sur les Anglois elle étendit ses soins etc.[4]

---

[1] Hier geht L mit F und den offiziellen Ausgaben, allerdings mit vielen Varianten; LGK: *Qui sut conclure un accord pacifique.*

[2] LGK: *Entre son Prince, & ce Chandos cinique.*

[3] LGK: *il* nämlich Comus, der, widersinnig genug, Corisandre vertritt.

[4] Hier gehen alle Versionen miteinander, nur bringt M die Stelle vom Auseinandergehen folgerichtig erst jetzt:

41 Elle fit plus: Son heureuse entreprise
Sçût menager avec douce accortise

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Ich brauche nicht auszuführen, daß hier L nach mindestens zwei Quellen arbeitet, die es verschiedentlich miteinander in Einklang zu setzen sucht. Am klarsten geht dies aus der Anrufung der Venus hervor, die in den Handschriften und der Ausgabe von Louvain (F), wegen der Unterdrückung des Corisandre-Gesangs in letzterer, ganz verschieden lautet. L. bringt erst den Text von F., fast ohne Variante (vgl. oben S. 427), und fügt diesem die Venus-Anrufung der Handschriften mit ihren Anspielungen auf Corisandre (die hier handelnd figuriert) bei (S. 428). Das unkritische Verfahren von L straft demnach seine eigenen Angaben aus der Vorbemerkung Lügen. Genau so entnimmt L, wie wir oben gesehen, den 13. Gesang der Frankfurter Ausgabe, der in deren Quelle den *Corisandre*-Gesang ersetzt hatte, und auch die beiden Schlußgesänge von L (17, 18) enthalten Materialien von Gesang 15.

So ist die Sachlage in der Überlieferung der *Pucelle* so gut wie restlos geklärt. Für die beiden ältesten Fassungen haben wir je eine Handschrift und je einen Raubdruck. Beide Handschriften werden wohl einmal unabhängig voneinander herausgegeben werden müssen. Zunächst aber bliebe abzuwarten, ob nicht noch die eine oder die andere Handschrift ans Tageslicht kommt.

---

Les deux partis, obtint que chacun d'eux
Mettant à part la folie héroïque
45 Fit de chez elle un départ pacifique
A droite, à gauche, et la Loire entre deux
Sans nul reproche, et sans forfanterie,
Suivant les Us de la Chevalerie.
Le preux Chandos *etc.*

München. Leo Jordan.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Lazarillo de Tormes und die Anfänge des Schelmenromans.

Von Pascal stammt der Ausspruch: Wenn Kleopatra eine Stumpfnase gehabt hätte, würde die Bildfläche der Erde eine andere geworden sein. Diese kühne Hypothese ermutigt mich, zu sagen: ein bekanntes politisches Witzblatt würde nicht den Titel *Simplizissimus* bekommen haben, der viel zu seiner Popularität beiträgt, wenn nicht um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Spanien ein ergötzliches Büchlein herausgekommen wäre, das den Grund zur europäischen Schelmenliteratur legte. Es war betitelt: *La vida de Lazarillo de Tormes, y de sus fortunas y adversidades* (Das Leben des kleinen Lazarus von Tormes und von seinem Glück und Unglück). Erst seit 1900 besitzen wir davon eine kritische Ausgabe in der *Bibliotheca hispanica,* die Foulché-Delbosc, einem Franzosen, nicht einem Spanier, zu verdanken ist. Die drei ältesten Drucke, die man kennt, stammen aus dem Jahre 1554 und erschienen in Burgos, Alcalá de Henares und Antwerpen. Man sah früher die Burgos-Ausgabe als die älteste, ja sogar als die editio princeps an. Sie ist ungeheuer selten geworden, und es sind von ihr nur zwei Exemplare in englischen Bibliotheken bekannt. Keines in Paris, keines in ganz Spanien. Foulché-Delbosc hat dasjenige benutzt, das seinerzeit dem berühmten Afrikaforscher Stanley angehörte. Ich war so glücklich, von diesem seltenen Druck ein drittes Exemplar in der Berner Stadtbibliothek zu entdecken. Durch Vergleichung der Texte hat der kritische Herausgeber in Erfahrung gebracht, daſs alle drei Drucke von 1554 voneinander unabhängig sind und auf einen Urtypus zurückgehen. Nun trägt die Ausgabe von Alcalá den Vermerk, daſs sie eine zweite, vermehrte Ausgabe ist, und das genaue Datum vom 26. Februar. Die Zusätze betragen zweihundert Zeilen gegenüber den Drucken von Burgos und Antwerpen. Da man nun in 56 Tagen (vom 1. Januar bis zum 26. Februar) kaum so groſse Korrekturen anbringt und einen Druck von vierzig Seiten herstellt, muſs die verschollene Erstausgabe mindestens ins Jahr 1553 hinaufgerückt werden. Damit hätten wir glücklich ein festeres Datum für den *Lazarillo* gewonnen.

Weniger Erfolg hatte die Forschung mit der Suche nach dem Verfasser, dessen Namen uns immer noch ein mysteriöses Dunkel verhüllt. Wenn es einerseits bedauerlich ist, daſs wir den Mann, der eine so anschauliche und frische Sprache schreibt,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nicht kennen, so erhöht die Anonymität den Reiz dieses so köstlichen und so wichtigen Schriftchens. Unsere Phantasie hat noch freies Spiel und kann sich den Autor als einen verwegenen Schalk denken, der es mit schmunzelndem Behagen in die Welt hinaussandte. Aber wir können uns nicht auf die Verfasserfrage einlassen, ohne mit dem Inhalt bekannt zu sein.

Lazarillo ist in einer Mühle an den Ufern des Tormes bei Salamanca geboren und wird von seiner rohen Mutter, die das Kind gern los ist, einem blinden Bettler als Führer mitgegeben. In dieser ersten Schule des Lebens lernt der kleine Schelm die ganze Verschlagenheit der Bettlerzunft und seine eigene, angeborene kennen. Meister und Schüler suchen einander zu übervorteilen. Der Alte läſst den Jungen hungern, aber er ist blind, und der Sehende spielt ihm tausend Streiche, für welche ihm die Not und die Härte des Meisters zur Entschuldigung dienen. Aber die letzte List Lazarillos ist eine unnötige, rohe, grausame Rache für den erlittenen Hunger. Er läſst den Blinden mit dem Kopfe gegen eine Säule rennen und macht sich herzlos davon, im Moment, wo der Alte betäubt zurücktaumelt. Er hätte ihm auch ohne diesen Denkzettel weglaufen können.

Er kommt nun zu einem Geistlichen, der den Geiz mit Virtuosität betreibt. Lazarillo ist vom Regen in die Traufe geraten. Er fragt sich, ob die Filzigkeit im Wesen seines neuen Meisters lag, oder ob er sie mit dem geistlichen Gewande sich angeeignet hatte. Der Arme muſs wieder entsetzlich hungern, er findet im ganzen Hause nichts zu essen auſser einem Bündel Zwiebeln, die sein Herr peinlich abgezählt hat, und von denen er eine als Unterhalt für vier Tage bekommt. Das Brot wird in einer wohlverschlossenen Truhe aufbewahrt. Der Junge, als neuer listenreicher Odysseus, im kleinen natürlich, verschafft sich einen Nachschlüssel zur Brottruhe, zum Brotparadies, wie es im bilderreichen Texte heiſst, und läſst ein ganzes Brot in der Zeit von zwei Vaterunsern verschwinden. Aber sein Peiniger merkt den Verlust. Lazarillo entdeckt nun einige Löcher in der Truhe, reibt die Brote auf einem alten Tischtuch, begnügt sich mit den abgekratzten Krumen und läſst seinen Herrn glauben, Mäuse hätten ihm den Schaden beigebracht. Der Geistliche sucht Brettchen zusammen und verschlieſst die Löcher. Lazarillo macht neue mit einem stumpfen Messer. Die in die Truhe gelegte Mäusefalle fängt nichts, wohl aber sind die Käserinden, die als Lockung dienen sollen, je am nächsten Tage verschwunden. Mit Hilfe der Nachbarn bringt der Kleriker heraus, daſs das naschende Tier eine Schlange sein muſs, die allein imstande ist, ihren langen Körper wieder aus der zugeklappten Mäusefalle herauszuziehen. In einer unglückseligen Nacht denkt der Geistliche über den Fall nach. Lazarillo hat den Schlüssel zur Truhe in seinem Munde

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

versteckt. Der ruhige Atem des Schlafenden streicht durch den Hohlraum des Schlüssels, der einen Pfiff von sich gibt. Der Geizhals meint, es sei die Schlange, und haut im Dunkeln mit einem Knüppel drauflos. Der arme Lazarillo erhält den Streich und seine List wird aufgedeckt. Er wird notdürftig gepflegt und dann fortgejagt. Sein Meister gibt ihm die Abschiedsworte: 'Von heute an gehörst du wieder dir und nicht mehr mir, suche einen Herrn und gehe mit Gott, ich kann keinen so gescheiten Diener brauchen, wie du bist. Du mufst Blindenführer gewesen sein.' [1]

Noch hat die Hungerodyssee kein Ende. Der dritte Herr des Lazarillo ist ein Edelmann, der, schön gekleidet, wohl gekämmt und gemessenen Schrittes die Strafse dahinwandelt. 'Ich sah ihn an, erzählt der Junge, und er mich, und er sagte zu mir: Junge, suchst du einen Herrn? Ich antwortete: Ja, Herr. Dann folge mir, sagte er, denn Gott hat dir eine Gnade erwiesen, indem er dich zu mir führte, du mufst heute ein gutes Gebet verrichtet haben.' Sie kommen nach Hause, wo Lazarillo bald merkt, dafs der Edelmann arm ist, dafs er kein Mittagessen zu sich nimmt, weil er sich keines leisten kann. Der Junge, der sich bei ihm einschmeicheln will, behauptet, nicht viel aufs Essen zu geben. Innerlich weint er vor Elend. Wie Lazarillo nun sein zusammengebetteltes Brot hervornimmt und ihn der heruntergekommene Hidalgo so neidisch anblickt, erbarmt sich der Junge seiner und gibt ihm auch ein Stück. Nachdem sich der Herr erkundigt hat, ob es auch mit reinen Händen geknetet worden sei, beifst er mit Appetit hinein und trinkt dazu Wasser aus einem alten Krug, der keine Schnauze mehr hat. So teilt Lazarillo mit ihm sein kärgliches Leben und die geringe Nahrung, die ihm seine Bettlerkünste einbringen, bis sein Meister eines Tages verschwindet, weil er die Miete nicht bezahlen kann. Es ist das feinste Kapitel des Romans, das Werk eines überlegenden Künstlers. Hier ist kein Wort, das nicht der Sache diente, aber in behaglicher Erzählung bietet der Autor eine Menge von charakteristischen Einzelheiten und ruht nicht, bis die Situation ganz plastisch vor uns steht.

Lazarillo gerät nun zu einem barmherzigen Bruder, den er bald gegen einen Ablafskrämer vertauscht. Dieser prellt mit seinen gefälschten Scheinen das naive Dorfpublikum auf folgende Art: Abends spielt er mit dem Polizisten um die Zeche, bekommt Streit mit ihm und will ihn mit einem Spiefs erstechen. Die übrigen Gäste legen sich ins Mittel und versuchen, sie zu beruhigen. Am anderen Morgen preist der Ablafskrämer seine Ware von der Kanzel an, als plötzlich der Schutzmann unter

[1] Nach der Übersetzung von W. Lauser zitiert.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

den ungläubigen Zuhörern aufsteht und ruft: Laſst euch von diesem Fälscher nicht betören, und anderes mehr. Der Geistliche läſst sich nicht aus dem Konzept bringen: er fleht zu Gott, dem Polizisten seine Sünde zu verzeihen und ein Wunder zu tun, um die Heiligkeit seiner Ablaſszettel zu bekräftigen. Wenn er falsch rede, so möge die Kanzel mit ihm einstürzen; wenn er aber wahr rede, so möge er seinen Verleumder bestrafen. Kaum hat er dies gesagt, so bekommt der Polizist einen Anfall, stürzt zu Boden, schäumt aus dem Munde und schlägt wie besessen um sich. Durch Auflegen einer Ablaſsbulle wird er beruhigt und gerettet. Das überzeugte Volk kauft Zettel in Masse. Der Krämer und der Schutzmann, die alles abgekartet hatten, teilen den Gewinn und lachen sich ins Fäustchen.

Was Lazarillo nicht hindert, noch ungefähr vier Monate bei diesem Schurken zu bleiben. Dann wird er Farbenreiber bei einem Tamburinmaler, dann Wasserverkäufer im Dienste eines Kaplans, hernach kommt er als Mensch, der die Gerechtigkeit liebte, wie der Verfasser mit verhaltenem Lachen sagt, zu einem Gerichtsboten, und endlich erlangt er ein königliches Amt, als öffentlicher Ausrufer, besonders von Weinversteigerungen. Ein Erzpriester schwatzt ihm eine seiner Mägde als Weib auf. Der geistliche Herr ist gut für ihn, schenkt ihm Weizen, zu Ostern Fleisch und seine alten Hosen. Das junge Weib fährt fort, täglich dem Erzpriester das Bett zu machen und ihm zu kochen. Böse Zungen tuscheln. Aber der Herr spricht das gewichtige Wort: 'Lazaro von Tormes, wer auf das Gerede böser Zungen achtet, wird nie seines Lebens froh.' Und darüber beruhigt sich unser Held. So bleiben alle drei in herzlichem Einverständnis und lieben sich im Dreieck, womit die Geschichte ein Ende hat. Lazarillo hat sich durchgekämpft, er hungert nicht mehr, er iſst aus der Staatskrippe und befindet sich auf dem Gipfel allen Glückes.

Versuchen wir nun, die künstlerischen und literarischen Eigenschaften dieses ersten Vertreters des Schelmenromans festzulegen. Man hat schon der Inhaltsangabe entnehmen können, daſs das Interesse des Werkes gegen den Schluſs zu abnimmt. Die drei ersten Kapitel, vom Blinden, Geizigen und Junker, sind breit ausgeführt, das vierte Stück umfaſst nur neun Zeilen; dann erhebt sich die Erzählung wieder bei der Schilderung des Ablaſsschwindels, um nachher in den kurzen letzten Teilen zu verflauen. Der Schluſs ist unbefriedigend; eine Ausruferstelle und ein Weib, dessen Tugend nicht über jeden Makel erhaben ist, haben nie für das höchste zu erstrebende Ziel eines Bürgers gegolten, der mit so scharfem Verstande gesegnet ist. Die spätere Tradition hat auch willkürlich und ohne den lockeren Rahmen zu sprengen ein Kapitel angeschweiſst, von dem ich nachher



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sprechen werde. Und es sind eine Reihe von Abenteuern als zweiter Teil hinzugedichtet worden. Die ursprüngliche Fassung verrät einen bestimmten, aber nicht strikt durchgeführten Plan mit einem guten Anfang und einem schlechten Schlufs. Aber die vier mit feinem Humor und sicherem Blick für das Eigentümliche und Malerische der vorgeführten Menschenklassen ausgesponnenen Teile haben darüber hinweggetäuscht. Sie haben bewirkt, dafs die Erzählung heute, nach 350 Jahren, kaum etwas von ihrer alten Lebendigkeit eingebüfst hat. Ein Stück Spaniens und des Lebens zugleich. Wer denkt bei den ersten Hungerepisoden nicht an die zerlumpten Kinder Murillos, die so gierig essen! Der Armeleutegeruch, den das Buch besitzt, gibt ihm einen modernen Anstrich. Der Stil ist von einer Anschaulichkeit, die vergessen läfst, dafs der *Lazarillo* lange vor der Zeit geschrieben wurde, wo die Romantik das charakteristische Merkmal zu betonen lehrte. Dafür nur ein Beispiel (es ist die Rede vom Ablafskrämer, der Gott bittet, den epileptischen Schutzmann zu heilen): 'Mein Herr kam mit dem Kreuz und Weihwasser, sang dann über ihm, hob die Hände und die Augen zum Himmel empor, so dafs von letzteren nur noch ein bifschen Weifses zu sehen war.' Es ist auch ein Anflug von Preziosität zu verspüren, z. B. in jener Stelle, wo Lazarillo sagt, dafs er beim Geizigen nicht imstande gewesen wäre, ihm einen Pfennig zu entwenden während der ganzen Zeit, da er bei ihm lebte oder vielmehr starb. Mit Dingen der Kirche wird gelegentlich ein kokettes Spiel getrieben. Als Lazarillo im zweiten Kapitel einen Kesselflicker sieht, der ihm einen Schlüssel zur Brottruhe verschaffen kann, meint er, Gott habe ihn wohl selbst in solcher Verkleidung als Engel zu ihm gesandt, und er wird vom heiligen Geist erleuchtet, indem er ihm sagt, er habe den Schlüssel verloren und müsse ihn ersetzen, um nicht geprügelt zu werden. Und manche feine Bemerkung wird eingeflochten, die einen Mann von Bildung voraussetzt, was auch die Erwähnung von Plinius, Cicero, Galenus, Alexander dem Grofsen, Penelope und Ovid bestätigt. Wer so erzählt, ist ein Meister des Wortes.

Literarisch ist dieser Schelmenroman die fingierte Autobiographie eines *pícaro,* eines geriebenen Burschen aus dem niederen Volke, der sich durch verschiedene dienende Stellungen zu einer relativen Selbständigkeit hinaufarbeitet. Leider ist die Etymologie des Wortes *pícaro* noch nicht aufgehellt; vielleicht würde sie über den Ursprung der Hauptfigur dieser Romane Licht verbreiten. Was bis jetzt darüber vorgebracht wurde, ist wenig überzeugend. Ist es reiner Zufall, wenn dieses Wort äufserlich und innerlich an Figaro erinnert, den bekannten spanischen Vertreter des *tiers état* in Beaumarchais' Lustspielen, der als

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

gewandter Allerweltskerl immer eine Ausflucht bereit hat, immer alle Fäden in seiner Hand behält? Lazarillo ist im Grunde ein schlecht erzogener und wenig ehrenhafter Mensch, der sich aber durch seine Findigkeit, seinen Mutterwitz, auch durch sein Pech unsere Sympathie erwirbt. Im ersten Schelmenromänchen spielt er nur in den zwei ersten Kapiteln eine aktive Rolle, er ist der Held der Abenteuer und erzählt sie mit der prahlerischen Gebärde des Volkes. Beim Junker wird er passiv, an der Geschichte des Ablaſskrämers hat er gar keinen Anteil mehr. Auch in dieser Beziehung hat unser Werk etwas Unfertiges an sich, den Habitus einer Anfangsentwicklung.

Und dasselbe läſst sich von der allgemeinen Tendenz sagen. Man hat im *Lazarillo* die Lehre erblicken wollen, daſs man es von rohen Anfängen aus durch Witz und Verstand zu einer achtbaren Stellung bringen könne, eine Glorifikation des untersten Standes, eine Rache des Niedriggeborenen an den vom Schicksal Privilegierten. Aber müſste diese These, wenn sie wirklich dem Romänchen zugrunde läge, nicht energischer verdeutlicht sein? Wir haben schon gesehen, daſs das letzte Lebensstadium Lazarillos ein zweifelhaftes Glück darstellt; wir haben nicht das Gefühl, daſs er nun wirklich gut versorgt und keinen Fährlichkeiten mehr ausgesetzt sei. Gewiſs, der gescheite Bursche ist dem darbenden Junker, der nur darauf bedacht ist, sein Prestige zu wahren, überlegen, und der Autor spricht bei dieser Gelegenheit das treffende Wort aus: 'Du lieber Gott, wie viele seinesgleichen mögen über die Erde zerstreut sein, die um eines Unsinns willen, den sie Ehre nennen, erdulden, was sie um deinetwillen nicht erdulden würden.' Steht aber Lazarillo im ganzen, langen, ersten Kapitel, das entschieden den Kern bildet, aus dem heraus sich das Ganze entwickelt, wirklich einem Höhergestellten gegenüber? Gehören nicht der Blinde und sein Führer derselben Volksschicht an? Der Verfasser stellt sich deutlich auf den Standpunkt des Volkes, es ist aber keine Rede davon, daſs die anderen Klassen seine Peiniger wären. Ist überhaupt dieser erste Schelmenroman eine Satire der damaligen Zustände, mit bewuſster Absicht? Morel-Fatio, der gelehrte Vertreter des Spanischen an der Pariser Universität, schreibt in der ersten gründlichen, wissenschaftlichen Untersuchung über den *Lazarillo*: 'Et le fonds ne vaut pas moins. Que représente, en effet, cette trilogie — portraits de l'aveugle, du prêtre et du pauvre gentilhomme — sinon, en raccourci, la société espagnole du XVI^e^ siècle, dont *toutes* les variétés se ramènent sans trop de peine à ces trois types du gueux, de l'homme d'église et de l'homme d'épée?' Trägt man auf diese Weise nicht etwas zu Groſszügiges in unser Büchlein hinein? Für meinen Teil kann ich nur im armen Edelmann eine Figur erblicken, die für Spanien charakteristisch ist, zur Zeit, da



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

es eine Weltmacht wurde, in dem die Sonne nie unterging, und unter glänzendem Äuſseren ein himmelschreiendes Elend verbarg. Blinde Bettler hingegen und geizige Geistliche gehören allen Ländern an. Von einer mit klarer Berechnung aufgestellten Trilogie kann schon deshalb keine Rede sein, weil auſser den genannten Personen auch andere auftreten. Und der Bettler darf kaum als charakteristischer Vertreter des Volkes angesehen werden. Ist dieser Vertreter nicht Lazarillo selbst, der als der vierte, hier von Morel-Fatio übergangene, die Trilogie stört? Wir müssen das Werk nehmen, wie es aus den Händen seines Verfassers hervorging, und dürfen nicht allein auf die drei ersten Kapitel abstellen. Als Ganzes stellt es nur einen Anlauf zur satirischen Schilderung der Stände dar und bleibt auch in dieser Beziehung auf halbem Wege stehen. Das ganze grundlegende Anfangskapitel ist keine Satire, sondern dient lediglich der Kurzweil. Das gegenseitige Überlisten des Blinden und seines Knaben ist altes Schwankmaterial, das man sich längst in den Schenken, auf der Gasse und Bühne vorsetzte. Die Satire des knauserigen Pfarrers mit der Truhe hat wenig Galliges. 'Der Pfaffen Sack ist teiffe' (tief), heiſst ein Walliser Sprichwort; 'Pfaffengierigkeit und Gottes Barmherzigkeit währt in alle Ewigkeit' ein anderes, wohlbekanntes. Die Rollen des Geizhalses und des ihn betrügenden Jungen sind so verteilt, daſs wir keinem völlige Sympathie darbringen können. Dieses zweite Kapitel hat ganz das Äuſsere eines alten Fabliaus. Nur durch die Hinzunahme der perfiden Ablaſskrämerei und des verdeckt der Unsittlichkeit angeklagten Erzpriesters gewinnt das Bild des Geistlichen eine nicht zu leugnende Schärfe. Die Satire des Adels, dem weiter nichts als seine hohle Standesehre vorgeworfen wird, ist harmlos und weckt mehr Mitleid als Schadenfreude. Man versuche, im *Lazarillo* alle Stellen anzustreichen, die man satirisch deuten kann, und man wird wenig genug finden. Ich kann mich nicht enthalten, darin ein Büchlein zu erblicken, dessen Zweck mindestens ebensosehr die Unterhaltung als die Geiſselung der Zustände damaliger Zeit war. Dadurch, daſs der Verfasser derselben leuchtende, satte Farben entlehnt, entsteht allerdings ein getreues Kulturbild, in dem man Spanien im 16. Jahrhundert deutlich zu sehen bekommt. Ein Grundzug des Schelmenromans überhaupt, vom allerersten an, ist die Darstellung realen Lebens. Er ist eine neue Form des alten Abenteuerromans, der mit Gewalt in die Sphäre des Möglichen hinabgezogen wird. So ist tatsächlich der kleine Lazarillo de Tormes zum ersten modernen Realroman geworden und steht an der Spitze einer ungeahnten, überreichen Entwicklung.

Die Novela picaresca ist also, um es zu wiederholen, das Lebensbild eines armen Schluckers, der in untergeordneter Stel-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

lung seinen Vorteil, wenn auch nicht immer seine Ehre, wahrt. Die dienende Stellung ist nicht unwesentlich, und es ist kein Zufall, wenn Goethe noch dem deutschen *Gil Blas* oder 'Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses' die Worte vorausschickt: 'Man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksburschen nennen.' Bei der Lektüre wendet sich das Interesse bald den Listen und Ränken der Hauptperson zu, bald dient diese nur als Vorwand, um die verschiedenartigsten, der Wirklichkeit nachgezeichneten sozialen Bilder zu entrollen. So war es beim ersten Vertreter der Gattung, und so ist es auch geblieben. Es ist ein Zwitterroman, dessen zentrale Figur oft, wie beim *Gil Blas* des Lesage, gar nicht zu fesseln vermag. Das Wort *vida* tritt häufig in den Überschriften der folgenden Schelmenromane auf: *Vida del picaro Guzmán de Alfarache* von Mateo Alemán (1599), *Relaciones de la vida del Escudero Marcos de Obregón* von Vincente Espinel (1618) usf. Aber diese *vida* ist meist keine Entwicklung, sondern zerfällt in eine Reihe von Begebenheiten, die durch die Anwesenheit des *pícaro* notdürftig zusammengehalten werden. Satire braucht nicht damit verbunden zu sein.

Die aufgestellte Definition paſst auf alle spanischen pikaresken Romane, die alle dieselben Vorzüge und Fehler haben, und die alle von ihrem kleinen Herold Lazarillo ausgestochen worden sind. Sie paſst mehr oder minder auch auf die fremdländischen Nachahmungen, auf Sorels *Francion*, Scarrons *Roman comique*, Lesages *Gil Blas*, auf Fieldings und Defoes Romane (des letzteren *Robinson* und seine Familie ist eine Variante des Schelmenromans), auf Grimmelshausens *Simplicissimus* (der allerdings auch phantastische Abenteuer auftischt, die der Fortsetzung des *Lazarillo* von Juan de Luna nachgebildet sind, und der dem Grundsatz huldigt: 'Es hat mir wollen behagen, Mit Lachen die Wahrheit zu sagen', was unser gleichnamiges Witzblatt oft gar zu blutig genau auslegt), und so weiter herunter bis auf unsere Romane: *Rahonis Protektion* von Grete Auer, Wilhelm Schussens *Vincenz Faulhuber* (1907), wo der Held es vom Gehilfen eines Gymnasialpedells bis zum gefürchteten Redakteur einer angesehenen Zeitung bringt, Paul Ilgs *Landstörtzer* (1909) u. a. m.

Nachdem wir eine allgemeine Definition aufgestellt haben, wird es leicht sein, eine Reihe von Quellen, die man geltend gemacht hat, a limine abzuweisen. Am eingehendsten hat sich damit beschäftigt Chandler im ersten Bande seines Werkes *Romances of roguery* (New York 1899). Er macht auf gewisse Elemente der antiken Literatur aufmerksam, so auf den verschmitzten Sklaven und Parasiten der alten Bühne, auf den Emporkömmling Encolpius im *Satyricon* des Petronius Arbiter, auf den Lucius im Roman *Asinus aureus* des Apulejus, der immer seinen Meister wechselt. Es ist keine Frage, daſs die genannten latei-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nischen Werke im 16. Jahrhundert bekannt waren. Der *Goldene Esel* wird in mehreren Schelmenromanen sogar zitiert. Aber mehr als eine entfernte Verwandtschaft besteht zwischen diesen Figuren des Altertums und dem Lazarillo nicht, der einen biographischen oder zum mindesten zyklischen Charakter aufweist. Zyklische Gestalt hat zwar der *Goldene Esel,* aber da handelt sich's nicht um einen Diener, der die Stellung wechselt, sondern um einen in einen Esel verwandelten Menschen. Zwischen des Apulejus geistreicher Metamorphose und der derben Wirklichkeit des Lazarillo liegt ein Abgrund. Für die zyklische Form lagen mittelalterliche Beispiele viel näher. Chandler erwähnt selber den Fuchsroman, dann die Satire gewisser Stände, die Totentänze. Doch aus allen diesen mehr phantastischen Dichtungen erwächst nicht notwendigerweise ein Lazarillo. Das wichtigste Vorbild bleibt für mich der damals seit Hunderten von Jahren beliebte Abenteuerroman, der besonders in Deutschland, im *Pfaffen Amis,* im *Pfarrherrn von Kalenberg, Peter Leu* usw., eine volkstümliche Form angenommen hatte, die dem Schelmenroman sehr nahe kommt. Eines gebe ich aber Chandler gern zu: daſs der Stoff in seinem Grundzug mittelalterlich ist, daſs er also nur etwa in seiner humorvollen Weltbetrachtung als ein Produkt der Renaissance angesprochen werden darf.

Jakob Ulrich hat im zweiten Bande der Sammlung *Romanische Meistererzähler* eine Anzahl von sogenannten romanischen Schelmennovellen verdeutscht, unter anderen auch den *Lazarillo.* Es war eines seiner letzten Werke, 1905. Er beginnt seine Einleitung: 'Wer einem Besitzenden einen Teil seines Raubes entreiſst, wer einem, der sich da weise wähnt, einen witzigen Streich spielt, wer einem Höherstehenden ohne Grund eine Schmach antut, wer mit List ein Weib in seine Arme zwingt, der hat zu allen Zeiten nicht umsonst auf Bewunderung gerechnet.' Das ist nach ihm das Thema der Schelmennovelle. Wir müssen eine so weit gefaſste Definition ablehnen, wenn wir den wissenschaftlichen Boden nicht verlassen wollen. Ulrich betrachtet als Ahnen des Lazarillo-Romans die Geschichte Polyphems, des indischen als Gott Wischnu verzauberten Webers, den italienischen Schwank vom *Grasso legnaiuolo,* dem von Fremden angegeben wird, er sei gar nicht mehr er selber, sondern ein anderer, und der es zuletzt glaubt (daraus hat Geibel seine allerliebste Komödie *Meister Andreas* gemacht; davon ist auch ein Stück in Shakespeares *Bezähmung der Widerspenstigen* hinübergeflossen), ferner die *Drei Blinden von Compiègne,* die von Studenten überlistet werden, oder *Barat und Haimet,* die altfranzösische Erzählung von drei Dieben, die einander immer wieder um einen Schinken prellen, und ähnliches mehr. Nach diesem Maſsstab wäre jedes Märchen, jede Sage, jede Posse, wo

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

eine Überlistung vorkommt, ein Schelmenroman oder ein Ansatz zu einem solchen. Damit kommen wir ins Uferlose. Ulrich ist in einem Grundirrtum befangen, in den er durch die ungenaue Übersetzung des spanischen Ausdrucks *novela picaresca* geraten ist. *Novela* bedeutet im 16. Jahrhundert eher Roman denn Novelle. Eine Schelmennovelle gibt es überhaupt nicht. Vereinzelte gute Streiche haben mit dem Schelmenroman keine literarische Beziehung, verhalten sich nicht zu ihm wie 1 zu x. Nicht einmal den altfranzösischen Roman *Trubert* des Douin de Lavesne, wo eine Serie unanständiger, die Grenze der Möglichkeit überschreitender Späſse, die der Held begeht, aneinandergereiht sind, lasse ich als Schelmenroman gelten. Was haben diese auf ein Schnürchen gezogenen Koprolithen mit dem lebensvollen Lazarillo zu schaffen, der seine Bosheiten nicht aus purem Mutwillen verübt, wie Trubert, sondern in Notwehr, und der in mehreren Teilen des Romans zum stillen Dulder und Betrachter wird. Man darf einigermaſsen überrascht aufschauen, wenn Ulrich am Schlusse seiner Einleitung gesteht, daſs im Grunde die angeführten Geschichten mit dem *Lazarillo* nicht viel gemeinsam haben.

Wir verkleinern das Verdienst des unbekannten Verfassers unseres ersten wirklichen Schelmenromans, wenn wir ihm so viele Vorläufer mit Unrecht zur Seite stellen.

Anderseits dürfen wir dieses Verdienst auch nicht, was die Erfindung des Stoffes anbelangt, zu hoch einschätzen. Und so komme ich auf die positiveren Nachweise von Vorlagen zu sprechen, die besonders von Morel-Fatio in der bereits erwähnten Studie seiner *Etudes sur l'Espagne,* I[re] série, 2. Aufl., 1895, und von Foulché-Delbosc in der *Revue hispanique* vom Jahre 1900 vorgeschlagen wurden.

Morel-Fatio hat entdeckt, daſs die Geschichte des Ablaſskrämers eine selbständige Bearbeitung eines Stoffes ist, der schon in einer Novelle des Neapolitaners Masuccio verwertet wird, wo ein Geistlicher mit einem vermeintlichen Arm des heiligen Lukas Unfug treibt. Er hat ferner darauf hingewiesen, das Kapitel mit dem Blinden sei ein Thema altfranzösischer Farcen und des spanischen Volkstheaters. Es existiert ein altfranzösischer roher Dialog aus Flandern von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts (jetzt von Roques in den *Classiques français du moyen âge* neu herausgegeben), der einen Blinden und einen Knaben in Szene setzt. Was sie sich sagen, berührt sich nicht mit dem Text des *Lazarillo,* aber der Junge verfährt schlecht mit dem Blinden, und die kleine Szene von 265 Versen läſst auf weitere Verbreitung des Themas im alten Frankreich schlieſsen. G. Cohen zeigt eine Studie darüber in der *Romania* an (vgl. jetzt *Rom.* XLI 346).

Foulché-Delbosc nun hat in einem handschriftlichen *Liber facetiarum et similitudinum* von Madrid, dessen verschiedene Teile

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

vor und nach dem *Lazarillo* verfaſst wurden, einige zwar nicht wörtliche Anklänge an den *Lazarillo* gefunden, auch eine Anekdote, deren Held ein Lazaro de Tormes ist, und die im Roman fehlt. Das läſst schon vermuten, daſs im Volke noch weitere Geschichten über einen Lazaro als einer Art von Eulenspiegel im Umlauf waren. Zwei Episoden des Kapitels vom Blinden sind von Fernan Caballero (hinter diesem Namen verbarg sich eine talentvolle Schriftstellerin Spaniens) in Andalusien als Volkserzählungen wiedergefunden worden. Nun ist ja der erste Gedanke der, daſs diese Erzählungen aus dem *Lazarillo* selbst stammen, aber sie weichen in der Form ab, und die eine (die Geschichte vom Blinden, der gegen einen Stein springt) findet sich in derselben Gestalt in einem Theaterstück, das wahrscheinlich vor dem *Lazarillo* geschrieben wurde.

Ich möchte hier beifügen, daſs ich dieselbe auch in der französischen Schweiz fand, nämlich in einer Nummer des *Conteur vaudois* vom Jahre 1877 und in einer des *Valais romand* von 1898, und zwar in Formen, die deutlich auf mündliche, vom *Lazarillo* verschiedene Tradition weisen. Ich drucke den ersten Text um seiner Kuriosität willen hier ab und lasse eine Übersetzung folgen:

Lo novieint et son valet.

On vaurein avâi on pére qu'étâi novieint, que cein lâi étâi arrevâ on dzo que fasâi châotâ dâi pierrès, que quand l'eut fé lo perte, lâi vaissâ la pudra, et à l'avi que vollie la tampounâ, onna frâisa dè tabâ allumâ tchese pè la portetta dâo couvai dè son chetsemoqua, et fffou! ... cein fe 'na voilâïe que l'ébornïa et sein lo pas que reve bé.

Son vaurein dè valet lè lâi fasâi totès et iena per dessus. On dzo que le vîlho étâi saillâ, son lulu s'ein va-te pas accrotsi onna bocllia dè sâocesse âi tchoux à la tsemenâ, et sè met à la couâire dein lo coquemâ. Quand lo pére revegne à l'hotô, sè met à reniclliâ: Mâ! mâ! que fâ, t'as onco robâ onna sâocesse, tsancro dè mâtin!

— Oh que na!

— Que na, s'on diablio! est-te que la cheinto pas?

Et lâi fe cauquiès bounès remâofâïes que ne firon pas bin dè l'effé coumeint vo z'allâ vâirè, kâ lo leindéman que dévessont allâ ti dou défrou, pâsson pè on cheinda po allâ âo drâi et à 'na pliace iô y'avâi onna chaudze qu'avâi 'na grossa fonda, lo crapaud minè lo vîlho drâi contrè et lai fâ: Pére! y'a quie 'na golhie; eimbriyî-vo po la châotâ! Lo vîlho s'eimbriye, et panf! ... s'einbonmè contrè cllia chaudze et lo vaiquie étai lè quatro fai ein l'ai.

Eh tsancro dè guieux, que dit lo pourro vîlho ein sè reléveint, n'aré portant jamé atteindu clliaque dè tè.

— Oh! ma fâi tant pi por vo, que repond lo bandit; vo z'âi bin cheintu la sâocesse hiai, vo dévessâ cheintrè la chaudze assebin! (*Conteur vaudois* 1877, N° 28, Waadtländer Dialekt.)

Der Blinde und sein Sohn.

Ein Nichtsnutz hatte einen Vater, der blind war, was ihm zugestoſsen, als er eines Tages Steine sprengte: als er nämlich das Loch gemacht hatte und das Pulver hineinschüttete und das Loch verstopfen wollte

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

fiel ein wenig brennender Tabak durch die Öffnung seines Pfeifendeckels, und pfuh! ... das verursachte eine grofse Flamme, die ihn blendete, und niemals sah er wieder hell.

Sein Schlingel von einem Sohn spielte ihm alle erdenklichen Streiche (wörtlich: alle und einen obendrein). Eines Tages, als der Alte hinausgegangen war, hängt da nicht sein Tunichtgut ein paar Würste im Kamin ab, um sie im Kessel zu kochen! Als der Vater heimkam, begann er zu schimpfen: Ei, ei! sagt er, was tust du? Du hast wiederum eine Wurst gestohlen, du verdammter Hund!

— Warum nicht gar!

— Warum nicht gar! Zum Teufel! Rieche ich es denn nicht?

Und er zankte ihn gehörig aus, was nicht grofsen Eindruck machte, wie Ihr sehen werdet; denn am nächsten Tage, als sie beide ausgehen mufsten, nehmen sie einen Fufsweg, um abzuschneiden, und an einer Stelle, wo eine Weide mit dickem Stamme stand, führt der Schurke den Alten gerade darauf zu und sagt ihm: Vater, hier ist eine Pfütze, nehmet einen Anlauf, um hinüberzukommen! Der Alte holt aus, und plumps ... da fährt er gegen die Weide und liegt am Boden, mit allen vieren gen Himmel gestreckt.

Du elender Gauch, sagt der arme Alte, indem er wieder aufsteht, das hätte ich doch niemals von dir erwartet.

— Ei, das geschieht Euch recht, antwortet der Strick; Ihr habt doch gestern die Wurst gerochen, Ihr hättet auch die Weide riechen sollen!

Die Walliser Fassung setzt einen Blinden und seinen Führer in Szene. Der erste will, dafs der Bursche nicht nur das Geld, sondern auch die Wurst mit ihm teile, die er erhalten hat. Der andere will nichts von der Wurst wissen und läfst den Blinden (die Motivierung ist schlecht) gegen einen Nufsbaum springen. Der Schlufseffekt ist der nämliche: ‘Deine Nase ist nicht fein genug, sagt der Geselle; sonst hättest du gemerkt, dafs die Wurst keine Fettwurst war, sondern eine Blutwurst, mit einem ganz anderen Geruch als dem von Nufsbaumrinde.’

Wer diese Fassungen mit der derben, aber ungemein grotesken Wurstgeschichte im *Lazarillo* vergleicht, die in allen Nebenumständen abweicht, erhält den Eindruck, dafs eine direkte Abstammung der modernen Anekdoten vom spanischen Original kaum annehmbar ist. Wir haben es hier offenbar mit einem internationalen Possenmotiv zu tun, das mit geringer Mühe sich leicht überall belegen liefse.

Für die Ubiquität des Stoffes zeugen auch folgende Gründe: In den Menechmen von Timoneda, von 1559 (*Lazarillo* wahrscheinlich 1553), sagt ein Arzt von seinem Diener: er ist ein Bruder des Lazarillo de Tormes, welcher 350 Meister hatte. Das scheint doch deutlich eine Anspielung auf eine damals in Spanien populäre Figur zu sein. Jusserand hatte schon 1888 im *Athenaeum* sieben Bilder nachgewiesen, die er in einer englischen Handschrift des 14. Jahrhunderts entdeckt hatte und die einen Blinden und einen Knaben zum Gegenstand haben. Nur das erste stimmt sicher zu einer Szene des *Lazarillo*. Endlich lautet eine Stelle in Shakespeares *Viel Lärm um nichts* (Akt II,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Szene 1): 'Oho, Ihr seid ja wie der blinde Mann; der Junge stahl Euch Euer Essen, und Ihr schlagt gegen den Pfeiler.' Es ist kaum anzunehmen, dafs der englische Dichter hier nach dem *Lazarillo* zitiert, den seine Zuhörer kaum kennen. Er würde in diesem Fall auch nicht *the boy*, sondern Lazarillo sagen. Vermutlich meint er Gestalten des damaligen Volkstheaters. Auch in Cervantes' *Don Quixote* wird auf eine Szene des *Lazarillo* angespielt, wiederum aus dem ersten Kapitel. Und zwar braucht Cervantes in einem Gedichtchen, in dem er immer die letzte Silbe des Reimwortes wegläfst, die sonderbare Form *Laci-*, die mir nicht direkt von *Lazarillo* herzustammen scheint. Die Verse lauten:

| | Übersetzung Lausers: |
|---|---|
| No se me escapó ceba- | Nie entging mir Stroh und Ha- |
| Que esto saqué á Laci- | Das lernt ich von Lazari- |
| Cuando para hurtar el vi- | Der ein'n Halm wufst einzuschie- |
| Al ciego le dé la pa- | Dafs ihm Wein lief in den Schna- |

Ein Pendant zum armen Edelmann kann man im Don Furón des Theaters von Juan Ruiz († 1639) erblicken. Vielleicht haben wir es auch hier mit einem dem Volke wohlbekannten Typus zu tun, einem Grafen von Habenichts.

Kurz, aus alledem scheint mir deutlich hervorzugehen, dafs ein grofser Teil des ältesten Schelmenromans aus Volksüberlieferungen hervorging, und zwar weisen einige Fäden nach Frankreich als dem Lande, wo diese Traditionen zuerst Wurzel fafsten. Ist es nicht natürlich, dafs der mit gutem Humor sich durchschlagende pícaro, eine Art déclassé, ein self made man, der zu Ehren kommt, ein Landstörtzer, wie er in deutschen Romanen immer noch heifst, eine Schöpfung des Volkes selbst sei, das sich dieses Denkmal setzte? Liegt darin nicht eine Erklärung der raschen Beliebtheit, die der Lazarillo erlangte? Auch die in der Burgos-Ausgabe verwendete Schrift und Illustration sprechen für ein Volksbuch. Vielleicht läfst sich auf diesem Wege auch das Geheimnis der Anonymität des Lazarillo erklären. Wie wäre es, wenn der Verfasser nur ein bescheidenes Sammelwerk vorgenommen hätte, das er mit halbem Erfolg, wie wir sahen, in eine künstlerische Form zu zwingen versuchte? Blofs die drei ersten Abschnitte haben literarische Abrundung erfahren — denn so weifs das Volk nicht zu erzählen —, das übrige ist flüchtig skizziert. Der von seiner Arbeit nicht völlig befriedigte, gebildete Sammler hielt es nicht für gerechtfertigt, seinen Namen darunter zu setzen. Hat nicht der grofse Rabelais selbst die erste noch in den Volkstraditionen befangene Form seiner *Grandes et inestimables chroniques du grand et énorme géant Gargantua* 1532 in Lyon anonym herausgegeben? Man hat beim *Lazarillo*, um das Chiaroscuro der Verfasserschaft verständlich zu machen, an

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die darin enthaltene Satire der Geistlichkeit gedacht, die ihm Schweigen auferlegt hätte. Aber die Inquisition hat das Büchlein einige Jahre unbeanstandet gelassen, nichts gegen die Drucker unternommen, und kein Zeitgenosse nennt den Autor dieser neuen schriftstellerischen Tat, die offenbar gar nicht als so neu und so wichtig empfunden wurde. Man hat sich auch bald nach dem Erscheinen des *Lazarillo* willkürliche Zusätze und Fortsetzungen gefallen lassen. In der Vorrede spricht der Verfasser von einer Art Auftrag, den er von einem Gönner erhalten hätte. Mit der Annahme einer volkstümlichen Grundlage geht allerdings die direkte Beziehung des Romans auf die spanischen Zustände der Mitte des 16. Jahrhunderts teilweise verloren, aber das Büchlein büſst nichts von seinem künstlerischen Werte ein.

Unter solchen Umständen sind alle Versuche, den Roman bestimmten Persönlichkeiten zuzuschreiben, aussichtslos. Seitdem Morel-Fatio gezeigt hat, wie wenig er zum vornehmen, gelehrten Diplomaten, Historiker und Sammler griechischer Handschriften Diego Hurtado de Mendoza paſst, sollte man wirklich aufhören, den Glauben an diese Autorschaft weiterzuverbreiten. Ein Mann, der mit Päpsten unterhandelte und eine Zeitlang Höfling Philipps II. war, kann unmöglich der literarische Pate des Lumpen Lazarillo gewesen sein. Er wird übrigens erst 1607 zum erstenmal in einer Mainzer Ausgabe eventuell als Verfasser genannt. Dann schreiben es alle nach. Auch der spätere Ordensgeneral Ortiga, der als Student in Salamanca den *Lazarillo* verfaſst haben soll, hat gewiſs kein Anrecht darauf. Er ist nicht das Werk eines Studenten und zukünftigen Geistlichen. Dieses Gerücht taucht auch erst fünfzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buches auf, in der verdächtigen Form eines M a n s a g t. Vielleicht zwingt der Satz im Beginne des dritten Kapitels: ‘dí conmigo en *esta* insigne ciudad de Toledo’ (ich schleppte mich hieher in die berühmte Stadt Toledo), die Abfassung des Buches nach Toledo zu verlegen.

Es bleibt mir noch übrig, kurz die weiteren Schicksale des *Lazarillo* zu erzählen. Schon 1555 erscheint in Antwerpen eine *segunda parte* von einem unbekannten Fortsetzer. Man kann sich keinen krasseren Gegensatz denken als den, der zwischen dem Original und diesem stümperhaften Machwerk besteht. Der arme Lazarillo macht hier die wundersamsten und unmöglichsten Abenteuer durch. Er wird unter anderem in einen Thunfisch verwandelt. Was sich das Publikum nicht alles gefallen läſst! 1559 wird der *Lazarillo*, offenbar wegen der Geschichte vom Ablaſskrämer, auf den Index gesetzt. Aber bald macht sich das Verlangen nach dem liebgewordenen Büchlein wieder geltend. Philipp II. mag vielleicht selber seinem Hofhistoriographen Juan López de Velasco den Auftrag gegeben haben, eine purgierte

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Ausgabe zu veranstalten. So entstand 1573 der *Lazarillo castigado,* mit Weglassung der für die Geistlichkeit kompromittierenden Stellen und des zweiten Teils. Die Ausgabe, die 1831 in Madrid erschien, ist immer noch gekürzt.

Eine Ironie des Schicksals wollte, dafs der *Lazarillo castigado* nun geradezu als kleines Sittenbuch sehr häufig mit dem *Galateo español* des Lucas Gracian Dantisco zusammen erschien, einem Buche, das ein Führer für feinere Gesittung sein will. So wurde der alte Schelm verbiedermeiert.

1620 wird in Paris der prächtige Stil des alten Büchleins durch den Sprachlehrer Juan de Luna modernisiert, der zudem, mit etwas besserem Geschmack als der erste Fortsetzer, aber gar nicht mit unserer Billigung, einen neuen, zum Glück nicht mehr anonymen zweiten Teil ansetzte.

Seit dem Jahre 1561 figuriert am Schlusse des ersten Teils meist eine Szene, die dem Roman weder zu einem besseren Abschlufs verhilft noch seinen künstlerischen Wert erhöht, die aber offenbar rasch die Gunst der Leserwelt errang. Das ist die Szene, wo Lazarillo mit deutschen Landsknechten zusammentrifft, die sich gern von ihm in die besseren Weinkneipen führen und ihn zum Dank gratis mittrinken lassen. Wenn er bezahlen will, heifst es immer: *Nite, nite, asticot, lanz.* Die Herausgeber haben sich über dieses Kauderwelsch den Kopf zerbrochen. Ich denke, wir Schweizer werden gern in diesen fröhlichen und trinkfesten Kumpanen Landsleute erblicken und in den angeführten Worten etwas gut Alemannisches wiedererkennen, etwa ein *Nīt! Nīt! Hass di Gott! lahnt's!*[1]

[1] Das heifst: *Nichts! Nichts! Hafs dich Gott! lafst es!* — *Hafs dich Gott!* ist eine früher geläufige, abwehrende Interjektion (cf. *Rom.* 1903 p. 444).

Zürich. L. Gauchat.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Kleinere Mitteilungen.

## Das faule Weib.

Im Wipptal südlich von Innsbruck und in den angrenzenden Gegenden ist es Volksbrauch, einem neuvermählten Paar oder schon am Polterabend das 'Faule Weib' zu singen, nicht zum Spott, sondern als eine spaſshafte Aufmerksamkeit. Ein Bauernbursche macht den Vorsänger, und die anderen fallen in der Weise eines Gassenhauers ein. Jeder Strophe samt Refrain folgt ein kurzes Katzenmusikkonzert, untermischt mit Lachen, Klatschen und Beifallsgeschrei der Zuhörer. Die näheren Umstände wechseln. Es ist Sitte, die Sänger am Schluſs zu bewirten. Der folgende Text wurde mir von Frau Direktor Karoline Sonvico in Lans freundlichst mitgeteilt, so wie die Vorsteherstochter Anna Siegwein im genannten Dorfe ihn singt. Von einem anderen Text, den Alois Wurnig in den 'Innsbrucker Nachrichten' vom 3. Juni 1911 veröffentlichte, füge ich die Varianten bei.

I.

Iatzt kimmt die lustige Voſsnochtzeit,
Do gian drei Baurn spaziern.
Der erste hot an braven Knecht,
4 Der zwoate a stolze Diarn, jo Diarn.
(Refrain: Der zwoate a stolze Diarn.)

II.

Der dritte hot a faules Weib,
Der mog wohl traurig sein,
Mog alle morgens frua auf stöhn
8 Und selber kennten ein, jo ein.

III.

Der Bauer gieng zum Holz hinauf,
Um Mittag wiederum hoam,
Do lag sein faules Weib im Bött
12 Und ströckt dos ihrige Boan, jo Boan.

IV.

Der Bauer gieng zur Kirche hin
Und kloget Gott sei Noat:
O lieber Gott, O reicher Gott,
16 Schick mir mei Weib in Toad, jo Toad.

V.

Und ols der Baur nach Hause kam,
Do lag sie auf der Bonk;
Er knielt sie vor ihr nieder
Und sog Gott Lob und Donk, jo Donk. 20

VI.

Der Bauer gieng zum Nachbar hin
Und bittet ihn recht schean,
Er möcht sei Weib in Friedhof drogn,
Er weard ihn fleiſsig loan, jo loan. 24

VII.

Und wie's zu dem Friedhof kammen,
Wars Grabl schon bereit:
Iatzt werft sie nur hinein ins Groab,
Dös olte Roffelscheit, jo Scheit. 28

VIII.

Was doan mir den gien drau?
Dreihundert Fuader Stoan,
Daſs's ins nimmer auser kimmt,
Sonst lafft sie ins wiederum hoam, 32
jo hoam.

2 schopieren — 4 Onder — 6 Ear — 7 Muaſs Gschmorgets frua aufstian — 9 Der Monn der ging giahn holzen — 10 Zu Mittogzeit — 11 das — 13 Der Monn der ging giahn Kirchen — 15 O reicher Gott vom Himmel — 17 U. o. er von der Kirchn k. — 19 Do k. er — 21 Iatzt geaht der Monn — 22 r.] gor — 23 Sie möchtn sei Weible — 24 ihn] schu — 25 U. bold sie holt in Freithof kömmen — 26 Dos Grob war schun b. — 27 W. s. n. hinunter, — 29 W. müſs-mer denn drau füahrn? — 31 Sist konn sie mer wiedrum auferstiahn — 32 Noar gang sie mir w. h.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

IX.

Es stand jo kam drei Wochen on,
Hat er an onders Weib,
Die reicheri, die schienderi,
36 Dö hot an stolzen Leib, jo Leib.

X.

Es stand ja kam drei Wochen on,
Nam sie ihn schon beim Grinnt:
O reicher Gott von Himmel,
40 Wie hob i mi versinnt, jo versinnt.

XI.

Mei olts Weib hot mir göbn
Ollzeit mei Föderbött;
Dö geit mir a Tschibele Taxen,
44 Mogst liegen oder nit, jo nit.

XII.

Mei olts Weib hot mir göbn
Ollzeit mei Bratl und Fisch;
Dö geit mir a Tschibele Riebeskraut
48 Und stöllt mirs aufn Tisch, jo Tisch.

XIII.

Mei olts Weib hot mir göbn
Ollzeit mei Seidl Wein;
Dö geit mir a Schissele Suppn,
52 Koan Brockn duat sie mir drein, jo drein.

XIV.

Und wan die Bairin Kiechl bocht,
Vergunnt sie mir kam in Gschmoch;
Sie bindet mir olli Vieri zomm
Und hengt mi under's Doch, jo Doch. 56

XV.

Und als sie die Kiechl gebachen hot,
Da gieng sie obn hinauf;
Sie nam ein Knietl in ihrer Hond
Und schlug mir tapfer drauf, jo drauf. 60

XVI.

Der an greidigen Ocker hot,
Der braucht an Eisen-Pfluag;
Und der a faules Weibel hot,
Der hot zu Hause gnuag, jo gnuag. 64

XVII.

Und der a junges Weibel hot,
Der hot die gröſste Freud;
Und der an alten Teifel hot,
Der hot ja longe Zeit, jo Zeit. 68

XVIII.

Dörst enden bei dem Kastele
Do lafft a blaue Maus;
Wens erste Johr koa Bua nit war,
Dös war jo gor nit aus, jo aus. 72

XIX.

Und's faule Weib ist g'sungen,
Und's faule Weib ist goar;
Iatzt werft ins nur die Kreizer,
Sinst gangs ins auf a Hoar, jo Hoar. 76

33 Wohl st. es k. dreiviertl Johr on — 37 Wohl st. es — 38 Do n. — 39 Du — 40 hun — 42 mei Seitele Wein — 43 Dia *u. ö.* — Schüssele Suppa — 44 Koan Brockn tuat sie mar drein, jo drein. — 47 a Schüssele ruabas — 48 rennt marsch ei d. T. — 50 m. Föderbött — 51 Tschüppele Taxn 52 Konnst liegn oder nit — 53 Wenn m. W. die Küachelen bacht — XV *fehlt* — XVI *nach* XVIII — 61 Wen oar an — 62 Pirchen-Pf. — 63 Wenn oar an beasn Teufl hot — 64 Hot ear leicht Zuag g. — XVII *fehlt* — 69 Dorscht entn b. der Kastlestür — 70 Dörscht springt a blobe M. — 71 Und weil der Bauer der Maus zuaschaugt — 72 Loſst sie in Buabn ins Haus, jo Haus — *Danach*: Wenn oar an Stodl voll Heu hot, Weascht oan sei Kuah nit moger; Wenn oar a schiane Schwöster hot, So kriagt ear glei an Schwoger, jo Schwoger. — XIX Und iatzt, mei liaba Hansl, Wünschn miar da a guate Ruah, A Stubn voll rotzige Kinder, A rogges Broat dazua, dazua!

Berlin. A. B.

---

Eine sechzehnstrophige Fassung dieses Liedes aus dem Wipptale ward 1900 in der 'Zs. f. Volkskunde' 10, 203 mit der Melodie veröffentlicht, eine elfstrophige aus Gossensaſs eb. 10, 403 f., eine fünfstrophige aus Gottschee ('Umar um dai hailige Woschonkzait') bei Hauffen, 'Die deutsche Sprachinsel Gottschee' 1895 Nr. 117, endlich eine siebenstrophige aus Elbingenalp ('Iatzt geh i gehn

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in d' Kirchå') bei Kohl, 'Echte Tirolerlieder' 1899 Nr. 180. — Alle diese Fassungen gehen zurück auf die um 1530 auftauchende schwankhafte Ballade 'Do ich mein erstes Weib nam' (Erk-Böhme, 'Liederhort' Nr. 913; Hoffmann-Richter, 'Schlesische Volkslieder' 1842 S. 231; F. van Duyse, 'Het oude nederlandsche Lied' 2, 961) und die daraus erwachsene Umgestaltung vom Tod von Basel (Erk-Böhme Nr. 914, 'Zs. f. Volkskunde' 21, 84), in der ein Mann Erlösung von seinem alten Weibe ersehnt und findet, aber nachher von seiner zweiten, jungen Gattin weit Schlimmeres zu leiden hat:

> Das junge Weibel, das ich nahm,
> Das schlug mich alle Tag:
> Ach lieber Tod von Basel,
> Hätt' ich mein Alte noch!

Wenn nun die Tiroler Fassungen (abgesehen von der bei Kohl gedruckten) samt der Gottscheer und einer aus dem Kuhländchen (Meinert 1817 S. 20: 'Dos fuer a Pauer ou'm Acker naus') von einem faulen Weibe reden statt von einem alten, so mag dies durch das verbreitete Spottlied 'Wer so ein faules Gretchen hat' (Erk-Böhme Nr. 1556; E. John, 'Volkslieder aus dem Erzgebirge' 1909 Nr. 161) veranlaſst sein. Den Eingang von den drei Bauern haben nur die Wipptaler und die Gottscheer Version mit der oben gedruckten gemein.

Berlin. Johannes Bolte.

## Christ 779—866.

This passage in the Christ has occasioned much controversy among Old English scholars and is still one of the centers about which rage the disputes over the authorship and the unity of the poem, or poems. (Cf. 'The Christ of Cynewulf', ed. by Albert S. Cook, 2d impression, Boston, 1909; Introd. pp. XVI—XX.) Do lines 779—866 belong in Part II or Part III, of the Christ? Of which Part, accordingly, on the authority of the Runic signature in lines 797—807, is Cynewulf the author? Is any new light hereby cast on the question of the unity of Parts II and III? — Answers to these questions are attempted below, on the basis of certain facts which seem to have escaped consideration in connection with the source of lines 779—866. The line-by-line apportioning of text to source carries one stage further Dietrich's discovery that the chief source of Part II "is the close of Gregory the Great's homily on the Ascension, being No. 29 of his Homilies on the Gospels (Migne 76. 1218—9)."[1]

### The premises.

The facts in the case are these: (1) Christ II, as far as 777ª, is chiefly based on sections 9 and 10, and lines[2] 1—4, 17—23 of

[1] Cook's Christ, p. 115.
[2] Numbering by the alignment in Migne's 'Patrologia Latina', vol. 76 column 1219.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

section 11, of Gregory's 29th Homily, while 777ᵇ—778 are based (in idea, at least: for both are doxologies) on the last lines, 22—24, of section 11, — section 11 being the last section in the Homily. [In detail, the apportionment of 720—778 would be as follows: 720—738ª = section 10, next to the last sentence, only; 738ª—743ᵇ = natural poetical celebration of this theme, with some obligations to sections 9 and 10 and perhaps to Bede's Ascension Hymn,[1] lines 39 et seq.; 744—755 = section 11, lines 1—2 and 17—20, with some traces of the last sentence in section 10; 756—759ª = section 11, lines 3—4; 759ᵇ—777ª = section 11, lines 21—23 (especially, "Non autem deserit desiderium nostrum ipse qui dedit", with the sacred titles of the Trinity, as well as the prayerful tone of the whole), with general scriptural origin[2] for the bow-and-arrow imagery here poetically expanded; and 777ᵇ—778 = section 11, lines 22—24]. Now, it will be noted that *the heart of section 11, viz. thirteen lines, 5—17, has not been used by the Old English poet, while the concluding lines of the section (and Homily) have been used for a concluding exhortation and doxology (771ᵇ—778) which closely parallel the concluding exhortation and doxology of Part I (429—439).*

(2) Lines 779—782ª are "certainly transitional": "(they echo) the preceding lines",[3] i. e. 759ᵇ—777ª. *Lines 782ᵇ—866, the remaining lines of Part II,* comprising practically all the lines in the disputed passage under discussion here, *are based on these omitted unused thirteen lines from the heart of section 11 in Gregory's Homily.* [In detail, the apportionment of 779—866 would be as follows: 779—782ª = recapitulation of 759ᵇ—777ª, which were based chiefly on section 11, lines 21—23; 782ᵇ—796 = section 11, lines 5—12; 797—807ª, the Rune passage, and 807ᵇ—814 = poetical flourish upon the ever-popular theme of the Last Judgment and the destruction of the world, suggested by Gregory's "terribilis", "districtione", "districtior", etc., lines 6—11; 815—825ª = section 11, lines 5—14; 825ᵇ—847ª = a natural rhetorical expansion of Gregory's suggestion about the severity of Doomsday; 847ᵇ—849 = section 11, lines 8—10, 13—14; and 850—866 = section 11, lines 14—17, with a concluding hortatory reference to the main Ascension motif, by way of closing Part II suitably.]

(3) This passage, 782ᵇ—866, anticipates Christ III, repeatedly and specifically, as has very frequently been pointed out;[4] the use of the Doomsday motif being particularly important.

### Hypothesis.

Now, given these premises, the following hypothesis is offered as a coherent explanation of the peculiar facts: (1) the author of

[1] Cook, p. 117. [2] Cf. Cook, p. 146, bottom. [3] Cook, p. 150.

[4] Cf. Cook, pp. 151 bottom, 163 middle, 166 top and bottom, 167 in eight places, and XXII, §§ 7 and 8. It is somewhat striking that of

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Christ II once intended to end the poem, or this Part of the poem, with the doxology of 777b—778, based upon the conclusion of his source (Greg. Hom. Evang. 29. 11, last sentence). (2) Then, ex post facto (whether the interval was short or long), wishing to affix his signature to his work, he sought material into which to weave his Runic cipher, from the unused portion of Greg. 29. 11, before the doxology. (3) In this material he found "Redemptor noster ... tunc in judicium districtior veniet," and other hints of the terrors of Doomsday; these he expanded (especially 815—849, which merely repeat 782b—796 and 807b—814, and might well have been inserted after 850—866 had been written) into a deliberate transition or introduction to Christ III — whether III was then and there conceived and planned, or originally intended, or even then actually in existence. (In this material he also found "Spei vestrae anchoram in aeternam patriam figite," and utilized this idea for his new conclusion to Part II, 850—866). — In these supernumerary lines, then, (779—866), added by way of afterthought to his original Part II, the poet, first, signed his name to his work; secondly, prepared for the third division of his work; and thirdly, attempted to conceal his alterations by writing a second conclusion.

It will be noticed that this theory accounts: (a) for the singular position of the doxology, 777b—778, ninety lines from the end of the poem; (b) for the peculiar variation from Gregory's ordering of his material; (c) for the obviously resumptive character of 779—782a; (d) for the curiously personal tone of 789b—796; (e) for the elaborate treatment of the Doomsday suggestion in Gregory; and (f) for the unusual position of the Runes, at the end of II instead of III.

## Conclusions.

If this hypothesis be accepted, the following deductions can hardly be denied: the moot passage, 779—866, belongs in II; Cynewulf is the author of II and III; so far as II and III are concerned, the unity of the Christ is established.

Yale University, New Haven, U. S. A. Lawrence Mason.

## Notes from the Scottish Border.

The sudden death of Mr Andrew Lang at Banchory, Aberdeenshire, on 20th July, made a great blank in the roll of English men of letters. Mr Lang was born at Selkirk, an ancient town in the Scott country, in 1844, and was educated at Edinburgh Academy, St Andrews University, and Balliol College, Oxford. Devoting him-

Cook's 32 parallels between II and III, given on p. XXV, *fifteen*, or nearly one-half, come from 779—866, as against only seventeen from 440—778.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

self to literary pursuits, he soon became widely known as a brilliant and versatile writer. His works include 'Ballads and Lyrics of Old France', 'Helen of Troy' (a poem), 'Myth, Ritual, and Religion', 'The Life of John Gibson Lockhart' (Scott's biographer) and 'A History of Scotland'. Mr Lang was deeply interested in the ancient historical and romantic ballads of the Scottish Border, and he delighted to investigate questions relating to their origin and history. In 'Sir Walter Scott and the Border Minstrelsy', one of the most valuable of his later works, he discusses Scott's methods as an editor of ballads.

The latest addition to the 'Manuals of Science and Literature' published by the Cambridge University Press is 'The Ballad in Literature' by Mr T. F. Henderson, editor of a useful annotated edition of the 'Border Minstrelsy'. After dealing with the literary form, character and sources of the British ballad, and with ballad themes, Mr Henderson passes in review various theories regarding the origin and authorship of the ballads. The book is small, but it contains much interesting matter.

Annan, Scotland. Frank Miller.

### Zum Roman des Sept Sages ed. Keller, v. 2169 ff.

Die berühmte Geschichte vom ausgesperrten Ehemann, die man gewöhnlich mit der ebenso kurzen wie klaren lat. Bezeichnung *Puteus* belegt hat, zeigt im Abendlande zwei deutliche Gruppen nebst zahlreichen Derivaten, die teils auf das XIV. Exempel der *Disciplina clericalis* des Petrus Alfonsi, teils auf den abendländischen Zweig der Sieben weisen Meister zurückgehen.[1] Eine bestimmte Urform läfst sich unschwer herausschälen, auch der orientalische Ursprung liegt ziemlich nahe, da wir diesem Weibertrug aufser bei Petrus, der offenkundig die Benutzung arabischer Vorbilder betont, auch in der indischen Çukasaptati (in R. Schmidts Übersetzung des Textus simplicior, Leipzig 1893, S. 107 ff., als die 16. Erzählung des Papageis) begegnen. Um so auffälliger scheint uns die Einführung eines eigenartigen Zuges in die okzidentalische Gruppe der Sieben weisen Meister beim *Puteus* zu sein, nämlich die Vorschrift vom *couvrefeu,* nach dessen Eintritt sich niemand mehr aufserhalb seiner ehelichen Behausung zeigen durfte. Dafs eine solche Freiheitsberaubung selbst für mittelalterliche Begriffe etwas Aufsergewöhnliches war, verrät die Formulierung der Vorschrift zu einem bestimmten Gesetz, das sich über die gewöhnliche Sitte stellt. Doch betrachten wir die einschlägigen Stellen über das *curfew law* unter Zugrundelegung der Sigeln von Campbell (*The seven Sages of Rome,* Boston 1907, passim und zum *Puteus* nebst Bibliographie S. XC—XCI).

---

[1] Zur Bibliogr. vgl. Chauvin, *Bibliographie des ouvrages arabes, VIII Syntipas* (1904), Nr. 224, S. 185.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*K*[1] v. 2169:

> *Itel coustume avoit a Romme:*
> *Qu'il n'i avoit si riche homme,*
> *Tant fust haus hom ne parentés,*
> *Puis ke cuevrefus fust sonnés,*
> *S'il fust seus trovés en la rue,*
> *Ne dame, tant fust bien vestue,*
> *Por chou k'il fuissent mains de trois,*
> *K'il ne fussent pris demanois;*
> *A la quemugne erent livré*
> *Et l'endemain erent fusté.*[2]

Ganz gleichlautend in *D*, namentlich auch = v. 2175, ferner *L*, S. 35:

> *Or estoit il us et costume a Rome que se nus ne nulle estoit prise errant par mi Rome, puis que coevre feu fust sonez, ja ne fust de si haut parage ne si bien enparentez* (vgl. *K*), *qu'il ne fust estoiez jusqu'a matin que li sage estoient venu au consistoire. Adonques si estoit fustez par mi la vile.*

Schon verwischt ist das Motiv in lat. *J*, S. 114 (Mussafias Abdruck):

> *Consuetudo autem erat in illa civitate quod si aliquis vel aliqua extra domum reperiretur, fustigari deberet per totam illam civitatem; vnde maritus cupivit eam fustigari.*

Noch mehr modifiziert in *H* (ed. Buchner, S. 21):

> *In civitate illa erat lex posita quod, cum una campana esset pulsata, si quis post illam pulsacionem ambularet de nocte, a peruigilibus esset captus et tota nocte incarceratus, die vero crastina in pillorio positus.*

Desgleichen in der altfrz. Übersetzung bei G. Paris, *Deux rédactions*, S. 82.

Dafs diese Erwähnung der springende Punkt in der ganzen Geschichte ist, zeigt *S* (*Or. u. Okzident* III 411), da diese dort damit eingeleitet wird:

> *Domine, civitas quaedam est in terra mea, ubi est talis consuetudo, ut omnes inventi in aliquo loco vel carreria post signum nocturnum factum suspendantur* (also gar Tötung) *in crastinum.*

Man wird sich fragen, woher dieser eigentümliche Zug stammt, der noch im altfrz. Dolopathos fehlt. Es sei hier der Hinweis zu-

[1] Vgl. dazu Kellers Einl. S. CXCI: 'Das Aussperren erhält noch eine eigene Bedeutung durch das Gesetz, dafs in Rom niemand um eine gewisse Stunde der Nacht auf der Strafse sein durfte. Der Alte kommt dadurch noch zu Pranger und Halseisen.' Der letztere Satz gilt nicht für *K*, wo der Ehemann nach seiner Ergreifung durch eine Wächterschar von 300 Mann am nächsten Morgen die Strafe der Auspeitschung erleidet und vor Scham stirbt.

[2] Ich bereite seit längerem eine kritische Neuausgabe dieser Versversion nach der Hs. B. Nat. f. fr. 1553 sowie Hs. Chartres 620 vor, trotzdem mir mit dem Abdruck des letzteren Textes H. A. Smith (Univ. Wisconsin) soeben zuvorgekommen ist (*Romanic Review* III [1912], 1).



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nächst auf die Çukasaptati gestattet. Dort treffen Mann wie Frau eine Verabredung: 'Wer von heute an draufsen schläft, der soll (vor den Verwandten) der Schuldige sein.' Weiter wird noch unser Blick, wenn er auf eine Stelle von Somadevas *Kathāsaritsāgara* (das auf älteren Quellen des Guṇāḍhya beruhen mufs, sonst aus dem 12. Jh. stammend) fällt. Es galt damals das Gesetz: 'Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines anderen angetroffen wird, der soll zugleich mit ihr in den Tempel des Yaksha gebracht, und am anderen Morgen sollen beide in die königliche Ratsversammlung geführt und, nachdem ihre Verbrechen bekanntgemacht worden, hingerichtet werden' (Übs. Brockhaus I 146; Tawney I 91).

Es scheint, dafs ein Nachhall dieser echt orientalischen Vorschrift für Ehebrecher im abendländischen *Puteus* vorliegt, wo die Betonung des *couvrefeu* und der *pairs de Rome* (*K*) als Richter den Yakshatempel nebst Ratsversammlung ersetzt hat. Denn eine Wanderung des Motivs entgegen dem Laufe der Sonne ist hier im Widerspruch mit hier vorliegenden allgemeinen Anschauungen unseres Mittelalters.

Hinzugefügt sei, dafs dieser Parallele der Umstand nicht im Wege steht, dafs der Zug bei Somadeva in einer anderen Erzählung auftritt, die von L. Stiefel im CXI. Bande dieser Zeitschrift (1904), S. 158 ff. beleuchtet worden ist, und dafs er in der Çukasaptatiparallele zu derselben fehlt. Es handelt sich — und dies ist das Wesentliche für uns — um ein Motiv, das im Orient durchaus natürlich und verständlich ist, im Abendlande aber mindestens befremdlich selbst nach seiner teilweisen Umgestaltung erscheint.

Breslau. Alfons Hilka.

## Randbemerkungen.

### I.

Anläfslich der gelehrten Ausführungen Pio Rajnas über *Pilgerfahrten, Strafsen und Hospize im mittelalterlichen Italien*[1] sei auf die unerwähnt gebliebenen einschlägigen Verse der *Bible Guiot* hingewiesen, welche den Eigennutz und die schnöde Habsucht der römischen Kardinäle mit satirischer Schärfe geifseln. Diese hohen Herren kommen herüber über die Alpen und treiben von den Gläubigen fleifsig Geld ein. Pflichtgemäfs sollten sie es, zu Nutz und Frommen der katholischen Christenheit, zum Bau von Strafsen, d. h. Pilgerstrafsen, Brücken, Hospizen und Hospitälern verwenden, aber wenig ist hiervon zu spüren, und kein Mensch erfährt vom Verbleib der hohen Summen. Guiot klagt v. 680:

Trop voi desesperer la gent
Qu'il font de l'or et de l'argent

---

[1] In deutscher Übersetzung erschienen in der *Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft etc.*, 6. Jahrgang, 1912, S. 385 ff.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Qu'il enportent outre les monz;
*Chauciées, hospitaus, ne ponz*
*N'en font il pas, ce m'est avis.*
Si m'aït Deus, il valent pis
Assez que ne font li paien.

II.

In der vierzehnten Strophe des kleinen, dem 13. Jahrhundert angehörenden altfranzösischen Gedichtes *Du Mesdisant* (jüngst von A. Långfors veröffentlicht in *Romania* XL 559) führt der Dichter, Perrin la Tour, aus, wie der Schmähsüchtige, der Verleumder doch niemals auf die Dauer sein böses Herz der Welt verbergen könne:

Mesdisans n'est qui ne mesdie:
*Alesne en sac bien apointie*
*N'iert ja au loing cheleement.* (v. 166—68)

Diese hübsche sprichwörtliche Wendung von der Ahle im Sack, nach der Anmerkung des Herausgebers dem *Livre des proverbes* unbekannt, begegnet mit anderer Applikation bei Gautier de Coincy. In seiner *Empereriz de Rome* erzählt dieser, wie der Bruder des Kaisers der Schwägerin seine sündige Leidenschaft entdeckt habe. Einer so edlen und züchtigen Frau gegenüber hätte der Tor es nicht wagen dürfen:

Mes amors ne se puet celer
*Ne plus que fet alesne en sac.*

Mit nicht minder sinnfälliger Bildlichkeit fährt Gautier fort:

Tost ront la corde de son sac
Et tost rompues a ses resnes
Cui amors point de ses alesnes.[1]
(Méon II 10, 274—78.)

III.

In seiner durch den Reichtum des Materials und die Kunst seiner Gestaltung gleichermaſsen ausgezeichneten Abhandlung über den *Conte du chat et de la chandelle* (in *Romania* XL, S. 371 ff., 481 ff.) vermerkt E. Cosquin S. 392 f. das Auftauchen der Erzählung bei französischen Dichtern des 13. Jahrhunderts. Hier sei nachgetragen, daſs sie sich auch noch in der französischen Poesie des 14. Jahrhunderts vorfindet. Der Dichter des *Trésor amoureux* läſst in seinem Werke u. a. die Frage aufwerfen, ob die Natur (*nature*) oder ob die Erziehung (*nourreture*) für die Schwächen und Fehler

[1] Aus der eben erschienenen Sammlung *Lateinische Sprichwörter und Sinnsprüche des Mittelalters* von Jakob Werner, Heidelberg 1912 [Samml. mittellat. Texte, hg. v. A. Hilka, No. 3] sei hierzu nachgetragen:

*In sacco fusa,* meretrix in ede reclusa
*Non vult celari,* nec stramen in sotulari (41, 65)

und Vix celare potest intima cordis amor. (101, 70.)

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

eines Menschen verantwortlich zu machen sei. Eine Rondeauballade gibt darauf in dieser Weise Antwort:

*Salomon demonstra de quoy*
*Nature passe nourreture*
Ou en appert ou en recoy,
Salomon demonstra de quoy
5 *Le petit chat perdi chastoy*
*Pour retourner a sa nature;*
Salomon demonstra de quoy
Nature passe nourreture.
— — — — — — —
— — — — — — —
25 *Le petit chat perdi chastoy*
*Et doctrine, quant clerement*
*Vit la souris; ains pour le roy*
*Ne se restraint, ne pour sa gent,*
*Et laisse tout enseignement*
30 *Pour retourner a sa nature;*
Là s'apparu que bien souvent
Nature passe nourreture.

(Froissart, *Poésies* ed. Scheler III 227—28.)

Interessant ist, dafs die Rolle des Markolf hier dem Salomon zugeschrieben zu sein scheint, wie dies in der von Cosquin S. 395 mitgeteilten altrussischen Version ja tatsächlich der Fall ist. Indessen wird mit dem *roy* (v. 27) doch schwerlich ein anderer König als Salomon (oder etwa David?) gemeint sein. Vielleicht kann man das *Salomon demonstra* freier deuten als *Jener Vorfall am Hofe Salomons zeigte,* vielleicht hat auch nur die unklare Erinnerung des Dichters den Namen des sprichwörtlich klugen Königs dem seines freilich nicht weniger klugen Partners substituiert.

## IV.

Über die altfranzösische Redensart *assaillir la limace* und das Histörchen von dem feigen Italiener, der mit dem dräuenden Hörnertier einen fürchterlichen Kampf auszufechten hat, ist von Baist, A. Tobler, Boucherie, Fr. Novati an bekannten Stellen gehandelt worden,[1] zuletzt hat W. Benary in diesem *Archiv* CXXIV 137

[1] In dem in meinen Besitz übergegangenen Handexemplar A. Toblers der *Zeitschrift f. rom. Phil.* finden sich zu Bd. III 100 f., wo die geringe Meinung dar alten Franzosen von dem kriegerischen Mute der Lombarden aufgezeigt wird, einige handschriftliche Nachträge. Tobler verweist noch auf *Berengier au lonc cul,* Mont. *Fabl.* III 252 [inzwischen auch von Boucherie, *Rev. d. langues romanes* XXIX 93 erwähnt]; auf *Aiol* 8835 ff.; die Rolle des Boniface in *Aym. Narb.* 1987 ff. 3960 ff.; die Episode der *Enf. Vivien* bei Gautier, *Épop.*2 IV 433 und in *Hist. litt.* XXII 507; *Romania* XVII 278 Anm. 2; Renier, *Ricerche sulla leggenda d' Uggieri* (1891) S. 33; Clément, *Henri Estienne* … (1899) S. 139, 140; Montaigne, *Essais* II 11 [*Un seigneur italien tenoit une fois ce propos en ma presence, au desadvantage de sa nation* …]. In seinem *Altfranzösischen Wörterbuche* zitiert Tobler u. *lombart* nach *Thebes* 3312 u. Anm. dazu Bd. II S. 339, in seinen gleichfalls handschriftlich nachgelassenen Kollektaneen zur romanischen Kulturgeschichte *Gaufr.* 186 u. 268 (*Ja ne sommez nous pas ne couart ne lennier, Et si ne sommez pas Lombart ne Berruier*) sowie J. L. Westons Bemerkungen in *Romania* XXXV 528 f. Ich füge hinzu: *Et puis fault deux hardis Lombars* in der von A. Jubinal einer Handschrift von La Haye entnommenen und in seinen *Lettres à M. le Comte de Salvandy* (Paris 1846) S. 109 abgedruckten politisch-satirischen Strophe aus dem 14. oder eher 15. Jahrhundert. Ihrer provinziellen Cha-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

von einer interessanten Miniaturdarstellung Kunde gegeben, seltsamerweise ohne auf Novatis vorzüglichen Aufsatz (in *Attraverso il Medio evo* S. 117 ff.) Bezug zu nehmen. Noch nicht erwähnt ist eine hergehörige Stelle des *Galien Restoré.* In erbittertem Zweikampfe verteidigt Galien zu Konstantinopel seine Mutter Jacqueline gegen den Ankläger Burgualant. Die beiden Gegner wechseln prahlerische und hohnvolle Streitworte:

> 'Glouton', dist Galïen, 'se dieu grant bien me face,
> Ne prise pas ung ail vostre faulce menace . . .
> Pour vous ne fuïray pour plain pié que ie face.
> *Je ne suis pas Lombart qui fuit pour la lymaiche.*[1]
> (*Galïens li Restorés* ed. Stengel 307, 25—29.)

Die Anspielung fehlt auch nicht in den Prosaversionen der Dichtung (ebd. S. 307) und kehrt wörtlich in der Fassung der Cheltenhamer Handschrift, wo Burgualant fälschlich mit Baligant identifiziert ist, bei der Schilderung des Zweikampfes zwischen dem Heidenfürsten und Kaiser Karl wieder (ebd. 361, 41).

Es interessiert ferner festzustellen, daſs im Frankreich des 13. Jahrhunderts sich neben der Miniaturmalerei auch die ornamentale Plastik des Motivs vom Kampfe mit der Schnecke bemächtigt hat. In der Füllung eines gotischen Fensterbogens an der Fassade der altberühmten *Maison du Miroir* in Dijon befand sich die Reliefdarstellung eines *guerrier armé de toutes pièces, menaçant de son épée un escargot gigantesque qui lui montre les cornes.* Und der gelehrte Archivar M. Joseph Garnier, dessen Denkschrift über jenes Gebäude ich diese Notiz entnehme,[2] merkt hierzu an: *Ce sujet a été reproduit plus tard sur une pierre encastrée dans la muraille de la demi-lune de l'entrée du château* [de Dijon]. Vielleicht steht zu Ornamenten dieser Art auch eine Zeichnung des Architekten Villard de Honnecourt in Beziehung. Er hat in seinem Skizzen-

---

rakteristik halber, welche man mit der bei Jacques de Vitry sich findenden (s. Novati a. a. O. S. 141, Anm. 9) vergleichen mag, sei sie hier vollständig wiedergegeben:

> Qui vouldra la paix conquérir
> Du roy de France et d'Angleterre,
> Seize personnes fault conquérir,
> Deux en fault de chacunne terre:
> Deux Bourguignons de pasience
> Et deux Brettons de conscience;
> Sans ordure deux Allemans
> Et sans flatterie deux Normands;
> Et fault sans orgueil deux Liégeois
> Et sans trayson deux Englois;
> *Et puis fault deux hardis Lombars*
> Et sans mocquerie deux Picards;
> Et pour mettre la chose à fin
> Deux prud'homes de Limosin.
> Hoigne qui groigne
> Vive Bourgoigne.

[1] Hierzu verweist der Herausgeber auf Toblers Aufsatz, *Zs. f. rom. Phil.* III 98.

[2] In den *Mémoires de la Commission des antiquités du département de la Côte d'or* XII 111 ff. (mit vorzüglicher phototypischer Reproduktion). Vgl. auch H. Chabeuf, *La Maison du Miroir ou des Chartreux à Dijon* in *Revue de l'Art chrétien* XLII 112 ff.

Digitized by Google — Original from PRINCETON UNIVERSITY

buche eine Schnecke gezeichnet, die aus ihrem Gehäuse hervorkommt und jedem etwaigen Widersacher vier Hörner drohend entgegenstreckt (Ed. Darcel-Willis, London 1859, Planche III).

Was nun die Ursprungsgeschichte jenes burlesken Schneckenkampfes anbetrifft, so hat bekanntlich Novati die anmutende Hypothese aufgestellt, das Motiv entstamme den *drôleries* der mittelalterlichen Miniaturisten und sei erst später in französischen Klerikerkreisen zur Verspottung der im Geruche der Feigheit stehenden Lombarden verwendet worden. Es bleibt indessen bei diesem Erklärungsversuch eine Erwägung anzustellen, welche durch Benarys Notiz nahegelegt wird. Das von ihm beschriebene Miniaturbild zeigt nämlich neben der Schnecke einen Hasen, und auf diesen zielt der Ritter zu Pferde mit eingelegter Lanze. Es handelt sich also hier in erster Linie um ein *assaillir le lievre,* nicht um ein *assaillir la limace.*

Im *monde bestorné* der Drolerien finden sich auch weitere Beispiele dafür, daſs ein bewaffneter Mann mit einem Hasen, der wie die Schnecke dem französischen Mittelalter als ein auſserordentlich furchtsames und feiges Tier gilt,[1] hier aber als tapferer Recke wo-

[1] *Ne doi mie avoir cuer de lievre Quant por li sui an ceste queste, RCharr.* 1112. *Li dus n'est mie lievres a fuir maintenant Ains est bons chevaliers, RMont.* 3, 15. *Coart li lievres ... Ren.* 11071 usw. Siehe auch die Beispiele bei Tobler, *Zs. f. rom. Phil.* III 99 f. und ferner die Fabel vom Hasen, der auf seine Weise mit dem Wolfe kämpft, in den *Narrationes* des Odo de Ciringtonia und den *Contes moralisés* des Nicole Bozon (Edit. Smith et P. Meyer [*Soc. anc. text. franç.*] Nr. 21, S. 27, Note S. 235). — Die Schnecke, die mit scheinbarem Mut die Hörner hervorstreckt (daher Vergleiche wie: *Pluseur* [Stolze] *monstrent les cornes, si comme font limaces,* GMuis. II 248; *il* [der Bischof] *dist que les femmes qui estoient ainsy cornues et branchues* [durch die vorstehenden Haarwülste] *ressamblent les limas cornus et les licornes,* Latour Landry S. 98), zieht sie ängstlich gar rasch wieder ein und schlüpft in ihr Haus zurück. Nicole Bozon, der anderwärts (Nr. 127, S. 149) von den *limaceoñs de laschesse, de paresce e de accide* spricht (das Glossar der zitierten Ausgabe gibt unrichtig *laschesse* mit *paresse* statt mit *lâcheté* wieder), führt S. 143 des näheren aus: *Le nature del limaceoñ si est tiel qe com sont en quiete, entre compaignoñs, les corns boutent hors e se tienent grantz seignurs. Mès si tost com sentent grisyl ou pluvie ou vent, ou encontrent a nul resteañce, meyntenant retrehent lur corns e se closent dedenz lur clos.* Dieses Exemplum mag samt seiner moralischen Auslegung: *Issi foñt les uns prelatz, issi foñt les gentz comunañs . Les prelatz soñt baudz en solace e tapissañt en manacez,* wie die Note S. 280 angibt, auf Odo de Ciringtonia zurückgehen. Ähnlich vergleicht auch Jacques de Vitry: *Talis pastor derelinquit gregem et recipit lac et lanam derelinquens in adversis et sequens in prosperis, more testudinis que in hyeme infra testam se contrahit et in estate cornua ostendit* (Crane Nr. XII; der Herausgeber faſst S. 138 *testudo* fälschlich als *tortoise* auf, s. Du Cange IV 117a u. *limaca*: ... *testudines, Gallice Lympson, comederunt totam navetam seminatam.* Die lateinische Übersetzung von Bozons *Contes* gibt *limaceoñ* mit *testudo* wieder, Ed. cit. S. 211 und 214, s. ebd. S. 280 Anm.). Bozon kommt nochmals (S. 178/179) auf das Beispiel der Schnecke zurück: *Mès jeo pusse dire surement qe les cornes del motoñ soñt tornez en cornes del limaceoñ,*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

möglich mit Schild und Schwert ausgestattet ist, wie einer der sieben Schwaben kämpft oder gar vor ihm Reifsaus nimmt.

Auf einem Blatt der Brüsseler Handschrift der *Vitae sanctorum* (aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts) ist ein mit Schild und Keule bewehrter Hase dargestellt. Er läuft gegen ein mannähnliches Mischwesen, den Ausläufer der rechten Eckranke, an, das die Ranke, auf welcher der drohende Gegner naht, mit einem hochgeschwungenen krummen Messer kappen will. (Abgebildet in Vitzthum, *Die Pariser Miniaturmalerei* ..., Leipzig 1907, Tafel XLIII, Beschreibung S. 207.)

Auf einem anderen Blatt der gleichen Handschrift kämpft wiederum ein Hase gegen eine aus einer Ranke herauswachsende Mannsgestalt (s. ebenda S. 206).

Die lateinische Handschrift 14284 der Pariser Nationalbibliothek (wohl aus dem 13. Jahrhundert) zeigt einen Ritter, der, durch den Anblick eines anstürmenden Hasen im höchsten Grade erschreckt, Schwert und Schild fallen läfst (abgeb. in E. Mâle, *L'Art religieux du XIII^e^ siècle en France,*[3] Paris 1910, S. 149).

In ähnlicher Weise veranschaulichen die Glasmalereien bzw. die Portalreliefs der Kathedralen von Paris, Amiens, Chartres, Reims die Untugend der Lâcheté: *Un chevalier, pris de panique, jette son épée et s'enfuit à toutes jambes devant un lièvre qui le poursuit* (E. Mâle a. a. O. S. 152, der hierbei auch an den Schneckenkampf erinnert).

Weitere und wohl auch ältere Darstellungen der Szene werden sich sicherlich nachweisen lassen.

Der witzige Scholar, der, nach Novatis Meinung, den im Bilde vorgeführten Angreifer einer Schnecke zuerst mit einem Lombarden identifizierte, hätte also diesen ebenso leicht in dem drollig furchtsamen Bekämpfer eines Hasen erblicken können. Wenn er dennoch das eine tat, das andere aber nicht, so scheint mir für ihn zwischen dem Italiener und der Schnecke doch noch irgendein besonderes Verhältnis bestanden zu haben, welches aus Novatis Hypothese nicht

---

*quant as prelatz qe reddour deüssent monstrer encountre pechee* ..., und hierzu sei gestellt Guillaume de Deguileville, *Pel. Vie hum.* 753 ff., wo *Raison* bezüglich der würdelosen Bischofsinsignien zum *Vicaire* spricht:

> Si te di sans flaterie
> Que ce n'est que gaberie
> De tes cornes et ton baston.
> *Tes cornes sont de limeçon*
> *Qui se mucent pour un festu,*
> *Tout aussi tost com l'ont sentu.*

Endlich (vgl. auch Littré s. v.) triumphiert noch in der Schlufsszene von Belleaus Komödie *La Reconnue* (*Anc. théâtr. franç.* IV 438) der brave Potiron:

> Parbieu, je meurs si je ne voy
> Monsieur avec un pié de nez
> Et ce soldat, ce Piémontez,
> *Retiré comme un limaçon.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

erhellt und also noch aufzuspüren bleibt. Boucherie hat es einst mit wenig Erfolg auf abergläubische Vorstellungen zurückzuführen gesucht.[1] —

Ist bisher immer nur von den mehr oder weniger kriegerischen Qualitäten der Schnecke die Rede gewesen, so seien schliefslich einmal ihre friedlich-kulturellen Verdienste hervorgehoben. Ein altfranzösisches Gedichtchen, wohl aus dem 13. Jahrhundert (abgedruckt in Jubinal, *Nouv. Rec. de Contes* ... II S. 424—25), erzählt in origineller Weise von den Ursprüngen der Handwerke. Tiere sind die Lehrmeister der Menschen gewesen. Von der Elster, die ihr Nest baute, haben die Baumeister gelernt, von der Schwalbe die Maurer, von der Spinne stammt die Webekunst, dem Maulwurf sah der Ackersmann das Graben ab, und der Schuster nahm den Huf der
und Schafe zum Modell für die menschliche Fufsbekleidung.[2] Auch die Schnecke gehört zu diesen *maîtres de l'humanité*:

Et si vous di que la limace
Qui va dorant tousjors sa trace
*Si nous trouva l'enluminer*[3]
*Et foles fames a farder.*

---

[1] In einem toskanischen Volksliede spottet das Mädchen scherzhaft über die kleine Gestalt des Geliebten (Tigri, *Cant. Pop. Tosc.* S. 28):

E lo mio damo è tanto piccolino
Chè co' capelli mi spazza la casa.
Andò nell'orto a côrre un gelsomino,
*Ebbe paura d'una gran lumaca* ...

Aber dies besagt natürlich gar nichts über eine superstitiöse Schneckenangst der Italiener.

[2] Hierzu hätte noch der ägyptische Storch, der Ibis, angemerkt werden können, von dem Brunetto Latini in seinem *Tresor* S. 213 zu berichten weifs: *Et quant eles sentent aucunes maladies ou troblement de lor ventre, por les males viandes que eles manjuent, maintenant s'en vont a la mer, et engorgent de cele aigue a grant foison, puis metent lor bec par mi la deraine part, et versent l'aigue dedanz lor cors, et font espurgier lor boiaus de toutes ordures. Et si dient li plusor que Ypocras li grans fusiciens fist premierement le clistere par cestui exemple.* Auch Luigi Pulci weifs hiervon und widmet dem Vogel im *Morgante maggiore* (XXV 325) eine volle Strophe:

E degli uccelli ibis, che par cicogna,
Perchè e' si pasce d'uova di serpente;
Fassi il cristeo al tempo che bisogna
Con l'acqua salsa, chi v'ha posto mente,
Rivolto al culo il becco per zampogna;
*Che la natura sagace e prudente*
*Intese, mediante questo uccello,*
*Apparar poi i fisici da quello.*

[3] Vgl. zu dieser *idée passablement grotesque* Boccaccio, *Decam.* VIII 3 (Edit. Sonzogno *Bibl. class. econ.* II S. 186), wo Calandrino, der, einmal im Besitz des zauberkräftigen Steines Eliotropia, bald reich zu werden gedenkt, zu den Gefährten spricht: *Niuno ci vedrà; e così potremo arricchire subitamente, senza avere tutto 'l dì a schiccherare le mura a modo che fa la lumaca.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Was die Neuzeit der Schnecke verdankt, ist allgemeiner bekannt. Giuseppe Giusti hebt seinen Scherzhymnus an:

Viva la Chiocciola,
Viva una bestia
Che unisce il merito
Alla modestia.
*Essa all'astronomo*
*E all'architetto*
*Forse nell'animo*
*Destò il concetto*
*Del canocchiale*
*E delle scale.*

Aber schon ein halbes Jahrhundert vor dem Toskaner hatte der Sizilianer Giovanni Meli als fabulierender Moralist das Schneckenfernrohr besungen. Mühselig schleppen seine beiden *babbaluci* ihr Haus im Erdenstaube dahin. Dem einen dünkt dies niedere Leben schier unerträglich, und er zeigt dem Bruder, wie viel besser es andere haben:

'Una frasca sdiserrama e scintina
Vidi comu va in aria linna e sgherra!' —

*L'autru niscennu un cornu da la tasca,*
*S'arma lu cannucchiali so maniscu,*
*Guarda,* e poi dici: ''un ti pigghiari basca:

Chistu è un jocu di sorti buffuniscu;
Pri tantu vola in autu sta frasca
Pirchi è vacanti ed ávi ventu friscu.'

Berlin. Erhard Lommatzsch.

## Eine Handschrift der *Franciade* Ronsards.

(Gesang I und II.)

Ronsard hat seine *Franciade* — d. h. die vier ersten und einzigen Gesänge — 1572 drucken lassen.[1]

Auch an diesem Werke hat er später gefeilt, so daſs die folgenden Drucke der Sonderauflagen[2] und der *Œuvres complètes*[3] bis zu dem endgültigen Druck der Gesamtausgabe vom Januar 1584 mannigfache Varianten aufweisen.

Diese endgültige Form von 1584 legte bekanntlich Marty-Laveaux seiner Ausgabe der Werke Ronsards in der *Pléiade française* 1890 zugrunde. Blanchemain aber gab im dritten Bande seiner *Œuvres complètes de P. de Ronsard,* Paris 1858, den Text

[1] *Les quatres premiers livres de la Franciade,* Paris, G. Buon, mit dem *acheré d'imprimer* vom 13. September 1572. Die bibliogr. genaue Beschreibung bei E. Picot, *Catalogue des livres composant la bibliothèque de J. de Rothschild* I (1884) no 678; cf. Marty-Laveaux III 513 ff.

[2] Dazu Marty-Laveaux III 519; cf. *Rev. d'hist. litt. de la France* XI (1904) 456 n.

[3] Von 1572 und 1578 cf. Laumonnier, *Tableau chronologique des œuvres de Ronsard,* Paris 1911.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

von 1572 *'avec les variantes de toutes les éditions'*, wie er hinzufügt. Mit diesen Varianten hat er freilich den ursprünglichen Text stark verändert, so daſs der genaue Wortlaut des Textes von 1572 bei ihm nicht gesucht werden darf. Man muſs zur Originalausgabe greifen, die mir hier nicht zur Verfügung steht.

Seit 1565 hatte sich Ronsard im Auftrage Karls IX. mit der Abfassung des Epos zum Ruhme der Dynastie der Valois beschäftigt, und die ersten Pläne, eine Franciade zu singen, gehen sogar bis in seine dichterischen Anfänge (1550) zurück.[1] Die Ausgabe von 1572 ist also das Ergebnis jahrelanger mühseliger Arbeit des Dichters, der auf der Spur Homers, Vergils und der Italiener einen epischen Stil suchte, den ihm die eigene Veranlagung versagte.

Ein handschriftliches Zeugnis dieser Arbeit war längst bekannt. Schon Blanchemain erwähnte nämlich in seiner Ausgabe (p. 87 n.) ein Manuskript der Pariser Nationalbibliothek, das den zweiten Gesang der *Franciade* enthält, und aus welchem er in seinen *Œuvres inédites de P. de Ronsard,* Paris 1855, p. 163—7 auch Bruchstücke veröffentlicht hatte.

Diesem Manuskript, f. fr. n° 19141 (früher: fonds de St-Germain n° 1665), widmet nun E. Faral in der *Revue d'hist. litt. de la France* XVII (1910) p. 685 ff. eine Studie,[2] welche die Beantwortung von drei Fragen geben soll:

1) Ist das Ms. 19141 ein Autograph des Dichters?

2) Warum enthält es nur den zweiten Gesang und nicht auch den ersten?

3) Welches ist seine Stellung in der Überlieferung des Textes?

Daſs in Ms. 19141 ein Autograph vorliegt, hat Faral in hohem Maſse wahrscheinlich gemacht.[3] Er hat auch mit Hilfe des langen Verzeichnisses der Lesarten (p. 698—708), durch welche das Manuskript sich vom Druck von 1572 unterscheidet, die Erkenntnis erhärtet — die schon aus Blanchemains *Œuvres*

[1] Cf. die Zusammenstellung der Zeugnisse in der *Rev. d'hist. litt. de la France* XVII 690 ff.

[2] Faral kennt und berücksichtigt dabei noch ein weiteres Ms. dieses zweiten Gesanges, das aus der Bibliothek von J.-A. de Thou herstammt und jetzt auch der Pariser Nat.-Bibl. angehört. Es ist aber nicht aus Ronsards Kanzlei hervorgegangen, sondern erscheint, nach Farals Mitteilungen, als die flüchtige Kopie einer Niederschrift, die wohl mit dem Texte von 19141 identisch gewesen sein wird. — Merkwürdigerweise ist es Faral unbekannt geblieben, daſs schon Blanchemain in den *Œuvres inédites* von 1855 p. 163 ff. die sieben zusammenhängenden Stücke aus dem Ms. 19141 herausgegeben hatte, die den Drucken fehlen.

[3] Blanchemain glaubte in dem mit dem königlichen Wappen geschmückten Ms. 19141 ein für Karl IX. bestimmtes Dedikationsexemplar erkennen zu dürfen. Mit Faral darf man dieser Auffassung wohl zustimmen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*inédites* zu gewinnen war — dafs die Pariser Handschrift 19141 eine ältere Redaktion des zweiten Gesanges darstellt: ihre Varianten kehren in den Drucken nicht wieder.

Hat Faral somit die erste und die dritte Frage richtig beantwortet, so ist er bei der Behandlung des zweiten Punktes völlig in die Irre gegangen. Da er aufser dem Ms. 19141, das nur den zweiten Gesang enthält, keine weiteren Handschriften der *Franciade* kennt, so nimmt er an, dafs es solche auch nicht gegeben habe, und baut auf der Basis dieses gefährlichen *argumentum ex silentio* die Annahme, dafs Ronsard zunächst überhaupt nur den zweiten Gesang geschrieben — dafs der Dichter die Arbeit mit dem zweiten Gesang begonnen und diesen als erste Probe seinem königlichen Auftraggeber vorgelegt habe.

Diese künstliche Hypothese wird schon durch den Fund erschüttert, den H. Vaganay im Juni 1911 in den *Annales fléchoises* mitgeteilt hat. Danach hat Ronsards Freund D. Lambin in seinem Horazbuch bereits im Jahre 1567 zwei Stücke aus dem ersten Gesang der *Franciade* veröffentlicht.[1]

Ich habe vor mir eine spätere, in diesem Punkte unveränderte Auflage dieses Buches (*Dionysii Lambini Monstroliensis regii professoris in Q. Horatium Flaccum* ... Francofurti 1596), die p. 435 zu *ad Pisones: Dic mihi, musa, virum* die Anmerkung hinzufügt:

*Licebit mihi hoc loco occasionem et ansam nacto, ex P. Ronssardi, viri clariss., poetae Regii, Franciade, poemate gallico, plane cum Iliade Homerica et Aeneide Virgiliana comparando, versus aliquot gallicos decerpere, eosque ab Io. Aurato viro singulari doctrina ornato, poeta Regio, latinos factos, commentariorum meorum lectoribus legendos exponere, ut intelligant exterae nationes, quae et qualia ingenia efferat nostra Gallia et quantopere apud nos floreant bonae litterae liberalesque doctrinae. Primum autem ex principio primi libri paucos versus proferam, deinde Cassandrae vaticinium quod constat nonaginta circiter versibus, ex eodem libro subiiciam, ut omnes mortales litteris exculti maiore in dies huius divini poematis legendi desiderio afficiantur, eiusque editionem vel a rege nostro Carolo nono vel ab ipso Ronssardo precibus et votis omnibus flagitent. Sic igitur poema suum orditur poeta noster Ronssardus:*

*Muse qui tiens les sommets de Parnasse*
*Entre en ma bouche et me chante la race*
*Des Rois François issus de Francion,*
*Enfant d'Hector, Troyen de nation,*
*Qu'on appeloit en sa jeunesse tendre*
*Astyanax et du nom de Scamandre.*

---

[1] Die *Annales fléchoises* sind mir nicht zugänglich; ich berufe mich für Vaganays Mitteilung auf die Notiz, die in der *Revue des études rabelaisiennes* IX (1911) p. 478 erschienen ist.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*De ce Troyen conte moy les assaux,*
*Guerres, discours et combien sur les eaux*
*Il a de fois en despit de Neptune*
*Et de Iunon surmonté la fortune*
*Et sur la terre eschappé de perils,*
*Ains que bastir les grands murs de Paris.*
*Vous, Charles Roy, enflez moy le courage;*
*En vostre honneur j'entreprens cest ouvrage*
*De long labeur, et gardez d'abismer*
*Ma nef qui flotte en si profonde mer.*

*La prophetie de Cassandre des fortunes de Francus, prise du premier livre de la Franciade de P. de Ronsard:*

*Prince Troyen de qui de meinte année*
*J'ay bien preveu la belle destinée ...*
. . . . . . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . . . . . .
*Pour ce, Francus, alaigrement desplace:*
*N'estouffe point une si belle race*
*Par ton séjour, et marche sans effroy,*
*Ayant les cieux si dextrement pour toy.*

Dieser rund 90 Verse umfassende Passus, der gegen Ende des ersten Gesanges seinen Platz haben mufste, fehlt in den gedruckten Ausgaben: die Prophezeiung Cassandras ist von Ronsard beim Drucke fallen gelassen worden.

Was Ronsard also gegen 1567, ein bis zwei Jahre nach Beginn der Arbeit, einem anderen als Spezimen zum Abdruck überliefs, war dem ersten und nicht dem zweiten Gesang entnommen.

Aber Farals Argumentation fällt vollends in sich zusammen angesichts der Tatsache, dafs ein anderes älteres Manuskript vorhanden ist, das Gesang I und II der *Franciade* vereinigt. Dieses Manuskript gehört der Hamilton-Sammlung der Königlichen Bibliothek zu Berlin an (Hamilton 580) und ist bisher gänzlich übersehen worden, obwohl der Verkaufskatalog der Hamilton-Sammlung von 1882 unmifsverständlich davon Kunde gibt.[1]

Die Handschrift hat einen braunen Ledereinband, 20 auf 27,5 cm, mit zierlicher Goldpressung, und trägt ein Wappen, welches vom Verkaufskatalog als das der Grafen von Grandpré bezeichnet wird.[2] Sie umfafst 78 beschriebene Blätter. Zwei

[1] *Catalogue of the magnificent collection of Manuscripts from Hamilton Palace* [1882], 114 S., p. 97: *Franciade, Livre I & II, Manuscript on Paper, datet 1570 ... old brown morocco, gilt edges, with arms of Grandpré in gold on sides.*

[2] Die Richtigkeit dieser Angabe habe ich nicht feststellen können. Herr A. Vidier-Paris, dem ich eine Reproduktion des Wappens sandte, glaubt darin das Zeichen der Bibliothek der Lefèvre Caumartin erkennen zu können, '*qui a appartenu à deux évêques et à deux laïcs, savoir Louis Le Fèvre de Caumartin au temps de Henri IV et de Louis XIII, mort en 1623 à 72 ans, et Louis-François Le Fèvre de Caumartin, maître des requêtes, intendant de Champagne, conseiller d'Etat. Il reste un point que je n'ai pas eu l'occasion de vérifier, c'est si la couronne qui surmonte*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

unbeschriebene gehen voran, zwei folgen am Schlusse nach. Das Papier ist farbig: Blatt 1—39 purpurn (I. Gesang); 40—78 grün (II. Gesang). Die Ausführung ist kalligraphisch. Die purpurnen Blätter sind silbern umrändert und mit goldener Schrift bedeckt; die Ränder der grünen Blätter sind golden, die Schrift silbern. Die Blätter sind durch dünne weiſse Schutzeinlagen voneinander getrennt. Die Seite umfaſst 20 Verszeilen: eine gerade Zahl, so daſs mit der Seite immer ein Reimpaar schlieſst.[1]

Fol. 1[ro] trägt den Titel: *Le premier livre de la Franciade de Pierre de Ronsard gentilhomme vandomois. 1570.*

Die Eingangsverse (fol. 2[ro]) stimmen vollständig mit Lambins Text überein:

*Muse qui tiens les sommets de Parnasse*
*Entre en ma bouche* etc.

Ebenso enthält Ham. 580 fol. 30[vo]—33[ro] die Prophezeiung der Kassandra im Wortlaute Lambins. Sie folgt auf den Vers:

*Qui des mortels enchante le souci*
(Blanchemain p. 77, 3)

und wird im Manuskript eingeleitet durch die vier Verse:

*De l'autrepart Cassandre échevelée,*
*Palle de face et d'esprit évolée,*
*Pleine du Dieu qui folle la rendit,*
*Prit son neveu et tels mots luy à dict.*

Zur Vollendung der Szene liest man im Manuskript, nachdem Kassandra — etwas abweichend bei Lambin! — mit dem Wunsche geschlossen:

*Ayant les cieux et le destin pour toi,*

noch die weiteren vier Verse:

*A peine eut* [*dit*] *que sa fureur la laisse,*
*Palle et defaicte au milieu de la presse,*
*Ou haletant confessoit qu'elle estoit*
*Prise du Dieu qui son cœur turmentoit*

---

*l'écu peut convenir à l'un de ces deux personnages. La Bibliothèque Caumartin a été vendue en 1734; le catalogue imprimé ne mentionne pas de manuscrit de Ronsard.'*

[1] Fol. 10[vo] hat nur 19 Zeilen; da aber fol. 10[ro] ein Vers ausgelassen war (Blanchemain p. 51, Zeile 14), so wird auf fol. 19[vo] unten der Reimschluſs wieder erreicht. — Fol. 14[vo] ist ein Vers nicht zu Ende geschrieben (cf. Blanchemain p. 57, Zeile 20 ff.):

*. . . a la voute doree,*
*Qui en tremblant honore ton pouvoir*
*Qui fait au cœur une terreur avoir*
*Delicieuse*
*Aime-rochers, aime-voix-solitaires,*
*Mere-deesse, aime-bal, aime-son*
*De ces guerriers quj font le lymason . . .*

Ich gebe die Orthographie der Handschrift wieder, scheide jedoch *v* und *u*, ersetze *ſ* durch *s*, löse *&* durch *et* auf u. ä.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Zur weiteren Charakterisierung der Handschrift Ham. 580[1] bemerke ich, dafs der erste Gesang aufser der Rede der Kassandra noch eine längere Stelle zeigt, die den Drucken fehlt. Sie gehört zur Szene zwischen Jupiter und Juno (Blanchemain p. 49 ff.), die Ronsard in der Ausgabe von 1572 stark reduziert und später völlig unterdrückt hat. Der auch der Editio princeps fehlende, über 100 Verse umfassende Passus unserer Handschrift beginnt fol. 6ʳᵒ (nach dem Verse: *Et l'onde bruit doucement au rivage,* Blanchemain p. 49, 1) mit den Worten:

*Junon qui est son espouse et sa seur*
*Saturnienne, alluma tout son cœur*
*D'ardant courroux . . .*

und füllt noch zwei weitere vollständige Blätter.[2]

Eine rasche Durchsicht des Textes des ersten Gesanges im Ms. Hamilton 580 zeigt schon, dafs der Kalligraph, der diese gleichmäfsig schönen Buchstaben aneinandergereiht hat, nicht Ronsard selbst war. Zwar ähnelt die Schrift der Schönschrift Ronsards, wie sie das von Lefranc veröffentlichte (*Annuaire du Collège de France* 1903) und von Faral l. c. p. 686 reproduzierte Faksimile aufweist, indessen zeigen eben zeitgenössische Kalligraphen immer starke Ähnlichkeit untereinander. Man sieht sich aber der Erörterung der Schriftfrage ohne weiteres überhoben durch Schreibversehen, wie sie dem Dichter selbst unmöglich begegnet sein würden, wie *D'un corps pluuieux* (statt *plumeux,* Blanchemain p. 53, 23); *A decocher de l'aurore nouvelle* (statt *Au decoucher,* ib. p. 80, 21) oder *Vent le valet des ondes et de l'air* (statt *le balai,* ib. p. 81, 9), oder durch die unbeholfene und fehlerhafte Nachahmung griechischer Schreibung des Eigennamens *Pheré-enchos* (fol. 28ʳᵒ = Blanchemain p. 74, 4).

Wenden wir uns zum zweiten Gesang. Sein Text in Ham. 580 stimmt fast vollständig mit dem Wortlaut des Pariser Ms. 19141 überein, wie ihn die Variantenliste Farals erkennen läfst. Unter den kleinen Abweichungen gibt es solche, in denen Ham. 580 im Rechte ist (fol. 48ᵛᵒ *cherchant* gegenüber *cherchent,* Faral p. 700, Vers 351; fol. 75ᵛᵒ *poignée* gegenüber *poigne,* ib. p. 707 Mitte, wenn nicht ein Druckfehler Farals vorliegt). Andere Passus zeigen die Spur eines Revisors, so der Vers, der in der Pariser Handschrift (nach Faral p. 705) lautet: *Quand ce cruel tout ardent de colère,* während Ham. 580 statt *cruel* ein *Tyrã* hat, das an der Stelle eines weggewischten Wortes nachträglich auf-

[1] Auf eine Bearbeitung der reichen Varia lectio des Hamilton-Ms. verzichte ich; das mag dem Fleifse eines Schülers vorbehalten bleiben.

[2] Nämlich fol. 36 und fol. 7. Es hat beim Einbinden ein Irrtum stattgefunden. Das textlich an fol. 6 anschliefsende Blatt ist versehentlich zwischen fol. 35 und 37 geraten.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

getragen worden ist. Es fehlt aber auch hier nicht die Verstümmelung von Eigennamen: *A Laomedon,*[1] *prince de nulle foi* (Blanchemain p. 88, 12) lautet in Ham. 580 fol. 40$^{vo}$ *A l'Omedon,* was den der Antike unkundigen Schreiber verrät, der wohl stellenweise nach Diktat schreibt. So gibt er das *nord-oest* des Verses 244 (Faral l. c. p. 700) durch *Nordois* wieder (fol. 46$^{ro}$), was sich ohne weiteres auf der Basis der Lautung *nordwεs* erklärt. Auf ähnlichen Hörfehlern scheinen Schreibungen zu beruhen wie *craint* statt *grand*[2] (p. 704 in dem Verse: *Tant il est craint, horrible et redouté*); *somma* statt *sonna* (p. 705 in dem Verse: *Superbe et fier somma le combattant*). *Baleine* statt *haleine* (p. 700 in dem Verse: *Lorsque des vents les baleines mutines*) kann aber ebensogut ein gedankenloses Schreibversehen sein.

Aus diesen Stichproben ergibt sich, daſs Ms. Hamilton 580 eine weniger sorgfältige Niederschrift des zweiten Gesanges der *Franciade* bietet als das Pariser Ms. 19141.

Aber diese unkorrektere Niederschrift ist älter als die Pariser. Das geht deutlich schon aus einem der letzten Verse hervor:

> *N'estant plus rien d'un tel tyran, sinon*
> *Qu'un tronc bronché diffamé de renom.*
> (Blanchemain p. 187, 7),

heiſst es vom besiegten Phovère in den gedruckten Ausgaben, und Ms. 19141 stimmt damit überein. Bloſs hat es statt *Qu'un tronc bronché*: *Un corps bronché.* Diesen Vers aber gibt Ham. 580 in der Form:

> *Un corps bronché sur la Terre sans nom.*

Diese ursprüngliche Lesart hat Ronsard dann in seinem Autograph und in den Ausgaben endgültig fallen lassen. —

So bietet denn die Berliner Handschrift der *Franciade* die älteste Form der beiden ersten Gesänge des berühmten Gedichtes. Sie bietet für den ersten Gesang eine bis jetzt unbekannte Redaktion mit einer stattlichen Anzahl noch unedierter Verse Ronsards. Sie liefert eine breite Basis für die Untersuchung seines epischen Stiles, seiner poetischen Arbeit überhaupt.[3]

---

[1] Der Nexus *ao* wurde nach französischer Art (cf. *aotre* etc.) als *o* gesprochen und das Wort dreisilbig gerechnet. Daher Ronsard selbst in der Ausgabe von 1584 *A Lomedon* druckt (Marty-Laveaux III 42).

[2] Vgl. oben *valet* statt *balai.*

[3] Man sehe z. B., wie er sich an dem Bilde müht, durch das er den niedersteigenden Merkur mit einem Raubvogel vergleicht, und das nun in dreifacher Fassung vorliegt:

> Ainsj qu'on voit aux rives de Meandre
> Le prompt faulcon dessus les eaux descendre



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Das Ms. Ham. 580 stammt unzweifelhaft aus Ronsards Kanzlei. Die glänzende Ausstattung läſst vermuten, daſs es für den königlichen Gönner bestimmt war. Es ist aber wenig wahrscheinlich, daſs es diesem Zwecke wirklich gedient hat. Ronsard hat sicherlich dem König kein Exemplar überreicht, das einen unausgeschriebenen Vers enthält, der in seiner Unfertigkeit jedem ins Auge fallen muſs (fol. 14$^{v^o}$); in welchem ein weiterer Vers ausgelassen ist, so daſs der Reim fehlt (fol. 10$^{r^o}$); das arge Schreibfehler, verstümmmelte antike Namen enthält.[1] Es ist viel wahrscheinlicher, daſs der Dichter, mit der Arbeit des Kopisten unzufrieden, auf die Verwendung des Manuskripts verzichtet hat, und daſs das bunte Blätterkonvolut mit der Zeit in andere Hände gekommen ist. Für den neuen Besitzer[2] wurde es schön, aber nicht sehr verständnisvoll gebunden.

Nachdem es 1882 Hamilton Palace verlassen, ist es noch weiter unbeachtet geblieben, obwohl nun seit einem Jahrzehnt die Forschung allerorten sich emsig um Ronsard bemüht. Und doch gibt der Verkaufskatalog das Datum des Manuskripts — 1570 —

---

Qui bas en l'air s'elance d'un effort
Dessus l'oiseau tapi contre le bord
Craignant la fain du faulcon quj ombrage
D'un corps pluvieux (sic) tout le haut du rivage.
(Ms. Ham. 580 fol. 11$^{V^o}$.)

Ainsy qu'on voit aux rives du Meandre
L'oiseau de proye entre les airs se prendre,
Puis s'eslancer à pointes de roideur
Sur les canards herissez de froideur,
Tremblants de voir le gerfaut qui ombrage
D'un corps plumeux tout le haut du rivage.
(Druck v. 1572 nach Blanchemain p. 53.)

Ainsi qu'on voit aux rives de Meandre
L'aigle foudrier au haut de l'air se pendre,
Puis, avisant sa proye entre les joncs,
Canars, herons et cygnes, aux cols longs,
Raude à l'entour, et, tournoyant, ombrage
D'un corps plumeux tout le haut du rivage.
(Druck v. 1584 nach Marty-Laveaux III 17.)

[1] Ich habe damit die Aufzählung der Mängel der Niederschrift nicht erschöpft und weise hier noch auf eine unklare Stelle hin, die Blanchemain p. 80, Zeile 22—27 entspricht:

*Le vieil Vaudois* (sic) *du siflet les appelle*
*Qui fut, sur tous le pilote ordonné*
*Voyant le vent heureusement tourné;*
*Ne North couvert d'armes et de plumages*
*Qui va souflant devant lui les orages.*
*Francus premier le siflet entendit . . .* (Fol. 35$^{v^o}$ f.)

[2] Ob die Grafen von Grandpré oder die Lefèvre Caumartin zu Ronsard in Beziehungen gestanden haben, ist mir nicht bekannt. Ihre Namen finden sich bei seinen Biographen nicht.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

an und läfst damit die Bedeutung der Handschrift ohne weiteres erkennen, die um zwei Jahre älter ist als der erste Druck. Aber freilich — wer hat diesen Verkaufskatalog von 1882 zur Hand, der längst eine Rarität geworden ist? Und ein anderer Katalog der Berliner Hamilton-Handschriften existiert nicht. Es ist, als ob der Schatz den Augen der Welt entzogen bleiben sollte.

So kam es, dafs P. Rajna 1908 das Autograph von Petrarcas *De sui ipsius et multorum ignorantia* darin entdeckte, das seit einem Vierteljahrhundert unbeachtet hier gelegen hatte. So kommt es, dafs E. Langlois sein mühevolles Buch *Les manuscrits du Roman de la Rose, description et classement,* Paris 1910, schrieb, ohne die schöne Hamilton-Handschrift des Rosenromans zu kennen (Ham. 577),[1] dafs A. Hilka den altfranzösischen *Secundus*[2] nach einer Pariser und einer Wiener Handschrift herausgab, dafs A. Klein nach zahlreichen Handschriften französischer und englischer Bibliotheken *Die altfranzösischen Minnefragen* edierte (Marburg 1911) — beide ohne zu ahnen, dafs dieses selbe Ms. Ham. 577 zu Berlin den *Secundus* — im Gefolge der *Image du monde* und des *Brandan* — und *Demandes et responses d'amours* enthält.

Dafs in Zukunft solches Übersehen nicht mehr an der Tagesordnung sei, ist zu wünschen. Die Erfüllung dieses Wunsches steht bei der Königlichen Bibliothek, die den Schatz der Hamilton-Manuskripte seit dreifsig Jahren hütet und einen Katalog darüber bis heute schuldig geblieben ist. Auch die Mitarbeiter und Leser des *Archivs* werden ihr aufrichtig dankbar sein, wenn sie durch einen solchen Katalog zu allgemeiner Kenntnis bringt, wieviel Wertvolles ihre romanische Handschriftensammlung birgt.

Berlin. H. Morf.

## Das Sirventes *Honratz es hom per despendre* (*B. Gr.* 242, 38).

Die beiden Handschriften, welche das Gedicht *Honratz es hom per despendre* enthalten, *P*, fol. 6 (*Arch.* 33, 307, MG 844) und *e* (Crescimbeni, *Istoria* II, 230), schreiben es Giraut de Bornelh

---

[1] Die Redaktion der Hs. Ham. 577 (Anfang des 14. Jahrhunderts), gehört für den Teil des Guillaume de Lorris zur grofsen Gruppe II (Langlois p. 241 ff.) und für den Teil des Jean de Meun zur kleinen Gruppe I (ib. p. 351 f.). — Aufser dem von Püschel (1872) beschriebenen Manuskript des *Roman de la Rose* (Quarto 80), das Langlois kennt (p. 162), besitzt der ältere Bestand der Königlichen Bibliothek zu Berlin noch eine Papierhandschrift des 15. Jahrhunderts (Fol. 209).

[2] A. Hilka, *Das Leben und die Sentenzen des Philosophen Secundus des Schweigsamen,* Breslau 1910.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zu. Indes werden die schon von Gröber in den *Rom. Studien* II, 448 hinsichtlich dieser Attribution aus handschriftlichen Gründen geäufserten Zweifel noch durch den Inhalt des zweiten Geleites verstärkt, in welchem der Dichter einen bei Giraut sonst nirgend vorkommenden Moruel um eine Gabe bittet.

Der wirkliche Verfasser des Gedichtes dürfte sich fürs erste kaum mit Bestimmtheit nachweisen lassen. Wollte man zur Feststellung der Autorschaft noch *B. Gr.* 70, 11 *Bels Monruels* heranziehen, so wäre der Nutzen gering, da auch für diese Kanzone, welche in $C^1E$ Bernart de Ventadorn, in $C^2R$ Perdigo, in *P* Raimon de la Sala und in *c* Peire Rogier zugeschrieben wird und die in *S* ohne Namensüberschrift unter einem Gedicht Guilhem Ademars steht, die Frage nach dem Verfasser noch keine genügende Beantwortung gefunden hat (s. Appel, *P. Rogier* S. 90). Es ist nicht einmal klar, an welchen Markgrafen Moruello Malaspina das Sirventes gerichtet ist, ob an Moruello I., wie O. Schultz(-Gora), *Die Briefe des R. de Vaqueiras* S. 125, vermutet, oder an Moruello II., den derselbe Gelehrte ib. S. 128 f. erwähnt. Gemäfs der Bemerkung S. 129 wird allerdings ein marques Moruel, in dem Schultz-Gora Moruello II. sieht, in einem Gedicht des Lanfranc Cigala genannt. Da nun dieser Trobador auch in einem Gedicht, gleich wie hier, v. 45 geschieht (s. Anm. dazu), den Verräter Judas schmäht, und da er dort in den nämlichen Ausdrücken von der Art seines Selbstmordes spricht, so wäre es zum mindesten nicht ausgeschlossen, dafs er als Verfasser des Gedichtes *Honratz es hom* in Betracht käme. In Bau und Reimendungen stimmt mit diesem Sirventes das Gedicht des Bertolome Zorzi *S'ieu trobes plazer a vendre* (ed. Levy, Nr. 2) völlig überein; sollte nun das Sirventes in der Tat von L. Cigala aus Genua herrühren, welcher nach Schultz-Gora, a. a. O. S. 132, Anm. schon vor 1237 gedichtet hat, so hätte der Venezianer Zorzi, der von 1263—1270 in Genua gefangen safs, sich darin ebenso einen Genuesen, welcher das Schema freilich vorher selbst anderswo entlehnt haben könnte (s. v. 46), zum Vorbild genommen, wie er das ja auch mit dem Gedichte *Mout fort* (Nr. 14 bei Levy; s. da S. 8) gegenüber dem ebenfalls aus Genua stammenden Bonifaci Calvo getan hat.

Das Gedicht wird vom Dichter selbst (v. 46) als Sirventes bezeichnet. Es besteht aus fünf neunzeiligen *coblas unisonans* und zwei fünfzeiligen Geleiten. Die Strophenform ist: 7a˘ 7b 7a˘ 7b 7c 7c 7b 7b 7a˘; a ist *endre,* b *ar,* c *ǫ(n).* Das Schema ist von Maus, *P. Cardenals Strophenbau,* unter Nr. 339 richtig, unter Nr. 360 aber falsch angegeben.

Gleichen Bau und gleiche Reime weisen aufser dem obenerwähnten Gedicht Zorzis noch auf:

Uc de Saint Circ, *Chanson qu'er leu per entendre,* und Bernart de la Fon, *Leu chansonet' ad entendre.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Text.

I.

Honratz es hom per despendre
E pro lausatz per donar
E blasmatz per voler prendre 3
Et encolpatz per gardar
L'aver; que tals qui n'a pron,
N'a pauc en breu de saison 6
E tals es en gran poiar
Cui la rod' en breu virar
Fai son poiar e descendre. 9

II.

Si comprar ensegna vendre,
Per dreg deuri' hom jujar
Que *cascus* degues aprendre 12
Per son prendr'ad autrui dar;
Mas cel qu'a s'entention
En prendre, tan li sap bon 15
Que de dar no· il pod menbrar,
Per que lui deu oblidar
Deus e l'aver*sers* reprendre! 18

III.

Mas per zo no·s deu defendre
Cel qui vol largesa far,
Anz deu largamen estendre 21
Sa man, donan ses tarzar
E ses trobar ochaison
*A* qui vol ben dir de non! 24
Car cel don ten hom plus car,
Quant es pres ses demandar,
Ses afan e ses atendre. 27

IV.

Cel qui fai pan per revendre,
No·l sap tan prim balanzar
Que plus prim no·s sapch'entendre 30
Totz homs en amesurar
Sos dos e sa mession!
Cujan s'aissi a lairon 33
Per pauc gran pretz gazagnar,
Mas per mesura prestar
*Vei* tostemps mesura rendre. 36

V.

Greu m'es parlar e contendre
De cels qui van soterrar
L'aver, don fan tal mesprendre 39
Qu'il no s'en podon salvar,
S'abanz no fan redenzon
De l'aver qu'an en preisson; 42
Car per aver amassar,
Volc Judas Deu renegar
Et al ven s'en annet pendre. 45

VI.

Serventes, tals sap ton son
Qui non enten ta razon
E tals l'enten qui·l chantar 48
Vol mais que ton razonar,
Qu'a mainz fai vergogn' entendre.

VII.

Bels segner, donatz m'un don, 51
Morruel, cor de baron,
Que no·us lasetz de benfar
Ni·l pretz, que·us fai aut poiar, 54
No laisatz per ren deisendre!

I. 2 l. e p. *P*, l. es p. *e* 4 encolpat *Pe*
II. 12 zasus *Pe* 16 poi *e* 18 e lavers ses r. *Pe*
III. 22 tanzar *e* 24 A *fehlt Pe* 25 tem *e*
IV. 33 ab l. *Pe* 36 Ne *P*, E *e*; tost temps *e*
V. 37 Creu *e* 40 Cil *e*; se p. *e* 44 Nol cuidas *P* (Arch.)
VI. 46 tal *Pe* 48 tal *e*; zantar *Pe*
VII. 51 Bel *Pe* 54 quis f. *P*

## Übersetzung.

I. Geehrt wird man für Spenden und sehr gelobt für Geben und getadelt, wenn man nehmen will, und beschuldigt, wenn man seine Habe festhält; hat doch mancher, der viel (davon) besitzt, in kurzer Zeit wenig, und mancher ist im Begriff, hochzusteigen, dessen Steigen das Glücksrad bald in Fallen verwandelt.

II. Wenn Kaufen Verkaufen lehrt, so sollte man mit Recht meinen, daſs jeder durch sein Nehmen lernen sollte, einem anderen zu geben; aber wer seinen Sinn aufs Nehmen richtet, dem gefällt es

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

so gut, daſs er ans Geben nicht mehr denken kann, weshalb Gott ihn im Stiche lassen und der Teufel (?) seinerseits ihn holen soll!

III. Dafür aber soll sich derjenige, welcher Freigebigkeit üben will, nicht wehren, sondern er soll freigebig seine Hand ausstrecken, indem er, ohne Zögern und ohne eine Gelegenheit zu finden, demjenigen gibt, der durchaus ablehnen will. Denn man schätzt das Geschenk am meisten, wenn man es ohne Bitten, ohne Mühsal und ohne Warten bekam.

IV. Derjenige, welcher Brot bäckt, um es zu verkaufen, versteht nicht, es so fein abzuwägen, daſs nicht ein jeder es noch feiner verstände, sein Streben auf Einschränkung seiner Geschenke und Ausgaben zu richten! Sie denken so verstohlenerweise statt geringen Wertes groſsen zu erlangen, aber für Maſshalten sehe ich (?) stets nur Mäſsiges zurückerstatten.

V. Es wird mir schwer, über die zu sprechen und mich zu ereifern, welche die Habe vergraben, womit sie solch Unrecht begehen, daſs sie infolgedessen ihr Seelenheil nicht retten können, wenn sie sich nicht zuvor mit der versteckten Habe loskaufen; denn um Besitz anzusammeln, wollte Judas Gott verleugnen, und er hängte sich darum in freier Luft auf.

VI. Sirventes, mancher kennt deine Weise, der deinen Inhalt nicht versteht, und mancher versteht ihn, der das Singen deinem Reden vorzieht, das manche ihre Schande vernehmen läſst.

VII. Lieber Herr Morruel, Herz von einem Ritter, gebt mir eine Gabe, denn ihr wurdet nicht müde, Gutes zu tun, und den Wert, der euch hochsteigen läſst, lasset ja nicht sinken!

Anmerkungen.

1—2. *Sap gen donar e despendre,* sagt auch P. Vidal (ed. Bartsch 42, 42) vom Markgrafen von Monferrat. — Hier steht *donar* im Gegensatz zu *prendre* und *despendre* im Gegensatz zu *gardar l'aver.* — Ähnlich äuſsert sich B. Zorzi in dem nach Bau und Reimen übereinstimmenden Gedicht 2 (ed. Levy), Str. IV:

Pero ben deu hom espendre
Sai e lai e metr'e dar,
Qu'aissi·s pot grand honor rendre.

Wenn es dann da nach *IK* weiter heiſst:

Mas chascus se deu gardar
De passar outra mesura,

so ist das gewiſs erst durch einen Schreiber versehentlich eingeführte *mesura* des Reimes wegen durch ein zweisilbiges Wort auf *ọ*, etwa durch *razo,* zu ersetzen.

7—9. *fai virar* ist = *vira,* und *son* steht pleonastisch für *lo.* Anders faſst Raynouard, *Lex. rom.* IV, 665 die Stelle auf, und mit ihm Stimming, *B Born*[1], zu 4, 29; Raynouard übersetzt

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nämlich: *Tel est en grand élever à qui la roue, en rapide tourner, fait son élever en descendre.*

10. *comprar* braucht, obwohl es Subjekt des Satzes ist, keine Flexion zu erhalten, da es, ohne Artikel, Verbalform bleiben kann; s. Stimming, *B Born*[1], zu 2, 19. — *ensegna* oder *esegn'a* vendre; vgl. Appel, *Chrest., Gloss.* s. v. *ensenhar.*

12—13. In *aprendre a dar autrui* ist *autrui* obl. zu subst. *autre* wie in den von Appel, *Chrest.*[3] S. 215[a] angegebenen drei Fällen; Schultz-Gora erwähnt in seinem *Altprov. Elementarbuch* § 182 nur ein im Genitivsinne verwendetes *autrui.*

14—15. Zur Konstruktion vgl. Tobler, *Verm. Beitr.* I[1], Kap. 35.

16. *membra ad alcun de alcuna re,* es kommt jem. etwas in den Sinn.

17. *lui,* die betonte Form statt der unbetonten *lo,* zur stärkeren Hervorhebung; s. Stimming, *B Born*[1], zu 4, 18; der Dichter will wohl sagen: Wie der Geizige anderen seinen Beistand versagt, so möge Gott auch ihn im Stiche lassen.

18. Das handschriftliche *lavers ses* habe ich, da nichts Rechtes damit anzufangen war, in *l'aversers* 'Teufel' geändert.

24. Die fehlende Silbe ergänze ich durch *a* (vgl. nfrz. z. B. *à qui de droit*) und verstehe: dem, der nein sagen will, also dem verschämten Armen.

26. Der Konjunktionalsatz steht statt eines Relativsatzes; vgl. dazu Diez, *Gramm.* III, 339.

35. *prestar* 'halten, leisten' wie lat. *praestare* in *fidem praestare.*

36. *mesura* 'Maſs' für Mäſsiges, geringer Gewinn. — Für das *ne,* bzw. *e* der Hss. habe ich *vei* einsetzen zu müssen geglaubt.

39. *mesprendre* (Subst.) 'Vergehen, Unrecht', s. Levy, *Swb.* V, 256[a], wo diese Stelle zitiert wird.

42. *en preisson* übersetzt Raynouard, *Lex. rom.* IV, 628[a] *en prison (enfermé).*

45. Ebenso spricht L. Cigala vom *Judas, qui s'en pendet als venz,* Rayn., *Lex. rom.* I, 477. Die Redensart *pendre al ven* begegnet auch im *Leben des hl. Honorat;* s. Rayn., *Lex. rom.* V, 499[a]. Zu *al ven* vgl. nfrz. *en plein vent* 'in freier Luft, unter freiem Himmel' und *flotter au (gré du) vent* 'ein Spiel der Winde sein'. Im *Brev. d'am.* v. 23337 heiſst es von Judas: *Vai se per mieh lo col pendre.*

46. Demnach war wohl die Melodie schon bekannt.

52. Der Name Morruel ist von *segner* durch *donatz m'un don* getrennt; s. dazu Schultz-Gora, *Altprov. Elementarbuch* § 212. — Über die Markgrafen Moruello Malaspina vgl. Schultz-Gora, *Briefe* S. 125, 128 u. 129, und das oben Gesagte.

Berlin. Adolf Kolsen.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

## Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Gutzkows Werke, hg. von Peter Müller. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. (Meyers Klassiker-Ausgaben.) Bd. 3 u. 4. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut, 1911. 479 u. 521 S.

Gutzkows Werke. Auswahl in zwölf Teilen. Hg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Reinhold Gensel. 1.—12. Teil. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.

Der dritte und vierte Band der Müllerschen Gutzkow-Ausgabe (vgl. *Archiv* CXXVII 222—226, wo der erste und zweite Band durchaus zustimmend besprochen sind) bietet in der Hauptmasse Autobiographisches: die breit angelegte Schilderung 'Aus der Knabenzeit' (1811—21), die knapper gefafste Darstellung der Gymnasialzeit (1821—29) und die aufschlufsreichen 'Rückblicke auf mein Leben' (1829—49).

Gutzkow hat uns seine Frühzeit in wahrhaft künstlerischer Abrundung vorgeführt. Er macht dem Leser die Umwelt des Kindes lebendig; er sammelt alle Eindrücke, die auf Gemüt und Geist des Knaben gewirkt haben und gewirkt haben können. Er bringt ein reiches kulturhistorisches Gemälde zustande, unter dessen Figuren sich auch seine eigene, des Verfassers, jugendliche Gestalt befindet. Gutzkow hat sich selbst gar nicht in Szene gesetzt. Er hat vielmehr alles vermieden, was nur im entferntesten darauf hinauskommen könnte. Wenn er sich aber von der Tendenz, sein Ich in den Mittelpunkt zu rücken, völlig freigehalten hat: ohne besondere Absichten geht es bei diesem Manne der Tendenzen nun einmal nicht ab. Hier in der 'Knabenzeit' gilt es den Nachweis, dafs das Berlin des zweiten Jahrzehnts (1810—20) keineswegs durchaus poesielos oder verstandesdürr gewesen sei, dafs 'Eckensteherwitze' und eine gewisse sentimentale 'Weifsbiergemütlichkeit' nicht sein Wesen ausgemacht hätten. So läfst Gutzkow den Schauplatz seiner ersten Kindheit, den gewaltigen, gar Verschiedenartiges umfassenden, eigentümlichen Gebäudekomplex der alten Akademie erstehen, der nunmehr durch Neubauten gänzlich verdrängt ist. Und indem sich der Anschauungskreis des Knaben nach und nach weiter ausdehnt, gelangen wir aus manchem poetischen Winkel und an manchem Idyll vorüber in die anderen Stadtviertel und bis zu den Vororten (Charlottenburg, Spandau und Weifsensee), wo ländliches Leben sich noch in voller Ursprünglichkeit abspielt. Gutzkow schildert dabei die kleinbürgerliche Welt in ihrer Kreatürlichkeit, in der Enge ihres materiellen und geistigen Daseins, in dem Streben nach dem Höheren, das zumeist in dem religiösen Verhalten begründet und beschlossen ist; er deutet auch wohl auf die Probleme des alltäglichen Lebens hin, wenn er zeigt, wie verhängnisvoll dem kleinen Handwerksmeister das zweite Frühstück werden könne. Er macht den Kontrast der Kriegs- und Friedensjahre bemerklich und eröffnet Ausblicke in die Sphäre des Hofes, zu welchem der Vater als prinzlicher Bereiter in Beziehung stand. Ein reiches, allen künstlerischen und wissenschaftlichen Anregungen zugängliches Bürgerhaus wird dem Knaben infolge einer Jugendfreundschaft zur zweiten, dann schmerzlich vermifsten Heimat. Hier lernt er gehaltene Sitten und den feinen Ton der besseren Gesellschaft kennen; hier ergreift ihn

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

das allezeit bewahrte Verlangen, durch Haltung und Benehmen, durch Verdienste und Gaben der vornehmen Welt würdig zu werden und den in ihr eroberten Platz zu behaupten. Gutzkow zeigt endlich, aber mit Zurückhaltung, wie das Kind unter diesen Eindrücken dahinlebt, umfangen von einer fest gefügten Ordnung, aufblickend zu den Erwachsenen, seiner selbst allmählich sich bewufst werdend, aber auch dann durchaus nicht in feindlicher Gegensätzlichkeit. Erst der Gymnasiast fühlt sich im Laufe der Zeit gedrängt, Stellung zu nehmen, und gelangt dabei auch wohl in eine Gegenstellung. Schulzustände, Lehrer und Lehrmethoden erregen die jugendliche Kritik; insbesondere erscheinen die Lehrer als freundliche und fast noch öfter als feindliche Mächte. Die Negation des gesamten Daseins der Schule tut sich in dem 'geistigen Hinter-die-Schule-gehen' kund. Indem das literarische Leben in seiner ganzen Breite auf den Primaner einwirkt, braucht er teilweise die Schulstunden zur Bewältigung des massenhaft zuströmenden Stoffes; denn die Zeit reicht ihm um so weniger zu, da er einen beträchtlichen Teil davon opfern mufs, um Privatunterricht zu erteilen.

Der vierte Band wird durch die 'Rückblicke' ausgefüllt, welche, aus verschiedenen Aufsätzen zusammengestellt, zwar vielfach der letzten durchgreifenden und ausgleichenden Redaktion entbehren, aber auch in dieser unvollkommenen Fassung bedeutsam sind, da sie sehr interessante Einblicke in das Leben der Literatur und der Bühne gewähren. Sie führen uns eine stattliche Anzahl bekannter Persönlichkeiten vor: Wolfgang Menzel und Laube, Mundt und die Birch-Pfeiffer, Hebbel und Richard Wagner, den Schauspieler Seydelmann und die Brüder Emil und Eduard Devrient, Hegel und Alexander von Humboldt. Sie erzählen mit begreiflicher innerster Anteilnahme von wichtigen Begebnissen unserer geistigen und politischen Entwicklung. Gutzkow stand ja durch die Verfolgungen, welche wegen der 'Wally' über ihn hereinbrachen, eine Zeitlang im Mittelpunkte des literarischen Interesses; er suchte ferner als dramatischer Schriftsteller und dann als Dramaturg an der Dresdener Hofbühne die dramatische Literatur, die er selbst so wesentlich bereichert hat, mit der Bühne in Beziehung zu setzen, ein mustergültiges Repertoire zu schaffen, die Schauspielkunst zu fördern und das Kunstverständnis der Schauspieler wie der Zuschauer zu heben; er tritt endlich am 19. März 1848 auf dem Berliner Schlofsplatze in einer kurzen Ansprache an die Versammelten als Volksredner vor uns hin. Die dankenswerten Anmerkungen Müllers zu den 'Rückblicken' enthalten manche berichtigende Erläuterung, manche wertvolle Ergänzung (z. B. Gutzkows 'Brief an Freunde' über den Tod seiner ersten Frau), ohne dafs sie etwas über jenes politische Auftreten Gutzkows sagen. Dieser selbst erzählt, wie er durch die Krankheit seiner Frau, die gerade in diese erregten Tage fiel und mit dem Tode endete, verhindert wurde, sich weiterhin persönlich an den Vorgängen zu beteiligen. Darum hat er das, was ihn bewegte, in der 'Ansprache an die Berliner' zum Ausdruck gebracht. Müller hat zwar nicht unterlassen, sie im dritten Bande abzudrucken, doch findet er sie geschichtlich wertlos und manchmal phrasenhaft. Das Urteil ist hart. Ist es nicht lehrreich, auf knappem Raume einen Überblick über die Stimmungen und Ideen jener Zeit und ihrer grofsen geschichtlichen Augenblicke zu gewinnen, einen Überblick, wie ihn zu geben Gutzkow vor vielen anderen berufen war? Gutzkow lebte mit seiner Zeit; er webte als moderner Schriftsteller und Journalist in allen Fragen des Tages. Darum tat Müller recht daran, auch jene Schrift zum Kölner Kirchenstreit der dreifsiger Jahre, 'Die rote Mütze und die Kapuze', in seine Ausgabe aufzunehmen.

Das Beste erfahren wir freilich von Gutzkow, wenn er auf seinem eigensten Gebiete, dem der Literatur, Umschau hält, mit den bestehenden Richtungen abrechnet und dem poetischen Zeitgeist lauscht, um zu er-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

kunden, was weiter werden will. Gerade die literarische Revue (Vergangenheit und Gegenwart, 1830—38) zeigt aufs deutlichste, wie fleifsig Gutzkow die literarische Vergangenheit durchmustert hat, und wie fest er in der literarischen Gegenwart wurzelte. Sie mutet wie eine Fortsetzung des Menzelschen Werkes 'Die deutsche Literatur' an; auch sie beweist, dafs Menzel Gutzkow viel gewesen ist. Man darf nicht vergessen, dafs Menzel ihn in die Literatur eingeführt hat — vielleicht in mancher Hinsicht zu früh und dadurch zum Unsegen. Jedenfalls hat Gutzkow selbst, nach der bitteren Entzweiung mit Menzel zunächst vielfach geneigt, in ihm den denunziatorischen Rezensenten seiner 'Wally' und den Ankläger des jungen Deutschlands zu sehen, trotzdem später Menzels Verdienste und den frischen Impuls, der von ihm ausging, unbefangen genug gewürdigt. Wahrhaftigkeit ist Gutzkow überhaupt eigen; und nicht selten geschieht es, dafs er sie gegen sich selbst richtet und zum Selbstquäler wird. Was ihm ganz fehlte — er wufste selbst darum und litt darunter —, war die Fähigkeit, die Dinge auch einmal leicht zu nehmen oder wenigstens mit rein sachlicher Gleichmütigkeit aufzufassen. Er machte sich selbst und anderen das Leben schwer, fühlte sich fortdauernd zu Meinungsäufserungen veranlafst, nahm es dagegen mit der Schriftstellerei erheblich leichter, weil sie ihm Mittel zum Zweck war: vieles hat er offensichtlich mit eilender Feder geschrieben. Auch Bücher können Taten sein; allein sie müssen sich von der Hast und Unrast der Taten fernhalten, was schon Horaz erkannte, Gutzkow aber unter dem Zwange der Tagesschriftstellerei öfter aufser acht liefs. Immer angeregt, aber dem Aktuellen gar sehr zugewandt, stets gedankenschwer, aber seine Ideen nur zu bald in Tendenzen ausmünzend, immer schreibfertig, aber oftmals die letzte Feile verschmähend, ein Gelehrter ohne eigentliche Freude am Wissen und ohne den tiefinneren Trieb nach Erkenntnis, ein Künstler ohne voll ausgeprägten Sinn für Formen und für runde Gestaltung, so hat Gutzkow fast durch ein halbes Jahrhundert geschrieben; allein man weifs nicht recht, ob sich selbst zur Freude. Wie gewaltig die Arbeitsleistung dieses Mannes gewesen, zeigt deutlich die Chronologie seiner Werke, welche Müller am Schlusse des vierten Bandes aufstellt; wie weitreichend und vielumfassend das Interesse, wie ausgedehnt die persönlichen Beziehungen Gutzkows waren, beweist das mit grofsem Fleifse hergestellte Namen- und Sachregister zu den autobiographischen Schriften, welches die treffliche, auch äufserlich sehr gediegene Müllersche Ausgabe würdig schliefst.

Die Genselsche Ausgabe hat einen erheblich reicheren Stoff ansprechend gruppiert; ihre zwölf Teile sind in vier Bänden vereinigt und bringen in diesen vier Abteilungen: Dramatisches; Episches; Autobiographisches; Literar- und Kulturgeschichtliches sowie Aphorismen. Die Werke, welche innerhalb dieser Gattungen zusammengefafst sind, werden einleitend im Hinblick auf die literarischen und biographischen Zusammenhänge nach ihrer geschichtlichen und schriftstellerischen Bedeutung gekennzeichnet. Dem ersten Teil ist eine eingehendere biographische Würdigung Gutzkows vorausgeschickt, während die beiden letzten Drittel des zwölften Teiles das sorgsam angefertigte, alle Teile umfassende Namenregister und eine grofse Anzahl von sach- und worterklärenden Noten enthalten, welche für manche Gutzkowschen Schriften geradezu notwendig erscheinen, z. B. für die autobiographischen.

Gensel hat diese Stücke in Band 7 (Aus der Knabenzeit) bis Band 9 (Rückblicke) untergebracht. Band 8 bietet kleinere biographische Denkmale. Zwei davon entstammen gröfseren Romanen: die Predigt in Schwarzensee (aus dem komischen Roman 'Blasedow und seine Söhne') ist ein ganz lustiges Stückchen aus Gutzkows Theologenzeit, wenn auch der Humor etwas Gezwungenes hat; dagegen läfst sich die aus 'Seraphine'

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

entnommene Erzählung kaum ohne peinliche Empfindung genieſsen, da sie von dem Verhältnis zu zwei Schwestern handelt, wo denn die eine als Verlobte, die andere als wahrhaft Geliebte auftritt und der Jüngling rechte Mühe hat, sich aus den unwahren Beziehungen zu lösen. Erfreulicher wirkt die hübsche Fortsetzung der 'Knabenzeit': das Kastanienwäldchen in Berlin, ausgezeichnet durch die keineswegs geschmeichelten, aber manchen besonderen Zug aufweisenden Porträte der groſsen Gelehrten (eines Hegel, Schleiermacher, Neander, v. d. Hagen, Lachmann, Boeckh, Heinrich Ritter, Ranke, Beneke). Der Herausgeber hat auch 'Vergangenheit und Gegenwart' mit Recht in diesen Zusammenhang gezogen, denn der literarische Zustand, in den Gutzkow hineintrat, und die Stellung, welche er zu den Vorgängern sowie zu den Gröſsen des Tages einnahm, sind ebenso notwendige Momente seiner Biographie wie die in 'Zwei Gefangene' geschilderte Abbüſsung der schweren Schuld, welche er nach der Meinung des Bundestages durch die Herausgabe seiner 'Wally' auf sich geladen hatte.

In der ersten Abteilung seiner Ausgabe bringt Gensel neben den heute noch bühnengangbaren Dramen (Uriel Acosta, Urbild des Tartüffe, Zopf und Schwert, Königsleutnant) und dem auch von Müller abgedruckten Richard Savage: 'Nero' als Jugendtragikomödie, sowie zwei Gesellschaftsstücke: 'Werner' und 'Ella Rose'. Bizarr ist Richard Savage, dem über dem Suchen nach der Mutter das Leben zerrinnt; bizarrer fast Ella Rose, welche sich teils aus Eifersucht auf den in der Ferne weilenden Gatten, teils aus einem Emanzipationsgelüst heraus der Bühne zuwendet, eine groſse Tragödin wird, dann aber doch dem rückkehrenden Gatten zuliebe in die bürgerliche Sphäre zurücktritt. Freilich hat man gar nicht den Eindruck, daſs sie diese jemals verlassen habe. Sie ist von Anfang an und bleibt während der ganzen Handlung des Stückes bei ihrer Freundin gut aufgehoben; und deren Gatte, der Baumwollspekulant Thornton, wird ihr ein geschäftskundiger Impresario. Was aber die plötzliche Entwicklung Ellas zur groſsen Tragödin anlangt, so ergeben sich daraus, wenn wir sie für wahrscheinlich nehmen, alle die Schwierigkeiten, in welche das Künstlerdrama (vom Goetheschen Tasso bis zum Dumasschen Kean und zu Sudermanns Magda) gerät und geraten muſs. Der Boden des allgemeinen Menschentums wird verlassen; wir erheben uns in die idealen Gebiete der Kunst, welche auf der Bühne nur zu leicht zur Prosa des Lebens herabsinken, und in die Gesellschaft der Ausnahmenaturen, denen wir immer nur bis zu einem gewissen Punkte folgen können. Trotz dieser Verwendung der Bühne auf der Bühne ist 'Ella Rose' lesenswert; denn sie wirkt durch die Problemstellung, zum Teil auch durch die Problembehandlung ebenso glücklich wie das Schauspiel 'Werner oder Herz und Welt'. Werner, juristisch gebildet und als Verwaltungsbeamter tätig, ist der ehrsüchtige, hochbegabte Streber, dem sich als Adoptiv- und Schwiegersohn eines adligen Präsidenten eine glänzende Laufbahn eröffnet hat. Durch ein Spiel des Zufalls wird Marie, seine Jugendgeliebte, seine erste ohne Absage verlassene Verlobte, die Erzieherin seiner Kinder. Als er mit ihr zusammentrifft, will sie die eben angetretene Stellung sofort aufgeben. Aber er bestimmt sie zu bleiben. Denn ihn hat schwerer Miſsmut über den Bruch mit der Vergangenheit ergriffen. Nun beglückt es ihn, ein Wesen, das ihm einst so nahe gestanden hat, in seinem Hause zu wissen, und es erheitert ihn, daſs er diese sanfte Dulderin in seinen Schutz nehmen und durch zuvorkommende Güte vielleicht einen Teil seiner schweren Schuld abtragen darf. Obgleich nichts Unrechtes geschieht, oder besser, bevor noch irgend etwas Derartiges geschieht, wird der Verdacht und die Eifersucht der Gattin erregt. Damit wird das tragische Problem aufgegeben und die zivilrechtliche Lösung schlicht bürgerlicher Natur angebahnt. Werner gerät zwar in Gefahr,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Stellung und Namen, Weib und Kind zu verlieren, ohne die einstige Geliebte zu gewinnen. Doch die Wolken teilen sich, und alles wendet sich zum Guten, ja zum Besseren; denn Werner hat sich selbst wiedergefunden. Er bekennt sich von neuem zu seinem bürgerlichen Namen und verläſst seine Stellung.

Die epische Abteilung bietet im vierten Teil 'Wally', im sechsten Teil 'Lucindens Jugendjahre' (aus dem Umfange des 'Zauberers von Rom'), von Gensel mit Recht für eine der gelungensten Produktionen Gutzkows erklärt. Der fünfte Teil enthält eine Reihe von Novellen, unter denen 'Die Selbsttaufe' nach Inhalt und Form den Preis verdient. Gutzkow gehört nicht zu den unbedingten Vertretern der einfachen und übersichtlichen Schreibart. Er bewegt sich vielfach in langen und inhaltreichen, manchmal in verzwickten oder schleppenden Satzgefügen, doch steht ihm auch der schlagkräftige knappe Satz zur Verfügung, durch dessen wirkungsvolle Verwendung sich zum Beispiel die literarischen Skizzen in 'Vergangenheit und Gegenwart' auszeichnen. Auch 'Die Selbsttaufe' empfiehlt sich durch saubere stilistische Ausarbeitung, in der man das Abbild einer feinen und klaren, auch die Lichter des Humors aufsetzenden Seelenanalyse sehen mag. Sie behandelt das oben berührte Motiv aus 'Seraphine', freilich ungleich zarter und anziehender: Agathe, das Aschenbrödel ihrer Familie, gewinnt die Liebe eines fast gescheiterten Mannes. Dem immer zurückgesetzten Mädchen winkt hier eine letzte schöne Hoffnung, während der Mann neuen Lebensmut faſst, was in der Namensänderung oder Selbsttaufe: Gottfried — Ottfried, sinnbildlich zum Ausdruck kommt. Freilich wird diese Änderung des Namens, der Gesinnung und des Strebens für Agathe verhängnisvoll. Denn Gottfried konnte in der Ehe mit ihr sein niedriger gestecktes Lebensziel erreicht glauben; Ottfried dagegen erscheint sogar der anspruchsvollen älteren Schwester Agathens, die als junge Witwe von Freiern und Anbetern umgeben ist, in hohem Maſse begehrenswert. Freundlicher als Agathen ist das Geschick 'dem Mädchen aus dem Volke', Ernestine, die sich in seltenem Bildungsstreben und voll Charakterstärke aus widrigen Verhältnissen, aus Not und Elend und vor allem aus den moralischen Wirrnissen ihrer Umgebung zu edler Lebensgestaltung durchringt. Freilich leidet ihre zarte Gesundheit bei dem übereifrigen Lernen, und das Glück, den lange Geliebten ihr Eigen nennen zu dürfen, ist wie der verklärende Abendsonnenschein eines nur spärlich durch Sonnenblicke erheiterten Tages. Die Erzählung sucht ihre Stärke darin, dieses edle Frauenleben dem alltäglichen und gemeinen Dasein der bildungslosen, rohen und vergnügungssüchtigen Masse gegenüberzustellen; hier und da tritt ganz offensichtlich die Tendenz zutage, die Verfasser der idealisierenden und schöngefärbten Dorfgeschichte zu korrigieren, ein Zweck, für welchen allerdings die niederen Klassen der groſsstädtischen Vororte nicht gut gewählt sind. Wie hier der soziale Hinter- und Untergrund mit besonderem Eingehen und nicht ohne Schärfe gezeichnet ist, so beruhen 'Die Nihilisten' auf der Ausmalung der politischen Zustände; sie sind ein poetischer Niederschlag des Jahres 1848. In farbigem, historischem Kolorit, im allgemeinen die Stimmung festhaltend, wenn auch nicht ohne liberales Räsonnement, mit volkstümlichem Einschlag und launig bis zum Grotesken, in der Ausbeutung einer glücklichen Idee vielleicht zu weitgehend, ist 'Der Werwolf' (aus dem Jahre 1870) ein Beweis dafür, wie frisch sich Gutzkow trotz allem zu erhalten wuſste.

Er war eine unendlich reiche Natur, die immer neue Blüten hervortrieb und viele schöne Früchte ansetzte, die sich den Reichtum der Vergangenheit zunutze machte und alle Ideen der Zeit verkörperte. Gutzkow hat sich in seinen Jugendjahren in der Schrift 'Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte' über Goethes Stellung und Bedeutung klar zu werden

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

gesucht; und wie er ihm nachgeeifert und ihm in der Breite des Schaffens und der Wirkung gleichzukommen strebte, so blieb wohl im Innersten seiner Seele etwas von dem löblichen Neide dessen, der sein Ziel nicht ganz erreicht hat. Eines ging Gutzkow bei der Fülle seiner Gaben ab; man darf nicht sagen, das lyrische Talent, wohl aber der Drang und die Neigung, die Stimmung der Seele und die Wünsche des Herzens im Gedicht auszusprechen. Man ist versucht zu meinen, es hätte ihm an der rechten Sammlung dazu gefehlt; er hat sich auch vom Verse ferngehalten. Dafür wirkte er durch Aussprache in Prosa um so energischer auf die Zeitgenossen; und auch diese Seite des Gutzkowschen Wesens kommt bei Gensel voll heraus, insofern Teil 10 und 11 eine Auslese aus Gutzkows rezensierender und sonstiger journalistischer Schriftstellerei darbieten. Da gibt es Kritiken Hebbelscher Werke und Übersichten über den jeweiligen Stand der Literatur (1853, 1854), beachtenswerte (in der Beurteilung Otto Ludwigs wohl gar zu herbe geratene) Auslassungen über die realistischen Dorfgeschichtenerzähler sowie über den Roman und die Arbeit (gegen das Motto von Gustav Freytags 'Soll und Haben'), wo das schöne Wort zu finden ist: 'Es ist gerade das Wesen des Romans, die Wochentagsexistenz des Menschen gleichsam beiseite liegen zu lassen und seinen Sonntag zu erörtern. Wir verstehen unter Sonntag die Offenbarung seiner poetischen Natur, sei es nun im Leiden oder im Handeln.'

Der 11. Teil gibt Aufsätze aus den 'Säkularbildern' (darin treffliche Bemerkungen über die Mode und das Moderne), aus den 'Öffentlichen Charakteren', welche, wie Gutzkow wiederholt mit naivem Stolz bemerkt, sogar Metternichs Aufmerksamkeit erregten, schliefslich aus der Sammlung 'Zur Geschichte unserer Zeit', die sich unter anderem mit der Inneren Mission auseinandersetzen.

So bewährt sich die hübsch ausgestattete Genselsche Ausgabe Gutzkowscher Schriften in der Auswahl, Anordnung und Fülle des Stoffes aufs beste. Sie ist wohl geeignet, alle Seiten von Gutzkows Wesen und Wirken zu erschliefsen, zu dem Manne und seinen Werken hinzuführen und das Verständnis seiner mannigfachen Schriften zu fördern. Eine wie allseitige Würdigung Gutzkows der Herausgeber anbahnen möchte, geht daraus hervor, dafs er eine neue Ausgabe der 'Ritter vom Geist' beabsichtigt; sie soll eine Ergänzung der vorliegenden Veröffentlichung bilden. Hoffentlich verwirklicht sich dieser Plan; denn seine Durchführung würde Gelegenheit geben, das vielleicht bedeutsamste schriftstellerische Werk Gutzkows dem allgemeinen Interesse wiederzugewinnen.

Charlottenburg. Erich Bleich.

**Paul Bastier, La nouvelle individualiste en Allemagne de Goethe à Gottfried Keller.** Essai de technique psychologique. Paris, Larose, 1910. 452 S.

Lange Zeit wurden bei uns die dicken Bücher überschätzt, und die gelehrte Zensur machte es fast wie einst die politische: was soundso viel Bogen an Umfang überschritt, war der genauen Zulassungsprüfung enthoben. Gegenwärtig ist man geneigt, umgekehrt die schmalen Bücher für die allein erlaubten anzusehen und jedes dickleibige mit dem Spruch 'Ein grofses Buch ein grofses Übel' von vornherein abzulehnen. Distinguendum est: ein grofser Umfang kann sehr wohl Ungeschicklichkeit, kann sogar Oberflächlichkeit und Trägheit beweisen, aber doch auch Umsicht, Gründlichkeit und Fleifs.

Ich möchte den zunächst erschreckenden Umfang von B.s Werk nicht unbedingt verteidigen. An den Analysen besonders hätte Raum gespart werden können, manche Wiederholung liefs sich vermeiden. Aber die Vielseitigkeit des angeregten Problems, die unbeirrte Sachlichkeit der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Untersuchung, die bedeutende, für einen Ausländer geradezu erstaunliche Literaturkenntnis und die Gründlichkeit, die eine Frage lieber zweimal anfaſst, als daſs sie ihr auswiche, rechtfertigen eine groſse Seitenzahl; wozu dann endlich noch der breite Druck (auſser in den zu eng gesetzten Analysen) kommt.

Aber das sind schlieſslich äuſsere Fragen. Antwort verlangen sie nur, weil mancher sich durch die Dicke des Buches leicht von seinem Studium abhalten lassen wird. Das wäre schade; denn für die Psychologie der literarischen Technik, für die Theorie der Novelle und für die Eigenart unserer bedeutendsten neueren Novellisten ist entschieden etwas aus B.s Buch zu lernen.

Man wagt sich jetzt wieder an die empirische Beobachtung und objektive Beschreibung literarischer Erscheinungen heran, von der Heinzels Sprödigkeit abgeschreckt hatte, statt zu ihr zu ermuntern. Göll hat die Eigenheiten des naturalistischen Dramas aufzunehmen versucht, geistreicher Zielinski einzelne epische Phänomene. Näher an B.s Thema streifen die wichtigen 'Beobachtungen zur dichterischen Komposition', die einer der feinsten Kenner, B. Seuffert, in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* veröffentlicht hat. Er hat auch als Mittel der Darstellung die Schemata und Figuren wieder zu Ehren gebracht, die man einst R. M. Werners (freilich in seinen naturwissenschaftlichen Analogien sonst recht unglücklichem) Buch über 'Lyrik und Lyriker' so heftig vorgeworfen hat. Aber wenn ein Meister wie Wölfflin die Bilderbeschreibung trotz Heinse und Fromentin für ein jetzt erst aufzuwerfendes Problem erklärt — sollen wir da für die vielleicht noch schwierigere Beschreibung literarischer Kunstwerke nicht alle Hilfsmittel versuchen? B.s Schemata (S. 354, 358 f.) lassen sich gewiſs verbessern, und wunderlich genug sieht etwa das unerwartete Zickzack der 'Marquise von O.' aus; aber er weiſs doch selbst aus ihren Verschiedenheiten und Ähnlichkeiten Nutzen zu ziehen.

Überhaupt sind die Abschnitte, die der eigentlichen Technik gelten (S. 341 f.) die wichtigsten; daneben auch der über die Conception (S. 323 f.), der siegreich eine Vision als Keim auch der Novelle (S. 325) erweist — worin eben wieder die oft beobachtete Verwandtschaft der Novelle mit dem Drama und ihr Abstand vom Roman (vgl. S. 257 f., bes. S. 263) offenbar wird. B. geht sehr geschickt von Goethes Prokurator-Novelle (S. 177 f.) aus und weiſs an der Technik dieses kleinen Kunstwerks die 'Kausalität der Zustände' (vgl. S. 217) gut zu veranschaulichen: es handelt sich darum, ein rohes Motiv (*un sujet brut*) ganz in 'Handlung' umzusetzen. Hieraus erwächst der unserer Gattung eigene Stil (vgl. S. 376). Die Novelle erfordert, möchte ich sagen, eine gröſsere Dichtigkeit als der Roman (vgl. auch S. 378); und dies wird an solchen Beweisstücken hübsch erläutert, die nach der einen oder anderen Seite sündigen: Wieland (S. 218 f., bes. S. 223) ist zu breitmaschig, Hebbel (S. 225) zu eng gespannt. Sealsfield, *Le grand peintre épique*, behandelt (S. 401 f.) epische Charaktere mit novellistischen Mitteln, E. Th. A. Hoffmann (in 'Meister Johanns Wacht'; S. 410) umgekehrt ein novellistisches Motiv nicht im geeigneten Stil. (Vgl. auch für Gutzkow und nochmals für Wieland S. 400; leider fehlt ein Namenregister.)

Auch Einzelheiten sind gut beobachtet, so die 'Ruhe vor dem Schluſs' (S. 369), die wiederum dem 'Moment der letzten Spannung' im Drama nach G. Freytags ebenso lehrreichem als vielgescholtenem Buch entspricht. Oder er studiert (S. 388 f.) die 'Effekte' — in dieser Form ein neues Motiv der technischen Untersuchung — und hebt (S. 389) die malerischen hervor; wofür jetzt die ausgezeichneten Untersuchungen von Ottokar Fischer (im 'Euphorion') zu vergleichen wären, auch Vlažimskys 'Mimische Studien zu Th. Storm' (in derselben Zeitschrift).

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Weniger ergiebig sind die allgemeinen Erörterungen des Verf. über das Wesen der Novelle (zu dem Ausdruck 'novellistisch' (S. 62), die schliefslich in Gutzkows Wort münden: 'Die Novelle ist ein Motiv und nur ein Motiv' (ich mufs, um Bastiers Auffassung wiederzugeben, aus seinem Zitat zurückübersetzen); oder die über die Novellendichter (S. 279 f.; vgl. S. 425 über die *aristocratie interne*). Mir scheint nach wie vor, dafs man von dem Gegensatz zum Roman ausgehen mufs: Roman Entwicklung, Novelle Einzelabenteuer; eben deshalb beim Roman Richtung auf das Typische, auch auf das Lehrhafte; bei der Novelle Betonung des Singulären, auch des Aufsermoralischen und Märchenhaften (vgl. S. 418); so dafs im letzten Sinn jeder Roman 'symbolisch' ist und jede Novelle 'individualistisch'.

Berlin. Richard M. Meyer.

Ewald, Wilhelm, Der Humor in Chaucers Canterbury Tales. (Morsbachs Studien zur englischen Philologie, XLV.) Halle, Max Niemeyer, 1911. VIII, 135 S. M. 4.

Vor kurzem erst erschien ein die Ergebnisse von fünf Jahrhunderten Chaucer-Kritik zusammenfassendes Buch (*Chaucer devant la critique en Angleterre et en France depuis son temps jusqu'à nos jours par Caroline F. E. Spurgeon*, Paris 1911, Hachette), und wiederum tritt uns die Gestalt des englischen Boccaccio in einer anziehenden Studie entgegen, welche einen der wesentlichsten Züge seiner Dichtung zum Gegenstand der Untersuchung macht, nämlich den Humor, insbesondere der Canterbury Tales. Mit 'verklärte Abfindung' versucht der Verf. den Begriff des Humors zu umschreiben, indem er sich in seinen weiteren Ausführungen an die von Kuno Fischer (*Über die Entstehung und die Entwicklungsformen des Witzes*) und Theodor Lipps (*Psychologie der Komik*) aufgestellten Definitionen von Komik, Witz (Humor), Ironie und verwandten Begriffen anschliefst. Einleitend werden ferner noch einige Stellen angeführt, in welchen der Dichter selbst sich über den Humor äufsert oder sich humoristisch selbst verspottet. Das Verhältnis des Dichters zum Leser geht aus jenen nicht seltenen Stellen hervor, in welchen der erstere über diesen die Schale seines Spottes ausgiefst. Aber es geht wohl zu weit, wenn E. es als einen Scherz auffafst, den sich der Dichter mit dem Publikum erlaubt, wenn der Man of Lawe zuerst erklärt, er werde in Prosa erzählen, und dann doch in Versen beginnt (S. 13). Wenigstens kann Ref. darin durchaus nichts Scherzhaftes erblicken. Zunächst ist nicht zu übersehen, dafs diese Äufserung nicht im eigentlichen Prolog steht, sondern schon in der Introduktion; der Prologue selbst beginnt dann, wie bei allen übrigen Erzählungen, auch bei 'Melibeus', in Versen. Dafs der Dichter dann in Versen fortfährt, mag sich ganz unwillkürlich ergeben haben, ohne dafs dabei das Verhältnis des Dichters zum Publikum in irgendeiner Weise für eine Erklärung in Betracht gezogen werden müfste; denn die natürliche Ausdrucksweise dieser Dichtung ist der Vers, und wir können schliefslich annehmen, dafs Ch. gar nicht mehr daran dachte, was er oben versprochen hatte. Unter einer solchen Voraussetzung aber erklärt sich auf ebenso natürliche Weise die rhythmisierte Prosa im Anfang des 'Melibeus', wo der Dichter gleichfalls wahrscheinlich ganz unabsichtlich — nach dem Gesetz der Trägheit — in Rhythmen fortfährt. Da aber bei 'Melibeus' die Absicht, in Prosa zu schreiben, unmittelbar vorher im Prolog ausgesprochen ist und nicht, wie in der 'Man of Lawe's Tale', in einer dem Prolog vorangehenden längeren Introduktion, so konnte sich die Verwirklichung dieser Absicht leichter durchsetzen. Mit dieser Erklärung würde auch die Auffassung E.s, welcher in dieser rhythmisierten Prosa eine noch verstecktere Mystifizierung des Publikums erblickt, hin-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

fällig und seine zu dieser Interpretation notwendige Voraussetzung, daſs die Rhythmisierung eine von Chaucer beabsichtigte sei, überflüssig.

Den gröſsten Teil des Buches nimmt die ausführliche und in methodischer Hinsicht geschickt durchgeführte Charakteristik der subjektiv und und objektiv humoristischen Gestalten ein. Subjektiv humoristisch heiſsen jene 'witzigen' Menschen, welche ein scharfes Auge für das Komische, die Mängel, Widersprüche und Kontraste an Menschen und Dingen, besitzen; objektiv humoristisch jene Menschen, welche der Dichter in ihrer Unvollkommenheit als lebendigen Kontrast mit sich selbst und der umgebenden Welt charakterisiert. Oft findet sich das Subjektiv- und Objektiv-Humoristische in einer Gestalt vereinigt. So ziehen denn in der Schilderung des Verfassers mit plastischer Anschaulichkeit die wohlbekannten Gestalten vorüber: Der Wirt und das Weib von Bath, der Ablaſskrämer und die Studenten, Theseus und Arcite. Sehr hübsch interpretiert E. u. a. das Verhalten des Lords und seiner Frau in der 'Somnours Tale', die bei der Erzählung des Mönchs sich äuſserlich krampfhaft ein ernsthaftes Aussehen zu geben bemühen, und infolgedessen so stillsitzen (S. 31).

Bei der Darstellung der objektiv-humoristischen Gestalten schreitet der Verf. von der Schilderung rein menschlicher zu der sozialer Verhältnisse fort. So ergibt sich von selbst eine Gliederung, welche uns zunächst den Humor in der Schilderung der äuſseren Erscheinung der Personen zu zeigen versucht; — ein zweiter Abschnitt stellt den Humor in der Schilderung menschlicher Eigenschaften und Gefühle dar, ein dritter den Humor in der Schilderung von Personen mit sozialem Hintergrund. Auch hier ist manche gute Beobachtung hervorzuheben, wenn z. B. die Bartlosigkeit und hohe Stimme des Ablaſskrämers sexuell gedeutet wird (S. 37). Zur Schilderung des alten Januar in seiner Brautnacht (S. 40) könnte noch ergänzend auf die Verse E. 1807—1811 hingewiesen werden. Etwas weit hergeholt scheint die Erklärung der Worte, mit welchen im Prolog gleich anfangs das Weib von Bath charakterisiert wird (A. 445/6): *But she was som-del deef, and that was scathe.* Der Verf. meint, wir müssen hier annehmen, daſs sie im Kurs gesunken sei, seitdem ihre Taubheit ihr bei ihren Schäferstunden und bei jeglichem Liebesgeflüster höchst hinderlich sei (S. 58). Von Liebesaffären ist an dieser Stelle am Anfang der Charakteristik überhaupt nicht die Rede; wenn die Stelle humoristisch aufzufassen ist, so liegt der Humor gewiſs nur in der in trocken-sachlichem Tone vorgetragenen Feststellung einer von vornherein nicht zu bezweifelnden selbstverständlichen Tatsache. Es ist nicht zu bestreiten, daſs einer 'Pech' hat, wenn er taub ist, auch die Frau von Bath macht hierin keine Ausnahme. Übrigens könnte diese Stelle auch sehr wohl unter die S. 118 gesammelten 'Satzkonstruktionen' aufgenommen werden, 'wo der Humor des Satzes durch stereotype Ausdrücke angekündigt wird'. Bei dem Abschnitt 'Kirche und Geistlichkeit' (S. 72 f.) mag noch einmal auf die schon oben bezeichneten Verse E. 1810—12 hingewiesen werden. — Das dritte Kapitel bringt in drei Abschnitten humorvolle Anspielungen auf Literatur, Geschichte und Mythologie, wobei in manchmal sehr scharfsinniger Weise versteckte Anspielungen in ihrer humoristischen Bedeutung aufgedeckt werden. Eine Schluſsbetrachtung faſst die prinzipiellen Merkmale des Chaucerschen Humors noch einmal zusammen. Der Verf. tritt mit Recht der Ansicht entgegen, in Chaucer einen Moralisten erblicken zu wollen, der mit seinem Humor nur moralische Absichten verfolge, sondern sein Humor ist um seiner selbst willen da, er ist eine Emanation seines Wesens. Daraus folgt aber nicht, daſs er ihn nur spielerisch zur Geltung gebracht hat, sondern er weiſs sehr wohl auch tiefere, ernste Zwecke damit zu verbinden. Von dem humorvollen Spott über menschliche Schwächen zu den Ausfällen auf Literatur, Kunst und Publikum bis zur

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sozialen Satire auf Philosophen, Gelehrte und Geistlichkeit in ihrer tiefernsten Bedeutung hat der Dichter die ganze Skala humoristischer Darstellungsformen mit feinstem Kunstverstand beherrscht.

In einem Anhang sind Beobachtungen über den Humor im Stil gesammelt, Beispiele für Ironie im einzelnen Wort, das Wortspiel, Humor im Vergleich, in der Satzkonstruktion, das Volkstümlich-Humorvolle im Stil, etc. Vollständigkeit wurde augenscheinlieh — das deutet schon die anhangsweise Betrachtung an — vom Verf. nicht angestrebt; so ist bei den Vergleichen mit Tieren und Pflanzen (S. 115—16) auf E. 3247—49 zu verweisen, oder bei den Beispielen für negative Ausdrucksweise auf E. 3227. Für den Humor im Stil hätten sich wohl auch noch andere Kategorien aufstellen lassen: etwa die Verwendung von Gemeinplätzen zu humoristischen Zwecken, A. 3229—32; das ironische Pathos, A. 3611. (Diesen Vers erwähnt übrigens der Verf. in anderem Zusammenhang: Humor in der Schilderung der Liebe, S. 49); Berufung auf Autoritäten, D. 1165—70; das Prunken mit Gelehrsamkeit kann auch in anderem Zusammenhang einen humoristischen Charakter haben. Öfter werden z. B. geographische Begriffe zu Zwecken komischer Übertreibung verwendet, D. 1139—41. — Zum Literaturverzeichnis sei ergänzend hinzugefügt: *Les Contes de Canterbury de Geoffroy Chaucer. Traduction française, avec une introduction (par Émile Legouis) et des notes*, Paris 1908, Félix Alcan; Legouis, Émile, *Geoffroy Chaucer*, Paris 1910, Blond.

Wien. Max Lederer.

**Biblical quotations in Middle English literature before 1350 by Mary W. Smyth.** (Yale studies XLI. Editor: A. S. Cook.) New York, Holt, 1911. LXXII, 304 S.

Die von reicher Belesenheit zeugende Studie der fleißigen Verfasserin setzt es sich zum Ziel, aus den zwischen 1025 (Tod Ælfrics) und 1350 verfaßten Werken der englischen Literatur die biblischen Bestandteile auszusondern und zusammenzustellen, seien es nun eigentliche Zitate oder Paraphrasen oder bloße Anspielungen auf Schriftstellen.

Die Einleitung (60 S.) erhärtet zunächst mit ein paar Beispielen aus ae. und me. Zeit die bekannte Tatsache, daß die Engländer von jeher eifrig die Bibel gelesen und eine gute Kenntnis dieses *storehouse of moral teaching* (S. XIV) bekundet haben. Dann folgt eine chronologische Zusammenstellung der von Cædmon bis Wiclif nachweisbaren englischen Übersetzungen und Bearbeitungen biblischer Schriften (5 S.). Die Verfasserin schließt sich hier aufs engste an zwei Vorgänger an: ihren Lehrer, Prof. Cook, dessen zweibändiges Werk (*Biblical quotations in O. E. prose writers*, 1898 und 1903) sie fortzusetzen unternimmt, und eine englische Fachgenossin, Frl. A. C. Paues (*A 14th cent. bibl. version*, Doctoratsthesis Upsala 1902, Neuausg. Cambr. 1904). Doch begegnen ihr dabei mehrere kleine Versehen. Das *exile*, von dem Cædmon nach Bedas Zeugnis gesungen haben soll (S. XVII), ist wohl nur durch einen Schreibfehler an die Stelle von *exodus* (= egressus) getreten. Aus der Gruppierung der Denkmäler auf S. XVII könnte man schließen, Bedas verlorengegangene Übersetzung des Joh.-Evang. gehöre noch dem 7. Jahrhundert an. Warum fehlt ferner der Name Cynewulf gänzlich, selbst bei der Erwähnung des 'Christ' (S. XVII), wo er doch nötig wäre? Ungenau ist auch die Bemerkung, *the 'Judith'* sei vielleicht dem 9. Jahrhundert zuzurechnen (S. XVIII); Cook spricht da bestimmter von dem *O. E. poem of J.* Übrigens weist Brandl (*Ae. Literaturgesch.* S. 1091), wie vor ihm schon Groth, Luick, Kluge u. a., dies Epos dem 10. Jahrhundert zu. Unter den aufgezählten Übersetzungen Ælfrics vermißt man hinter dem Pentateuch das Buch Josua; kürzer wäre übrigens die Bezeichnung Heptateuch (für



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Pentateuch, Josua und Richter zusammen, Cook S. LXXIII). Hiob jedoch mufste nunmehr fortbleiben; vgl. M. Foerster (*Anglia* XV) und Brandl (*Ae. Literaturgesch.* S. 1109 Anm.). — Die Frage, ob in diese Übersicht auch die homiletische Literatur aufzunehmen sei, war gewifs nicht leicht zu beantworten. Denn einerseits enthalten Predigten durchweg eine Fülle biblischer Zitate und Paraphrasen (man denke nur z. B. an die Ælfricschen Homil. Cathol.); anderseits sind das doch keine Bibelübersetzungen im eigentlichen Sinne, und nur von solchen will ja die Verfasserin in diesem Abschnitt handeln. Wie dem auch sei, jedenfalls war hier als Entscheidung nur ein 'entweder'— oder' zu erwarten. Statt dessen werden von der ganzen Masse der bis 1350 entstandenen englischen Homilien zwar nur die Ælfrics und Wulfstans, die Blickling Homil. und ein paar Predigtfragmente des 12. Jahrhunderts erwähnt; aber gänzlich fehlen diese eben doch nicht. — Recht entbehrlich ist endlich die nicht ohne ein kleines Versehen aus Cook übernommene, sieben Zeilen füllende Erörterung der Handschriftenverhältnisse der grofsen Evangelienübersetzung (S. XVIII f.).

An diese literarhistorische Skizze reiht sich ein bedeutend längerer ästhetisch-kritischer Abschnitt: ein Versuch, allgemeinen Charakter und künstlerischen Wert der me. Bibelzitate zu bestimmen, nebst Proben verschiedenartiger Übertragungen von bestimmten Schriftstellen (17 S.). Es zeigt sich, dafs man schon in dieser Kindheitsepoche englischer Übersetzungskunst hier und da mit dem Streben nach möglichst grofser Treue der Wiedergabe eine gewandte, auch ästhetisch befriedigende Ausdrucksweise zu vereinigen vermag. Wenn dabei Wiclif viel schwerfälliger erscheint als seine weniger gelehrten mönchischen Vorgänger, so wird das niemand überraschen; in einem Falle aber triumphiert gar der kunstlose Verfasser der *Ancren Riwle* über die hochgebildeten Väter der *Authorized Version* (S. XXVI). Immerhin sind das seltene Ausnahmen; bis ins 16. Jahrhundert hinein bleibt doch sklavische Abhängigkeit vom Buchstaben das vorherrschende Verhältnis der Übersetzer zu dem als inspiriert betrachteten Bibeltext.

Welchen Anteil haben nun die einzelnen biblischen Bücher an der Gesamtmasse der vorliegenden me. Übersetzungen? Die Antwort lautet: Ruth, Obadj., Zeph., Hagg. und 3. Joh. fehlen völlig; am vollständigsten und häufigsten sind neben Genes. die Anfangs- und Schlufskapitel von Matth. sowie Luk. 2 und 3 übertragen worden. Wie zu erwarten war, steht also für Verfasser und Publikum aufser der Schöpfungsgeschichte vor allem Christi Leben und Lehre im Vordergrund des Interesses.

Den Schlufs der Einleitung bildet eine 32 S. umfassende Untersuchung der Frage, wie und zu welchen Zwecken die me. Übersetzer ihre Bibelzitate benutzt haben. Mit unverkennbarer Sympathie für die mittelalterlichen Prediger und Exegeten sucht sich hier die Verfasserin in deren Denken und Empfinden einzufühlen, und das Ergebnis ist manche hübsche Einzelbeobachtung. Selbst unter der Spreu allegorischer Um- und Ausdeutungen findet sie hier und da ein goldenes Korn. Bemerkenswert erscheint ihr vor allem, dafs diese Theologen, deren stilistische Schwächen und Geschmacklosigkeiten sie nicht verschweigt, doch keineswegs blofse Büchermenschen sind, vielmehr fast durchweg fest und derb im praktischen Seelsorgerleben wurzeln. Beweise dafür bietet das bei ihnen häufige Heranziehen eigener Beobachtungen, persönlicher Erfahrungen zur Texterklärung und nicht zuletzt ihr heifses Bemühen, die Gewissen wachzurütteln zum Kampf gegen Sünde und Schwachheit. Freilich, auch darin zeigt sich ihre 'praktische' Natur, dafs sie bei der Wahl der Mittel ziemlich skrupellos verfahren: damit die auf Unterhaltung erpichte Laienwelt das Interesse an der Predigt nicht verliere, verwandelt sich nicht selten der ernste, strenge Mahner in einen Erzähler moralischer Anekdoten

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

und erbaulicher Histörchen. Die Tatsache an sich ist jedem Leser der *Canterbury Tales* bekannt. Leider versucht es die Verfasserin nicht, diesen wichtigen Prozefs der Verweltlichung der Predigt, der gewifs mit der Entwicklung der Legendenliteratur in Zusammenhang steht, irgendwie historisch zu skizzieren; was sie hierzu andeutend bemerkt, erweitert unser bisheriges Wissen in keiner Richtung. — Aus einer sich hieran schliefsenden Vergleichung der englischen Zitatsätze und Paraphrasen mit dem lateinischen Text ergibt sich, dafs jene eine Menge nichtbiblischer Zutaten enthalten, und dafs auch das echte Bibelgut durch mancherlei Ungenauigkeiten der Wiedergabe Einbufse erlitten hat. Hervorhebung verdient der Brauch, patristische und andere Zitate durch einen irreführenden Zusatz, wie *as saith Salomon* o. ä., als kanonisch hinzustellen. Übrigens wäre für die Versdichtungen der me. Zeit wohl eine kurze Untersuchung der Frage am Platze gewesen, inwieweit kurze apokryphe Zusätze dem Reimbedürfnis der Übersetzer ihre Aufnahme verdanken; vgl. z. B. *Südengl. Legendar* (*E. E. T. S.*): *so mote i go* (S. 465, Z. 124), *with-outen and with-inne* (466, 132) u. a. m. — Wie vertraut man in me. Zeit mit der Heiligen Schrift gewesen ist, zeigt der Nachweis, dafs nicht nur die biblische Phraseologie allenthalben begegnet, sondern häufig ganze Erzählungen wie einzelne Gedanken aus dem ursprünglichen Zusammenhang losgelöst und auf andere Fälle übertragen sind. Ob freilich eine Verwendung biblischer Zitate zu rein ästhetischen Zwecken in dem Umfange stattgefunden hat, wie die Verfasserin annimmt, ist mindestens zweifelhaft; lehrhafte Absicht lag zu jener Zeit auch den Romandichtern selten ganz fern. — Den Abschlufs dieser Betrachtung bildet ein Vergleich der me. religiösen Literatur mit der ae. in Hinsicht auf Bedeutung und Schönheit ihrer Produkte, und hierbei zieht trotz der 'Perle' natürlich die jüngere Periode den kürzeren. Wenn dabei das genannte kleine Gedicht als *the most exquisite of M. E. poems* bezeichnet wird (S. LXIX), so dürfte dies Urteil wohl nur mit Einschränkung auf die me. Visionsdichtungen allgemeine Anerkennung finden. Und dafs umgekehrt eine Schrift wie der *Ayenbite of Inwyt* eine gerechtere Würdigung verdient, als ihr hier (S. LXVII) zuteil wird, hat Schofield (*Engl. Lit.* S. 409 f.) gezeigt.

Bisher ist, wie man sieht, die Verfasserin den grofsen, unter der Oberfläche liegenden Schwierigkeiten ihres Themas geschickt aus dem Wege gegangen. Zum Schlufs jedoch rührt sie gleichsam zufällig daran, indem sie es als eine weitere interessante Aufgabe bezeichnet, nach Übersetzungen solcher Vulgatastellen auszuschauen, die Zusätze zum hebräischen Urtext enthalten (S. LXIX). In der Tat, das wäre 'interessant'! Denn damit würde die ganze verwickelte Frage aufgerollt, was für lateinische Bibelübersetzungen die englischen Autoren in jedem einzelnen Falle benutzt haben. Welche Probleme sich hieraus für die ae. Zeit ergeben, hat M. Förster in seiner meisterhaften Besprechung des Cookschen Werkes (*Engl. Studien* XXVIII) dargetan. Für die me. Epoche sind die Schwierigkeiten kaum minder grofs, selbst wenn die Frage auf die nachweislich benutzten Fassungen der Vulgata beschränkt wird. Man weifs, dafs des Hieronymus lateinische Übersetzung des Alten Testaments aus dem Urtext im Jahre 405 beendet worden ist, und dafs ihr ältester Druck aus dem Jahre 1462 stammt. Wie jedoch die in der Zwischenzeit in England umlaufenden Kopien und Redaktionen des berühmten Werkes sich zum Original verhalten haben, das festzustellen ist bisher noch nicht gelungen. Solange aber über Vorfragen wie diese noch nicht durch sorgfältige Spezialuntersuchungen einige Klarheit verbreitet ist, schweben zusammenfassende Betrachtungen wie die vorliegende völlig in der Luft, trotz des darauf verwendeten Fleifses und trotz erfreulicher Einzelergebnisse. — Wie leicht man übrigens auf diesem bisher wenig erforschten theologisch-philologischen Grenzgebiet in die Irre geht, dafür ist die Verfasserin selbst



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

ein Beispiel. Wie vor ihr schon (der von ihr nicht erwähnte) Skeat, so bemerkt auch sie, dafs ein Bibelzitat in *Piers de Plowman* nicht in *Sapience bokes*, sondern in Spr. Sal. zu finden ist. Dabei übersieht sie jedoch ebenso wie ihr theologisch geschulter Vorgänger, dafs hervorragende christliche Kirchenväter, u. a. Eusebius und Clemens Romanus, mehrfach Spr. Sal. als σοφία und ἡ πανάρετος σοφία zitieren (vgl. Martis *Handkommentar z. A. T.*, 1897, Abt. XV, S. IX), wodurch Langlands Irrtum in ganz anderem Lichte erscheint. Zu dem Zitat selbst bemerkt die Verfasserin, der zweite, von *Mede* ausgelassene Teil des Verses fehle im Urtext; in Wirklichkeit ist auch die erste Hälfte (*victoriam et honorem acquiret qui dat munera*) nicht original (vgl. die *Textbibel des A. T. und N. T.* von Kautzsch und Weizsäcker, 1899, S. 908), so dafs das Beispiel nicht eben glücklich gewählt ist.

Den Hauptteil des Buches bildet ein Abdruck der Bibelzitate, die die Verfasserin in 50 Texten des angegebenen Zeitraums gefunden hat. Daran schliefsen sich sechs Anhänge, in denen aufserdem eine Reihe anderer, mehr oder minder umfangreicher Texte (rund 30) berücksichtigt wird. Man sieht, die Sammlung ist äufserst reichhaltig und stellt dem Fleifs der Verfasserin ein glänzendes Zeugnis aus. Was hier an mühevoller Kleinarbeit geleistet ist, vermag nur der zu würdigen, der da weifs, wie unzuverlässig und lückenhaft die meisten bisher erschienenen me. Textausgaben gerade mit Bezug auf den Nachweis biblischer Zitate sind. Fortan wird jeder, der sich auf diesem Gebiete betätigen will, zu dem vorliegenden Buche greifen und der Verfasserin für ihre entsagungsvolle Arbeit Dank wissen. — Dafs auch hier noch manches wünschenswert bleibt, wen sollte das wundern? Nicht um zu bemängeln und zu kritteln, sondern um für eine etwaige zweite Auflage einen kleinen Beitrag zu liefern, sind die folgenden Bemerkungen gesammelt worden.

Neben dem praktischen Index der Bibelstellen wäre eine Zusammenstellung der in den Anhängen I bis III und VI verarbeiteten Texte erwünscht. Ganz fehlt das nach Schofield um 1220 verfafste Gedicht 'Eule und Nachtigall', in dessen deutscher Ausgabe (*Palaestra* LXV) die Verfasserin übrigens mehrere für sie wertvolle Anmerkungen gefunden hätte. Zu Layamons *Brut* (hg. Madden) ist zu ergänzen I 353 (Röm. VII 15), II 624 (Jes. Sir. XXXIII 27), II 626 (Spr. Sal. XXI 31), III 297 (Matth. VI 10) u. a.

Wichtiger als dergleichen Nachweise kleiner Lücken, deren sich noch manche finden, dürfte für die Verfasserin der Hinweis auf methodische Mängel und Unstimmigkeiten sein. Häufig ist die benutzte Textausgabe nicht oder nicht eindeutig bezeichnet: z. B. *The Birth of Jesus* (hg. Horstmann 1875), *Ywaine and Gawaine* (Ritson oder Schleich?). Das stört namentlich bei den Prosatexten, die ja nur mit Seiten- und Zeilenziffern, nicht mit Verszahlen zitiert werden können: *Disticha Catonis* (hg. Nehab 1879), *The Fall and Passion*, *The Infancy of Christ* u. a. m. Weshalb werden die *Ceremonial Verses* (S. 264) nicht ebenso wie *The Creed, Ave* u. a. als Rel. Ant. II aufgeführt? Solche meist nur wenige Zeilen umfassende Gebete, Seligpreisungen usw. blieben gewifs besser unter dem Titel der Sammlung begriffen; läfst doch die Verfasserin selbst so umfangreiche, zeitlich und inhaltlich weit auseinanderliegende Schriften wie die in *E. E. T. S.* 49 abgedruckten Texte als Einheit gelten, wogegen sich freilich manches sagen liefse. Auffallend ist dabei, dafs z. B. die *Proverbs of Hending* gesondert aufgeführt werden, die *Proverbs of Alfred* dagegen als Bestandteil von *E. E. T. S.* 49 figurieren, also an einer Stelle stehen, wo seit 1907 (Skeats Ausg.) sie schwerlich jemand suchen wird (S. 84). — Die im *Cursor Mundi* und *Ormulum* gefundenen Zitate werden in einen Appendix (IV) verwiesen mit der Begründung, sie seien zu lang und zu zahlreich für den Hauptteil des Buches. Aber die Verfasserin hat im *C. M.* doch nur 37,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

im *O.* gar nur 18 Zitate gefunden, während sie z. B. aus dem *Ayenbite* rund 200 Stellen abdruckt; und was die Länge der Zitate anlangt, so umfaſst das längste in *C. M.* nur 37 Verse, das zweitlängste bloſs 17. — Nicht immer ist die beste Textform benutzt worden. Freilich, daſs die Verfasserin statt der Morrisschen Ausgabe des *Pricke of Conscience* die bisher übersehene Hs. der Bodleiana hätte verwerten sollen, weil jene Textform nur fragmentarisch, diese dagegen vollständig und überdies etwa 50 Jahre älter ist (vgl. *M. L. notes* XX 210 f.), wird niemand verlangen. Dagegen war für Wilhelm von Shoreham keinesfalls mehr Mätzner zu benutzen, sondern Konraths Ausgabe (1902), *E. E. T. S.* LXXXVI. Für die *Lamentatio St. Bernhardi* war der Kriebelschen Ausgabe (*Engl. Stud.* 8) die von Horstmann (*E. E. T. S.* 98, Nr. XXXVI) vorzuziehen, die von Fröhlich (Leipz. Diss. 1902) ergänzt worden ist. Ebenso hätte es sich empfohlen, die *Sayinges of St. Bernhard* auſser in *Anglia* III auch in *E. E. T. S.* 117 zu lesen. Überhaupt muſs man den fast völligen Verzicht auf die Heranziehung der Lesarten als einen der auffallendsten Mängel der sonst so gewissenhaften Arbeit bedauern. — Als bloſse Schönheitsfehler seien schlieſslich noch ein paar Punkte erwähnt. Statt von Hampole und Brunne wäre wohl besser von Richard Rolle und Robert Mannyng zu sprechen. — Das zweite Zitat auf S. 60 und das dritte auf S. 62 gehören zu der langen Passionsdichtung, die erst S. 63 begonnen wird. Ebenso sind die in *Handlyng Synne* gefundenen Anspielungen in zwei Gruppen zerrissen worden (S. 272, 273); die erste ist bis auf die Jakobusstelle ganz zu streichen. — Wenn irgendwo, so war bei der *Lamentatio St. Bernhardi* der Autorname fortzulassen. Die von Horstmann anfangs adoptierte Angabe einer Hs., Richard Maidenstoon sei der Verfasser, ist schon 1887 durch Adler und Kaluza (*Engl. Stud.* 10) auf Grund dialektischer Untersuchungen als wenig glaubwürdig abgelehnt worden, und Horstmanns spätere Vermutung, Wilhelm von Nansington habe die Schrift verfaſst (*Yorkshire Writers* Bd. II), ist ebenfalls nicht unbestritten geblieben. Sicher ist nur, daſs der von Frl. Smyth genannte Eremit von Hampole nicht der Autor ist. — S. 53 ist als Überschrift statt *Early English Prayers* vielmehr *Pater Noster* zu setzen; bei Wright hat jene ihre Berechtigung, da dort mehrere Gebete zusammengestellt sind. Die Belegstelle ist übrigens Rel. Ant. I 22.

Von den in einer solchen Arbeit naturgemäſs sehr zahlreichen Druckfehlern seien hier nur die wichtigsten aufgeführt. S. 3: das Zitat steht nicht Deut. 18, 19, auch nicht (wie Nehab sagt) 16, 18, sondern 16, 19. — S. 16 Z. 7: *fole* statt *folc*. — S. 17 Z. 5 ergänze *us*. — S. 55 Z. 9 v. u.: *ilke* statt *like*. — S. 111 Z. 11: *iwis* statt *iworis*, Z. 15: *heo* statt *he*. — S. 114 Z. 1: *monþes* statt *mon þes*, Z. 24: *þis* statt *his*. — S. 118 Z. 5 v. u.: *iseiȝe* statt *iseiþe*. — S. 122: E. E. T. S. 15 statt 25 (in E. E. T. S. 25 steht die Stelle auf S. 13). — S. 123: H. 293, 144 statt H. St. 19. — S. 131 Z. 10: *dowue* statt *doune*. — S. 132 Z. 14 v. u.: *heuid* statt *heind*. — Anm. zu S. 143 Z. 4 v. u.: dagegen Urtext *δηνάρια πεντακόσια*, Vulg. (Wordsw.) *denarios quingentos*, Auth. Vers. *fiue hundred pence!* — S. 148 Z. 4: *þir* statt *þis*. — Zu S. 153 Anm. 1: Verfasserin hat Horstmanns Bemerkung S. 99 übersehen. — S. 240 Z. 1: *mon* statt *men*. — Zu S. 242 Anm. 1: Daſs die Stelle fälschlich Marc. zugeschrieben ist, hat schon Horstmann bemerkt. — S. 252, O. E. M., 4. Belegstelle: *Job* 24, 20 statt 24, 50. — S. 255, K. Alis., 2. Belegstelle: ergänze 1. Thess. — S. 264, *Cerem. Verses*: Rel. Ant. II 244 statt C. V. 244. — S. 273, *Will. of Shoreh.*, 5. Belegstelle: stammt aus *Handl. Synne*; bei der letzten Belegstelle ergänze die Seitenzahl 263. — Auf die Erörterung der Textbesserungen kann hier nicht näher eingegangen werden; doch stelle ich mein Material der Verfasserin gern zur Verfügung.

Berlin-Nikolassee. Richard Röhmer.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

**Voyslav M. Yovanovitch**, Docteur de l'Université de Grenoble, **'La Guzla' de Prosper Mérimée**, Étude d'histoire romantique. Préface de M. Augustin Filon. Paris, Librairie Hachette et C[ie], 1911. XVI, 566 S. gr. 8°. Frs. 12.

Es ist bekannt, dafs, nachdem Mérimée sich als dekolletierte spanische Komödiantin mit dem *Théâtre de Clara Gazul* (1825) einen Scherz à la Chatterton oder Macpherson erlaubt hatte, er zwei Jahre später mit einer ähnlichen Mystifikation, mit den unter dem Titel *La Guzla* vereinigten illyrischen Volksdichtungen, die angeblich in Dalmatien, Bosnien, Kroatien und der Herzegowina gesammelt sein sollten, ein gröfseres literarisches Publikum zum besten hatte.

Über die Entstehungsgeschichte des Bändchens gibt Mérimée in der Vorrede zur zweiten Auflage (1840) Auskunft. Er hätte mit seinem Freunde Ampère eine Reise durch Europa machen wollen — *à la recherche de la couleur locale.* Da ihnen dazu aber nichts weiter fehlte als das Geld, so hätte er den Vorschlag gemacht, den Reisebericht im voraus zu veröffentlichen, um nachher an Ort und Stelle zu sehen, ob die Beschreibung auch zutreffend sei. Zu seiner Vorbereitung hätte er die 'Reise in Dalmatien' von F o r t i s und eine ziemlich gute Statistik der alten illyrischen Provinzen von einem Bureauchef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten gelesen, dann hätte er sich fünf oder sechs slawische Wörter angeeignet und innerhalb vierzehn Tagen die Balladensammlung niedergeschrieben. Er erwähnt weiter, dafs nach der Veröffentlichung der *Guzla* M. Bowring, 'auteur d'une anthologie slave', ihn um die Originalverse gebeten, M. Gerhart (l. Gerhard), 'conseiller et docteur quelque part en Allemagne', seinen beiden dicken Bänden slawischer Poesie auch eine Übersetzung der *Guzla* beigefügt hätte, und zwar ebenfalls in Versen, was ihm leicht gewesen wäre, wie er in der Vorrede sagte, weil ihm hinter der Prosa der *Guzla* der illyrische Originalvers erklungen wäre, und endlich hätte auch Puschkin einige Balladen ins Russische übertragen.

Das alles führt Mérimée an, um zu zeigen, wie gewaltig der Erfolg der Mystifikation gewesen ist.

Auch Goethe hat von der *Guzla* Kenntnis genommen. Am 10. Oktober 1827 steht in seinem Tagebuch: 'Abends *Guzla* gelesen und betrachtet.'

Im 2. Heft des VI. Bandes von *Über Kunst und Altertum* (1828) S. 326—329 zeigt dann Goethe die *Guzla* an und sagt u. a.: 'W i r w u r d e n a u f m e r k s a m, dafs in dem Wort *Guzla* der Name *Gazul* verborgen liegt, und jene verkappte spanische schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum besten hatte. A u c h b l i e b e n d e s h a l b a n g e s t e l l t e N a c h f o r s c h u n g e n n i c h t u n b e l o h n t usw. Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des Theaters der *Clara Gazul* und der *Guzla* hiermit erklären usw. (*Goethes s. W.*, Cotta, Bd. 28, S. 60).

Danach galt als ausgemacht, dafs Goethe als erster die Eulenspiegelei Mérimées durchschaut und entschleiert habe.

Nun erzählt uns A. Filon in seinem Buche *Mérimée et ses amis*, dafs Albert Stapfer eine Übersetzung des Goetheschen Artikels an Mérimée schickte, und dafs dieser ihm in einem Briefe vom 11. Dezember 1828 dafür dankt. Dabei sagt er: *Ce qui diminue son mérite à deviner l'auteur de la Guzla, c'est que je lui en ai adressé un exemplaire, avec signature et paraphe, par un Russe qui passait par Weimar. Il s'est donné les gants de la découverte afin de paraître plus malin* (p. 40).

Im Anschlufs hieran macht Filon über Goethe die Bemerkung: *Mérimée lui retire impitoyablement cette gloire* (der Enthüllung), *et de façon à rendre quelque peu ridicule le Jupiter de la poésie allemande.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die befremdliche Bemerkung Mérimées und der ärgerliche Hohn Filons veranlaſsten mich, während meines Aufenthalts in Weimar am vorletzten Shakespearetag im Goethe-Nationalmuseum nach dem Bändchen zu forschen. Es war nicht gleich zu finden, aber der dortige Assistent, Herr Dr. Hans-Thimoteus Kroeber, der mir bereitwilligst geholfen hatte zu suchen, teilte mir schon nach zwei Tagen mit, daſs es ihm geglückt sei, des Bändchens habhaft zu werden, und daſs darin die Widmung stehe: *A son Excellence Monsieur le comte de Goethe, Hommage de l'auteur du théatre de Clara Gazul. Paris aout 27 1827.*

So angeregt, beschäftigte ich mich weiter mit der *Guzla*, las im Juli vorigen Jahres in Paris die erste Ausgabe, erkannte leicht nach der Lektüre des Fortis in diesem Werke die Hauptquelle für den Kommentar Mérimées und seiner angeblichen persönlichen Erlebnisse. Ein kleiner Artikel lag bereits bei der Redaktion des *Archivs* druckbereit, ein gröſserer war in Vorbereitung — da ging mir das oben angezeigte Riesenbuch zu. Ich sah bald, daſs mit ihm meine Arbeit überflüssig geworden war, und ich will gleich von vornherein bemerken, daſs mit dieser wissenschaftlichen Leistung die Akten über die *Guzla* eigentlich geschlossen werden können.

Der Verfasser ist ein Serbe, der eine Reihe von Jahren in Frankreich dem Studium seines Gegenstandes gewidmet hat und mit der gröſsten Umsicht und einem wahren Bienenfleiſse die gesamte westeuropäische wie auch die slawische Literatur mit dem einen Ziel durchforscht hat, dem vielbesprochenen Kinde der Mériméeschen Muse und Laune etwa nach Taineschen Gesichtspunkten Platz und Rolle in der Geschichte der europäischen Literatur zuzuweisen. Yovanovitch gliedert seine Arbeit in drei Teile. Der erste behandelt den Ursprung der *Guzla*. Es werden die serbisch-französischen Beziehungen bis zum Mittelalter hinauf verfolgt und alle echt- oder pseudoserbischen Stoffe und Motive, die in die französische Literatur übergegangen sind, historisch-kritisch beleuchtet. Das zweite Kapitel ist eine wertvolle Monographie der Volksballade vor der *Guzla*, das dritte Kapitel zeigt uns, in welcher Schule Mérimée für diese Mystifikation vorgebildet worden ist.

Der zweite Teil des Werkes beschäftigt sich in allen Einzelheiten mit den Quellen und der Entwicklungsgeschichte der *Guzla*, der dritte Teil schildert uns ihr Geschick in Frankreich, Deutschland, England und in slawischen Ländern.

So hat sich die Arbeit wirklich zu dem ausgewachsen, was der Verfasser in einem Untertitel verspricht: *Étude d'histoire romantique*, und er hält, was er in dem Vorwort ankündigt: *Nous avons voulu faire œuvre utile à la fois pour les mériméistes, pour les slavicisants, pour ceux qui se sont adonnés à l'étude du romantisme, pour ceux enfin qui font de Goethe leur poète favori.*

Der Wert der Arbeit, die dem Verfasser die Doktorwürde der Universität Grenoble eingetragen hat, rechtfertigt es gewiſs, daſs wir noch etwas näher auf sie eingehen und durch Herausheben ihrer wesentlichsten Ergebnisse zur Lektüre des Werkes selbst anregen. Wer immer mit der in Betracht kommenden Zeit und mit einem in dieses Gebiet fallenden Stoffe sich beschäftigen will, wird an ihm nicht vorübergehen können.

Wir beschränken uns hier auf den Teil der Arbeit, der unmittelbar die *Guzla* betrifft, und können dabei eine kleine Ausstellung nicht unterdrücken: eine strenger durchgeführte Ökonomie hätte im Interesse des Buches gelegen. Wohl versteht man nach der Disposition die Absicht des Verfassers, jedem Kapitel eine gewisse Selbständigkeit, Abrundung und Vollständigkeit zu geben. Anderseits ergab sich daraus der Nachteil, daſs die interessantesten Ergebnisse und Dokumente vielfach wiederholt, zitiert und in Verweisungen nach vorwärts und nach rückwärts ungezählte Male neu auftreten. Dabei ist man oft in Verlegenheit, weil der Verfasser, ganz

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in seinem Material lebend, aus später in extenso angeführten Belegen z. B. dem Brief, den Lingay an den Verleger Levrault schreibt, einzelne Stellen als Zitate herausgreift (vgl. S. 397 f.), über die man sich fast ärgert, weil man das beschämende Gefühl hat, sie nicht unterbringen zu können, bis sie viel später als ein interessantes *ineditum* verständlich werden und beruhigen.

So könnte manche Kürzung nicht zum Schaden des Werkes vorgenommen werden, z. B. in dem Artikel des *Moniteur* und in den übrigen Anzeigen (S. 401—19), da sich als hauptsächliches Ergebnis daraus doch nur entnehmen läfst, dafs die Legende, der Verfasser der *Guzla* sei selbst für den Verleger bis zur zweiten Ausgabe 1842 unbekannt geblieben, nicht den Tatsachen entspricht.

Wenn nun auch Yovanovitch zahlreiche und tiefgründige Vorarbeiten benutzen konnte, so hat er doch mit scharfer und überzeugender Kritik und sorgfältiger Belesenheit alles zusammengestellt, was sich irgendwie auf seinen Stoff bezieht. Für die Entstehungsgeschichte der *Guzla* erfahren wir aus dem bisher unbekannt gebliebenen, bereits obenerwähnten Brief an den Verleger zu der schon bekannten Tatsache, dafs das Buch selbst eine Mystifikation ist und der Schelm Mérimée auch später in der Vorrede zur zweiten Ausgabe und in seiner Korrespondenz trotz der biedersten Miene und dem aufrichtigsten Tone seine Karten verdeckt zu halten verstand, noch den nicht minder interessanten Umstand, dafs auch seine Angabe, er hätte mit dem Erlös der *Guzla* die geplante Reise zur Nachprüfung des Phantasieprodukts machen wollen, *blague* ist, denn dem Verleger war das Bändchen zur Veröffentlichung überlassen worden *sans rien recevoir, ni sans payer*. Unterhaltsamer weifs natürlich Mérimée die Geburt seines Musenkindes in dem Brief an Puschkins Freund Sobolevsky zu schildern (S. 507 ff.). Danach hätte er während eines Landaufenthalts nach dem Genufs von ein oder zwei Zigarren die Zeit bis zum *déjeuner*, die die Damen für ihre Toilette brauchten, mit der Niederschrift einer Ballade ausgefüllt. Statt der vierzehn Tage, die Mérimée darauf im Jahre 1827 verwendet haben will, rechnet ihm der unerbittliche, wahrheitsbeflissene und verstandeskühle Literarhistoriker nach, dafs die *Guzla* nur die Hälfte der Zahl, aber an J a h r e n, zu ihrer Reife gebraucht habe. Jean Sbogar von Nodier (1818) hat seiner Phantasie wohl den ersten Anstofs, Smarra (1821) und dann namentlich die *Chants populaires de la Grèce* von Fauriel (1824) haben ihr weitere Anregung gegeben. Danach hatte Mérimée mit Ampère eine genaue Übersetzung des Ossian geplant und wollte sich auch an einer Reise nach Illyrien beteiligen. In dieser ganzen Zeit ist wohl die *Guzla* langsam gereift und im Kopfe gestaltet worden, bevor sie endlich 1825 oder 1826 niedergeschrieben wurde (S. 217 bis 223). Hübsch ist auch der Nachweis, wie sich der Kommentar Mérimées zum Teil mit ganz ähnlichen Wendungen den Fauriels zu seinen griechischen Volksliedern zum Vorbild genommen hat.

Für den Teil, der über die Quellen der *Guzla* handelt, ist zwar auch schon die Hauptarbeit von Vorgängern geleistet, aber Yovanovitch macht es uns bequem, durch vollständige, fast zu reichliche Inhaltsangaben, Auszüge und Gegenüberstellungen nachzuprüfen und uns ein eigenes Urteil zu bilden. So gehen wir mit Vergnügen der Arbeitsweise Mérimées nach, sehen, was für Schulden er aufgenommen, wie getreulich er manchmal seiner Quelle folgt, so getreulich, dafs er sogar auf Unkenntnis der Originalsprache beruhende Druckfehler übernimmt, aber wir werden uns anderseits auch bewufst, was der Künstler aus dem Stoffe zu machen verstanden, was er an Eigenarbeit hinzugetan hat.

So hat Du Halde seiner *Description de la Chine* (1735) ein chinesisches Drama eingeflochten: *Le petit Orphelin de la maison de Tchao*, das auch die Hauptquelle für *L'Orphelin de la Chine* von Voltaire ist. Mérimée

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

entnimmt ebendaher denselben Stoff, gießt darüber etwas 'morlackische' Lokalfarbe, die aus Fortis geschöpft ist, sucht sich Namen von einer Landkarte, erfindet welche, die ihm einen autochthonen Charakter zu haben scheinen, borgt einen anderen von Nodier (Spalatin), hat dabei das Mißgeschick, auch einen nichtserbischen Namen zu wählen (Fédor ist russisch) — und die Masse ist fertig zum Guß für *L'aubépine de Véliko.*

Ein andermal liest Mérimée die Reisebeschreibung eines Verwaltungsbeamten: *Voyage en Bosnie dans les années 1807 et 1808, par M. Amédée Chaumette-Desfossés* und entnimmt daraus Stoff und Kommentar für den Zyklus, der von Thomas II. handelt. Yovanovitch sorgt für so reiches Anschauungsmaterial, daß kein Zweifel bestehen bleibt.

Ein jeder, der die *Guzla* liest und dann den *Viaggio* von Fortis, sieht auf den ersten Blick, wie gründlich Mérimée das Buch ausgeplündert hat. Aber es ist sehr interessant, mit Yovanovitch zu verfolgen, wie Mérimée z. B. für *Les Braves Heyduques* den aus Fortis geschöpften sachlichen Kommentar mit der Ugolino-Episode aus Dante verwebt und noch einen Pinselstrich Lokalkolorit hinzutut, indem er einen serbischen Namen aus einer bisher unbekannten, im übrigen wenig benutzten Quelle entlehnt, aus *Voyage Pittoresque de l'Istrie et de Dalmatie, rédigé d'après l'itinéraire de L. F. Cassas, par Joseph Lavallée,* Paris 1802. Dort findet sich der Name, mit dem Mérimée seinen Heiducken tauft: Christich Mladin (S. 276 Anm.).

Bei dieser Gelegenheit weist Yovanovitch Mérimée auch einen folkloristischen Irrtum nach. Mérimée läßt seinen alten Barden Maglanovich einen *vocero* improvisieren. Das ist aber ausschließlich Sache der Frauen, wie sein Gewährsmann Fortis auch richtig erwähnt.

Nebenbei sei bemerkt, daß die Beschäftigung mit der *Guzla* fast wie eine Vorstudie zur *Colomba* anmutet. Infolge der Ähnlichkeit der Gebräuche und des Aberglaubens bei primitiven Völkern werden manche Anmerkungen aus dem *Guzla*-Kommentar fast unverändert in die korsische Geschichte übergehen. Wir werden hier die Blutrache, die Totenklage, den bösen Blick wiederfinden, und eine merkwürdige Übereinstimmung besteht auch zwischen den Heiducken und den korsischen Banditen; wie erstere auf das Konto der türkischen Unterdrücker zu schreiben sind, so letztere auf das der genuesischen Gewaltherrschaft.

Es ist übrigens natürlich, daß Yovanovitch als Serbe so manche sachliche Berichtigung im Interesse seiner Heimat und seines Volkes beizubringen weiß. So lehnt sich der Slawe in ihm gegen die Schilderung des serbo-kroatischen Familienlebens und die Charakterisierung der Frauen auf, die zwar aus Fortis geschöpft, aber bei Mérimée manche entstellenden Züge erhalten haben. So vergreift sich der Pariser, dem eben die Anschauung fehlt, nicht selten in der *couleur locale.* Er will in Knin ein junges Mädchen gesehen haben, dessen Freundin durch einen Sturz aus dem Fenster umgekommen, und das aus Schmerz über diesen Verlust der Freundin gestorben sei. Was von diesem persönlichen Erlebnis zu halten ist, ergibt sich daraus, daß alle Häuser in Knin, wie Yovanovitch bemerkt, einstöckig sind (S. 292).

So kommt Mérimée überall dort schlecht fort, wo das tiefere Seelenleben des Volkes berührt wird. Yovanovitch wirft ihm vor, daß er bei den Heiducken den historischen Hintergrund vergißt, daß sein morlackisches Mädchen einen montmartrehaften Zug erhält, und daß die serbische Freundschaft bei ihm durch einen possenhaften Beigeschmack entstellt wird (S. 295).

Es hat Mérimée nichts geholfen, daß er in der späteren Ausgabe selbst sehr versteckte Andeutungen tilgt, die auf die Spur seiner Gewährsmänner führen konnten, wie z. B. für *Hadagny* den Hinweis auf die *Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires, extraits du portefeuille du*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*colonel Voutier*, Paris 1826, aus denen er zwei Anekdoten zu der erwähnten Ballade verarbeitet. Überall wird unerbittlich der Schleier gelüftet, hinter dem er das Geheimnis seiner literarischen Taschenspielerkunststückchen hüten wollte. Eines der typischsten Beispiele für sein Verfahren bietet die Ballade *Le Morlaque à Venise*: Theokrit liefert den Stoff, Chaumette-Desfossés das Lokalkolorit. Um dann die Spur zu verwischen, wird eine Anmerkung mit persönlicher Note hinzugesetzt: das Impromptu sei auf sein Gesuch von einem alten Morlacken für eine englische Dame gemacht worden. Endlich soll die ganze Geschichte einen literarischen, wissenschaftlichen Anstrich bekommen und zugleich der Jagd nach ähnlichen Motiven vorgebeugt werden dadurch, dafs der Schelm auf ein kirgisisches Lied hinweist, das eine auffällige Analogie biete.

Bei diesen Quellenforschungen begnügt sich Yovanovitch aber nie, einfach die Motive nachzuweisen, er zeigt zugleich als begeisterter Mériméist mit feinem Verständnis und Geschmack, wie sorgfältig der Dichter im einzelnen verfahren ist, und wie er all dem, was er als Stoff anderen schuldet, eigenes Leben zu geben weifs.

Und in der Tat, nur so wird eine solche Quellenstudie, wenn sie nicht eine einfache Detektiv- oder Staatsanwaltsarbeit sein will, zu einer wertvollen Untersuchung für den Literarhistoriker, den Ästhetiker und den Schriftsteller oder Dichter, weil sie eben lehrt, wie das Genie dem für künstlerische Gestaltung ziemlich gleichgültigen Stoffe Leben einzuhauchen vermag.

Wie gründlich und umsichtig Yovanovitch vorgeht, zeigt namentlich auch der Teil seines Buches, der über das 'Wunderbare' in der *Guzla* handelt. Zuerst wird uns eine Geschichte des Vampirismus gegeben. Auf die Spezialstudien gestützt, zeigt er das Eindringen des Wortes und der Sache in den Westen Europas um das Jahr 1730, die seltsamen Blüten, die der Aberglaube in Wissenschaft und Religion treibt, die Abtötung, die er durch den Spott und den Unwillen der Aufklärer, voran Voltaire und Rousseau, erleidet. Dann sehen wir, noch bevor das Jahrhundert sein Ende erreicht, den siegreichen Einzug desselben grausigen Stoffes in die romantische Literatur. An der Spitze steht Goethe mit der 'Braut von Korinth', an der sich Th. Gautier inspiriert und Byron. Um 1820 wurde Paris von einem förmlichen Vampirfieber ergriffen, nachdem der Stoff auf die Bühne gelangt war; jedes kleine Theater wollte seinen Vampir haben. Noch 1902 taucht derselbe Stoff gelegentlich wieder im *Mercure de France* auf, nur dafs er sich zur Abwechselung diesmal in ein indisches Gewand kleidet. Yovanovitch hätte für unsere Tage auch noch Strindberg erwähnen können.

Aber in der uns hier besonders interessierenden Zeit (1820—30) wird die Welt in Atem gehalten durch die *école de cauchemar* oder das *genre frénétique*, deren Begründer Nodier war. Dann folgten zunächst Balzac und V. Hugo, und wenn sich auch Goethe 1830 mifsbilligend darüber äufsert, so ist er doch gewissermafsen mit verantwortlich, da seine in dieses Gebiet gehörenden Balladen damals in Frankreich gefeiert wurden.

Das ist nun der Geist, das der literarische Hintergrund, die Mérimée veranlafst haben, sich mit Magie und mit Werken über die übersinnliche Welt zu beschäftigen. Es gehörte einmal dieses Thema zum 'Volkston' und daher durfte es auch in der *Guzla* nicht fehlen, zumal dieser Aberglaube auf der Balkanhalbinsel und an der adriatischen Küste weite Verbreitung gefunden hatte.

Fortis hat auch hier den Weg gewiesen, und was Mérimée in einer Anmerkung über dieses Thema ausführt, ist nur eine Stilisierung und Erweiterung einiger Seiten der *Dissertations sur les apparitions des anges, des démons et des esprits, et sur les revenants et les vampires*, die der geehrte R. P. dom Augustin Calmet 1746 veröffentlicht hatte.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Natürlich macht der *Guzla*-Regisseur daraus ein persönliches Erlebnis, das gerade wegen seiner scheinbar realistischen Treue, wegen des Interesses an angeblich wirklichen und sonst liebenswerten Persönlichkeiten und wegen der Versuche des Psychologen, hinter die Gründe der furchtbaren Verirrung zu kommen, an packender Gewalt gewinnt.

Wertvoll ist die Unterscheidung und der Nachweis, daſs Mérimée, auf seine Gewährsmänner gestützt, in der *Notice* den Vampirismus als das hinstellt, was er ist: krankhafte Phantasie, die sich in Halluzination umsetzt. In seinen Vampirballaden aber hat dieser Vampirismus, nach dem Vorbilde von Byron und Nodier, einen ganz romantischen Charakter. Der Vampir ist nur der von einem bösen Schicksal verfolgte Held, auf dem ein Fluch lastet, der ihn Böses tun läſst, und der Rache fordert von ebenfalls Verfluchten. Gegen diesen romantischen Vampirismus nimmt Yovanovitch die Serbokroaten in Schutz. Wohl hören die Kinder im Lande gelegentlich solche Ammenmärchen, aber ein *guzlar* würde erröten, seine Phantasie aus so trüben Quellen schöpfen zu lassen.

Gleiches gilt von dem 'bösen Blick', den Mérimée ebenfalls in einer Ballade behandelt. Er weist dabei auf Orpheus und Euridike hin. In der ersten Ausgabe hatte er noch über dieses Thema eine Anmerkung hinzugefügt, die dem gelehrten Werke des Jean-Baptiste Porta (1589) entnommen war. Aber die eigentliche Volkspoesie hat den Stoff nicht behandelt, so daſs auch hier ein Miſsgriff Mérimées vorläge.

Für die sonderbare Geschichte von dem *Amant en bouteille*, bei dem jeder deutsche Leser gewiſs unwillkürlich an die Homunkulusszene denken wird, hat Mérimée aus *Le Monde enchanté* des holländischen Gelehrten Balthazar Bekker (1691) geschöpft. Zwar weist er wieder selbst, freilich in seiner Art, auf Bekker hin: er habe dort eine Geschichte gefunden, die mit seiner eine groſse Ähnlichkeit habe, so daſs man also nur die Belesenheit bewundern und nicht auf den Einfall kommen soll, die Originalität anzuzweifeln; aber daſs auch die Flasche selbst Bekker entlehnt ist, was Mérimée verschweigt, sehen wir aus einer Seite des *Monde enchanté*, deren Nachweis wir Matić verdanken. Yovanovitch druckt nun wieder das gesamte Material in extenso ab, so daſs man der Mühe enthoben ist, die zum Teil schwer zugänglichen Quellen oder Bücher, seiner Zuverlässigkeit vertrauend, nachzulesen.

Der Hauptwert des etwas umständlich angelegten Kapitels über das 'Wunderbare in der *Guzla*' liegt in dem gelungenen und feinsinnig begründeten Nachweis, daſs, wenn auch solche abergläubischen Greuel im Volke geglaubt werden, die Volkspoesie sie doch nicht besingt. Mit dem Augenblick, wo sie in die Verse übergehen, hat sich das Volk von ihnen freigemacht; nur eine schon 'literarisch' gewordene Poesie behandelt solche Stoffe, und Yovanovitch faſst sein Urteil in dem Schluſs dieses Kapitels dahin zusammen: *C'est en écrivain qui fait 'un extrait de ses lectures' et en romantique stendhalien que Mérimée découvre l'esprit des nations 'primitives' plutôt qu'il n'approche de la véritable ballade traditionelle.*

Was endlich den 'Klagegesang' betrifft, so will Yovanovitch zum Teil eine neue Interpretation geben und für Frankreich und England die Biographie vervollständigen, die für Deutschland und die slawischen Länder dank der vielen Einzelstudien fast vollständig ist.

Yovanovitch übersetzt die Ballade nach dem serbo-kroatischen Text des Fortis wörtlich. Hat er aber wirklich etwas Neues zur Interpretation beigebracht? Höchstens für das rätselhafte Verhalten des Assan, indem er andeutet, daſs wohl irgendein ernster Grund für den Bruch vorlag, da alle *piesmas* einen tatsächlichen Hintergrund haben. Darauf deute auch das Verhalten des Bruders. Der *guzlar* wolle niemand anklagen, sondern berichte nur, wie sich das Verhängnis für die junge Frau erfüllt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Auch die Mériméesche Übertragung der berühmten Ballade ist schon von Tomo Matić im *Archiv für slawische Philologie* XXIX eingehend behandelt. Doch will Yovanovitch eine *Monographie complète* von Mérimées *Guzla* geben und *quelques conclusions plus générales* ziehen, daher macht er die Arbeit noch einmal von sich aus.

So zeigt er durch Zählung der Wörter der verschiedenen Fassungen die Konzision Mérimées. Werthes braucht 687 Wörter, Nodier 991, Mérimée nur 629, ohne etwas von dem Original fortzulassen. Er hätte hinzufügen können, daſs Goethe mit 589 Wörtern auskommt.

Auch die neue Vergleichung des Urtextes und der bekannten Fassungen hat zum Hauptergebnis, daſs Mérimées Übersetzung eine der genauesten von den vielen vorhandenen ist. Goethe übernimmt die Fehler des Werthes, der natürlich die Irrtümer Fortis' enthält. Fräulein Talvj und Dozon haben sich auf den schlechten Text von Karadjitch gestützt, so daſs ihnen ihre gute Kenntnis des Serbokroatischen nichts hilft.

Einen beachtenswerten Zug bringt Yovanovitch nur zu der Vergleichung der verschiedenen Texte, die Matić angestellt hat, hinzu, das ist der Schluſs, in dem er eine von Fortis begangene Verleumdung der Kindesliebe der kleinen Morlacken sieht; denn Goethe und die übrigen Übersetzer lassen die Kinder vor der Mutter fliehen, im Urtext, mit dem Mérimée übereinstimmt, bricht die Mutter entseelt zusammen *de douleur de voir ses enfants orphelins*.

Mit Interesse wird man auch die letzten Wellen verfolgen, die die *Guzla* in der zeitgenössischen Literatur hervorbringt, und die Yovanovitch unter anderem bei Coppée und Sardou aufspürt; allerdings ist lebendig geblieben, was am meisten als fremdartig berührte, und das ist gerade das, was am wenigsten echt ist (S. 431 f.). Nicht minder wertvoll ist, was uns hier ein gründlicher Kenner von der serbischen Literatur in Frankreich nach der *Guzla* zu sagen hat.

Als pikanter Zug sei noch erwähnt, daſs die *Guzla* in Deutschland sich selbst in ein so ernstes Werk wie *Die serbische Revolution* von Leopold Ranke einzuschleichen verstanden hat (S. 456 ff.). Und das geschah im Jahre 1829, nachdem Goethe schon im Jahre vorher Mérimée als Verfasser genannt hatte.

Eine sonderbare Ehrenrettung widmet Yovanovitch dann Gerhard, dem Verfasser der *Wila*, indem er ihn zum Teil von der Lächerlichkeit befreit, die er Mérimée verdankt; denn erstens habe er nicht gerade behauptet, daſs er hinter der Prosa Mérimées das serbische Versmaſs heraushörte, sondern er habe nur der französischen Prosafassung eine poetische Form gegeben, für die er sich tatsächlich einige echte Züge durch seine Zusammenarbeit mit einem Serben angeeignet habe. Leider sei er allerdings wieder von letzterem düpirt worden. Und sonderbar ist die Ehrenrettung und die ehrlich gemeinte Herabminderung der Lächerlichkeit auch durch den Umstand, daſs Yovanovitch ihm den Kranz einer Gelehrsamkeit und Autorität auf serbischem Gebiete, der ihm von Taine u. a. nach Mérimée aufgesetzt wurde, mit guten Gründen ein für allemal herunternimmt: als einem braven, mit einem gewissen poetischen Talent begabten Dilettanten könne man ihm den 'Reinfall' nicht so übelnehmen, namentlich da er sich damit ja gar nicht in so schlechter Gesellschaft befinde.

Mit Spannung liest man dann, daſs Yovanovitch auch eine neue Erklärung für die seltsame Beziehung, in der nach Mérimée und Filon Goethe zur *Guzla* steht, geben will. Er stellt den Fall so dar: Goethe hat schon am 25. Juli 1827 in seinem Tagebuch vermerkt: 'Unterschobene dalmatische Gedichte'. Am 5. Juli 1827 hatte Gerhard in dem Briefe an Levrault, in dem er um die Mitteilung der Druckbogen der *Guzla* bittet, erwähnt, er werde Goethe schreiben, daſs er das Werk in *Kunst und Alter-*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*tum* bespreche. Die Widmung Mérimées ist am 27. August 1827 datiert. Am 10. Oktober 1827 steht in Goethes Tagebuch: 'Abends *Guzla* gelesen und betrachtet.'[1] Am 16. März 1828 diktierte er den Aufsatz über die serbischen Volkslieder, am Tage darauf den über die *Guzla*.

Nun meint Yovanovitch, die 'untergeschobenen dalmatischen Gedichte' seien die Druckbogen der *Guzla*, die Goethe entweder direkt vom Verleger aus Strafsburg oder von Gerhard aus Leipzig erhalten habe. Es sei nicht wunderbar, dafs Goethe die Fälschung erkannt habe, da ihm die serbischen Dichtungen so vertraut waren und er oft darüber gesprochen und geschrieben habe. Er fügt dann hinzu: *Mais s'il suspecta les ballades dalmates, il ne pensa pas un moment que Mérimée en pût être l'auteur, avant d'avoir reçu de lui l'exemplaire qui portait sa signature.*

Also nach Yovanovitch hätte Goethe zwar gleich die Gedichte als Fälschungen erkannt, aber dafs Mérimée dahintersteckte, das hätte er erst durch die Dedikation erfahren. Aber das ist ja gerade das Rätselhafte, was Mérimée, und nach ihm Filon, die höhnische Bemerkung machen läfst. Und noch etwas anderes ist mir unverständlich geblieben, und auch Yovanovitch scheint dabei nichts aufgefallen zu sein. Goethe sagt: 'Wir wurden aufmerksam, dafs in dem Wort *Guzla* der Name *Gazul* verborgen liegt.' Yovanovitch übernimmt von Chambon die nicht gerade sehr zutreffende Übersetzung: *Dans le mot Guzla se cache le nom de Gazul.* Besteht denn nun wirklich ein Zusammenhang zwischen den beiden Namen? Oder ist das nur ein Zufall? Goethe kannte das Wort sehr gut, er verwendet selbst schon früher sogar die richtige serbische Pluralform *gusle*. Also das Wort konnte ihn nicht weiter überraschen. Und *Gazul*? In dem Vorwort zum *Théâtre de Clara Gazul* läfst Mérimée die Komödiantin sich bezeichnen als *arrière-petite-fille du tendre Maure Gazul, si fameux dans les vieilles romances espagnoles.* Herder hatte in seine Volkslieder aus den *Guerres civiles de Granada* den Zyklus *Gazul* und *Lindaraja, Gazul und Zaida* aufgenommen, also konnte auch der Name *Gazul* Goethe nicht weiter überraschen. Daher ist mir seine Wendung: 'Wir wurden aufmerksam, dafs in dem Wort *Guzla* der Name *Gazul* verborgen liegt' ebenso unverständlich wie der Zusatz: 'Auch blieben deshalb angestellte Nachforschungen nicht unbelohnt.'

Sind übrigens die 'untergeschobenen dalmatischen Gedichte' mit der *Guzla* identisch? Fast sollte man nach der trockenen, ernsthaften Notiz: 'Abends *Guzla* gelesen und betrachtet' das nicht vermuten. Und endlich ist eines sonderbar. Das Weimarer Bändchen, darauf machte mich Herr Dr. Kroeber aufmerksam, macht den Eindruck, als wenn es wenig gelesen sei. Mir erscheint es immerhin auch merkwürdig, dafs Goethe, bei dem grofsen Interesse, das er an der Sache hatte, nicht in erster Linie überrascht ist, dort mit interessanten Varianten seinen 'Klagegesang' wiederzufinden.

Von all diesen Zweifeln hat mich auch Yovanovitch nicht befreit. Das liegt aber wohl in der Natur der Sache, und es soll nicht im geringsten ein Vorwurf für das so wertvolle Buch sein, dafs man trotz manchmal fast erdrückenden Materials mit dem Gefühl aufrichtigsten Dankes für vielseitigen Genufs und reiche Belehrung aus der Hand legt.

Da Yovanovitch dem Schreiber dieser Zeilen die Ehre erweist, auch seiner Aufsätze über Colomba zu gedenken, so ist es vielleicht nicht unbescheiden, ihn für Mateo Falcone (S. 527) auf die Abhandlung in dieser Zeitschrift (CXI, 1903, S. 358 ff.) zu verweisen.

[1] Y. zitiert ungenau *Dans la soirée, lu la Guzla* (S. 468). Schlecht ist auch die von Chambon wörtlich übernommene, nur etwas vervollständigte Übersetzung der Goetheschen Anzeige der *Guzla* S. 464 f., namentlich der Schlufs, der den Sinn gar nicht wiedergibt.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Und um nun mit einem letzten Wort auf die *Guzla* selbst zurückzukommen, so ergibt sich jedenfalls aus dem eingehenden Studium des Werkes, dafs keine Rede davon sein kann, dafs es in vierzehn Tagen, auf dem Lande, nach dem Genufs von ein oder zwei Zigarren, während die Damen erwartet wurden, hingeschrieben worden ist, sondern es scheint eher in einer Bibliothek verfafst zu sein, wo zahlreiche Erinnerungen durch Nachschlagen und Nachlesen aufgefrischt werden konnten, und nachdem der Text, wie es Mérimées Art war, einer sorgfältigen Redaktion unterworfen worden war.

Wenn aber auch der Inhalt nichts Originales bietet, so zeigt sich doch der ganze Mérimée in der Form, die, wie immer bei ihm, an jene Kunst erinnert, die er ebenfalls gern als Dilettant trieb, und die nach einer geistvollen Definition Liebermanns 'die Kunst des Fortlassens' ist: die Zeichenkunst.

Jedenfalls ist der gröfste Ruhm für Mérimée, dafs ein Serbe einer solchen Fälschung mit so viel Liebe Jahre des Studiums gewidmet hat, und zwar mit einem derartigen Ergebnis, dafs einer der ersten und mafsgebendsten Mériméisten, A. Filon, am Schlufs seiner Einführung sein Urteil über Yovanovitch' Werk dahin zusammenfassen kann: *C'est véritablement un chef-d'œuvre (l'Aubépine de Véliko) et il y a bien d'autres chants dans la Guzla dont on pourrait en dire autant. Je ne m'en étais jamais aperçu aussi bien qu'après avoir lu le livre de M. Yovanovitch. J'ai vraiment devant moi maintenant celui qu'il définit 'un grand poète sans imagination'.*

Berlin-Schöneberg. Max Kuttner.

## Adolf Tobler, Vermischte Beiträge.

Der Vermischten Beiträge zur französischen Grammatik fünfte Reihe. Leipzig, S. Hirzel, 1912. IV, 514 S. 8°. M. 8; geb. M. 10.

Von pietätvoller Hand zusammengefafst, wird uns eine fünfte Reihe Vermischter Beiträge geboten. Der Gedanke ging vom verstorbenen Meister selbst aus. Begann er doch noch im Novemberheft der *Sitzungsberichte der Preufsischen Akademie* 1909 die 'Fünfte Reihe vermischter Beiträge zur französischen Grammatik'. Aber nur ein sehr kleiner Teil des vorliegenden reichen Bandes wird von jenen acht kurzen Aufsätzen eingenommen. Rudolf Tobler, welcher dem Vater das schöne Denkmal hat setzen wollen, sagt im Vorwort nicht, ob sich in den Papieren des Dahingegangenen irgend etwas fand, was als ungedruckte Beiträge diesen angefügt werden konnte. So wird das nicht der Fall sein, und wir werden auf fernere Stücke dieser Art, die uns unübertroffene, fast möchte man sagen unübertreffliche, Muster philologischer Arbeit waren, trauernd verzichten müssen. Ist es auch unmöglich, das grofse Ganze zu veröffentlichen (soweit er es vollendet hat), in welches Tobler die einzelnen Werkstücke seiner syntaktischen Arbeit einfügte: die Vorlesungen über französische Syntax? Wer einst zu den Füfsen des Lehrers safs, kann nicht denken, dafs der in jedem Wort abgewogene Vortrag nicht auf einem bis ins kleinste vollendeten Manuskript beruhte.

Aufser jenen 'Vermischten Beiträgen' im ursprünglichen Sinne hat der Herausgeber in diesem Band eine beträchtliche Zahl kleinerer und gröfserer Aufsätze aus dem weiten Arbeitsgebiet des Vaters, und aus der ganzen Zeit seiner Tätigkeit, vereint und hat damit dem Wunsch vieler Schüler und Freunde entsprochen. Die Berechtigung, alles dies unter den 'Vermischten Beiträgen' zusammenzufassen, durfte er aus den früheren Bänden selbst entnehmen, die schon vom zweiten ab nicht ausschliefslich mehr Beiträge zur Grammatik waren. Die Etymologie, welcher der zweite Abschnitt des jetzigen Buches zufällt, hatte auch in den früheren Bänden

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

schon oft genug Bereicherung gefunden; ja, Artikel wie über *prodome* (I 20) oder über *faut* (I 31) sind ebensowohl etymologischen wie lexikalischen oder syntaktischen Inhalts, wenn man die Etymologie eines Wortes erst dann für gesichert halten kann, wenn man der Sinnesentwicklung ebenso Schritt für Schritt zu folgen vermag wie der Lautentwicklung. Eine Grenzlinie zwischen diesen Aufsätzen z. B. und dem über *estuet*, der hier (V 39 ff.) unter Etymologischem wiederkehrt (und ich freue mich des Wiederabdrucks, denn trotz eigener späterer Zweifel Toblers halte ich diese Etymologie noch immer für die beste), läſst sich schwerlich ziehen. Weshalb aber sind nicht auch die Etymologien aus den späteren Sitzungsberichten der Akademie und schlieſslich auch die aus der Zeitschrift neu abgedruckt, da Tobler selbst mit den 'Vermischten Beiträgen' aus beiden Organen anders verfuhr?

Als echte Beiträge zur französischen Grammatik, freilich neben vielem anderen, was sie auch sind, können die Rezensionen gelten, von denen im vierten Abschnitt eine Anzahl, freilich fast nur aus früherer Zeit, zum Abdruck gebracht sind. Spätere aufzunehmen hat wohl die Fülle gehindert, in der sie sich vor allem im *Archiv* folgten. Die eingehenderen von ihnen hätte man gern hier wiedergefunden, denn gerade das *Archiv* mit seinem mehreren Philologien gewidmeten Inhalt ist dem Romanisten nicht immer bequem zur Hand.

Die drei Aufsätze, welche der fünfte Abschnitt 'Zur Geschichte der romanischen Philologie' zusammenfügt (Friedrich Diez, Briefe von Gaston Paris an Friedrich Diez, Antrittsrede bei der Aufnahme in die Berliner Akademie), können sich für ihren Eintritt in die 'Vermischten Beiträge' auf die Rede über 'Die romanische Philologie an deutschen Universitäten' in der dritten Reihe berufen.

So ist nur der Abschnitt 'Literarhistorisches' etwas den 'Vermischten Beiträgen' bisher Fremdes. Aber gerade diese sechs Aufsätze werden die Freunde Toblers mit besonderer Dankbarkeit begrüſsen. Nur der letzte, 'Dante und vier deutsche Kaiser', war als akademische Rede leicht zugänglich. Die anderen werden im Besitz von wenigen von uns gewesen sein, und wenn die drei späteren: 'Ein Minnesänger der Provence', 'Über das volkstümliche Epos der Franzosen', 'Spielmannsleben im alten Frankreich' hinreichend bekannt sind, die ersten beiden: 'Ugo Foscolos Aufenthalt in Zürich' und 'Castiglione und sein »Hofmann«' waren, wenigstens dem Referenten, eine freudige Überraschung. Wer ist bei uns in der Lage, den Jahrgang 1862 der *Schweiz, Zeitschrift für Literatur und Kunst* oder auch das *Neue Schweizerische Museum* vom Jahre 1864 einzusehen?

Tobler als Literarhistoriker kennen zu lernen, war wesentlich nur seinen Schülern und etwa gelegentlich den Mitgliedern der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen in Berlin vergönnt. Manch Fernerstehender hat ihm unrecht getan, indem er dem strengen Grammatiker die Gabe für diese Seite unserer Forschung nicht recht zugestehen wollte. Mit welcher Anteilnahme aber sind wir Schüler einst seinen Vorlesungen über Dante gefolgt, die er 'mit besonderer Freude' hielt, 'trotzdem, nein, weil' er bei diesem, allen Prüfungsinteressen entrückten Gegenstande einen kleineren Zuhörerkreis vor sich sah als sonst. Was uns fesselte, war nicht so sehr die wissenschaftliche Zuverlässigkeit, welche diese Vorlesungen in gleichem Maſse wie die grammatischen auszeichnete, sondern die bei dem so zurückhaltenden Lehrer oft ergreifend hervorbrechende Empfindung der dichterischen und der sittlichen Gröſse seines Lieblingsdichters. In keiner Vorlesung trat die ganze Persönlichkeit Toblers seinen Zuhörern so nahe wie in diesen unvergeſslichen Stunden. Jetzt wird auch weiteren Kreisen die Möglichkeit geboten, Tobler als Literarhistoriker kennen zu lernen, und sie werden sehen, wie auch auf diesem Gebiete, was er geschrieben hat, dauernde Geltung behält. Es ist auf dem Felde

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

der altfranzösischen Epenforschung im letzten halben Jahrhundert manches geändert, und Tobler würde heute bei einem Aufsatz 'über das volkstümliche Epos der Franzosen' zu tiefgreifenden neuen Ansichten Stellung nehmen müssen. Mit Überraschung aber sieht man, wie an dem, was er 1866 geschrieben hat, verschwindend wenig zu ändern ist. Die Psychologie der französischen Heldengedichte ist in den langen Jahren, die seitdem verflossen sind, kaum je wieder so allseitig und eindringend dargestellt. In dieser Arbeit aber, und noch mehr in der über Gaucelm Faidit, hat man die Freude, Tobler nicht nur als umsichtigen und anteilnehmenden Beurteiler volkstümlicher Epik oder als lebendigen Schilderer eines Trobadordaseins zu finden, sondern auch ein ganz ungewöhnliches Übersetzertalent an ihm zu bewundern. Er selbst spricht sich (S. 153) über die Grundsätze seines Übersetzens aus. Philologischer Gewissenhaftigkeit gemäſs bezeichnet er als Aufgabe des Übersetzers, 'nicht das Original dem Leser, sondern den Leser dem Original nahe zu bringen': 'man läſst den Dichter nicht sprechen, wie er es hier und jetzt tun würde, sondern man läſst ihn sagen, was er sagt, aber man sorgt dafür, daſs der Leser ihn versteht.' Er entschuldigt sich, daſs die so entstandenen Übersetzungen sich nicht besser anhören. Als Kenner der Originale wird man diese Entschuldigung nur selten notwendig finden, dagegen oft staunen, mit welcher Schmiegsamkeit der Übersetzer den auſserordentlichen Schwierigkeiten seiner Aufgabe gerecht wird, den verschlungensten Linien provenzalischer Strophenkunst folgt und doch weder der Treue des ursprünglichen Wortes noch der Klarheit und Korrektheit des deutschen Ausdruckes Gewalt antut. Es sind Meisterleistungen philologischer Übersetzung, welche auf diesem Gebiete nur noch durch Diez' Übertragungen von Trobadorliedern allenfalls übertroffen worden sind.

Noch eines anderen, für die Persönlichkeit Toblers bezeichnenden Zuges wird man sich bewuſst, wenn man in diesem Bande nebeneinander Arbeiten sieht, die in einem Zeitraum von mehr als vierzig Jahren entstanden sind: wie wenig es möglich ist, zeitliche Unterschiede in ihnen zu entdecken. In der Eigenart der Behandlung eines literarischen Themas, in der Weise, eine Textausgabe zu kritisieren, in der sorgsam jede Unklarheit ausschlieſsenden, jeden Satz mit reichstem Inhalt füllenden Sprache, auch in der Freiheit, bei aller strengen Wissenschaftlichkeit zwischen den Seiten des mittelalterlichen Buches hindurch auch einmal einen humorvollen Blick auf die Gegenwart zu werfen, in allem ist der Tobler vom Anfang der sechziger Jahre derselbe, den wir noch zuletzt im Schmuck der *barbe florie* sahen, und wenn der älteste Aufsatz, der über Foscolo, schweizerische Interessen besonders deutlich erkennen läſst, erklärt sich das zwar aus der Art seiner Entstehung, er würde aber auch sonst vom alten Tobler dafür nicht gescholten werden.

Der Band schlieſst mit den *Opera omnia,* d. h. mit einer chronologischen Übersicht der gesamten literarischen Tätigkeit des Meisters von 1857—1910: 581 Nummern! Die Liste beruht, wie das Vorwort sagt, auf eigenhändigen Aufzeichnungen des Verstorbenen. Er wird diese mit seiner steten Gewissenhaftigkeit, d. h. also in Vollständigkeit, niedergeschrieben haben. Die ersten Jahre sind nur schwach vertreten. Vielleicht darf ich aus seinem Munde mitteilen, daſs er diese Liste denn doch nicht eigenhändig begonnen hat, sondern daſs sie ihm zuerst von befreundeter Schülerhand übergeben und dann erst von ihm fortgesetzt ist. Sollten jene wenigen Nummern der frühesten Jahre nicht alles enthalten, so mögen sich Lücken aus dem Mangel eigener Aufzeichnungen aus dieser Zeit erklären.

Bei einer zweiten Auflage des fünften Bandes sollte vielleicht der chronologisch geordneten Liste der *Opera* eine sachlich geordnete an die Seite gestellt werden, aus welcher dann hervorgehen würde, wie kaum ein Gebiet romanistischer Arbeit dem Interesse Toblers ferngeblieben ist.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Womit wir aber nicht auf eine zweite Auflage warten möchten, das ist das Register, durch dessen Fehlen sich diese Reihe der 'Vermischten Beiträge' von den früheren unterscheidet. Wir wollen hoffen, dafs dies nur der Fall ist, weil ein Gesamtregister zu allen fünf Reihen in Aussicht genommen ist. Dafs ein dringendes Bedürfnis für ein solches Gesamtregister vorliegt, wird von allen Benutzern der 'Vermischten Beiträge' bestätigt werden. Auch der, zu dessen stetem Handwerkszeug sie gehören, entsinnt sich nicht immer sogleich, in welchem der Bände das, was er sucht, zu finden ist. Für die Einrichtung dieses Registers aber möchten wir empfehlen, es in zwei Teile zu zerlegen: ein systematisch nach den Abschnitten der Sprachlehre geordnetes und ein alphabetisches Wortregister, wobei es natürlich ohne Wiederholungen und Verweise nicht abgehen kann und soll.

Dieses Register also möge uns bald geliefert und so das schöne Denkmal für den teuren Verstorbenen vollendet werden. Von der fünften Reihe der 'Beiträge' aber wollen wir mit den Worten scheiden, die wir in ihr an Diez nach seinem Tode gerichtet finden (S. 442): 'Wie etwa ein Mann, der, seines Kindes Hand in der eigenen, am Grabe seines Vaters steht, so empfindet jeder in diesem Augenblick, wenn auch vielleicht nicht zum erstenmal, doch gewifs lebhafter als je zuvor, das Gewicht der Aufgabe, im Wechsel der Geschlechter ein kostbares Erbe mühevoll gewonnenen Besitzes nicht geschmälert, vielmehr im Sinne des Dahingeschiedenen geäufnet den Nachkommenden zu überliefern, und mit dem Besitze auch den Sinn dafür, ihn wertzuhalten und weiterhin wiederum zu mehren.'

Breslau. C. Appel.

H. Tiktin, Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. II. Band (D—O). Bukarest, Staatsdruckerei (Buchhandlung Socec & Komp.; Leipzig, O. Harrassowitz), 1911. VIII, S. 499—1101, gr. 8°. (Das ganze Werk erscheint in 30 Lieferungen zu M. 1,60.)

Das erste Heft dieses seit 1895 im Erscheinen begriffenen grofsen rumänisch-deutschen Wörterbuches, von dem bis jetzt 20 Lieferungen (*A—pristos*) vorliegen, ist seinerzeit von A. Tobler in Bd. XCVII, S. 232—34 dieser Zeitschrift angezeigt worden. Die Anerkennung des grofsen Berliner Romanisten, dafs 'keine lebende Sprache für ausländische Studierende in gleich sorgsamer und ausführlicher Weise lexikalisch dargestellt ist, wie es hier mit dem Rumänischen geschieht', wird Tiktin auch jetzt, wo schon zwei Drittel des Werkes vorliegen und die damals ausgesprochenen Erwartungen sich durchaus erfüllt haben, wiederholt werden müssen. Nachdem mehrere andere grofs angelegte Wörterbücher, angeregt und gefördert durch die Rumänische Akademie, an den verfehlten Grundsätzen der Verfasser (Laurianu und Massimu) gescheitert oder (wie das von P. Hasdeu) im Ballaste steckengeblieben waren, unternahm es Tiktin, in begrenzterem Umfange und mit klareren Zielen sein schon lange vorbereitetes Werk herauszugeben, wobei ihm staatliche Unterstützung, welche noch fortdauert und die beste Anerkennung im Lande selbst ist, zu Hilfe kam. Nach vielen Widrigkeiten im Laufe seines arbeitsreichen Lebens, die ihn aber nicht entmutigen konnten, weil die wissenschaftliche Welt sich jederzeit der Pflicht des Dankes erinnerte, der ihm gebührt, sehen wir den Verfasser nun in einem angemessenen Wirkungskreise an der Berliner Universität, und die baldige Vollendung des grofsen Werkes macht hoffentlich seine frisch erhaltenen Kräfte noch für eine Reihe anderer Arbeiten auf dem Gebiete der rumänischen Philologie frei, wo er eben wieder seine Meisterschaft bewiesen. Für die Wichtigkeit eines wissenschaftlichen rumänischen Wörterbuches, das er als erster zu schreiben unternommen und zu vollenden im Begriffe steht, spricht nichts deutlicher als nun das endliche Zustande-



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

kommen eines grofsen, ebenfalls dreibändigen Werkes der Rumänischen Akademie, '*Dicționarul limbii române*', welches auf Anregung und auf Kosten ihres Protektors, des Königs Carol I., 1907 zu erscheinen begonnen hat und nun bereits in elf Lieferungen vorliegt (cf. hier CXXVI 304, CXXVII 496). Niemand freut sich darüber wohl mehr als Tiktin selber. Wie einst durch Furetières (privat herausgegebenes) Wörterbuch das erste der Académie Française nach mehr als halbhundertjähriger Vorbereitung endlich ans Licht gerufen ward, so mag jetzt auch Tiktin die Rumänische Akademie zu dem energischen Entschlusse mit angeregt haben, die grofsen Vorarbeiten endlich abzuschliefsen und mit der Veröffentlichung zu beginnen, auf die ihr Protektor immer wieder drängte. So werden die Rumänen und wir mit ihnen bald zwei Werke besitzen, die nebeneinander ausgezeichnete Dienste leisten, sich ergänzen anstatt sich zu ersetzen und bei etwas verschiedener Anlage und nicht ganz gleichen Zielen und Zwecken einen weiteren mächtigen Anstofs zum wissenschaftlichen Betriebe rumänischer Sprachstudien in der Heimat wie im Auslande geben werden.

Während das unter S. Pușcarius Händen rasch wachsende und umfangreichere akademische Wörterbuch in erster Linie den Zwecken dienen soll, die bisher von einer jeden Akademie zunächst verfolgt wurden, nämlich der Inventur des Schatzes der Schriftsprache, nur in noch ausgedehnterem Mafse und modernerem Sinne, weil unter weitgehender Berücksichtigung der Mundarten und der Volkssprache bei stetem Vergleich mit den verwandten romanischen Idiomen, dasselbe also nicht blofs dem Forscher, sondern vor allem dem einheimischen Schriftsteller den ganzen Reichtum seiner Muttersprache darzubieten, ihren guten Gebrauch zu vermitteln und der jungen Literatur- und Schriftsprache ein festes Rückgrat zu geben sucht, wobei alte Wörter und Ausdrucksweisen vor Vergessenheit bewahrt werden (eine historische und patriotische Aufgabe zu gleicher Zeit), verfolgt Tiktin neben solcher, wenngleich in engeren Grenzen ausgeführter Absicht auch das Ziel der praktischen Unterweisung der Ausländer, welche die interessante, aber schwierige Sprache der Rumänen studieren oder sich aneignen wollen. Er gibt zu diesem Zwecke neben Belegstellen aus der schriftlichen älteren und neueren Literatur auch eigens gebildete Beispiele aus der Umgangssprache und übersetzt sie (aus Raumrücksichten im zweiten Bande leider weniger oft als im ersten) ins Deutsche, bringt Paradigmen, wie sie kaum eine Grammatik, wohin sie doch zunächst gehörten, noch geboten, und teilt Stellung und Verwendung, kurz die Syntax der einzelnen Redeteile mit, so dafs man, mit einer kleinen Übertreibung natürlich, sagen könnte, es genüge dieses Wörterbuch, um die Sprache ohne weitere Grammatik zu erlernen. Welches von den fremdsprachlichen Lexiken könnte damit wohl in Vergleich gezogen werden? So hat Tobler in dem eingangs angeführten Satze nichts gesagt, was nicht den Tatsachen entspräche, und der Vorwurf A. Philippides in 'Specialistul Romîn' (Jassy, Sonderabdruck der Zeitschrift *Vieața romînească*, 1907) S. 11, dafs jene Anzeige nichts als 'leere Phrasen, Redensarten ohne Inhalt' etc. seien (*'acestea-s fraze goale, generalităţi fără miez, care constituesc însă, atuncĭ cînd sînt spuse de un Tobler, o reclamă, pe care dicționarul luĭ Tiktin nu o merită'*), entbehrt der Grundlage, wenn auch die Bitterkeit menschlich zu begreifen ist, die aus der Vorgeschichte des offiziellen Wörterbuches, das zuerst Philippide anvertraut war, seinen Ursprung nahm. Sicherlich gibt Tiktins Wörterbuch nicht über alle Fragen, für die man darin eine Antwort suchen mag, Auskunft, und Nachträge lassen sich leicht bringen, wenn man über das riesige Material verfügt, das die erste Kommission der Akademie in redlichem Fleifse gesammelt hat. Wenn aber Tiktin z. B. von den 206 Bedeutungen von *a bate*, die Philippide (S. 31) kennt, nur 55 anführt, so tat er recht, weil

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

sonst sein Wörterbuch wohl nie fertig würde, jedenfalls nicht den Bedürfnissen entsprechen könnte, denen es dienen soll, und denen es in Wirklichkeit vortrefflich dient. In der Beschränkung zeigt sich auch diesmal der Meister. Tiktin und Philippide denken sich das Wörterbuch nach ganz verschiedenem Plane, weshalb eine Übereinstimmung beider natürlich ausgeschlossen erscheint. Mit dem scharfen, praktischen Blick, der den königlichen Protektor der Akademie auszeichnet, hat dieser ihr nach mifsglückten Versuchen den richtigen Weg gezeigt, wenn er in seiner Ansprache vom 1. April 1905 der gelehrten Körperschaft Beschränkung empfahl: 'Die Vollkommenheit dieses Wörterbuches hat weniger Wichtigkeit als dessen Zustandekommen' (*Perfectiunea lui are mai puțină însemnătate decât ființa lui*). Nach ungefähr demselben Grundsatze hat Tiktin zehn Jahre vorher sein Werk zu drucken begonnen. Es ist zudem die Arbeit eines einzelnen Mannes, der den Wurf gewagt hat, und dem man das Leben auch sonst nicht leicht zu machen gesucht hat. Nichts kann die Bescheidenheit des Verfassers besser kennzeichnen als eine Begebenheit, die ich, obgleich sie mit meiner Person verknüpft ist, nicht umhin kann zu erzählen. Als ich im Jahre 1903 Tiktin zum erstenmal in Jassy besuchte, konnte er nicht begreifen, was den Fremden zu ihm führe, während er doch für mich wie für das Ausland eine Berühmtheit war. Acht Tage später konnte ich in Bukarest seine persönliche Bekanntschaft mit Ovidiu Densușianu, dessen Freundschaft ich mich seit früherer Zeit erfreute, vermitteln. Die beiden gröfsten Sprachforscher des Königreiches mufsten durch einen Ausländer einander vorgestellt werden! So ist denn Tiktin, als 1905 sein Wörterbuch zu erscheinen begann, mit keinem Unternehmen ähnlicher Art vordringlich in Wettbewerb getreten; erst zwei Jahre später hat Philippide das Mandat der Akademie erhalten, das dann nachher anderen angeboten und übertragen wurde. Zu einer Verstimmung gegen jenen liegt also gar kein Anlafs vor. Das hier zu erwähnen, scheint mir eine Pflicht, weil die Kritik aus der Feder eines Einheimischen in akademischer Stellung zum mindesten für das Ausland, soweit es nicht selbst sachkundig ist, entscheidend scheinen möchte.

Um nun nicht auch den Vorwurf von *fraze goale fără miez* zu finden, sollte ich nun auch wie mancher Rezensent mit der Lupe und gespitztem Bleistift nach Ausstellungen suchen. Sie sind in der Regel beim praktischen Gebrauch eines Wörterbuches bald zur Hand, besonders in einer Sprache, wo Provinzialismen und Lokalismen noch so häufig begegnen, die Formen unendlich zahlreich und mannigfaltig sind, gewisse Bedeutungen selbst dem Einheimischen oft unbekannt bleiben. So habe ich das Werk u. a. bei der Lektüre der zahlreichen Schriften M. Sadoveanus, der ein stark volkstümlich gefärbtes Rumänisch schreibt, praktisch zu erproben Gelegenheit gehabt. Nur selten aber habe ich vergeblich Auskunft gesucht. Vielleicht finden andere eine längere Liste. Vermifst habe ich *halalău* ('Moș-Precu' S. 119: *Dragu mătușii, își aduce halalău acasă ... Ce halalău, mătușă Maranda?*), was 'Schürzenjäger, Don Juan des Dorfes' bedeutet; ferner die Bedeutung von *a fătà* in Verbindung mit dem Subjekt *malul* 'Ufer': *L'au găsit oamenii dela Cîslărie sub rîpa dela Fundeni ... Cine știe cum trecea pe-acolo, și, tocmai cînd trecea, a fătat malul. L'au găsit sup mal, cu cînele alături ...* ('O istorie de demult' S. 249). Auch das Wörterbuch der Akademie verzeichnet diese Bedeutung nicht. Es scheint das Verb auch intransitiv gebraucht zu sein ('niedergehen, einsinken, einstürzen') und so diesen Sinn erlangt zu haben, und wohl auch nur beim Volke. Bei *plaiul* fehlt die (wenigstens in der Bukowina übliche) Bedeutung 'Gebirgspfad', bei *glas* 'Stimme' im Plural die von 'Sprache' (franz. *langage, langue*), wofür Sadoveanu mehrere Beispiele bietet, vgl. 'O istorie de demult' S. 71: *Știe toate glasurile, — și cele nemțești!*; S. 76: *Apoi vezi, acolo la Lipsca aia, unde ai învățat tu glasurile ale multe ...?*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Ferner fehlt das Wort *durligă*, pl. *durligi* ('Moș-Precu' S. 217), *o fetiță ... cu un cârd de frățiori numai în durligi* 'mit nackten Beinen' (d. h. blofs mit dem Hemde), vom Lehnwort *chaos* die Form *haos*, zu *neaoș* die kürzere *naoș*. Zu *jiță*, das Damé und Ghița Pop mit *jitie* gleichstellen, Tiktin aber nicht verzeichnet, vgl. ein Volkslied aus Vatra Dornei: *Taie-o jiță din cosiță, Pune bairi la găletica; Cînd bairile-or putrezi, Să știi, frate, că n'oi și (fi)*, wo eher an 'Faden, Haar' (wohl verschieden von bei T. angeführtem *gîță* 'Zopf') zu denken ist als an 'Lebensschicksal'. In allen Wörterbüchern fehlt *himeiu* 'Hopfen', bei einigen, wie Tiktin, auch *părechez* 'ich paare mich' (wie überhaupt dieses Zeitwort); *ghivizíu* übersetzt Damé mit *'lilas clair'*, T. mit 'dunkelrot', indessen wird mir von I. Toroutz 'taubengrau, aschgrau' als Bedeutung angegeben. Vielleicht ist auch *lău* 'grau' und *laiu* 'schwarz' (auch bei Damé; doch nicht blofs in Mazedonien, sondern in Siebenbürgen und der Bukowina vorkommend, vgl. *cu suman lăiu: dîntăiu* im Volksliede) ein und dasselbe Wort und 'schwarzbraun' seine eigentliche Bedeutung, wie die Farbe des *suman* zeigt. — Die Neologismen, denen im Wörterbuch der Akademie noch immer zuviel Raum geschenkt wird,[1] sind im zweiten Bande auf die wichtigsten beschränkt worden; eine Auswahl bleibt da natürlich nie von subjektiver Schätzung frei. Wenn *piata* (ital. *piazza*) Aufnahme fand, sollte *gară, sală,* die im Genit. *gării, sălii* nicht sofort als französisch erkenntlich sind, nicht fehlen. Auch das deutsche 'falsch' in 'Apa morților' S. 273 ... *era în privirea aceia ceva fals* errät man schwerlich sofort. Freilich, wo ist da die Grenze zu ziehen? —

Sehr dankenswert sind am Schlusse jedes Artikels die Angaben über mundartliche und besonders über Verbalformen, mit denen ein Nichtkundiger oft nach dem blofsen Infinitiv nichts anzufangen oder welche er nicht richtig zu bilden weifs, endlich die Etymologien. Das ist das Schwierigste, obwohl Pușcariu sowie Candrea-Densușianu über die lateinischen Bestandteile und Cihac auch über die fremden Elemente in der Sprache Auskunft geben. Tiktin bringt manche neue Ableitung; so führt er *mire* 'Bräutigam' auf den lat. Nomin. *miles* 'Soldat' zurück. Das wäre ein interessanter Beleg für die Fortdauer des bisher (nach Koerting, *Wb.*) für ausgestorben gehaltenen lateinischen Wortes, an die zu glauben aber wegen der Bedeutung schwer wird.

---

[1] Sehr interessant sind die Worte des rumänischen Königs in seiner obenerwähnten Ansprache über die Neologismen in der neueren Sprache: *Mult mai de temut sunt aceste neologisme sterpe, cu formă și înteles pocite, cari nu aduc nici o idee nouă, ci izgonesc numai cuvinte curat românești, spre a le înlocui cu altele străine cu înțeles absolut identic, ca spre pildă: ... 'voiaj' în loc de 'călătorie'.* Solche Wörter müfsten, weil sie die sprachliche Einheit des Landes gefährden und eine Kluft zwischen Volk und Gebildeten schaffen, mit patriotischem Eifer entfernt oder vermieden werden. Das Wort von der *neprihănita limbă a poporului* 'der unentweihten Volkssprache' ist ein schönes Mahnwort auch für uns Deutsche!

Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

# Verzeichnis

der von Anfang September bis Mitte Dezember 1912 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

## Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XVIII, 3. Juli 1912 [M. Höfler, Einige Ergänzungen zum polnischen Faust]. XVIII, 4/5. Oktober 1912 [Ein Wörterbuch der bayrisch-österreichischen Mundart].

Folk-lore. XXIII, 2 [J. H. Leuba, The several origins of the ideas of unseen personal beings. — B. Freire-Marreco, The 'Dreamers' of the Mohave-Apache Trebe. — T. C. Hodson Meithei literature. — Collectanea (darin wichtig: W. G. Aston, Japanese magic). — Correspondence. — Reviews].

Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. Hg. von Karl Marbe. I, 1. Berlin und Leipzig, Teubner, 1912.

Schlesinger, Max, Geschichte des Symbols. Ein Versuch. Berlin, Simion, 1912. VIII, 474 S. Geb. M. 12. [Das umfängliche Buch zeigt in vielseitigem Überblick, wie verbreitet bei den verschiedensten Völkern in der Urzeit, in der historischen Vergangenheit und in der Gegenwart die symbolische Anschauungs- und Ausdrucksweise ist, sowohl in Recht und Sprache als in Kunst und Poesie, am meisten aber in der Religion, die der Verfasser deshalb geradezu als 'Symbolgebilde' erklärt. Bei allem Fleiß konnte natürlich ein so überreicher Stoff nicht vollständig dargelegt werden; namentlich erinnert man sich noch mancher modernen Symbolisten und auch des schönen Verses von Shakespeare über die Taufe und 'All seals and symbols of redeemed sin', Oth. II, 3. Ferner kommt es dem Verfasser darauf an, den Begriff Symbol festzustellen. Er geht aus von der Etymologie des Wortes und verfolgt dies durch mehrere abendländiche Sprachen; daß er auch ags. *symbel* (= Versammlung) hierherstellt, wird man ihm nicht übelnehmen. Viel mehr Recht hätte der Verfasser, sich über die Philosophen zu beklagen, die dem Begriff bisher wenig nachgegangen sind und recht vage Definitionen aufgestellt haben. Endlich untersucht er die psychologischen, stimmungschaffenden und traumhaften Elemente, die bei der Symbolbildung ins Spiel kommen. Der Mangel gründlicher Vorarbeiten hat den Verfasser sichtlich gehemmt, läßt aber seine Pionierkühnheit hell hervortreten.]

Schuchardt, H., Sachen und Wörter. S.-A. aus 'Anthropos, internat. Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde', VIII (1912), S. 827—839.

Schuchardt, H., Bari und Dinka. S.-A. aus der 'Wiener Zeitschrift f. d. Kunde des Morgenlandes', 1912, p. 11—41.

Schuchardt, H., Zur methodischen Erforschung der Sprachverwandtschaft (Nubisch und Baskisch). Extrait de la *Revue intern. des études basques* VI (1912). 18 S.

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica 1912 (VII. Jahrgang), 7—8, zusammen mit Annotationes phoneticae (VI. Jahrgang), 7—8. Aus der *Mediz.-pädagog. Monatsschrift f. d. gesamte Sprachheilkunde,* hg. von Prof. Dr. H. Gutzmann und Dr. Panconcelli-Calzia, XXII. Jahrgang 1912, Juli-August-Heft. [Die *Annotationes* enthalten die Wiedergabe des Vortrages über Sprachmelodie, den Panconcelli bei der Neuphilologentagung zu Frankfurt gehalten hat.]

Vossler, K., Kulturgeschichte und Geschichte. S.-A. aus 'Logos, internationale Zeitschr. für Philosophie der Kultur', III (1912), 192—205.

Thurau, G., Singen und Sagen. Ein Beitrag zur Geschichte des dichterischen Ausdrucks. Berlin, Weidmann, 1912. 140 S.

Digitized by Google    Original from PRINCETON UNIVERSITY

Jespersen, Otto, Elementarbuch der Phonetik. Berlin und Leipzig, Teubner, 1912. 187 S. M. 2,60, geb. M. 3.

Brunöhler, Ernst, Über einige lateinische, englische, französische und deutsche Fassungen der Julianenlegende mit einem Abdruck des lateinischen Textes dreier Münchener Handschriften. Diss. Bonn 1912. 119 S. [Drei Münchener Handschriften einer lateinischen Fassung werden mitgeteilt, die zu der Gruppe gehört, in die auch die Bearbeitungen von Cynewulf, Ms. Bodl. und Ms. Ashmole einzureihen sind.]

Finsler, Georg, Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Italien — Frankreich — England — Deutschland. Leipzig, Teubner, 1912. XIV, 530 S. Geh. M. 12. [Eine gewichtige Studie. Vorangestellt ist eine kurze Skizze der Unkenntnis von Homer im mittelalterlichen Abendlande und über die Wiedererweckung der Altertumswissenschaft von Byzanz aus. Im Kapitel 'Italien' steht voran die Bekanntschaft des Petrarca mit Homer, der Einfluß auf Ariost und die Wirkung auf die Kunstkritik. Das französische Kapitel beschäftigt sich hauptsächlich mit der Plejade und mit Scaliger. Heinsius und Fossius eröffnen das Kapitel 'Niederlande'; an Homer wird hier in dialogischer Art gezeigt, daß die Wahrheiten der christlichen Religion schon bei den Heiden vorhanden waren; Grotius setzt das Alte Testament mit Homer in Parallele und läßt das Genie von göttlichem Geist erfüllt sein. Durch eine schiefe Philologie sinkt das Studium des Homer, aber Boileau, unterstützt von Longinus, rückt ihn wieder in die erste Reihe; um ihn dreht sich der Streit der Alten und der Modernen in Frankreich; dennoch kommt es hier nicht zu richtiger Auffassung und glücklicher Nachbildung. Sehr gut, obwohl nur mit Hervorhebung der wichtigeren Dinge, ist Homer in England behandelt. Thomas Morus in der 'Utopia' macht den Anfang. Shakespeare wurde durch Chapmans Übersetzung mit Homer bekannt, hat aber für ihn wie für das ganze Griechentum nur halben Sinn. Das 17. Jahrhundert erfaßt ihn desto begeisterter. Cowley im Epos 'Davideis' hat zwar wesentlich Marinis 'Adone' nachgebildet, verrät aber doch in vielen Versen schon Kenntnis des Homer. Wieviel ihm Milton verdankt, ist S. 288 ff. schön aufgezählt. Erfreulich ist bei Dryden erkannt, daß er im Hinblick auf Shakespeare und Homer dazu kam, die Genielehre aufzustellen, die dann für das 18. Jahrhundert ausschlaggebend wurde. Die Bedeutung Bentleys und seiner Philologengruppe ist natürlich betont, dann Addisons Kritik und Popes Übersetzung, die Einwirkung auf Ossian, der als ein verbesserter Homer gedacht war, und die Erweckung einer orts- und lebenskundigen Archäologie. Robert Wood schilderte das Originalgenie des Homer nach eigener Anschauung des Orients. Schade, daß dann Finsler mit der gegen Pope gerichteten Homer-Übersetzung des Cowper abbrechen mußte, während ihm in Byron die poetische Realisierung des Woodschen Gedankens, sowie in der Haidee-Episode des Don Juan die schönste Neubelebung der Odyssee winkte. Das Schlußkapitel behandelt Deutschland und die Schweiz und reicht ausblickweise bis Platen. Möchte öfters ein klassischer Philologe das Nachleben eines alten Dichters mit so vielseitiger Kenntnis der Renaissance- und Rokoko-Literaturen bis herab zur Schwelle der modernen Zeit verfolgen! (Cf. *Arch.* CXXVIII, 435).]

Zielinski, Th., Cicero im Wandel der Jahrhunderte. 3. durchgesehene Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, 1912. VIII, 271 S. M. 6, geb. M. 7. [Auch ein dankenswerter Versuch, die Nachwirkung eines wichtigen antiken Schriftstellers bis herab zur Renaissance und über diese hinaus bis zur Französischen Revolution zu verfolgen. Quintilian hat Cicero die leitende Stellung in der römischen Literatur gesichert. Die Kirchenväter entlehnten ihm den positiven Teil seiner Lehre und setzten sich dann selbst an seine Stelle, so daß er inkognito fortfuhr, die Menschen zu bessern. Schöpfer des Ciceronianismus war dann Petrarca, der ihm zurief: Du bist jener Führer,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

dessen Weisungen wir folgen. In den *Trionfi* läßt er Cicero im Siegeszug der Ruhmesgöttin zusammen mit Vergil an der Spitze der römischen Autoren schreiten: *quel Marco Tullio, in cui si mostra chiaro quant'ha eloquenza e frutti e fiori.* Ausführlich zeigt dann Zielinski, wie Cicero besonders als Persönlichkeit die Männer der Frührenaissance anzog. Zu seinen italienischen Bewunderern gesellten sich bald die nordischen Humanisten Longolius, Budaeus und vor allen Erasmus, dessen Schrift über den Ciceronianismus eingehend beschrieben wird. Über Ciceros Einfluß auf die Form, den Inhalt und den Geist des Renaissanceschaffens wird in drei Kapiteln gehandelt; den Shakespearefreund wird besonders interessieren, wie sehr der Freundschaftskult damals durch Cicero inauguriert wurde. Die Cicerokarikatur datiert ebenfalls schon aus dem 16. Jahrhundert; leider bleibt Shakespeare dabei unerwähnt. Auf englischem Gebiet erfahren wir viel über den Zusammenhang der Deisten, zunächst des Herbert von Cherbury, mit Cicero; in Lehre und in Moral stehen die Aufklärer bis herab zu Hume unter seinem Einfluß. Ähnliches gilt von den französischen Aufklärern, Voltaire voran; auch Staatsmänner wie Mirabeau und die Girondisten, dann Condorcet, Robespierre und die Juristen des 18. Jahrhunderts erscheinen in seinem Gefolge. Aus dieser Übersicht des Inhalts erklärt es sich, daß es das Buch, das zuerst 1897 erschien, bereits zur dritten Auflage gebracht hat.]

Zimmer, H., Auf welchem Wege kamen die Goidelen vom Kontinent nach Irland. Aus den Abhandlungen der Königlich preuß. Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1912. Berlin, Reimer, 1912. 59 S.

Mitteilungen des Vereins für kaschubische Volkskunde. H. 7. 1912. [Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten. — Sagen. — Sitten und Gebräuche. — Volkslieder. — Aberglaube.]

Lehmann, Rudolf, Erziehung und Unterricht. Grundzüge einer praktischen Pädagogik. 2. neu bearb. und erw. Aufl. von 'Erziehung und Erzieher'. Berlin, Weidmann, 1912. XII, 454 S.

The languages in American education. From the proceedings of the Michigan schoolmasters' club and classical conference held at Ann Arbor, Michigan, March 30, 1911. Humanistic papers, second series. I. Reprint from the School Review, October, November, December, 1911. 64 S.

Thurau, Prof. Dr. G., Das Frauenstudium an der Universität Greifswald. Ein statistischer Bericht nach amtlichen Akten. Greifswald, Bruncken & Co., 1912. 18 S.

Reform in grammatical nomenclature. A symposium from the proceedings of the Michigan schoolmasters' club and classical conference held at Ann Arbor, Michigan, April 1, 1911. Humanistic papers, second series II. Reprint from the School review, June and November 1911, January 1912. 64 S.

## Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXIII, 10. Oktober 1912 [Helm: Singer, Mittelalter und Renaissance. — Wolf von Unwerth: Ranke, Der Erlöser der Wiege. — Helm: Gille, Die historischen und politischen Gedichte Michel Beheims. — Behaghel: Pestalozzi, Syntaktische Beiträge. — Jung: Böhme, Spensers literarisches Nachleben bis zu Shelley. — Hämel: Pfandl, Abel Hugo und seine franz. Übersetzung spanischer Romanzen. — Urtel: Odin, Glossaire du patois de Blonay. — Lewent: Stronski, Le troubadour Folquet de Marseille]. XXXIII, 11. November 1912 [Abt: Cosquin, Le conte du chat et de la chandelle dans l'Europe du moyen âge et en orient. — Schmidt: Samter, Geburt, Hochzeit und Tod. — Helm: Maync, Die altdeutschen Fragmente von König Tirol und Fridebrant. — Moog: Hemmer, Die Anfänge Ludwig Tiecks. — Buchmann: Helden und Mächte des romantischen Kunstmärchens. — Symons: Neckel, Beiträge zur

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Eddaforschung. — Glöde: Leichsering, Über das Verhältnis von Goldsmiths *'She stoops to conquer'* zu Farquhars *'The beaux' stratagem'*. — Haas, Frankreich, Land und Staat. — Schneegans: Giraud, Chateaubriand, Pages choisies. — Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. — Hämel: Babinger, Wanderungen und Wandelungen der Novelle von Cervantes' *'El curioso impertinente'*. — Zauner: Lenz, Los elementos indios del castellano de Chile. — Dictionarul Limbil Române. I, 1—8; II, 1—3].

Schneider, Hermann, Die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich. Untersuchungen über ihre Entstehungsgeschichte. München, Beck, 1913. VII, 420 S. M. 15.

Publications of the Modern Language Association of America. XXVII, 3. September 1912 [R. D. Havens, Romantic aspects of the age of Pope. — K. Campbell, The Poe canon. — Clara F. McIntyre, The later manner of Mr. Henry James. — B. M. Woodbridge, A propos d'un prisonnier à Pierre-Seize, visité par Mme de Sévigné. — J. H. Hanford, Suicide in the plays of Shakespeare. — Lucy M. Gay, Sources of the *Académie de l'art poétique* of Pierre de Deimier: Peletier du Mans. — Wm. G. Hale, The harmonizing of grammatical nomenclature, with especial reference to mood-syntax].

Die neueren Sprachen ... hg. von W. Vietor. XX, 5, August 1912 [F. Brunot, L'autorité en matière de langage. — W. Tappert, Französischer Lektüre-Kanon. — L. Tesson et J. Geddes jr., Quelques aperçus du mouvement de réforme de l'enseignement des langues vivantes aux Etats-Unis. — Berichte. — Vermischtes]. XX, 6, Oktober 1912 [H. E. Sadler, England's debt to German education. — Girot, La méthode directe en France. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XX, 7, November 1912 [Ch. Glauser, Les assistants étrangers. — W. Tappert, Französischer Lektüre-Kanon (Forts.) — A. Rambeau, Aus und über Amerika (Forts.) — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XVI, 3. 1912 [J. Müller, Sagen und Schwänke aus Uri. 2. Forts. — H. Hartmann, Tenchuz-Komödie eines Bauerntheaters im 17. Jahrhundert].

Modern philology. X, 2. October 1912 [E. Preston Dargan, Shakespeare and Ducis. — R. H. Griffith, Some notes on the *Dunciad*. — C. R. Baskervill, Sidney's *Arcadia* and *The tryall of chevalry*. — S. Moore, On the date of Chaucer's *Astrolabe*. — W. F. Luebke, The language of Berthold von Chiemsee in *Tewtsche Theologey*. — A. Schinz, Rousseau devant l'érudition moderne].

Modern language teaching. VIII, 5. July 1912 [Dr. Sadler, England's debt to German education. — C. S. B., The greatest living language]. 6. October [C. S. Breumer, The romance of words. — M. M. Green, England through German spectacles. — 15. Allg. Deutscher Neuphilologentag. — Modern Language Association].

The modern language review. VII, 3. July 1912 [W. H. Williams, The date and authorship of *'Jacke Jugeler'*. — J. A. Adams jr., Notes on Ben Jonson, from a seventeenth century commonplace book. — L. E. Kastner and E. Audra, Some unpublished poems of Drummond from the Hawthornden mss. — E. Classen, On the pronunciation of 's' in Germanic. — A. L. Mayhew, On some etymologies of English words. — P. Toynbee, The centenary of the completion of Cary's *'Dante'*. — Agnes Löwenstein, The sources of Hebbel's 'Agnes Bernauer'. III. — J. Freund, Unbekannte Jugendgedichte von Carl Friedrich Cramer. — H. R. Steeves, *'The Athenian virtuosio'* and *'The Athenian society'*]. 4. October 1912 [P. Toynbee, The Venetian text (Cod. Marc. Lat. Xiv, 115) of Dante's letter to the Emperor Henry VII. — P. B. Fils, Les noms Romans de l'*'Oblata Melanovus'*, Cuv. — J. C. Fox, The earliest French apocalypse and commentary. — G. Schaaffs, Zwei Friederikenlieder. — S. Moore, The prologue to Chaucer's *'Legend of*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*good women'* in relation to Queen Anne and Richard. — H. G. Ward, Richardson's character of Lovelace. — A. L. Mayhew, On some etymologies of English words. — A. M. D. Hughes, Shelley's '*Witch of Atlas*'].

Germanisch-romanische Monatsschrift. IV, 7. Juli 1912 [G. Rosenhagen, Des Minnesangs Frühling in neuer Bearbeitung. — R. Blümel, Die Rutzsche Lehre vom Zusammenhang der Sprache und des Gesangs mit der Körperhaltung]. IV, 8./9. Aug./Sept. 1912 [E. Frank, Clemens Brentano. — H. Bräuning-Oktavio, Neue Liselotte-Briefe. — Chr. W. Scherm, Das Wesen der neuen Masks unter Heinrich VIII. von England. — G. Hartmann, Zum Sündensystem in Dantes Hölle. — C. Becker, Zur Evolution der modernen französischen Kritik]. IV, 10. Oktober 1912 [E. Schultze, Literarische Ehrenpreise. — Ph. Aronstein, Die Hexen im englischen Renaissancedrama, I. — Ch. Bally, Le style indirect libre en français moderne, I].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. v. Neuphil. Verein in Helsingfors, 1912, 5. u. 6 [E. Bendz, Notes on the literary relationship between W. Pater and O. Wilde. — E. Ilvonen, Les demandes d'amour dans la littérature française du moyen âge. — Besprechungen. — Protokolle. — Jahresbericht. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. — No. 7. u. 8 [O. J. Tallgren, Glanures catalanes et hispano-romanes, III. — E. Simonnot, Über die Erlernung des Wortschatzes im fremdsprachlichen Unterricht. — Besprechungen. — Protokolle. — Einges. Literatur. — Mitteilungen].

Manacorda, G., Hortus conclusus: Per l'interpretazione degli 'Inni alla Notte' di F. Novalis. — Paolo Verlaine paesista. — 'Les Trophées' di José-Maria de Heredia. — 'Les Rhythmes souverains' di E. Verhaeren. Pisa, F. Mariotti [1912]. Edizione di CIV esemplari non venali.

Singer, S., Aufsätze und Vorträge. Tübingen, Mohr, 1912. VII, 280 S. M. 9, geb. M. 10,50.

Bergmann, Karl, Die gegenseitigen Beziehungen der deutschen, englischen und französischen Sprache auf lexikologischem Gebiete. (Neusprachliche Abhandlungen H. 18.) Dresden und Leipzig, Koch, 1912. XI, 151 S. M. 4,40. [Im ersten Kapitel werden die französischen und englischen Lehnwörter im Deutschen verzeichnet, im zweiten die französischen und deutschen Lehnwörter im Englischen, im dritten die entsprechenden französischen. Die geschichtlichen Einleitungen gehen nicht tief. Den Schluß bildet eine Auslese europäischer Wörter.]

## Germanisch.

The journal of English and Germanic philology. XI, 3. July 1912 [F. A. Wood, Kontaminationsbildungen und haplologische Mischformen. — F. W. C. Lieder, Friedrich Spe and the Théodicée of Leibniz. — G. O. Curme, A history of English relative construction. — A. M. Sturtevant, Olaf Liljekrans and Ibsen's later works. — A. J. Tieje, The expressed aim of the long prose fiction from 1579 to 1740. — J. Q. Adams jr., Peter Hansted's *The rivale friends*].

Panzer, Friedrich, Studien zur germanischen Sagengeschichte. II. Sigfrid. München, Beck, 1912. X, 281 S. M. 8. [Panzer setzt seine Bemühungen fort, germanische Heldensagen auf Märchen zurückzuführen. In der Sigfridsage findet er drei alte Geschichten als Keime: das Bärensohnmärchen hat sich zu einer Erlösungssage ausgebildet, das Märchen vom Brautwerber hat die Frauenrollen veranlaßt, das Märchen vom bedingten Leben die Erzählung von Sigfrids Tod. Verbunden wurden die drei Gruppen durch die Persönlichkeiten Sigfrieds und Kriemhilds.]

**Bonifatius, Die Briefe des heiligen.** Nach der Ausgabe in den Monumenta Germaniae historica in Auswahl übersetzt und erläutert von Michael Tangl. (Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausgabe, Bd. 92.) Leipzig, Dyk, 1912. XXXVI, 244 S.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Richter, K. A., Shakespeare in Deutschland in den Jahren 1739 bis 1770. Oppeln, Muschner, 1912. 116 S. M. 4. [Zeugnis für Zeugnis wird, fast in Annalenform, vorgenommen und eindringlich erläutert.]

Faust, Albert B., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten in seiner geschichtlichen Entwickelung. Berechtigte deutsche Ausgabe. Leipzig, Teubner, 1912. VIII, 504 S. M. 9, geb. M. 10. [Ein gutes Buch. Als erster Deutscher in Amerika wird Tyrker angesprochen, der im elften Jahrhundert mit der Expedition des Leif Ericson nach Weinland fuhr. Organisation schuf zuerst in kleinem Stile Peter Minnewit, der Käufer und Gouverneur der Insel Manhattan, 1626, und Gründer von Neuschweden, 1638, dann im größeren Stile Pastorius, der Begründer von Germantown, der mit der ganzen Blüte der Pfälzer Kolonien in Pennsylvanien verknüpft ist. Als Gründe der Auswanderung ermittelt Faust die Verwüstung der Pfalz, die religiösen Verfolgungen, die Tyrannei der Kleinfürsten. Der erste Massenauszug der Pfälzer nach Neuyork erfolgte aber erst 1709. Allmählich griffen die Deutschen auch nach Maryland über, wobei sich besonders die mährischen Brüder hervortaten, nach Virginien und Carolina. Salzburger zogen 1734 nach Georgien. Die Verteilung unserer Landsleute vor Ausbruch des Befreiungskrieges, 1775, wird durch Karten und Tabellen erläutert; nach der Zählung des Kongresses lebten damals 2 243 000 Weiße in den Vereinigten Staaten, von denen 225 000 Deutsche waren; die Hälfte von ihnen, nämlich 110 000, lebte in Pennsylvanien. Hätten sie sich zusammengehalten, welche Zukunft konnte unsere Sprache dort haben! Aber sie gingen mit pietistischer Absonderung einander lieber aus dem Wege, suchten sich gutes Land und blieben dabei vereinzelt. Von dem, was sie für die Kultur ihrer Umgebung leisteten, hebt Faust manches in Auslese hervor; man muß eine wohlerhaltene Niederlassung wie z. B. in Ephrata gesehen haben, um zu ermessen, was eine solche Schar religiös disziplinierter Menschen leistete, die nicht bloß den Ackerbau, sondern auch alle Handwerke besorgten und sogar Bücher herstellten. Darüber vergißt er nicht, die Tätigkeit deutscher Soldaten während des Unabhängigkeitskrieges und auch während des Bürgerkrieges zu verfolgen. Die Armen, die an die britische Regierung zur Bekämpfung Washingtons verkauft wurden, gingen natürlich ohne jeglichen Groll gegen die Amerikaner hinüber; es waren fast 30 000, die meisten von ihnen Hessen; nicht weniger als 12 500 blieben drüben, machten das bekämpfte Land zu ihrer zweiten Heimat und wirkten namentlich als Schullehrer.]

Learned, Marion Dexter, Guide to the manuscript materials relating to American history in the German state archives. Washington, Carnegie Institution, 1912. VII, 352 S. [Learned hat seine höchst verdienstlichen Forschungen über unsere Landsleute in Amerika in der Weise hier fortgesetzt, daß er in siebenmonatlichem Aufenthalt in deutschen Landen fünfzig Staatsarchive, dazu mehrere städtische, ausbeutete. In vorliegendem Buche verzeichnet er die einschlägigen sehr zahlreichen Dokumente, beschreibt deren Inhalt und hat so einer tiefergehenden Geschichte unserer Auswanderer wesentlich vorgearbeitet.]

## Skandinavisch.

Språk och stil. XII, 1. 2. 1912 [B. Hesselmann, Anmärkningar till svensk språkhistoria].

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Erster Band. Hg. von Prof. Felix Niedner. Edda. Erster Band. Heldendichtung. Übertragen von Felix Genzmer. Mit Einleitungen und Anmerkungen von Andreas Heusler. Jena, Diederichs, 1912. 220 S. Broschiert M. 3. ['Die vorliegende deutsche Edda bestrebt sich, Verskunst, Stil und Wortsinn der Urtexte mit höchster Treue nachzubilden' und — so darf man hinzufügen — es in schönem

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

poetischem Deutsch zu tun. Verschönerung ist dabei nicht angestrebt worden, wohl aber die Gewinnung eines uns sonst fremden Stils nach seinen wesentlichen Eigenschaften. Die Auslese ist so gemacht, daß zuerst fünf uralte Heldenlieder geboten werden, für die Heusler die Bezeichnung 'Ereignislieder' wählt, weil wir da die Helden selber sprechen hören und kämpfen sehen; es sind das Wielandlied, das Lied von der Hunnenschlacht, das alte Sigurdlied, Atlilied und Hamdirlied. Überall herrscht die Gefolgschaftsidee. Nummer 6, das jüngere Sigurdlied, und 7, das grönländische Atlilied, gehören im wesentlichen noch zu derselben Gruppe, sind aber umfänglicher und verdanken dies den 'ruhenden Reden'. 8, Gudruns Gottesurteil, wird als eine für sich stehende Spielart angesprochen. Die nächsten fünf sind Gudruns Gattenklage, Lebenslauf und Sterbelied, Brynhildens Helfahrt und Oddruns Klage, also lauter Situations- oder Rückblickslieder, auch 'heroische Elegien' genannt. Dramatische 'Redeverse' oder 'Gesprächsszenen' heißen Nummer 14—16; es sind Sagen von Jung-Sigurd; an diese schließen sich die losen Strophen (Nr. 15) der Vogelweissagung. Gripirs Weissagung (Nr. 18) führt 'aus der freikünstlerischen Unterhaltungspoesie hinüber in die halb-gelehrte Memorialdichtung', vertreten durch Lieder von Helgi, Bjarki, Hildibrand, Fridthjof u. a. Schon diese Gruppierung zeigt, wie sehr es den Herausgebern um das innere Verständnis, um die Gewinnung der Kunstform zu tun war; die Übersetzung verdient in dieser Hinsicht ernste Beachtung. Natürlich wurde dabei von der alten Anordnung der Edda abgesehen. Auch sind die Ergebnisse der höheren Kritik benutzt worden, um Lücken auszumerzen und Fehler zu heilen. Die Texte sollen uns, wenn auch in deutscher Sprache, noch ursprünglicher vorgeführt werden als sie in der Handschrift stehen. — Überall herrscht die Kriegerehre, bewährt sich in Selbstbehauptung und Rache und 'lehrt hochgemut sterben, wenn der Nornenspruch es verhängt'. Als Probe der Übersetzung die Schlußstrophe von Gudruns Sterbelied:

Allen Männern Mindre den Harm,
Allen Weibern Wende das Leid
Das Klagelied, Das erklungen ist,
(Wie Gjukis Tochter Den Gram geendet).]

## Deutsch.

Mansion, J., Althochdeutsches Lesebuch für Anfänger. Mit 2 Tafeln. (Germanische Bibliothek I, 3, 3.) Heidelberg, Winter, 1912. X, 173 S. M. 2,40, geb. M. 3.

Kluge, Fr., Wortforschung und Wortgeschichte. Aufsätze zum deutschen Sprachschatz. Leipzig, Quelle & Meyer, 1912. VI, 183 S. M. 3,60.

Sprockhoff, Paul, Althochdeutsche Katechetik. Literarhistorisch-stilistische Studien. Diss. Berlin 1912. VI, 86 S. [I. Dogmatische Katechese. — II. Moralische Katechese. A. Beichten. B. Reimbeichten und Sündenklagen].

Petzet, Erich, und Glauning, Otto, Deutsche Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der K. Hof- und Staatsbibliothek in München. 2. Abteilung. Mittelhochdeutsche Schriftdenkmäler des 9. bis 14. Jahrhunderts. München, Kuhn, 1911.

Konrad von Würzburg, Engelhard. Hg. von Paul Gereke. (Altdeutsche Textbibliothek 17.) Halle a. S., Niemeyer, 1912. XI, 221 S. M. 3.

Mann, F. E., Das Rolandslied als Geschichtsquelle und die Entstehung der Rolandsäulen. Eine Studie. Leipzig, Dieterich, 1912. VIII, 173 S. M. 4,50.

Scholte, J. H., Probleme der Grimmelshausenforschung. I. Groningen, Wolters, 1912. 256 S. M. 5.

Wodick, Wilibald, Jakob Ayrers Dramen in ihrem Verhältnis zur

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

einheimischen Literatur und zum Schauspiel der englischen Komödianten. Halle a. S., Niemeyer, 1912. XII, 112 S. M. 4.

Sahr, Julius, Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. III. Von Brant bis Rollenhagen: Brant, Hutten, Fischart sowie Tierepos und Fabel. (Sammlung Göschen 36.) Berlin und Leipzig, Göschen, 1912. M. 0,80.

Fey, Richard, Neuhochdeutsche Appositions-Gruppen unter besonderer Berücksichtigung der psychologischen Verhältnisse untersucht. Erster Teil: Die durch die Appositions-Gruppen wachgerufenen Vorstellungen. Beitrag I. Halle a. S., Waisenhaus, 1912. 75 S.

Hessische Chronik. Monatschrift für Familien- und Ortsgeschichte in Hessen und Hessen-Nassau. Jg. 1, H. 8/9. August/September 1912 [Kaulfuß, Aus der Geschichte des Kasseler Zeitungswesens 1, 2].

Bieber, Hugo, Johann Adolf Schlegels poetische Theorie in ihrem historischen Zusammenhange untersucht. (Palaestra CXIV.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. 190 S. M. 5,50.

Petsch, Robert, Deutsche Dramaturgie von Lessing bis Hebbel. (Pandora, geleitet von Oskar Walzel. Bd. 11.) München, Georg Müller und Eugen Rentsch, 1912. VII, 220 S. In Pappband geb. M. 2,50.

Berendsohn, Walter A., Stil und Form der Aphorismen Lichtenbergs. Ein Baustein zur Geschichte des deutschen Aphorismus. Kiel, Mühlau, 1912. 144 S.

Kühnemann, E., Herder. 2. neubearb. Aufl. München, Beck, 1912. XXIV, 670 S., geb. M. 8. [Nur die Vorrede des schönen Buches ist unverändert geblieben, sonst ist es in allen Teilen ein anderes und noch besseres als es vor fünfzehn Jahren erschien. Für den Kultur- und Bildungseifer des Verfassers erwies sich der vielseitige Herder als ein glücklicher Gegenstand. Beide sind vorwiegend Anreger und Begeisterer. Kühnemann versteht seinen Autor nicht bloß verstandesmäßig, sondern mit dem Gemüt: das macht sein Werk besonders für weitere Kreise wertvoll.]

Robertson, I. G., Goethe and the twentieth century. Cambridge, University Press, 1912. VII, 155 S.

Moris, Max, Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. 2. veränd. Aufl. Stuttgart und Berlin, Cotta, 1912. 191 S. M. 5.

Wood, Henry, Faust-Studien. Ein Beitrag zum Verständnis Goethes in seiner Dichtung. Berlin, Reimer, 1912. VI, 294 S. M. 6.

Traumann, Ernst, Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt. In zwei Bänden. 1. Bd. Der Tragödie erster Teil. München, Beck, 1913. VII, 459 S. Geb. M. 6.

Goethes Übersetzungen und Bearbeitungen fremder Dichtungen (Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe). Leipzig, Insel-Verlag, 1912. 982 S. [Weitaus am meisten Gedichte hat Goethe übersetzt — aus dem Persischen. Der ganze westöstliche Divan erscheint hier unter dieser Rubrik. Das umfänglichste Gedicht aber, das er übertrug, ist der Reineke Fuchs; darauf folgen Voltaires Mahomet und Tancred. Aus dem Altgriechischen hat er mehr genommen als aus dem Neugriechischen. Auf italienischem Gebiet haben ihn einige ganz unbekannte Autoren mehr angezogen als Dante. Das Englische ist gut vertreten: von Shakespeare ist seine Bearbeitung des 'Romeo' abgedruckt, die man allerdings kaum mehr shakespearisch nennen kann, von dem genialen, mit Unrecht fast vergessenen Maturin hat er zwei Szenen des 'Bertram' übernommen. Dann folgen die bekannten großzügigen Wiedergaben von Stücken aus Manfred und Don Juan; am Schluß einige Epigramme. Lady Lambs Roman über Byron, Glenarvon, hat ihm einen Klagegesang geliefert, der hier unter 'Irisch' steht. Die Ballade von Gutmann und Gutweib erscheint unter 'Altschottisch'; vielleicht wäre 'angloschottisch' deutlicher gewesen. Die Gesänge von 'Selma' kann man im Original kaum

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

als 'gaelisch' bezeichnen — so hat Macpherson hier seiner eigenen Phantasie sich überlassen. Einleitungen und Erklärungen fehlen; es ist aber auch schon interessant, die bloßen Texte in einem handlichen Bändchen zusammen zu finden, die Goethe aus fremden Sprachen mit feiner Anempfindung in deutsche Versrede gewendet hat.]

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Im Auftrage des Goethe- und Schillerarchivs nach den Hss. hg. von H. G. Gräf und A. Leitzmann. Leipzig, Insel-Verlag, 1912. Bd. I: 461 S., Bd. II: 512 S., Bd. III: 279 S. 3 Bände, M. 7,50, geb. M. 10,50. [Die beiden ersten Bände enthalten nur Text. Gräf hat alle erreichbaren Handschriften nochmals sorgfältig verglichen und im einzelnen vieles nachlesen können. Den dritten Band füllen lauter Anmerkungen von Leitzmann; eine respektable Arbeit. Wie er im Vorwort sagt, konnte er von Düntzer wenig benutzen, da sich dessen Arbeit bei genauer Durchsicht als äußerst lückenhaft und ungenau erwies. Dagegen haben Eduard von der Hellen und Fritz Jonas mit ihren Anmerkungen die feste Grundlage abgegeben, auf der Leitzmann weiterbaute. Die Ausgabe ist aus der Stimmung des Jubiläumsjahres 1905 hervorgegangen und mit liebevoller Stetigkeit im Laufe von Jahren vollendet worden.]

Wechsler, Paul, Schillers Anschauungen über die Kunst als erziehende Macht. (Aus Schule und Leben. Beiträge zur Pädagogik und allgemeinen Bildung. III, 1.) Straßburg i. E., Bull, 1912. VIII, 96 S. M. 2.

Schillers Don Carlos, Infant von Spanien. Ein dramatisches Gedicht. Edited with introduction, bibliography, appendices, notes and index by Frederick W. C. Lieder (Oxford German series). Oxford University Press, New York, London, Henry Frowde, 1912. XI, 585 S.

Fischer, Ottokar, Kleists Guiskardproblem. Dortmund, Ruhfus, 1912. 58 S. M. 1,50.

Jean Pauls Werke. Auswahl in acht Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg. Mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Karl Freye in Verbindung mit Eduard Behrend. Berlin, Bong, 1911. I, II: XXXIII, 446 S., III: 739 S., IV: 437 S., V: 194 S., VI: 186 S., VII: 462 S., VIII: 587 S. Acht Teile in fünf Bänden geb. M. 10. [Carlyle und De Quincey haben aus den Romanen, Coleridge aus der Vorschule der Ästhetik von Jean Paul so viel gelernt, daß man den großen Anreger gern in wohlkommentierter Ausgabe wieder auferstehen sieht. Zuerst hat der Verleger nur seine wichtigeren Erzählungswerke neugedruckt, in sechs Teilen, 1910. Dabei kam in den ersten Band 'Des Rektors Florian Felbels Reise nach dem Fichtelberg' und das 'Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz'; in den zweiten Teil 'Siebenkäs', in den dritten 'Titan', in den vierten 'Flegeljahre', in den fünften 'Schmelzle und Katzenberger', in den sechsten 'Das Leben Fibels'. Aber schon ein Jahr darauf kamen zwei Bände hinzu, enthaltend 'Die Vorschule der Ästhetik' samt der 'Kleinen Nachschule', sowie 'Lewana' und die Selbstbiographie. Es ist eine Auswahl, doch macht sie wenigstens die Hauptwerke bequem zugänglich. In der vorausgeschickten Lebensskizze des Autors hat Freye hervorgehoben, wie viel Jean Paul bereits unsern Klassikern verdankt, und wie tief ihn Rousseau beeinflußte. Ist doch schon das Pseudonym Jean Paul eine Nachahmung von Jean Jacques. Weniger betont ist der englische Einfluß, und doch hatte sich der meist auf dem Lande lebende Dichter eine staunenswerte Kenntnis der neuenglischen Literatur angeeignet, der Poeten, der Prosaerzähler und auch vieler Kritiker. Am meisten ergriff ihn wohl Sterne. Wie er dazu kam, zwischen Einbildungskraft und Bildungskraft zu sondern, was dann in England zu Coleridges berühmter Sonderung von *imagination* und *fancy* führte, sähe man gern etwas verdeutlicht. Indes ist auch schon das Verzeichnis der Schriftsteller, die sich in der 'Vorschule' zitiert finden, eine

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

nützliche Zutat; es füllt 16 Seiten und läßt die große Belesenheit überblicken, auf die sich Jean Paul bei seiner trotzdem recht originellen Kritik stützte.]

Schönemann, Fr., L. Achim von Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama 'Halle und Jerusalem' erläutert. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. N. F. H. 12.) Leipzig, Haessel, 1912. XV, 269 S. M. 6.

Benzmann, Hans, Die soziale Ballade in Deutschland. Typen, Stilarten und Geschichte der sozialen Ballade. München, Beck, 1912. 123 S. M. 2,80.

E. T. A. Hoffmanns Werke in 15 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hg., mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Georg Ellinger. Berlin, Bong, 1912. Bd. I: CXXVIII, 311, 276 S. Bd. II: 275, 193, 273 S. Bd. III: 356, 264, 225 S. Bd. IV: 248, 226, 225 S. Bd. V: 216, 154, 148, 332 S. 15 Teile in 5 Leinbänden M. 10. [Vollständigkeit ist die erste Eigenschaft dieser Ausgabe. Namentlich sind hier von Hoffmanns musikalischen Schriften viele bisher unbekannte mitinbegriffen. Vorangestellt als 1. Teil sind die Phantasiestücke in Callots Manier; es folgen die Elixiere des Teufels, die Nachtstücke, die Leiden eines Theaterdirektors und Klein Zaches, 2.—4 Teil. Die Serapionsbrüder füllen Teil 5—8, Kater Murr Teil 9, Prinzessin Brambilla und Meister Floh Teil 10, die Letzten Erzählungen Teil 11, 12. Den musikalischen Schriften sind 2 Teile eingeräumt unter Beilegung vieler Notenstücke; besonders interessant ist, was Hoffmann über M. von Webers Freischütz ausführt. Im Schlußteil sind kleine Schriften und allerlei Dramatisches vereinigt, namentlich die Singspiele, Renegat und Prinzessin Blandina. Für die Sorgsamkeit des Herausgebers sprechen die textkritischen und erklärenden Anmerkungen am Schluß, die weit über 200 Seiten füllen. Das vorangestellte Lebensbild läßt die Mengung von abenteuerlichen und von spießbürgerlichen Dingen in Hoffmanns Umgebung hervortreten, seine Doppelexistenz, seine Verbindung von scharfem Kunstverstand mit wundersamen und oft auch wunderlichen Stoffen. Denn den Quellen seiner Phantastik ist Ellinger besonders auf deutschem Gebiete nachgegangen; der Einfluß von Tieck erscheint besonders stark. Dagegen folgen die Elixiere des Teufels einem englischen Muster, dem bekannten Schauderroman *The monk* von Byrons Freund M. G. Lewis, dessen Einfluß auch noch in den Nachtstücken zu spüren ist. Als Shakespeare-Kritiker scheint Hoffmann besonders den Schriften Jean Pauls verpflichtet; leider kommt er über Einzelheiten und Seltsamkeiten nicht hinaus. Seine Wirkung auf englische Dichter, besonders De Quincey, ist von Anglisten öfters hervorgehoben worden; noch stärker war die auf die amerikanischen Erzähler gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts; für Poe und Hawthorne war er der größte Anreger. Vielleicht hat er dem fernen Auslande mehr bedeutet als der eigenen Heimat, deren wirkliche Erlebnisse und Bestrebungen ihn wenig interessierten. Jetzt, wo seine Schriften in guter Ausgabe vorliegen, lassen sich diese Ausstrahlungen erst recht übersehen.]

Heines Werke in 15 Teilen, hg. mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Herm. Friedemann, Helene Herrmann, Erw. Kalischer, Raim. Pissin u. Veit Valentin. (Goldene Klassikerbibliothek.) Berlin, Bong. I: 79, 248, 270, 224, 165 S.; II: 146, 173 , 171, 312 S.; III: 278, 190, 202, 287 S.; IV: 260, 330, 196, 338 S. M. 6. [Ein nennenswerter Fortschritt über Elsters Ausgabe für das Bibliographische Institut war nicht zu erzielen. Dennoch ist fleißig gearbeitet worden. Kalischer hat in knappem Umriß ein Lebensbild vorangesetzt, das alle Hauptpunkte enthält. Darauf folgt als erster Band die Lyrik Heines und Atta Troll, beide mit ausführlichen Prolegomena von Helene Herrmann, die besonders den Einschlag der Volkspoesie, die Nachwirkung Goethes, die Selbstwiederholungen Heines,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

überhaupt dessen Kunst beleuchtet. Der zweite Band bringt die dramatischen Schriften, die erzählende Prosa und die Reisebilder; unter den letzteren erscheinen auch die 'Englischen Fragmente' mit ihrem raschen Urteil, wie es der Neuling in London gern fällt. Den dritten Band füllen die literarhistorischen Arbeiten. In den Schilderungen von Shakespeares Mädchen und Frauen merkt man stark den Einfluß von A. W. Schlegel, obwohl dieser an anderer Stelle von Heine gar nicht günstig beurteilt wird. Merkwürdig dürftig war Heines Kenntnis der englischen Kommentatoren, von denen er eigentlich nur Hazlitt anzieht; allerdings wird einmal Dr. Johnson im Vorbeigehen gezaust. Daß diese Zeichnungen von Shakespeareschen Gestalten vielfach unshakespearisch wirken, hat auch der Herausgeber gemerkt; für Heine waren Cressida, Kleopatra, Porzia eigentlich nur der Ausgangspunkt zu frappanten Plaudereien über die Frauen; charakteristisch ist, daß Cressida den Reigen eröffnet. Der letzte Band gilt den Polen und Franzosen, Berlin und Boerne, den Geständnissen und kleinen biographischen Aufsätzen. Am Schluß zeigen 100 Seiten Anmerkungen, daß es sich die Herausgeber mit Textkritik und Erklärungen nicht leicht gemacht haben.]

Freiligraths Werke. Hg. von Paul Zaunert. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1912. 78, 422, 522 S. Geb. M. 4. [Der Herausgeber hat eine Biographie vorangestellt, die den englischen Einschlag bei Freiligrath gebührend hervorhebt: 'Der Weg von der Etappe Burns-Moore-Seeschule-Scott zu der Gruppe Herd-Procter-Elliot und von da zu Bret Harte und Whitman ist der Weg von der Romantik zur Wirklichkeit, den er auch in seiner eigenen Poesie ging und den z. B. auch Heine machte.' Im 2. Bande sind die weitaus meisten Übersetzungen vereinigt; sie füllen ca. 360 Seiten und reichen vom 16. Jahrhundert bis zur zweiten Hälfte des 19. Der 1. Band enthält im wesentlichen Freiligraths Originalgedichte; voran die 'Tagebuch blätter' von 1838 mit dem Moos-Tee an der Spitze. Im 'Glaubensbekenntnis' werden alle Stürme der vierziger Jahre wieder lebendig. Ballade und politische Poesie stehen im Vordergrund. Erklärendes Material ist nach dem bewährten Klassiker-Plane des Bibliographischen Institutes beigefügt.]

Farinelli, Arturo, Hebbel e i suoi drammi. (Biblioteca di cultura moderna.) Bari, Laterza, 1912. IX, 276 S. L. 4.

Faulkner, William Harrison, Kellers *Der grüne Heinrich:* Anna und Judith and their predecessors in Rousseau's *Confessions*. University of Virginia Publications. Bulletin of the Philosophical Society. Humanistic series, vol. 1, 2. P. 51—57. February 1912.

Viëtor, Wilhelm, Kleines Lesebuch in Lautschrift (zugleich in der amtlichen Schreibung). Leipzig u. Berlin, Teubner. VIII, 49 S. M. 0,80.

Tumlirz, Karl, Die Sprache der Dichtkunst. Poetik I. Wien, Tempsky, und Leipzig, Freytag, 1912. 159 S. Geb. M. 2,20. [Wie beim alten Quintilian marschieren zuerst die Tropen, dann die Figuren auf, viele mit schauerlichen Fremdwörtern, die des Kommentars bedürften. Vorgehängt ist ihnen am Anfang eine Bemerkung von Lessing über Handlung als den eigentlichen Gegenstand der Poesie. Die erläuternden Beispiele sind aus den deutschen Klassikern geschöpft. Auf den innern Sinn, den Zweck und die Wirkung der vielen rhetorischen Mittel ist der Verfasser leider nicht eingegangen. Auch in der zweiten Hälfte des Buches begnügt er sich, die Versformen nach Fuß, Zahl und Reimordnung zu beschreiben und wieder deutsche Beispiele abzudrucken, ohne zu fragen, welche Stimmung und welche Tradition den verschiedenen Formen eigen ist. Obwohl mit modernen deutschen Versen reichlich durchschossen, ist das Buch in seinem ganzen Wesen meeralt.]

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Auerbach, Berthold, Die Geschichte des Diethelm von Buchenberg. Für den Schulgebrauch hg. von Rudolf Latzke. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1912. 236 S. Geb. M. 1,20.

Reis, Hans, Die deutschen Mundarten. (Sammlung Göschen, 605.) Berlin und Leipzig, Göschen, 1912. 144 S. Geb. M. 0,80.

Schönborn, Th., Das Pronomen in der schlesischen Mundart. (Wort und Brauch, H. 9.) Breslau, Marcus, 1912. XVI, 94 S. M. 3,60.

Holtei, Karl von, Schlesische Gedichte. Ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von Eugen Wolbe. (Meyers Volksbücher.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut (1912). 246 S. M. 0,50. [Populäre Auswahl mit einer warmen Einleitung.]

## Englisch.

Englische Studien. XLV, 1. 1912 [A. Western, Über die neuenglische Vokalverschiebung. — M. J. Wolff, Zum Urhamlet. — J. A. Adams jr., Thomas Heywood and *How a man may choose a good wife from a bad.* — Ph. Aronstein, Die Verfasserschaft des Dramas *The fair maid of the exchange.* — A. M. D. Hughes, The nascent mind of Shelley]. XLV, 2 [W. J. Lawrence, Light and darkness in the Elizabethan theatre. — Helene Richter, Oscar Wildes künstlerische Persönlichkeit. — Louise Pound, Intrusive nasals in present-day English. — A. G. van Hamel, On Anglo-Irish syntax. — A. M. D. Hughes, Some recent English Shelley literature].

Anglia. XXXVI, 2. Juli 1912 [F. E. Pierce, The collaboration of Dekker and Ford. First paper. The authorship of the *Sun's darling.* — Fr. Klaeber, Die christlichen Elemente im Beowulf. IV. — A. H. Uphans, Lucy Hutchinson and the Duchess of Newcastle. — M. J. Minckwitz, Pope als Übersetzer des Ilias. I. — O Johnsen, Remarks on the use of partitive '*of*' in Anglo-Saxon. — F. Tupper jr., The British Museum transcript of the *Exeter book*, Add. ms. 9067]. 3. 1912 [F. E. Pierce, The collaboration of Dekker and Ford. Second paper. The authorship of the *Witch of Edmonton.* — M. Eimer, Byrons persönliche und geistige Beziehungen zu den Gebieten deutscher Kultur. I. Persönliche Erfahrungen und Eindrücke. — E. P. Hammond, Lydgates Prologue to the story of Thebes. — O. B. Schlutter, Zur Frage des keltischen Ursprungs von ae. *gafol.* — S. Stefanovic, Zur Geat-Hilde-Episode im 'Deor'. — O. B. Schlutter, Altenglisches aus Schweizer (aus Leidener) Handschriften].

Beiblatt zur Anglia. XXIII, 7. Juli 1912 [Luick: Vietor, Zur Textkritik und Metrik der frühme. Katharinenlegende. — Dittes: Exter, Beon und Wesan. — Ekwall: Skeat, A concise etymological dictionary; English dialects. — Koeppel: Bergsten, A study on compound substantives in English. — Klein, Die verdunkelten Wortzusammensetzungen im Ne. — Kappus: Henderson, Survivals in belief among the Celts. — Wild: Sedgefield, Beowulf. — Frantzen: Griffith, Sir Perceval of Galles. — Feuillerat: Spencer, Corpus Christi pageants in England. — Jost, Gajšek, Milton and Cædmon. — Aronstein: Friedland, Dramatic studies in England. — Becker: Miles, Influence of Molière. — Schwarz: Richardsoniana. — Eimer: Angeli, Shelley and his friends in Italy. — Rossetti, The diary of Dr. J. W. Polidori. — Fehr: Beach, The comic spirit in George Meredith. — Montgomery: Busch, The pronunciation of English by foreigners. — Price: Wendt, Syntax. — Koeppel: Havelok-Randglossen. — Herlet: Thiergen und Hamann, English anthology]. 8/9. August/September 1912 [Klaeber: Heliand und Genesis. Hg. von Behaghel. — Einenkel: Bödtker, Critical contributions. — Fehr: Hübner, Die Frage in einigen me. Versromanen. — Dudley, The Egyptian element in the legends of the *Body* and *Soul.* — Patterson, The Middle English penitential lyric. — Aronstein: Diede, Der Streit der Alten und der

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Modernen; Arnold, The soliloquies in Shakespeare. — Lincke: Mellin, Schulausgaben. — Neue Bücher].

The Sewance review. XX, 4. October 1912 [L. P. Chamberlayne, A Roman Bourbon of the fifth century. — L. J. Block, Bismarck and Gladstone. — F. Tupper jr., A mediævel egotist. — S. Gunn, A triple-rhyme translation of the first canto of Dante's '*Divine comedy*'. — S. B. Gass, The arts college and the democracy. — M. B. Ogle, The '*White hand*' as a literary conceit. — E. F. Shannon, The vitality of the King James bible. — J. G. de Roulhac Hamilton, The Union League in North Carolina. — J. W. Tupper, On the art of the theatre].

The Scottish historical review. IX, 36. July 1912 [J. Robb, Student life in St. Andrews before 1450. — C. H. Firth, Ballad of the anticipated birth of an heir to Queen Mary, 1554. — A ballad illustrating the bishops wars]. X, 37. Oct. 1912 [G. A. Sinclair, The Scottish progress of James VI. — R. W. Twigge, Jacobite papers at Avignon. — The chronicle of Lanercost. Translated by the Rev. Hon. Sir Herbert Maxwell].

Moorman, F. W., The place-names of the West Riding of Yorkshire. (The publications of the Thoresby Society, XVIII.) Leeds, The Thoresby Society, 1910. LVI, 218 S. [Kein älteres Buch über die Ortsnamen einer englischen Grafschaft ist an Vollständigkeit des Materials und der kulturhistorischen Ausbeutung mit diesem zu vergleichen. Unter arabischer Seitenzählung verzeichnet Moorman die Ortsnamen in ihren modernen und früheren Formen nach der Reihenfolge dès Alphabets; sein Kommentar greift weit ins Angelsächsische zurück, mit Fleiß und Wissen. Auf dieser Grundlage baut sich dann die Einleitung auf, die hauptsächlich die alten Kulturverhältnisse aus den Namen zu beleuchten sucht. In die Zeit vor den Angelsachsen verlegt Moorman außer mancherlei keltischen Namen auch den des Königreichs Elmet; er bringt das Wort wagekühn zusammen mit friesisch *elmetta* und knüpft daran die Frage, ob vielleicht friesische Krieger der Urzeit den Ort begründet haben können? Mit der angelsächsischen Heldensage verknüpft er die Namen Beeston, Grindleton, Royston = Roreston in Domesday Book, Halifax, Rowlston = Roolfestoun in D. B., Sheffield, Riddlesden = Redelesden in D. B., Ingleton, Hunslet und Hunshelf, Waldershelfe, Haworth = Hagenewurde in D. B., Warmsworth = Wermundesworth im 13. Jahrhundert, Wadsley und Wadsworth, und zwar mit Beowulf, Grendel, Hrothgar, Halga, Hrothulf, Sceaf, Hrethel, Ingeld, Hun, Waldere, Hagen, Wermund und Wade, was — wenn es mit der Etymologie stimmt — für die alten Einwanderer des West Riding eine höchst bemerkenswerte Sagenkenntnis verraten würde. Auch für das gewöhnliche Leben der Leute, für Haus- und Ackerbau, Viehzucht, Handwerker, Mühlen und Straßen werden die Namen als Zeugnisse betrachtet. In der Normannenzeit hört die Ortsbildung auf. In einem Anhang registriert Moorman noch die zweiten Bestandteile der zusammengesetzten Ortsnamen und die von ihm benutzte Literatur. Was die Schicksale des ae. *â* betrifft, ist die Rundung in *Oak—*, *Cold—*, *Hold—* hier nach der me. Zeit eingetreten, dagegen in *Long—* bereits einmal um oder vor 1300. Merkwürdig wechseln dabei *a* und *o*, sowie auch *sk* und *sh*. Das Buch verdient nach mehreren Seiten die Aufmerksamkeit des Anglisten. Es kann apart von den übrigen Bänden der Thoresby Society durch den Buchhandel bezogen werden.]

Wyld, H. C., in collaboration with T. O. Hirst, The place names of Lancashire, their origin and history. London, Constable, 1911. [Hirst hat die Namen zusammengetragen, in moderner und alter Form, oft aus sehr abgelegener Provinzliteratur, worüber die Bibliographie Auskunft bietet. Wyld hat das Material verarbeitet, und zwar sowohl nach Seite der Grammatik als der Namengebung. Er verzeichnet die Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge mit Angabe ihrer früheren Formen, S. 39—273; dann stellt er die Elemente zusammen, aus denen die Ortsnamen gebildet wurden, voran



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

die dabei benutzten Personennamen, unter denen bemerkenswert sind: *Déor, Finn, Grim, Hôk, Scêfa, Sigemund* und *Tata,* weil sie auf die Heldensage deuten können, sowie *Marculf.* Die Hauptergebnisse für die Lautentwicklung sind in einer Einleitung vorangestellt. Gründliche Arbeit. Ein Urteil, ob die Namen immer zutreffend erklärt sind, kann nur fällen, wer keltisch studiert hat. Für die Entwicklung der englischen Namen scheint es mir bedeutsam, daß das alte *â* in *âc-, âld-, brâd-, câld-* im 13. Jahrhundert gerundet wurde; um diese Zeit drangen offenbar viele südliche Kulturelemente ein. Aus der alten Diözesankarte und aus historischen Andeutungen ist zu schließen, daß nur die Nordhälfte der Grafschaft ursprünglich dem nördlichen Dialekt angehörte, und dazu stimmen noch die heutigen mundartlichen Verhältnisse; hätte Wyld sichere Spuren dieser Sonderung nachweisen können, so wäre er gewiß damit hervorgetreten. Während Moorman bei der Ausbeutung der Namen besonders auf die Kulturfrage bedacht war, hat Wyld seine volle Kraft der linguistischen Forschung zugewendet. Nicht immer decken sich die Etymologien der beiden Forscher; möchten sich andere Gelehrte der übrigen Grafschaften in ähnlich verdienstlicher Weise annehmen, so könnten wir auch hier noch manches klarer sehen.]

Björkman, Erik, Zur englischen Namenkunde. (Studien zur englischen Philologie, XLVII.) Halle a. S., Niemeyer, 1912. X, 95 S.

Gabrielson, Arvid, The influence of w- in Old English as seen in the Middle English dialects. Göteburg, Eranos' förlag; Leipzig, Harassowitz (1912). XVIII, 255 S. [Von jedem der me. Dialekte ist ungefähr ein halbes Dutzend Texte ausgebeutet; die darin vorkommenden Formen sind aus Kapitel I zusammengestellt. Dem Alter nach reichen sie vom Ende des 12. bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts; im zweiten Kapitel folgt dann die Zusammenstellung der Lautgruppen w + Vokal und im dritten Kapitel ein Überblick der Entwicklung vom Ae. aus.]

Künzel, Georg, Das zusammengesetzte Substantiv und Adjektiv in der englischen Sprache. Diss. Borna-Leipzig 1910. 64 S.

Roedler, Eduard, Die Ausbreitung des s-Plurals im Englischen. Diss Kiel 1911. 83 S.

Ekwall, Eilert, On the origin and history of the unchanged plural in English. (Lunds Universitets årsskrift. N. F. ald. 1. Bd. 8, Nr. 3.) Lund Gleerup; Leipzig, Harassowitz (1912). XI, 137 S. Kr. 3. [Ein syntaktischer Gebrauch, den der Engländer instinktiv verwendet, wird hier nach Möglichkeit auf Regeln gebracht. Ekwall unterscheidet flexionslosen Plural von kollektivem Singular und verfolgt jenen durch eine umfängliche Literatur der me. und ne. Zeit, in der namentlich Reisebeschreibungen, technische Bücher u. dgl. stark berücksichtigt sind. Er unterscheidet bei der Aufzählung der Belege: Namen von Fischen, Insekten, Würmern, von Vögeln, Vierfüßlern, von Pflanzen und Bäumen, von Waffen und Wurfgeschossen. von Maß- und Gewichtsausdrücken und variuns concrete wors. Eine nützliche Materialsammlung.]

Binzel, Alexander, Die Mundart von Suffolk in früh-neuenglischer Zeit. Diss. Gießen. Darmstadt, Winter, 1912. 84 S. [Das ausgebeutete Material besteht aus Testamenten, Inventaren, Briefen und Registern von Mitte des 15. bis Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Darstellung beginnt sofort mit den Schicksalen des me. *i*, verfolgt die Laute durch die alten Schreibungen, fügt zur Erklärung die moderne Dialektaussprache nach Wright hinzu und endet mit einer knappen Flexionslehre. Das Literaturverzeichnis nennt auffallenderweise einen einzigen Suffolkautor: Capgrave, dem bekanntlich Dibelius eine Studie widmete.]

Verrier, Paul, Questions de métrique anglaise. (Extrait des numéros de février, mars et mai 1912 de la revue de l'enseignement des langues vivantes.) Paris, Didier, 1912. [V. beschreibt und erklärt sein großes Werk über englische Metrik.]

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Die Gesetze der Angelsachsen. Hg. im Auftrage der Savigny-Stiftung von F. Liebermann. II, 2: Rechts- und Sachglossar. Halle a. S., Niemeyer, 1912. S. 255—758. 4°. [Seit 1888 ist Liebermann mit dieser monumentalen Ausgabe der angelsächsischen Gesetze beschäftigt, die mit dem ältesten Denkmal germanischer Originalprosa, den Kentischen Gesetzen des Königs Aethelbert, beginnen und dort aufhören, wo die frühesten altnord. Handschriften einsetzen. 1898 erschien der erste Band, der die ganze Überlieferung synoptisch bietet, dazu eine Übersetzung ins Deutsche, die mit genauestem Verständnis hergestellt ist, und wer einmal versucht hat, ags. Rede mit wirklicher Treue zu übersetzen, der weiß diese Leistung zu würdigen. Vom zweiten Bande folgte die erste Hälfte 1906. Es ist ein Wörterbuch der englischen, französischen und lateinischen Ausdrücke, für die der Benutzer der Gesetze einer Erklärung bedarf; 253 S. 4°. Die zweite Hälfte ist ein Kommentar zu allen Dingen und Einrichtungen, die in den Gesetzen genannt werden, nach dem deutschen Wort alphabetisch geordnet und bestimmt, dem englischen Geschichtsforscher des 7.—12. Jahrhunderts, besonders aber dem Historiker germanischen Rechtes, jede Einzelheit systematisch aufzuhellen, vielfach auch mit Zitaten aus anderer Literatur des mittelalterlichen England oder mit festländischen Parallelen. Für den Philologen ist es eine Fundgrube, ein unschätzbares Nachschlagewerk für Realien, ein sachlich geordneter Kommentar zu allen Denkmälern. Es gibt kaum einen Gegenstand des ags. Lebens, soweit es sich in der Literatur spiegelt, der hier nicht gründlich beleuchtet wird. Das Werk wird deutschem Forscherfleiß neues Ansehen schaffen. Jetzt steht noch ein dritter Band aus, der die Einleitungen zu den einzelnen Denkmälern und einen Kommentar zu jener Stelle der Gesetze bringen wird. Mögen dem Verfasser Gesundheit und Arbeitsfreude treu bleiben.]

Zupitza, Julius, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch zum Gebrauche bei Universitäts-Vorlesungen und Seminar-Übungen. Mit einem Wörterbuche. 10. verbesserte Aufl. bearbeitet von J. Schipper. Wien u. Leipzig, Braumüller, 1912. XII, 347 S. [Der Inhalt ist derselbe geblieben. 'Doch haben die Texte wie auch das Wörterbuch mehrfache Verbesserungen erfahren.' Für das Wörterbuch war eine Neubearbeitung mit Angabe der wichtigeren Belegstellen geplant, sie konnte aber nicht ausgeführt werden, weil die Neuauflage zu schnell notwendig wurde.]

Chambers, R. W., Widsith, a study in Old English heroic legend. Cambridge University Press, 1912. XII, 263 S. [Das Wertvolle an dem Buch ist der Kommentar, der den Abdruck des 'Widsith' begleitet, die Bibliographie und die Vorführung der bisherigen Ansichten über die Entstehung. Chambers hat keine Mühe gespart und sich in skandinavische und deutsche Forschung wirklich vertieft. Sein eigener Vorschlag, wonach Ealhild, die Gönnerin des Sängers, als die Frau des Eormanric zu fassen sei, hat weniger für sich. Der Dichter müßte sich sehr linkisch ausgedrückt haben, wenn sie nicht als Tochter des Myrgingerherrn Eadgils zu denken wäre, die nur auf Besuch *eastan* zum Gotenkönig fuhr, dann mit dem Sänger wieder zurückkehrte und ihm zum Heimatbesitz, den ihm Eadgils schenkte, noch einen Ring verehrte. Ferner hat sich Chambers, wo er zwischen ältesten und neuerern Entstehungskritikern zu entscheiden hatte, wesentlich auf die Seite von Müllenhoff und ten Brink gestellt, bei denen er sicherlich in guter Gesellschaft ist: er glaubt an die Zusammenlegung älterer Lieder zum vorliegenden Text, obwohl der Inhalt dieser Lieder durchaus nicht zu der Art paßt, die Heusler für die altgermanischen Sängerepen festgestellt hat; er will sogar im Ealhild-Eormanric *lay* eine persönliche Berichterstattung sehen, *a personal narrative*, S. 133. Endlich ist er geneigt, das Gedicht — abgesehen von der bekannten Interpolation — noch ins 7. Jahrhundert zu versetzen, aus sprachlichen Gründen. Auf einen dieser Gründe muß ich etwas eingehen, weil ich die Fälle von Artikel + schw. Adj. unrichtig ge-



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

zählt haben soll; zwei von meinen drei Belegen betreffen nämlich Superlative, und da sei der Artikel *an indication rather of early than of late date*, S. 168. Die Belege heißen *gesiþa þa selestan* 110 und *gesiþa þa sœmestan* 125. Chambers beruft sich auf Barnouw S. 42 f. Indes ist die Deutung des von Barnouw beigebrachten Materials nicht so einfach. Nach ihm zeigt Exodus meist keinen Artikel vor Superlativ, der entschieden jüngere Cynewulf aber immer Artikel; der ältere Guthlac nie, der jüngere immer Artikel. Im Beowulf heißt es *selest* von Dingen, *se selesta* von Personen. Da wollte ich auf alle Fälle die Superlativfälle mitzählen. Da im ganzen Widsith nur sechs Fälle einschlägiger Art vorkommen, davon drei mit, drei ohne Artikel, ist doch ein zwingender Beweis nicht zu erbringen, wie auch Chambers einräumt. Überhaupt ist es mißlich, mit einem Jahrhundert zu rechnen, für das ein positiver Beleg nicht spricht, und aus dem kein sicheres Denkmal vorliegt.]

Beowulf nebst den kleineren Denkmälern der Heldensage. Mit Einleitung, Glossar und Anmerkungen hg. von F. Holthausen. 1. Teil: Texte und Namenverzeichnis. 3. verb. Aufl. Mit 2 Tafeln. (Alt- und mittelenglische Texte, Bd. 3, I.) Heidelberg, Winter, 1912. XII, 128 S. M. 2,80.

Förster, Max, Bēowulf-Materialien zum Gebrauch bei Vorlesungen zusammengestellt. 3. verm. Aufl. Braunschweig, Westermann, 1912. 28 S. [Das sehr nützliche Büchlein ist abermals vermehrt worden; gern findet man darin jetzt auch die Offalegende und die Sage von Hrolf Kraki. Am Schluß sind die Zeittafeln abgedruckt, die Gering und Heusler von den Begebenheiten des Epos zusammengestellt haben.]

Patience. A West Midland poem of the fourteenth century. Edited with introduction, bibliography, notes, and glossary by Hartley Bateson. (Publications of the University of Manchester. English series, No. III.) Manchester, University Press, 1912. VIII, 149 S. [Spezialausgabe mit Einleitung, Bibliographie, Glossar und Anmerkungen. Über das Verhältnis zu Langland wird an zwei Stellen in etwas schwankender Weise gehandelt. Die sprachliche Untersuchung ergibt eigentlich nichts Neues; die Jahreszahl 1370, die der Herausgeber für die Entstehung ansetzt, schwebt insofern in der Luft. Überlege ich mir Inhalt, Lehre und manche Einzelstelle, besonders die Eingangsverse, so komme ich wieder auf die längst ausgesprochene und von Bateson nicht beachtete Vermutung zurück, das Gedicht sei im Hinblick auf den Kommunistenaufstand von 1381 entstanden, um sowohl den oberen wie den unteren Schichten Geduld beizubringen. Nicht ein persönliches, sondern ein allgemeines Erlebnis schwebt vor: *When hevy herthes ben hurt wyth hethyng.* Nachsicht wird denen gepredigt, die entflammt sind, denn sie vermag bösen Willen auszulöschen, *quenche malyce*, v. 3; das klingt nicht wie ein bloßer Zuspruch an Arme. Solch eindringliche Rede in 531 Langzeilen muß einen Anlaß haben; als Zweck wird v. 523 bezeichnet, bösen Willen zu zügeln durch innere Barmherzigkeit, *mercy withinne*, und dazu war nach dem angedeuteten Ereignis, das ja zugleich die Feder Gowers lebhaft bewegt hat, mehr Grund vorhanden als jemals sonst im 14. Jahrhundert. Beachtenswert ist, was Bateson über die Quelle bemerkt, nämlich über das Hexametergedicht *De Jona et de Nineve* in den Prosawerken des Tertullian, Patrol. II. In einem Anhang kommt er auch auf die Quellen von *Cleannes* zu sprechen und weist Einflüsse von Tertullians *De Sodoma* nach.]

Mühleisen, Fr. Wilhelm, Untersuchungen über die Verwandtschaft der Überlieferungen von Barbour's Bruce. Diss. Bonn, Georgi, 1912. XII, 66 S.

Pfeffer, Bernhard, Die Sprache des 'Polychronicons' John Trevisa's in der Hs. Cotton Tiberius D VII. Diss. Bonn. Düren, Dietrich, 1912. VII, 144 S.

Langdon, Ida, Materials for a study of Spenser's theory of fine art. Thesis. Ithaca, New York, 1911. VI, 118 S.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Higginson, James Jackson, Spenser's Shephard's Calendar in relation to contemporary affairs. New York, Columbia University Press, 1912. Doll. 1,50. XIII, 364 S. [Herford in seiner vorzüglichen Ausgabe des *Shephard's calendar* hat sich bereits mit der politischen Deutung in den allgemeinen Grundlinien beschäftigt. Higginson hofft hinter den einzelnen Sprechern historische Individuen erweisen zu können. Bei der Februar-Ekloge sieht er im Brombeerbusch den mächtigen Burghley und in der Eiche den Herzog von Norfolk. In der Mai-Ekloge deutet er den Fuchs ebenfalls auf Burghley, den Feind des Grafen Essex. Die Juli-Ekloge hatte man bereits gegen Bischof Ayler und Erzbischof Quindal gedeutet, was hier bestätigt wird. In der September-Ekloge soll Roffy auf den Bischof Ely gehen, der Wolf auf den Lord North und Lowder, Roffys Hund, auf einen Schwager des Bischofs Cox namens Auder. Eine Nachprüfung im einzelnen wäre wünschenswert. Im ganzen mag Higginson recht haben, wenn er in den genannten Eklogen eine puritanisch geartete Kritik an Vorkommnissen in der Staatskirche sieht. Für die Biographie Spensers schließt er des weiteren, daß dessen Verbindung mit Leicester und Sidney von 1578—1580 dauerte, daß er deren Gunst verlor *through their forced desavowal of the Mother Hubberd's tale*, S. 337, und daß er seine Stelle in Irland durch die Hilfe anderer Gönner gewann. Jedenfalls wimmelt die letztgenannte Dichtung Spensers, ebenso wie 'Virgil's gnat', von politischen Anspielungen, die wohl mit denen des Schäfer-Kalenders und der Feenkönigin zusammen aufgehellt werden müssen.]

Lampel, Martin, Der Stil in Lylys Lustspielen. Diss. Greifswald. Weimar, Wagner Sohn, 1912. VII, 111 S.

J. B. Gen. Ca. Le maistre d'escole anglois (1580). Hg. von Th. Spira. (Neudrucke früh-neuenglischer Grammatiken, Bd. 7.) Halle a. S., Niemeyer, 1912. VII, 83 S. M. 1,60.

Marlowe, Christopher, with introduction by W. H. Phelps. (Masterpieces of the English drama.) New York, American Book Company. 426 S. [Enthält Tamburlaine beide Teile, Faustus nach der ersten Ausgabe, Jew of Malta und Edward II. Die Einleitung von Phelps enthält eine interessante Würdigung des Dichters.]

Schmidt, Hans, Die Shakespeare-Ausgabe von Pope. Diss. Gießen. Darmstadt, Bender, 1912. 114 S.

Shakespeare, First folio edition by Charlotte Porter: Henry the Sixt, First part: XVII, 215 S. Second part: XXIII, 238 S. Third part: XXXIII, 216 S. Henry the Eight: XVIII, 251 S. Cloth per vol. 75 cents. [Die Dramen liegen jetzt in dieser Ausgabe vollendet vor. Die drei Teile von Heinrich VI. waren schon 1903 erschienen und sind jetzt in zweiter Auflage abgedruckt. Der durchgehende Plan war: zuerst Einleitung allgemeiner Art, besonders über Echtheit und unmittelbare Wirkung des Stückes, dann Text, dann argument, sources, duration of the action, date of composition, early editions, literary illustrations, glossary, list of variorum readings, select criticism. In bezug auf die Echtheit von Heinrich VI. stellt sich die Verfasserin auf den vernünftigen Standpunkt, daß, nach Maßgabe der Zeugnisse, die Zweifel, ob Shakespeare diese Stücke geschrieben, zweifelhafter sind als die Annahme, er habe sie im ganzen und im einzelnen verfaßt. Dagegen ist sie bei Heinrich VIII. geneigt, den Vermutungen Tennysons nachzugeben, der nur gewisse Teile für Shakespearisch hielt. Hervorzuheben ist die eingehende Vergleichung dieser Dramen mit dem ihnen zu Grunde liegenden Chronikenbericht.]

Sixtus, Johannes, Der Sprachgebrauch des Dialekt-Schriftstellers Frank Robinson zu Bowness in Westmorland. (Palaestra CXVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. XI, 206 S. M. 6,50. [Inhalt: I. Bisherige Schriften im und über den Westmorland-Dialekt. — II. Frank Robinson. — III. Die grammophonischen Aufnahmen und ihre phonetische Transkription. — IV.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Leselehre. — V. Lautgeschichte (Me. > Bowness). — VI. Flexionslehre. — VII. Ergebnisse. — VIII. Glossar.]

Durning-Lawrence, Sir Edwin, The Shakespeare myth. London, Gay & Hancock, 1912. 32 S.

Poepperling, Hermann, Studien über den Monolog in den Dramen Shakespeares. Diss. Gießen. Darmstadt, Bender, 1912. 141 S.

Borchers, Arthur, Der Charakterkontrast in den Dramen Shakespeares bis 'Henry IV'. 1. Teil. Diss. Halle a. S., Kaemmerer, 1912. 96 S.

Garrett, R. M., Materials for the study of Shakespeare's sonnets. For use in the University of Washington. Summer Session, 1912. 28 S. [Inhalt: Eintragungen der Sonette in Buchhändlerregister. Titelseite und Widmung der ersten Originalausgabe. Das Lob des Francis Meres. Das seltsame Phantasiegespräch zwischen H. W. und W. S. in Willoby his Avisa, 1594. Inhaltsverzeichnis und Gruppierung der Sonette in der ersten Ausgabe nach Furnivall — leider fehlt die Anordnung der Sonette in der zweiten Ausgabe. Sonette aus Shakespeares Dramen und aus Sidneys 'Arcadia'. Gascoignes 'Instruction' über das Sonettschreiben. Verzeichnis und Proben anderer Sonettzyklen von Shakespeares englischen Zeitgenossen sowie von Jodelles Contr'amours.]

Brooke, C. F. Tucker, The authorship of the second and third parts of 'King Henry VI'. Transactions of the Connecticut Academy of Arts and Sciences. Vol. 17, pages 141—211. July 1912. [Nur die Zutaten in der Folio- gegenüber der Quartausgabe sollen Shakespearisch sein. Die alten Gründe dafür werden wiederholt, namentlich die Aufführung der beiden Stücke durch die Pembroketruppe: 'It would have been utterly absurd for Shakespeare to dispose of any play capable of being successfully acted to a company in which he had no interest', S. 157 — es war aber doch eine häufige Gepflogenheit der damaligen Schauspielertruppen, sich untereinander Stücke zu leihen. Mehrere alte Gründe für Shakespeares Autorschaft sind leider nicht beachtet, namentlich fehlt jeder Hinweis auf die Studie von Delius im Shakespeare-Jahrbuch XV, wonach die Zutaten in der Folio derart organisch notwendig und zutreffend sind, daß ihr Fehlen in der Quarto nur als Auslassung gelten kann. Neue Gründe gegen Shakespeares Autorschaft sucht Brooke zu finden in der Behandlung der Gestalten und der Begebenheiten, in der Metrik und Sprachkunst; er rät auf Marlowe als Originaldichter.]

The tragedy of Richard the Third ed. by G. B. Churchill. (The Tudor Shakespeare, ed. by W. A. Neilson and A. H. Thorndike.) New York, Macmillan, 1912. XVIII, 198 S. [Text nach der 1. Folio, mit Verzeichnis der Hauptvarianten im Anhang. Vortreffliche Einleitung und Anmerkungen.]

Lederbogen, Fritz, Die inneren Beziehungen von Shakespeares 'Measure for measure' mit den übrigen Dramen der Hamletperiode. Köthen (Anhalt), Schulze, 1912. X, 119 S. M. 3.

Venable, Emerson, The Hamlet problem and its solution. Cincinnati, Stewart, 1912. 102 S. Doll. 1. [Solange der Verfasser die Theorien anderer zerpflückt, geht es ganz gut. Er wendet sich gegen die 'sentimentale' Auffassung Goethes, gegen die Gewissenstheorie, gegen die Grüblertheorie, die Verrücktheitstheorie, die Theorie von der Zwangsbeichte — lange hätte er noch so fortfahren können. Aber auf S. 39 beginnt er mit seiner Lösung: 'in the transcendant mystery of providential design involving both the objective and the subjective world, lies the only true enigma of Hamlet's delay'. In der Hamlet-Tragödie enthülle sich der Geist des Menschen im Ringen nach aufwärts, in moralischer Fortentwicklung, S. 49. Natürlich ist es schwer, die Tötung des Polonius und die darauffolgenden wirren Reden des Hamlet mit einer solchen Auffassung zu vereinbaren. Aber hier ist die Erklärung: 'without teinting his soul with a guilt of intended evil, the untoward event startles his mind from the contemplation of inward to that of outward fact.' Der Horizont seines Intellekts sei dadurch erweitert, die

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Wirkung göttlichen Gesetzes in der objektiven Welt ihm verdeutlicht, 'a divine rebuke' ihm gegeben worden, woraus sich Hamlet 'a symbol and a revelation' interpretiere, usw. S. 86 f.]

Beaumont and Fletcher. Edited by Felix E. Schelling. (Masterpieces of the English drama.) New York, Cincinnati, Chicago, American Book Company (1912). 414 S. [Das handlich ausgestattete Büchlein enthält: The maid's tragedy; Philaster, or love lies a-bleeding: The faithful shepherdess, Bonduca, notes, glossary.]

Webster and Tourneur. With introduction by Ashley H. Thorndike. (Masterpieces of the English drama.) New York, Cincinnati, Chicago, American Book Company (1912). 464 S. [Das Bändchen enthält mit einer Einleitung von Thorndike: The white devil, The duchess of Malfi, Appius and Virginia, The revenger's tragedy.]

Schulz, Ernst, Die englischen Schwankbücher bis herab zu '*Dobson's drie bobs*' (1607). (Palaestra, CXVII.) Berlin, Mayer & Müller, 1912. XI, 226 S. M. 6,50.

The Cambridge history of English literature ed. by A. W. Ward and A. R. Waller. Vol. VII: cavalier and puritan. Cambridge, University Press, 1912. X, 533 S. [Je mehr sich das große Werk der Gegenwart nähert, desto gelehrter wird es in der Grundlage, interessanter in der Darstellung, repräsentativer im Urteil. Milton steht in diesem Bande obenan; er allein hat es von den Dichtern der Bürgerkriegsperiode zu Weltruf gebracht; er war die stärkste Persönlichkeit und der stärkste Künstler. Letzterer hauptsächlich wird vom Verfasser des Artikels, von Saintsbury, ins Licht gerückt. Die Stoffe Miltons gibt er preis — man möge sie anziehend oder abstoßend finden; seinem Temperament steht er nicht sehr freundlich gegenüber: 'but the magnificence — dies der Schlußsatz — of his poetical command of the language in which he writes has only to be perceived in order to carry all before it'. Vielleicht muß man Deutscher sein und deutsche Verhältnisse des 18. Jahrhunderts kennen, um den römisch-protestantischen Freiheitsdrang des Autors rückhaltlos zu bewundern, der wie kein anderer unsere Klassiker mit einem sittlichen Ideal erfüllt hat. — Neben Milton ist Bunyan die anziehendste Gestalt. Rev. John Brown hatte die dankbare Aufgabe, ihn zu schildern. Sicher trifft er den Kern von Bunyans Wesen, wenn er mit Froude sein Leben und Weben in der Bibel betont. Ob dies aber wirklich 'the only influence of a literary sort' für ihn war? Der mögliche Einfluß des Deguilleville und der wahrscheinliche des Spenser werden etwas später von Brown selbst erwähnt. Noch wichtiger war die Einwirkung der religiösen Autobiographie, die damals in England eifrig gepflegt wurde, gerade in Bunyans Dissenterkreisen. Überhaupt hätte ich vom Ringen, Träumen und Leiden dieser Sektierer gern etwas mehr erfahren. — Über die sinnlich-edle Lyrik von Herrick und einigen verwandten Dichtern unterrichtet uns vorzüglich Moorman. Auch Denham, Cowley und Davenant sind gut behandelt, während die von Saintsbury ausgegrabenen *dii minorum gentium* nicht entfernt an verschiedene me. Dichtungen heranreichen, über die man summarisch hinwegging. — Die zweite und größere Hälfte des Bandes gilt der Prosa historisch-politischer, philosophischer, kritischer, pädagogischer und allgemein kultureller Art. Briefe und Biographien hat der Hauptherausgeber Ward mit reicher Belesenheit besprochen. Wie aus dem Streit um das Naturrecht die Staatslehre des Hobbes heranwuchs, und wie deren Gegner die konstitutionellen Ideen entwickelten, ist aus Sorleys Kapitel sehr klar zu entnehmen, während Spingarn mit seinem weiten Blick die Bedeutung von Hobbes für die Ästhetik verfolgt. Nicht zu übersehen ist, was das letzte Kapitel, 'The advent of modern thought', über Aufklärung, Straßenballaden, Kaffeehäuser, soziale Streitschriften, Ritterromane u. dgl., wie in einem Kehraus beibringt. Vieles,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

was im Text keinen Platz mehr fand, ist noch im bibliographischen Anhang angedeutet.]

Hall, Henry Marion, Idylls of fishermen. A history of the literary species. New York, The Columbia University Press, 1912. 216 S. Doll. 1,50. [Die Einleitung handelt über griechische Anfänge von Idyllen, in denen Fischer vorkommen, dann über Sannazzaros Fischeridyllen und deren Nachahmer auf dem Kontinent. Daran reiht sich eine Beschreibung der Züge vom Fischerleben im englischen Versidyll samt einer Bibliographie und einer chronologischen Übersicht über diese Literatur. Es ist schade, daß die beste und poetischste Schrift über das Angeln in englischer Sprache ausgeschlossen war, weil in Prosa abgefaßt: Isaac Walton's 'Complete angler'.]

Millar, John, Hepburn, Scottish prose of the seventeenth and eighteenth centuries, being a course of lectures delivered in the University of Glasgow in 1912. Glasgow, Maclehose, 1912. 273 S. 10 s net. [Abgelegenere Prosaiker der schottischen Halbvergangenheit werden geschildert mit interessanten Anekdoten und mancherlei Ausblicken auf sprachliche Verhältnisse; es sind charakterhafte Beiträge zur Kulturgeschichte. Den Anfang machen einige *covenanters*; M. ist zwar dieser Richtung abhold und überschreibt das Kapitel *The nightmare of the covenant*; doch kommt viel Leben und Mannhaftigkeit heraus. Mit *relief* wendet er sich im zweiten Kapitel zu humanistischen Schriftstellern, speziell zu Drummond, dem Freunde des Ben Jonson, dann im dritten Kapitel zu dem Juristen Mackenzie, dem Politiker Fletcher, der sich schon mit agrarischen Projekten trug, dem Biographen Walker und dem Geschichtschreiber Wodrow. Im vierten Kapitel erfahren wir von Ramsay eine unfreundlichere Notiz von einem Zeitgenossen, als man erwarten möchte: *all the villainous, profane and obscene books and plays,* sagt Wodrow, *printed at London, are got down from London by Allan Ramsay and lent out for an easy price to young boys, servant weemen of the better sort, and gentlemen, and vice and obscenity dreadfully propagated,* S. 174. Im Schlußkapitel ragt Blair hervor, der Dichter und Kritiker. An Shakespeare hat er viel zu tadeln: die langen Zeitläufte innerhalb eines Stückes, die Mischung tragischer und komischer Elemente, die *affected witticisms;* doch rühmt er an ihm die *masterly representations of characters, the liveliness of his descriptions, the force of his sentiments and his possessing beyond all writers the natural language of passion,* S. 235 f. In sprachlicher Hinsicht sei hervorgehoben, daß Mackenzie den schottischen Dialekt im Gerichtsgebrauch geeigneter fand als das Englische oder Französische, denn er sei *firy, abrupt, sprightly, and bold.* Beattie erklärt, der Schotte müsse das Englische wie eine tote Sprache lernen und gebrauche es daher nicht gewandt, sogar nicht ohne *gross blunders.* Das Buch ist eine beachtenswerte Ergänzung der vorhandenen Literaturgeschichten, speziell der von Millar selbst.]

Milton, John, Poetische Werke. Vier Teile in einem Bande, übersetzt von B. Schuhmann, Alexander Schmidt, Immanuel Schmidt und H. Ullrich, hg. mit biographisch-literarischen Einleitungen und vollständigem Kommentar von Hermann Ullrich. Leipzig, Hesse. 744 S. Mit zwei Bildnissen des Dichters. [Das 'Verlorene Paradies' ist in der Übersetzung des B. Schuhmann abgedruckt; für das Samson-Drama, Allegro und Penseroso standen dem Herausgeber Übersetzungen aus dem Handschriften-Nachlaß des Shakespeare-Lexikographen Alexander Schmidt zur Verfügung. Comus und Lycidas vermochte er in einer noch ungedruckten Übersetzung des Grammatikers Immanuel Schmidt zu bieten. Ullrich selbst steuerte die übrigen Gedichte auf deutsch bei. Die schwerste Aufgabe hatte Alexander Schmidt mit den beiden Tagzeitenbildern, dem heiter gestimmten des Allegro und dem ernsthaft gestimmten des Penseroso; denn in die kurzen, viertaktigen Verse mit Endreim ist in latinisierender Knappheit

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

eine Menge Inhalt hineingezwängt. Was Milton hier sagte, kommt leidlich heraus, wenn auch nicht immer in mustergültigen Reimen, z. B. *Huldigung* : *Kleiderprunk, zieht* : *Lied, vorbei* : *Wiesenheu.* Viel gewandter ist Immanuel Schmidt. Auch Ullrich selbst hat bessere Reime geschmiedet. Rühmlich ist das Bestreben des Herausgebers nach gelehrter Erklärung; er hat über hundert Seiten Biographie vorangestellt, auch eine Bibliographie der englischen Milton-Literatur in Auswahl und der deutschen Milton-Übersetzungen in Vollständigkeit. Entgangen ist ihm die älteste Milton-Biographie, die sich in den Papieren von Anthony Wood fand und zuerst von Parsons 1903 herausgegeben wurde; nebst den drei nächsten Biographien ist sie bequem zugänglich in Lockwoods Separat-Ausgabe von Miltons 'Education' und 'Areopagitica', Riverside Press, Boston, 1912.]

Hill, Herbert Wynford, La Calprenède's romances and the restoration drama. (University of Nevada studies, II, 3, 1910, S. 1—54, und III, 2, 1911, S. 57—158.) Bereits in vol. I, no. 1 dieser Sammlung, 1908, hatte Hill den Einfluß von Sidneys Arcadia auf das Drama der Elisabethzeit untersucht. In den beiden vorliegenden Aufsätzen beschreibt er speziell die Calprenède-Romane 'Cassandra' und 'Cleopatra' und geht ihrer Wirkung auf das heroische Drama Englands, besonders bis Dryden, nach.]

Richter, Helene, Geschichte der englischen Romantik. Bd. I, Teil 1, 2. Halle a. S., Niemeyer, 1911. XXXIII, 382 S. VI, 527 S. [Die Verfasserin beginnt mit Goldsmith, dessen Leben und Werke im Erzählerton vorgeführt werden. Beim 'Traveller' setzen die literarhistorischen Probleme ein; er soll das 'erste jener reflektierenden Wandergedichte' sein, die dann in Wordsworths 'Excursion' und Byrons 'Childe Harold' gipfelten: gehörte nicht schon Miltons 'Penseroso' hierher, ferner Denham mit 'Cooper's Hill', z. T. auch Thomson mit den 'Seasons'? Das Endergebnis der Wanderung sieht die Verfasserin darin, daß das 'beste Land die Heimat sei'; doch ist auch England vom Dichter ähnlich scharf beurteilt wie Holland, Frankreich, Schweiz und Italien; ausdrücklich betont der Dichter am Schluß, daß das Glück nicht in einem bestimmten Lande oder unter einer bestimmten Regierung zu suchen ist, sondern individuell in uns selber: 'Still to ourselves in every place consigned Our own felicity we make or find'. — Beim 'Deserted village' sei der Grundgedanke: 'Tyrannenwillkür zerstört das stille Glück des friedlichen Landmanns'; doch tritt der Mann, der die Bauern zur Auswanderung zwingt, persönlich nicht hervor, sondern die Anklage richtet sich gegen die Stadt, die mit ihrem Luxus das Land aufzehre, wie schon Thomson angedeutet hatte. Das Vorbild für das glückliche Dorf sucht die Verfasserin in Edgeware, wo Goldsmith kurz vorher Sommeraufenthalt genommen hatte; ist Auburn nicht eher das Pastoraldorf, das schon in Miltons 'Allegro' geschildert wurde, und dem bei Goldsmith dann ein pessimistisch ausgemaltes Realdorf gegenübertritt? Die Verfasserin hat viel gelesen, weiß behaglich zu erzählen und vermag auch Menschen darzustellen; ihre Stärke ist die Biographie, nicht die Problemerfassung oder die Formengeschichte. — Im zweiten Kapitel beschreibt sie die Wiederbelebung Shakespeares und der Volkspoesie; es ist mir nicht ganz klar geworden, warum sie davon getrennt in Kapitel V die Ästhetik des 18. Jahrhunderts folgen läßt. Diese beiden Kapitel haben sie wohl viel Mühe gekostet. Im dritten Kapitel kommt die Schauerromantik zur Sprache, beginnend mit Walpole und gleich bis Maturin weitergeführt, über Godwin hinweg, der unter den Philosophen im fünften Kapitel mitbehandelt wird. Ein eigenes Kapitel, das vierte, ist den poetischen Fälschern gewidmet, also Chatterton und Ireland. Macpherson und lange vorher schon die schottische Balladendichterin Wardlaw konnten hier mit erwähnt werden. Wie passend hätte übrigens eine Darstellung der englischen Romantik mit Ossian anheben können! — Das umfängliche fünfte Kapitel behandelt neben der Ästhetik und einigen Philosophen auch die Politiker der Revolutionszeit,

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

in die gleich die poetischen Satiriker eingeflochten sind. Die Verfasserin greift hier weit über den engeren Rahmen der Literaturgeschichte hinaus, um möglichst viel Leben hereinzubringen. Die letzten Kapitel, VI und VII, gelten Burns und Blake. Besonders bei Burns möchte ich hervorheben, daß ich mir das Tun des Dichters viel bedingter vorstelle, viel mehr durch Vorbilder und Tradition beherrscht, selbst wenn deutliche Anregungen aus der Wirklichkeit mit im Spiele waren. Das Werk wird gewiß vielen, die sich in die neuere englische Literatur einlesen wollen, angenehm sein. Was die spezefisch literarhistorischen Aufgaben betrifft, möchte ich aber hier einhalten, um nicht allzu undankbar zu erscheinen.]

Fuess, Claude M., Lord Byron as a satirist in verse. New York, Columbia University Press, 1912. 228 S. Doll. 1,25. [Die kritische Tätigkeit Byrons wird in chronologischer Ordnung durch seine Dichtungen verfolgt, zuerst durch seine Jugendverse, dann durch die 'English bards', wobei wohl die Urfassung, die vor der bösen Edinburger Rezension entstand, mehr berücksichtigt werden konnte, dann durch die übrigen Dichtungen — leider mit Ausschluß der Prosaschrift über Bowles und der Briefe, die doch über viele einschlägige Fragen, namentlich über das wechselnde Verhältnis zu Wordsworth und Coleridge, erst Klarheit verbreitet hätten. Der starken Beimischung von Politik und Temperament in allem Denken Byrons ist ausreichend Rechnung getragen. Manches wäre noch beizufügen über seine Stellungnahme zu den ästhetischen Problemen seiner Umgebung, die sich, während er lebte, in ihrem Geschmack stark veränderte, zuerst für Walter Scotts Versromantik war, dann eine reale Nüchternheit forderte, dann eine reale Altertumserfassung, die zu einer neuen geläuterten Romantik führte; ohne steten Ausblick auf diese Strömungen rechts und links bleiben die kritischen Aussprüche Byrons zu oft willkürlich und seltsam.]

Fiedler, Fritz, Entstehungsgeschichte von Ch. Dickens' 'Oliver Twist'. Diss. Halle. Berlin, Ißleib, 1912. 115 S.

Janku, Ferdinand, Adelaide Anne Procter. Ihr Leben und ihre Werke. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XXXVIII.) Wien u. Leipzig, Braumüller, 1912. XII, 111 S. M. 3. [Die Procter hat ein Gedicht verfaßt, das ihr einen Platz in der Literaturgeschichte sichert: *Homeward bound*, verwandt mit Enoch Arden. Janku kennt darüber nur den Aufsatz von Brown in 'Modern language notes' XII, 1897; der in dieser Zeitschrift Bd. CXXVI hätte ihm auch einiges geboten. Die von Brown angezogenen Volkslieder in französischer, italienischer und deutscher Sprache waren für die Procter schwerlich die Quelle: die ersteren, weil später gedruckt, die letzteren, weil die Dichterin mit der deutschen Sprache nicht vertraut erscheint. Wenn ein Motiv, das in der Wirklichkeit sich leicht von selbst einstellt, so in verschiedenen Literaturgebieten auftaucht, immer in gründlicher Variation wie hier, so ist wohl Neuentlehnung aus dem Leben anzunehmen, wie dies z. B. für das Hero- und Leander-Motiv von Erich Schmidt erwiesen wurde. Zu erörtern wäre noch die Frage, ob das Gedicht der Procter direkt von Einfluß auf Tennyson war, oder ob nur ein wirklicher Vorfall, der die Procter zu ihren Versen anregte, zufällig auch Tennyson erzählt wurde. Die übrigen Gedichte der Procter werden von Janku noch kürzer beschrieben, der schließlich über ihr Werden und Wirken ein Gesamtkapitel bietet, samt sehr allgemeinen Bemerkungen über Dichter und Zeitgeist, Politik und Poesie, ästhetischen und literarischen Standpunkt u. dgl.]

Lutonsky, Paula, Arthur Hugh Clough. (Wiener Beiträge zur englischen Philologie, XXXIX.) Wien u. Leipzig, Braumüller, 1912. 58 S. M. 3. [Leben und Werke werden mit beschreibender Methode dargestellt, verwandte Gestalten psychologisch miteinander verglichen, auch Mathew Arnold in Parallele mit Clough abgewogen. Tieferes Eingehen war in den 58 Seiten, die das Büchlein enthält, nur bei guter literarhistorischer Methodik zu leisten.]

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

the Royal Society of Literature. 2nd series. XXXI, 4.) London, Asher, 1912. S. 253—298. [Contents: E. Grosse, The Chairman's speech. — A. Pinero, Browning as a dramatist. — H. James, The novel in *'The ring and the book'*.]

Meyer-Franck, Helene, Robert Browning. The ring and the book. Eine Interpretation. Göttingen, Hapke, 1912. 94 S. [Inhaltsangabe mit Proben].

Fehr, Bernhard, Streifzüge durch die neueste englische Literatur. Mit einem bibliographischen Anhang. Straßburg, Trübner, 1912. VIII, 185 S. M. 3,50. [Fehr skizziert in lebendiger Weise, durchaus auf Grund eigener Belesenheit, die meisten literarischen Größen des modernen England, namentlich Meredith, Galsworthy, Hardy, Kipling, Gissing, Butler, Wells, Wilde, Shaw, und sucht sie nach ihrer Denkweise zu gruppieren. Er weiß Gestalten zu zeichnen, geistige Kämpfe zu vergegenwärtigen und zu eifriger Lektüre anzuregen. Biographische und bibliographische Anmerkungen erleichtern dem Leser den weiteren Weg.]

Taufkirch, Richard, Die Romankunst von Thomas Hardy. Diss. Marburg, 1912. XVIII, 56 S.

Library of southern literature, vol. XV: biographical dictionary, compiled by Lucian Lamar Knight. Atlanta, The Martin & Hoyt Comp., 1910. XII, 487 S. [Auf die Textbände, besprochen *Archiv* CXXVIII 406, folgt abschließend dieser mächtige Band, der die Autoren beschreibt, deren Lebensskizzen nicht schon bei den Proben gegeben wurden. Nicht weniger als 3800 Verfasser selbständiger Literaturwerke aus den Südstaaten sind hier behandelt! Es war ein Werk der Liebe, begonnen von Knight, als er noch auf der Universität von Georgia war, durch zwanzig Jahre weitergeführt mit der Absicht *to show the true value and extent of the Souths contributions to American letters* und dann in die vorliegende Sammlung aufgenommen. Nicht immer war das Druckjahr der Werke zu ermitteln; manchmal fehlen sogar die Titel; ein großer Teil dieser Produktion ist wohl, kaum geboren, auch schon verschollen. Was noch vorhanden ist, sollte baldigst in einer südstaatlichen Nationalbibliothek untergebracht werden. Von unseren Bibliotheken aber ist zu erhoffen, daß einige das vorliegende große Übersichts- und Probewerk anschaffen, solange noch Exemplare auf dem Markt sind; denn solch ausgedehnte Dichtungsfreude in einem für undichterisch geltenden halben Weltteil kann weder von Philologen noch von Historikern auf die Dauer übergangen werden.]

White, A. D., Sieben große Staatsmänner im Kampfe der Menschheit gegen Unvernunft. Autoris. Übersetzung aus dem Englischen von K. und P. Kupelwieser und A. Voigt. München, Reinhardt, 1913. 412 S. M. 6. [Diese prächtigen Essays über Sarpi, Grotius, Thomasius, Turgot, Stein, Cavour und namentlich Bismarck von einem so hervorragenden Kenner, wie es Botschafter White ist, wurden hier bereits in der englischen Originalausgabe empfohlen. Es ist erfreulich, sie jetzt auch in gutem deutschen Gewande wiederzusehen. Die mannhafte und zugleich humane Darstellung Whites, der kein gewöhnlicher Diplomat war, verdient bei uns populär zu werden.]

McBryde, John M., A modern miracle play. (From the Atlantic monthly, August 1912.) [Vor einigen Jahren traf Prof. Mc Bryde in einem Bergdorf des südwestlichen Virginiens die Neger beschäftigt, in der Kirche ein Bibelstück aufzuführen, *a modern miracle play*, um Geld für den Kirchenbau zu gewinnen. Der Vorhang war aus Leintüchern, Hemden und Schürzen zusammengenadelt. Zuerst erschienen zehn Sänger und trugen vor 'Come, w'ere de lilies blow'. Dann wurde der Vorhang auseinandergezogen, und man sah König Salomo auf dem Throne, umgeben von seinen Mädchen, um die Königin von Saba zu empfangen. Sobald diese eintrat, sprach sie: 'Mister

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Sollermun, I come f'om de South, an' year in my lan' dat you is a King wid great wisdom an' riches an' power, an' I come ter see if dat am true.' Die erste Handlung bestand dann darin, daß der König sie zum Essen einlud, das mit einem Tischgebet begann, aus *fried eggs and ham* bestand und nach dem Aufbruch des Königspaares von der Dienerschaft im Handumdrehen verzehrt wurde. Schluß des ersten Aktes, begleitet von solchem Beifall, daß die Mahlzeit wiederholt werden mußte. Schlußgesang 'Jesus de light uv de worl'.]

Collection of British authors. Tauchnitz edition:
Vol. 4346. Lloyd Osbourne, The kingdoms of the world.
„ 4347. F. C. and A. R. T. Philips, Man and woman.
„ 4348. E. Temple Thurston, The apple of Eden.
„ 4349. R. H. Davis, The man who could not lose.
„ 4350. B. Pain, Stories without tears.
„ 4351. A. Bennett, Anna of the five towns.
„ 4352. J. London, When God laughs and other stories.
„ 4353. P. Gibbon, The adventures of Miss Gregory.
„ 4354. R. Bagot, The Italians of to-day.
„ 4355. Alice Perrin, The Anglo-Indians.
„ 4356. Eden Phillpotts, From the angle of seventeen.
„ 4357. R. Hichens, The Londoners.
„ 4358. F. F. Moore, The narrow escape of Lady Hardwell.
„ 4359. E. F. Benson, Mrs. Ames.
„ 4360—61. A. E. W. Mason, The turnstile.
„ 4362. J. Galsworthy, Justice and other plays.
„ 4363. Baroness Orczy, Meadowsweet.
„ 4364. G. Moore, Spring days.
„ 4365—66. H. G. Wells, Marriage.
„ 4367. E. Glyn, Halcyone.
„ 4368—69. C. N. and A. M. Williamson, The heather moon.
„ 4370. A. Conan Doyle, The lost world.

Walter, Max, Beobachtungen über Unterricht und Erziehung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Marburg i. H., Elwert, 1912. 38 S. M. 0,60.

Edinburgh University students' handbook No. 17. 1912/13. Edinburgh 1912. 343 S.

Seelmann, Walther, Die Londoner Polizeigerichte. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung, XIX, 1.) Berlin, Guttentag, 1912. 80 S. [Eine klare, sachkundige Schilderung, die vor prinzipieller Überschätzung des englischen Rechtswesens warnt, im einzelnen aber, namentlich was Vermeidung von Formalität und Zeitverlust betrifft, vieles zur Nachahmung empfiehlt. Ein feiner Beitrag zur englischen Realienkunde.]

Neuendorff, B., Eine Schülerwanderung durch England während der Sommerferien. IV. Bericht über das Schuljahr 1911—1912 der Städtischen Leibniz-Oberrealschule zu Charlottenburg. [Oberlehrer Dr. Neuendorff hat eine Anzahl seiner Schüler nach England geführt und ist dort mit ihnen über fünf Wochen lang in der Art der Wandervögel herumgezogen. Er schildert die Fahrt und die vielen Gelegenheiten, englische Sprache und Verhältnisse kennen zu lernen, die sich seinen Zöglingen dabei auftaten. Ein glücklicher Gedanke, der allen Fahrtgenossen viel Genuß brachte und Nachahmung verdient.]

Lincke, Kurt, und Cliffe, Arthur, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Lehranstalten. 1. Teil: Elementarbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. VIII, 181 S. Geb. M. 2.

Dick, Ernst, Englische Satzlehre. Zusammengestellt auf Grund von Beispielen aus dem englischen Lesebuch 'Twewe chapters from standard

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

authors'. I. Teil: Grammatik. II. Teil: Übungsbuch. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. IV, 155, 63 S. Geb. M. 2,40.

Krüger, Gustav, Englische Synonymik, d. h. Sammlung sinnverwandter Wörter. Mittlere Ausgabe. Dresden u. Leipzig, Koch, 1912. 224 S. M. 3,40.

Dunstan, A. C., Englische Phonetik mit Lesestücken. (Sammlung Göschen, 601.) Berlin u. Leipzig, Göschen, 1912. 125 S. Geb. M. 0,80.

Jespersen, Otto, Engelsk fonetik. Udgivet til brug for lærere og studerende ved H. Helweg-Moller. Kobenhavn og Kristiania, Gyldendal, 1912. 138 S.

Eickhoff, C. J., und Kühn, G., Englisches Lesebuch für Mittelschulen. Nach den Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens vom 3. Februar 1910. Mit zahlr. Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1913. VI, 345 S.

Wolbe, Eugene, Flowers of English poetry. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, 31.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1912. VII, 108, 37 S. Geb. M. 1,60.

Schoch, Alfred D., and Kron, R., The little Yankee. A handbook of idiomatic American English treating of the daily life, customs and institutions of the United States. With the vocabulary and phraseology of the spoken language incorporated in the text. Freiburg (Baden), Bielefeld, 1912. 192 S. Geb. M. 3.

Defoe, Daniel, The life and strange surprising adventures of Robinson Crusoe of York, mariner. Für den Schulgebrauch hg. von Leopold Brandl. Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1912. 186 S. Geb. M. 1,70. [Die Dissertation von Wackwitz über die Entstehung des Robinson Crusoe, 1908, wäre mit Vorteil zu benutzen gewesen.]

Dickens, Charles, Paul Dombey. From the novel 'Dombey and Son'. Für den Schulgebrauch hg. von Johanna Bube. Mit vier Abbildungen. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 172 S. Geb. M. 1,50.

Fraser, R., The four seasons. Ein Übungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der englischen Sprache. Stuttgart, Violet, 1912. 23 S. M. 0,40.

Mark Twain, The prince and the pauper. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch hg. von Rudolf Richter. (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1913. 159 S. Geb. M. 1,50.

## Romanisch.

Romania p. p. M. Roques. No 163, juillet 1912 [J. Anglade, Nostradamica. — J. Bédier, De l'autorité du manuscrit d'Oxford pour l'établissement du texte de la *Chanson de Roland*. — G. Cohen, La scène de l'aveugle et de son valet dans le théâtre français du moyen âge. — G. de Gregorio, Note etimologiche italiane. — A. Thomas, Guillaume de Machaut et l'*Ovide moralisé*. — Mélanges: G. Bertoni, Note al testo di Aigar et Maurin: Ferrarino da Ferrara. — E. Faral, Une chanson française du XIIIe siècle. — A. Jeanroy, Prov. *escolh*. — A. Thomas, Bortolmieu Marc, collaborateur de Guilhem Molinier. — Comptes rendus. — Périodique. — Chronique].

Revue des langues romanes, LV, avril—octobre 1912 [J. Ronjat, Comptes consulaires de Grenoble, cf. hier p. 284. — Bibliographie].

Revue de dialectologie romane p. p. B. Schädel. No 14 = Tome IV, No 2; mai—juin 1912 [M. L. Wagner, Das Sardische im 'Roman.-etymolog. Wörterbuch' von Meyer-Lübke. — K. Göhri, Die Ausdrücke für Blitz und Donner im Galloromanischen (Forts.). — C. Salvioni, Postille italiane e ladine al 'Vocab. etimol. romanzo' (Séguito)].

Bulletin de dialectologie romane p. p. B. Schädel. No 14 = Tome IV, No 2; mai—juin 1912 [Comptes rendus. — Chronique de la Société. — Nouvelles. — Polémique. — Bibliographie].

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Romanische Forschungen, hg. v. K. Vollmöller. XXVIII, ausgeg. im Oktober 1912 [K. Vollmöller, Drittes Beiheft zu 'Über Plan und Einrichtung des Roman. Jahresberichtes]. XVI, 476 S. — XXXI, 2; ausgeg. im Aug. 1912 [C. Iburg, Über Metrum und Sprache der Dichtungen Nicole de Margivals. — G. Babinger, Die Wanderungen und Wandlungen der Novelle von Cervantes 'El curioso impertinente'. — O. Tacke, Die Fabeln des Erzpriesters von Hita im Rahmen der mittelalterlichen Fabelliteratur. — Helene Meyer, Die Predigten in den 'Miracles de Nostre Dame par personnages'].

The Romanic Review ... ed. by H. A. Todd and R, Weeks. Vol. III, No 2—3, april—sept. 1912 [A. C. L. Brown, On the independent character of the Welsch *Owain*. — J. D. Bruce, Arthuriana. — G. T. Northup, The Italian origin of the Spanish prose Tristram versions. — C. R. Post, The sources of Juan de Mena. — J. P. Wickersham Crawford, Auto de 'La Quinta angustia que Nuestra Seora passó al pie de la cruz'. — E. Cr. Hills, Dante's Versification. — H. R. Lang, *Seignor* as Vocative singular; — Span. and portug. *orate*; — Port, *endouto* and related forms. — Reviews of books. — Notes and news].

Società filologica romana:

Studj romanzi editi a cura di E. Monaci, VIII. In Roma, presso la Società, 1912 [M. S. Garver, K. Mc Kenzie, Il Bestiario toscano secondo la lezione dei codici di Parigi e di Londra. — F. d'Ovidio, Il Ritmo Cassinese. — V. de Bartholomæis, Liriche antiche dell'Alta Italia. — Miscellanea: G. Bertoni, I. Intorno all' autore della versione provenzale dei *Disticha Catonis*; II. Ancora *Le tre scritture*; III. Correzioni al testo della *Dame à la Lygorne*; IV. Il porto *Delautis* o *De Latis*].

I documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di Fr. Egidi. In Roma, presso la Società, 1912. Fasc. X (Vol. II, fasc. V). S. 331—406.

Bulletino, Nuova serie diretta da Fr. Egidi. No III [E Re, Lo Schiavo di Bari e la novella da lui intitolata nel *Novellino*. — S. Debenedetti, Una canzone contro la povertà citata dal Barbieri. — V. Crescini, La cronologia italiana della leggenda di Fiorio e Biancafiore su' dati onomastici. — Bibliografia].

Bibliotheca romanica. Straßburg, Heitz & Mündel (o. D.). Die Nummer, etwa 5 Druckbogen, M. 0,40 [cf. oben S. 276]:

No 161. Chateaubriand, René. Mit Einleitung (25 S.) von F. Ed. Schneegans. [Der Text, dem Sch. hier folgt, ist der von 1805 *(Atala-René)*; die Varianten des ersten Druckes (*Gén. du Christ.* 1802) und der Ausgabe von 1826 werden mitgeteilt.]

Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen, hg. v. Prof. Dr. M. Fr. Mann. Halle a. S., Niemeyer, 1912:

V. H. Sattler, Honoré de Balzacs Roman *La peau de chagrin*. 160 S. M. 5.

VI. Th. Fach, Die Naturschilderung bei Charles Nodier. VIII. 85 S. M. 3.

Schneegans, H., Studium und Unterricht der romanischen Philologie. Heidelberg, Winter, 1912. 135 S.

Müller-Marquardt, Fr., Die Sprache der alten Vita Wandregiseli. Halle a. S., Niemeyer, 1912. XVI, 255 S. M. 8.

Gamillscheg, E., Die romanischen Elemente in der deutschen Mundart von Lusern. Halle a. S., Niemeyer, 1912. VIII, 53 S. Abonnementspreis M. 2, Einzelpreis M. 2,40. *(Beiheft No 43 zur Zeitschr. für roman. Philologie.)*

## Französisch.

Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXXIX, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

— XL, 1. u. 3 [H. Heiss, Die Varianten von Victor Hugos *Odes et Ballades*. — M. J. Minckwitz, Beiträge zur Geschichte der franz. Akademie: II. Die Neuwahlen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. — E. Gierach, Das älteste französische Lautgesetz. — Th. Kalepky, Syntaktisches: III. *Laquelle préfères-tu, d'Athènes ou de Rome?* — A. Hilka, Zum *Roman de Thèbes*, v. 7543—95. — F. Lubinski, Zum Text der *Vengeance Raguidel*. — L. Spitzer, Afrz. *haut-tondu* 'anmaßend'. — C. Salvioni, Francoprov. *ruχlyo*].

Revue de philologie française et de littérature p. p. L. Clédat. XXVI, 2 [J. Desormaux, Mélanges savoisiens, VIII. L'argot des ramoneurs. — F. Baldensperger, Notes lexicologiques, 2me série. — Ph. Martinon, La prononciation de l'*e* muet. — R. Michalias, Glossaire des mots particuliers du dialecte d'oc de la commune d'Ambert, Puy-de-Dôme (à suivre). — Contes rendus]. — XXVI, 3 [E. Portier, Essai de sémantique: 'confondre, confus, confusion, confusément'. — R. Michalias, Glossaire des mots particuliers du dialecte d'oc de la commune d'Ambert, Puy-de-Dôme (suite et à suivre). — L. Clédat, Notes sur les images dans les noms des plantes. — Contes rendus. — Livres et articles signalés. — Chronique].

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande. Onzième année, 1912. No 3 [E. Muret, Effets de la liaison de consonnes initiales avec *s* finale, observés dans quelques noms de lieu valaisans. — L. Gauchat, Etymologies: 1. *bœ́rnā* '*heureux*' < bona hora natus; 2. *dèsuvi* '*contrefaire*' <* deexjocare; 3. *tyoupèr* '*jacinthe*' < clavus pers[ic]us].

Glossaire des Patois de la Suisse romande: Bibliographie linguistique de la Suisse romande par L. Gauchat et J. Jeanjaquet. Tome premier: Extension du français et question des langues en Suisse; Littérature patoise. Avec une carte et sept facsimilés. Neuchâtel, Attinger, 1912. X, 291 S. [Der zweite Band dieses für das im Aufbau begriffene Idiotikon der franz. Schweiz grundlegenden Werkes wird das Verzeichnis der philologischen Arbeit enthalten, die bisher den westschweizerischen Patois gegolten hat. Die Ausführung dieser Bibliographie zeugt von dem unermüdlichen Fleiße, den die Herausgeber auch auf geringfügige Dinge und ephemere Erscheinungen verwendet haben. Die Anerkennung, daß sie die menschenmögliche Vollständigkeit erreicht haben, kann ihnen nicht versagt werden.]

Hilka, A., Li romanz d'Athis et Prophilias (L'estoire d'Athenes), ein altfranz. Freundschaftsroman des 12. Jahrhunderts nach allen bekannten Hss. zum ersten Male vollständig herausgegeben. Der Einleitung erster Teil nebst Abdruck des ersten Hauptteils (Vers 1—2616). Habilitationsschrift zur Erlangung der venia legendi für rom. Philologie an der Universität Breslau. Halle a. S., Buchdr. des Waisenhauses, 1912. 85 + 89 S. [Der Text des Romans ist der in dem 29. Bande der Ges. f. rom. Literatur gedruckte (cf. oben S. 276); die Einleitung behandelt 'Titel und Handschriften' sowie 'die Sprache der Hauptversion'.

Saint-Pavin. Poésies choisies et précédées d'une introduction par G. Michaut. Aus der 'Petite bibliothèque surannée'. Paris, Sansot, 1912. 104 S. Fr. 2.

Calmus, G., Zwei Opern-Burlesken aus der Rokokozeit: *Télémaque*, Parodie v. Le Sage, Paris 1715; *The beggar's opera* v. Gay und Pepusch, London 1728. Mit sieben Abbildungen, zum ersten Male mit der Musik neu hg., übersetzt und eingeleitet. Berlin, Kommissionsverlag v. L. Liepmannssohn, Antiquariat, 1912. XL, 223 S.

Correspondance générale de Chateaubriand publiée avec introduction, indication des sources, notes et tables doubles par L. Thomas. Tome II. Paris, Champion, 1912. VII, 397 S. [Zum ersten Band cf. *Archiv* CXXVIII, 467. Hier folgen die ungefähr 350 Briefe vom Sommer 1817 bis März 1822, und es schließt sich ein Supplement von 80 Seiten an, das mehrere Dutzend Briefe für die Zeit von 1795—1817 nachträgt.]

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Anleitung zum Studium der französischen Philologie für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen von E. Koschwitz. Vierte, umgearbeitete Auflage von G. Thurau. Marburg, Elwert, 1912. VIII, 274 S.

Herrig, L., et Burguy, G. F., La France littéraire remaniée par H. Bornecque. Avec notes explicatives. Cinquantième édition. Brunswick, G. Westermann, 1912. XIV, 706 S. Geb. M. 5.

Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, hg. von M. F. Mann. Frankfurt a. M., M. Diesterweg: Band 33. Contes et Légendes de France. Annotés par J. Lacoudre et M. F. Mann. 47, 40 S. Geb. M. 1.

Sammlung moderner Lesestoffe für die englische und französische Schullektüre zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des Volkes. Leipzig, O. R. Reisland, 1912:

E. Mahon, Les luttes te rendront fort. Eine französische Novelle zur Einführung in die Umgangssprache und die Lebensverhältnisse des französischen Volkes. Hg. und mit Anmerkungen in französischer Sprache versehen von E. Hofmann. 107 S. Geb. M. 1,20.

Französische Schriftsteller aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft, hg. von J. Ruska. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1912: 6. Bändchen: Jean-Jacques Rousseau, La profession de foi du vicaire savoyard. Aus dem vierten Buche des 'Emile' mit Einleitung und Anmerkungen hg. von W. Klatt. 144 S. Geb. M. 1,60.

Philosophische Bibliothek. Leipzig, Meiner, 1912: Band 140a: Hirschberg, E., D'Alembert. Einleitung in die französische Enzyklopädie von 1751 (Discours préliminaire), herausgegeben und erläutert. I. Teil: Text (Übersetzung), XXIII, 164 S. Geb. M. 3. — Band 140b; II. Teil: Erläuterungen, VIII, 192 S. Geb. M. 2. Komplett geb. M. 4,50.

Cury u. Boerner, Histoire de la littérature française à l'usage des étudiants hors de France. 2e éd. revue, corrigée et considérablement augmentée. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. XII, 400 S. Geb. M. 5.

Lange, Prof. Dr., Abriß der französischen Literatur und Metrik nebst sprachgeschichtlicher Einleitung, für die Prima der höheren Lehranstalten, Oberlyzeen u. Neuphilologen. Gotha, Perthes, 1913. VI, 130 S. Geb. M. 1,60.

Krebs, E., Abrégé de l'histoire de la littérature française de Corneille à nos jours. A l'usage des écoles. 3e et 4e édition. Leipzig, B. G. Teubner, 1912. V, 76 S. Geh. M. 0,90.

Loth, J., Contributions à l'étude des 'Romans de la Table ronde', avec une carte. Paris, Champion, 1912. 126 S.

Padovani, G., Letteratura francese dalle origini ai nostri giorno con un'appendice sulla storia della lingua. Milano, Hoepli, 1913. (*Manuali Hoepli* No 269—270.) XVIII, 525 S. Lire 3.

Wurzbach, W. von, Geschichte des französischen Romans. I. Band, Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Heidelberg, Winter, 1913. 409 S. Aus der 'Sammlung roman. Elementar- und Handbücher' hg. von W. Meyer-Lübke. II. Reihe: Literaturgeschichte, 2, I. Brosch. M. 7., geb. M. 8.

Flake, O., Der französische Roman und die Novelle. Ihre Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Aus 'Natur und Geisteswelt', 377. Bändchen. Leipzig, Teubner, 1912. 130 S. Geb. M. 1,25.

Förster, R., Die sogenannten facetiösen Werke Noëls du Faill. Ein Beitrag zur Kenntnis der französischen Essay- und Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts. Leipziger Dissertation. Halle a. S., H. John, 1912. 69 S. [Diese Arbeit, die einen guten Eindruck macht, gibt eine literarische Würdigung der drei Werke des du Fail (*Propos rustiques, Baliverneries, Contes et discours)* und sucht den Anteil von Erlebnis und literarischen Einflüssen darin zu bestimmen und zu zeigen, wie du Fail auf die Nachfolgenden gewirkt hat. Leider hat der Verf. durch die Verwendung von ungewöhnlichen Abkürzungen, für die eine systematische Zusammenstellung fehlt, und da-

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

rul



durch, daß alles in der nämlichen Druckschrift gehalten ist, die Lektüre seiner Arbeit erschwert. Wiederholt (z. B. p. 51) weist er auf eine Kieler Dissertation des Jahres 1910 hin (O. Sahlmann, *Leben und Werke des N. du Fail),* die mit ungewöhnlicher literarhistorischer Ignoranz verfaßt ist und es verdient, an den Pranger gestellt zu werden.]

M a g n e, E., Voiture et les origines de l'Hôtel de Rambouillet, 1597—1635. Portraits et documents inédits. Paris, Mercure de France, 1911. 320 S. Fr. 3,50. — Voiture et les années de gloire de l'Hôtel de Rambouillet, 1635—1648. Portraits et documents inédits. Paris, Mercure de France, 1912. 441 S. Fr. 3,50. [E. Magne pflegt die *histoire anecdotique* im besten Sinne des Wortes. Er überschätzt wohl den Zeugniswert der Anekdote und steht ihr zuwenig kritisch gegenüber; er liebt novellistische Ausgestaltung, doch setzt er durch seine bibliographische Genauigkeit den Leser in den Stand, sich ein eigenes Urteil zu bilden, indem er ihm die Welt des Tallemant des Réaux auf Grund ungedruckten oder übersehenen Materials schildert. Und es tut dem 17. Jahrhundert, das von den Literarhistorikern so schön stilisiert worden ist, ganz gut, wenn es in seiner Menschlichkeit gezeigt wird. Es kann dies auch vertragen. Solcher Arbeit hat Magne bereits mehrere Bücher gewidmet, von denen hier nur die über *Scarron et son milieu* und über *Le plaisant abbé Boisrobert* genannt seien. Hier folgen nun zwei neue Bände, diesmal über V. Voiture und den Kreis des Hotels Rambouillet, mit guten Reproduktionen von Porträten, mit Faksimile von Autographen, einem Plane des Hotels etc. Ziemlich umfangreiche Appendices enthalten recht wertvolles Material, so eine sorgfältige Bibliographie der Ausgaben Voitures, der Poesien und Briefe des Marquis, der Marquise, ihrer Tochter Julie und des Montausier, manche Inedita. Die beiden Bände bilden eine recht unterhaltsame und auch lehrreiche Lektüre. Nicht nur einzelne Gäste des Hotels Rambouillet, sondern auch dieses selbst verlieren dabei freilich an Prestige, doch in den Augen eines kritischen Lesers wohl nicht so viel, als der Verf. meint, dessen Behagen an der Zertrümmerung überlieferter Glorien nicht zu verkennen ist. Das ist wohl überhaupt der Geist der anekdotischen Geschichtschreibung.]

D r o u e t, J., L'abbé de Saint-Pierre, l'homme et l'œuvre. Paris, Champion, 1912. VIII, 397 S. Fr. 7,50. — L'a b b é d e S a i n t - P i e r r e, Annales politiques (1658—1740), nouvelle édition collationnée sur les exemplaires manuscrits et imprimés avec une introduction et des notes. Paris, Champion, 1912. XXXVI, 399 S. Fr. 7,50. [Der Abbé de Saint-Pierre (1658 bis 1743), dessen Werke eine lange Reihe von Reformvorschlägen sind, besitzt heute eine gewisse Aktualität. Er erscheint der Gegenwart anders, weniger phantastisch als früheren Zeiten, da, vor einem halben Jahrhundert, Goumy sein Buch über ihn schrieb. Auch hat Drouet neues handschriftliches Material aus dem Nachlaß des Abbé gefunden. So lohnte sich unzweifelhaft eine neue Darstellung sowohl des Lebens als der Ideen des Abbé, deren Exposé zwei Drittel des Bandes füllt (die Ideen des Politikers, des Nationalökonomen, des Historikers, des Pädagogen, des Kritikers und des Kirchenmannes). Auch dafür wird man Drouet dankbar sein, daß er die *Annales politiques* des Abbé, deren formlose utilitaristische Darstellungsart Grimm um ihres Wahrheitsgehaltes willen der glänzenden Eloquenz des *Siècle de Louis XIV* vorzog, neu und in zuverlässiger Gestalt herausgibt.]

B u r r i, A., Johann Rudolf Sinner von Ballaigues, 1730—87. Berner Dissert. Berlin, Francke, 1912. 197 S. [Eine treffliche Arbeit, die nicht nur den Schweizer und den Historiker, sondern insbesondere auch den Romanisten interessieren muß. J. R. Sinner, der Zeitgenosse von Haller und Voltaire, der den neuen *Werther* Goethes dramatisch bearbeitet hat (*Les malheurs de l'amour,* 1775, cf. *Archiv* CXVIII, 353), ist jener bernische Patrizier, der mit 18 Jahren, im Wettbewerb mit Samuel Henzi, zum städtischen Bibliothekar ernannt worden ist, dem wir den *Catalogus codicum*



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

*manuscriptorum bibliothecae Bernensis* (176—72), sowie die *Extraits de quelques poésis du XIIe, XIIIe & XIVe siècle* (1759) verdanken, und von dessen Beschäftigung mit altfranzösischer Literatur noch handschriftliche Zeugnisse vorhanden sind. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen stellt Burri die wissenschaftliche und die amtliche Tätigkeit dieses sympathischen und tüchtigen Mannes dar, der seiner Vaterstadt in zahlreichen und hohen Stellungen gedient hat und wie sein Zeitgenosse V. B. Tscharner (cf. *Archiv* XCVII, 448) ein Vermittler deutschen und französischen Geistes gewesen ist.]

Sakmann, P., Jean-Jacques Rousseau. 5. Band der Sammlung: *Die großen Erzieher, ihre Persönlichkeit und ihre Systeme,* hg. v. Dr. R. Lehmann. Berlin, Reuther & Reichard, 1913. XII, 198 S. Brosch. M. 3, geb. M. 3,80.

Bertel, Dr. C., Jules de Rességnier, ein französischer Frühromantiker. Wien u. Leipzig, Hölder, 1912. XIII, 164 S.

Heiss, H., Die Varianten von Victor Hugos *Odes et Ballades.* Zur Geschichte seiner Entwickelung in den zwanziger Jahren. S.-A. aus Behrens' *Zeitschrift,* XL. 48 S.

Ducotterds Lehr- und Lesebuch der französischen Sprache. Vollständig neu bearbeitet von J. Stehling. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1912. Teil II, 1: Lesebuch. Vierte, der Neubearbeitung erste Auflage. Mit einem Vollbild, einem Monumentalplan von Paris, einer Karte von Frankreich und 52 Textillustrationen. V, 259 S. Geb. M. 2,40.

Gebhardt-Seiler, Neusprachliches Unterrichtswerk mit Schlüssel für Haus und Schule. Leipzig, B. Liebisch, 1912. Erste Abteilung: Französische Ergänzungsbücher mit Schlüssel. I. Teil: Der Franzose I. (Für zwei Schuljahre.) 200 französische Einzelübungen für Haus und Schule, nebst Wörterverzeichnis, ausführlichem Sachregister und zwei Konjugationstabellen. Verfaßt v. K. Seiler. VI, 138 S. Geb. M. 2,20. — Schlüssel zu: Der Franzose I. 96 S. Kart. M. 1,40.

Fetter, J., und Ulrich, K., La France et les Francais. Lehrgang der französischen Sprache für Mädchenlyzeen. Wien, Pichlers Witwe, 1912. 3. Teil. Mit 22 Abbildungen, 1 Plane von Paris und einer farbigen Karte von Frankreich. V, 194 S. Geb. M. 2,40.

Fetter, J., und Ulrich, K., Französisches Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschulen. Mit 46 Abbildungen, 2 Plänen von Paris, einer farbigen Karte von Frankreich und Kommentarheft. 2. Auflage. Wien, A. Pichlers Witwe, 1912. VII, 300, 112 S. Geb. samt Kommentarheft Kr. 4.

Oberländer, S., und Werner, A., Lehrgang der französischen Sprache für Realschulen und Realgymnasien. Wien, Tempsky, 1912. Vierter Teil (Oberstufe). Übungsbuch und kurzgefaßte französische Schulgrammatik. Mit 18 Abbildungen, einer Karte von Frankreich und einem Plane von Paris. 239 S. Geb. M. 3,70. — Fünfter Teil (Oberstufe). Morceaux choisis de lecture. Mit 34 Abbildungen, einer Karte von Frankreich und einem Plane von Paris. 208 S. Geb. M. 3.

Boerners französisches Unterrichtswerk, Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912:

Lehrbuch der französischen Sprache für Lyzeen und höhere Mädchenschulen von O. Boerner. Nach den preußischen Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen vom 18. August 1908 völlig neu bearbeitet von Margarete Mittell. V. Teil. Lese- und Übungsbuch für die Oberstufe. Mit 18 Abbildungen im Text, 7 farbigen Tafeln, einer Karte von Frankreich und dem Pharusplane von Paris. VII, 236 S. Geb. M. 2,60.

Französische Grammatik für die Oberstufe der Lyzeen und höheren Mädchenschulen, sowie für Oberlyzeen und Studienanstalten. Nach den preußischen Bestimmungen für das höhere Mädchenschulwesen vom 18. August 1908 von Margarete Mittell. 142 S. Geb. M. 1,60.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

O. Boerners neusprachliches Unterrichtswerk nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Französischer Teil, hg. von O. Boerner, A. Pilz und M. Rosenthal. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1910: I. Teil: 3. Klasse der Präparandenanstalten. Dritte Auflage. VIII, 104 S. Geb. M. 1. — II. Teil: 2. und 1. Klasse der Präparandenanstalten. Mit den Hölzelschen Wandbildern der Jahreszeiten, drei Tafeln, elf Abbildungen im Text, einer Karte von Frankreich, dem Pharusplane von Paris und einer Tafel der französischen Münzen. Fünfte Auflage. VIII, 248 S. Geb. M. 2,80. — III. Teil: Übungsbuch für Seminare. Mit dem Hölzelschen Bilde von Paris, 11 Tafeln, 17 Abbildungen im Text, einer Kartenskizze, einem Plane von Paris und einer Karte von Frankreich. Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. XII, 171 S. Geb. M. 2,10.

Boerners französisches Unterrichtswerk, Ausgabe G für Gymnasien und Realgymnasien, hg. von O. Boerner und A. Roedel. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1912. I. Teil, 2. Aufl. Mit einem Hölzelschen Wandbild: L'hiver. XII, 234 S. Geb. M. 2,60.

Ploetz-Kares, Kurzer Lehrgang der französischen Sprache. Berlin, Herbig, 1912. Übungsbuch. Ausgabe G für Mittelschulen. Bearbeitet nach den Bestimmungen über die Neuordnung des Mittelschulwesens vom 3. Februar 1910 von G. Ploetz und P. Voos. XII, 312 S. Geb. M. 3,10. — Übungsbuch, Ausgabe J, verfaßt von G. Ploetz. Neue Ausgabe für höhere Mädchenschulen (Lyzeen u. Oberlyzeen). Bearbeitet v. M. Schroer. Erster Teil: Viertes Lehrjahr (vierte Klasse). VIII, 108 S.

Bödde ker, K., Die wichtigsten Erscheinungen der französischen Grammatik. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1912. Ein Lehrbuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten jeder Art, besonders für Oberlyzeen und Lehrer-Fortbildungsanstalten. Mit Beispielen zur Anschauung und Belegstellen, zum größten Teile neueren Autoren entnommen. Dritte Auflage. X, 179 S. Geb. M. 3.

Banderet, P., Recueil de thèmes. II. Partie du maître. Berne, A. Francke, 1912. 122 S. Kart. M. 2,80. III. Partie. 88 S. Kart. M. 2.

Kühn, K., und Charléty, S., La France littéraire. Extraits et histoire. Zum Schulgebrauch hg. Mit zwei Illustrationen, einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris u. einer Karte von Frankreich. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1912. Zweite Auflage. IV, 383 S.

Hillmer, W., Beispielsammlung zur französischen Grammatik. Umformungen und Ergänzungen für den Klassen- und Nachhilfeunterricht. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1912. 76 S. Kart. M. 0,80.

Georges Le Roy de la Comédie Française. Grammaire de la diction française. Paris, P. Delaplane, 1912. VIII, 184 S.

Quiehl, K., Französische Aussprache und Sprachfertigkeit. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die Phonetik und Methodik des Französischen. Fünfte Auflage. Leipzig, Teubner, 1912. V, 304 S. Geh. M. 5, geb. M. 5,60. [Vgl. die früheren Besprechungen *Arch.* CXVII, 236 f.]

Carion, O., Méthode nouvelle pour l'étude des homonymes de la langue française. Halle a. S., H. Gesenius, 1912. 84 S.

Reko, A., Les quatres Saisons. Ein Übungs- und Hilfsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache unter Zugrundelegung der Hölzelschen Jahreszeitenbilder u. des Textes der Gourdiatschen Sprechmaschinenplatten. Stuttgart, W. Violet, 1912. Dritte durchgesehene verbesserte Auflage. 27 S.

Bascan, L., Manuel pratique de prononciation et de lecture françaises. Phonétique. Transcriptions phonétiques. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch. 228 S. Geb. M. 2,50.



Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Gillot, H., und Krüger, G., Dictionnaire systématique français-allemand. Französisch-deutsches Wörterbuch nach Stoffen geordnet. Ausgabe für Deutsche. I. Band. 2. Abteilung. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1912. S. 641—1335; XXXII S. Titel, Vorwort u. Inhaltsverzeichnis. M. 9,20.

Sainéan, Les sources de l'argot ancien. Paris, Champion, 1912. Tome premier: Des origines à la fin du XVIIIe siècle. XV, 427 S. — Tome deuxième: Le dix-neuvième siècle, 1800—1850. 470 S.

Methode Toussaint-Langenscheidt: Taschenwörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Zweiter Teil: Deutsch-Französisch. Zusammengestellt von Prof. Dr. J. Schellens. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt [1911]. XLVIII, 552 S. Geb. M. 2.

Bayer, H., Původ slovesa *aller*. Librairie française F. Topič à Prague, 1912. 20 S. 8⁰. [Außer dem Verleger ist noch die Bemerkung '*tous droits réservés*' und der Name der Druckerei französisch[1] geschrieben, alles andere tschechisch. Offenbar wollen also nur Verleger und Drucker, daß man sie auch außerhalb des tschechischen Sprachgebietes kenne, der Verf. selber macht keinen Anspruch darauf, in weiteren wissenschaftlichen Kreisen bekannt zu werden. Und er tut gut daran. Er vertritt wieder einmal *adnatare* sowohl für *andare* als für *aller* und *anar*, vergleicht für die Bedeutung *arriver* aus *adripare*, obschon doch 'ankommen' und 'gehen' nicht so schlankweg auf eine Stufe gestellt werden können und ein 'landen' (mit Schiffen) denn doch etwas anderes, vor allem etwas viel Gewöhnlicheres ist als ein 'heranschwimmen', sintemal die Menschen ja weder Amphibien noch Fische sind. Die lautlichen Schwierigkeiten überwindet er ziemlich leicht, weil er nämlich in bezug auf die Fragen der Lautentwicklung noch bei Diez 1870 stehengeblieben ist. Daß er istrorum. *amná* auf *admanare* zurückführt, afrz. *manaie* ebenfalls zu *manare* zieht und afrz. *par meant*, das Godefroy anführt und mit '*moyenant*' übersetzt, als Zeuge für *meare* im Franz. zitiert, genügt wohl, um das ablehnende Urteil nicht als zu hart erscheinen zu lassen. W. Meyer-Lübke.]

Haas, J., Grundlagen der französischen Syntax. Halle a. S., Niemeyer, 1912. 34 S. M. 1,20.

Franz, A., Studien zur wallonischen Dialektsyntax. Habilitationsschrift d. Univ. Gießen vorgelegt. Cöthen (Anhalt) 1912. [Die ganze Arbeit, von der hier nur ein Teildruck vorliegt, wird in Behrens' *Zeitschrift* erscheinen.]

Lerch, E., Prädikative Partizipia für Verbalsubstantiva im Französischen. (*C'était son rêve accompli* 'das war die Erfüllung ihres Traumes'.) Halle a. S., Niemeyer, 1912. XI, 120 S. Abonnementspreis M. 3,60; Einzelpreis M. 4,60. (*Beiheft No 42 zur Zeitschr. f. rom. Phil.*)

Bonnier, Ch., Templeuve en Pevèle, histoire d'un village. Liverpool, Lyceum Press, 1907. 305 S. mit einem Appendix (Urkunden, Tabellen, XXII S., 4 Karten und Plänen). [Es ist dies die hier CXXVIII, 472 erwähnte außerordentlich interessante *reconstitution historique d'un village*.]

Haas, J., Frankreich, Land und Staat. Heidelberg, Winter, 1910. XII, 659 S. Geb. M. 4,20. [Das Buch handelt in 11 Kapiteln mit über 250 Unterabteilungen über die Konfiguration des französischen Landes, seine Landwirtschaft, Bevölkerung, über die Geschichte seiner Verfassung, die Verwaltung, Staat und Kirche, Schulwesen, Wissenschaft und Kunst, über Landheer und Marine, Justiz und Finanzverwaltung, über Volkswirtschaft und Kolonien. Der Studierende und der Lehrer des Französischen, deren Bedürfnisse der Verfasser in erster Linie berücksichtigt hat, finden in den

[1] Und in was für einem Französisch: *imprimeur de l'Académie tschêque de l'empereur François Joseph pour les sciences, les lettres et les arts et de haute école polytechnique tschêque à Prague.*

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

verläßlichen Angaben, der übersichtlichen Darstellung und dem ausführlichen Index einen trefflichen Führer durch das weite Gebiet der 'Realien' Frankreichs.]

## Provenzalisch.

Appel, C., Ein Lied Bernarts von Ventadorn. Estratto dalla 'Miscellanea di studi critici e ricerche erudite in onore di V. Crescini'. 15 S. [Kritischer Text und Übersetzung von *A! tantas bonas chansos* = Bartsch No 70, 8.]

Heuckenkamp, F., Die provenzalische Prosaredaktion des geistlichen Romans von Barlaam und Josaphat nebst einem Anhang über einige deutsche Drucke des 17. Jahrhunderts herausgegeben. Halle a. S., Niemeyer, 1912. CIV, 155 S. [Der provenzalische Text, der in der Hs. der Pariser Nat.-Bibl. f. fr 1049, 14. Jahrh., überliefert ist, wird hier in dankenswerter Weise zum ersten Male ganz abgedruckt. Er füllt S. 1—60. Es folgen ihm das Verzeichnis der abweichenden Lesarten der Hs., eine sehr nützliche Konkordanz des provenzalischen, griechischen, lateinischen und deutschen (Liebrecht) Textes, eine sehr mühevolle, genaue Vergleichung des provenzalischen Wortlauts mit dem lateinischen — an deren Stelle man freilich lieber geradezu den schwer erreichbaren lateinischen Text selbst abgedruckt sähe —, endlich die Anmerkungen und das Glossar. Das ist alles mit großer Genauigkeit gemacht. Weniger einheitlich ist der erste Teil des Buches, auf welchen sich wohl die Andeutung des Vorworts bezieht, daß das Buch nicht in einem Zuge gedruckt worden ist. Da finden sich p. LXXVIII ff. Bemerkungen zur Varia lectio, zur kritischen Herstellung des Textes, eine Konkordanz zur italienischen *Storia*, die organisch zum zweiten Teil gehören, und ein Anhang über einige deutsche Prosaversionen, die der Zufall einer bibliothekarischen Streife hierher geführt hat. Ob es wirklich gerechtfertigt war, einen deutschen Auszug — 40 Seiten — aus dem griechischen Roman dem Buche einzuverleiben, mag dahingestellt bleiben. Der Verfasser hat dabei, wie die Vorrede lehrt, auch weitere Leserkreise im Auge. Der sprachliche Kommentar könnte unbedenklich kürzer und weniger nach Schema gehalten sein. Er entbehrt auch nicht der Seltsamkeiten, wie z. B. '*s* nach Cons. fällt in *sen*' (neben *sens*, p. LXVII) und läßt gelegentlich den Zusammenhang mit Arbeiten anderer vermissen. So wird über Konstruktionen wie *a la festa celebrar, per nos peccadors a rezemer* wie über etwas besonders Merkwürdiges gesprochen (p. LXXVI) und nicht erwähnt, daß darüber vor bald vierzig Jahren Ad. Tobler gehandelt hat (*Verm. Beitr.* V, p. 404).]

## Italienisch.

Giornale storico della letteratura italiana, dir. e red. da Fr. Novati e R. Renier. Anno XXX. Fasc. 180. Vol. LX, 3 [E Santini, La produzione volgare di Leon. Bruni Aretino e il suo culto per 'le tre corone fiorentine'. — S. Fassini, Gli albori del melodramma italiano a Londra. — Varietà: A. Avena, Per la storia dei maestri di grammatica nel contado veronese durante il secolo XV. — Maestro Onofrio da Rieti a Torri sul Garda. — E. Re, Qualche nota sul tipo del Ebreo nel teatro popolare italiano. — E. Bellorini, L'amicizia di G. Berchet per A. Manzoni. — Rass. bibliografica. — Bollet. bibliografico. — Pubblicazioni nuziali. — Comunicazioni ed appunti. — Cronaca].

Bulletin italien. XII, 3; juillet—sept. 1912 [J. Martin, Un éducateur chrétien du Quattrocento: Victorin da Feltre et la cour de Mantone (2e et dernier article). — P. Duhem, La dialectique d'Oxford et la scolastique italienne (3e article). — A. Morel-Fatio, Caduta del conte d'Olivares l'anno 1643, par le P. Ippolito Camillo Guido, ministre de Modène en Espagne (3e article). — H. Barckhausen, Deux lettres de Raphaël Mengs. —

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

C. Dejob, Trois Italiens professeurs en France, sous le gouvernement de Juillet: Pell. Rossi, Gugl. Libri, Gius. Ferrari (2e article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique].

Wagner, M. L., Il Martirio dei SS. Gavino, Proto e Januario di Antonio Cano. Testo del secolo XV. Cagliari, G. Dessi, 1912. 45 S. [Das etwa 220 fünfzeilige Strophen umfassende logudoresische Gedicht stammt aus der Mitte des 15. Jahrh. und hat den Erzbischof von Cagliari, A. Cano, zum Verfasser. W. gibt es mit kurzer Einleitung nach dem einzigen bekannten Druck von 1557 wieder.]

Opere di Alessandro Manzoni, edizione Hoepli, Milano, 1912. Vol. IV, parte prima. Carteggio di Alessandro Manzoni a cura di Giovanni Sforza e Guiseppe Gallavresi con 12 ritratti e 2 fac simili, 1803—21. XX, 610 S. Lire 6,50. [Eine unerwartet reiche Ernte wird hier eingebracht: 285 Briefe aus Manzonis 19. bis 27. Lebensjahre — freilich nicht nur Briefe von ihm und an ihn, sondern — und das sind nicht die unwillkommensten — auch Briefe Dritter über den werdenden Poeten, Briefe in italienischer, französischer, deutscher Sprache. J. C. Orelli, der damals protestantischer Pfarrer zu Bergamo war, berichtet am 10. Februar 1810 an seinen Züricher Freund Wirz, daß er 'vor einigen Tagen in Mailand war, um einen Sr. Alessandro Manzoni, Enkel des berühmten Beccaria, mit einer reformierten Französin Blondel zu kopulieren. Dieser Manzoni schien mir ein interessanter junger Mann, unerfahren in der Welt, wie ich, aber kräftig und unschuldig. Er ist den Priestern verhaßt und er verachtet sie ...' Zwei Jahre später, im Mai 1810, tritt Frau Manzoni geb. Blondel, von dem eifrigen Abbate Degola geleitet, zum Katholizismus über: *je reconnais les erreurs de la secte calviniste dans laquelle j'ai eu le malheur d'être élevée, je les déteste sincèrement* ... erklärt die '*Henriette Louise Blondel, femme Manzoni, catholique*', und unter den Zeugen des Übertritts zeichnet auch der bekehrte Alessandro Manzoni. Über diese Vorgänge verbreiten bisher unbekannte Briefe neues Licht. Und die Fülle der neuen Briefe Manzonis an Fauriel! Der Band geht zu Ende über Briefen aus den Tagen, da zu Paris Manzonis *Lettre à M. Chauvet* gedruckt wurde. — Der Text ist sorgfältig mit den Originalen verglichen; er ist mit substantiellen Fußnoten versehen, zu denen noch ein kurzer Anhang kommt. Die Lektüre des schön ausgestatteten Buches ist ein Vergnügen. Sie bringt zugleich reiche, fesselnde Belehrung. Über die drei ersten Bände dieser *Opere* cf. *Archiv* CXIV 270 und CXX 254.]

Scrittori stranieri, Collezione a cura di G. Manacorda. Bari, Laterza & figli, 1912. Der Band 8⁰ Lire 4. [*Transfondere nel corpo anemico della cultura italiana una gran massa di sangue nuovo e fresco e vivo; far sí che spiriti e forme di un grande numero di scrittori, diversi per razzo, per arte, per età e per temperamento, ci diano nuova materia, non d'imitazione, ma di studio, d'indagine e di assimilazione; offrire, insomma, al nostro pubblico un vero e proprio 'Corpus' di 'Scrittori stranieri', ampio e ben organizzato* — das sei, wie der Prospekt sagt, der Zweck dieser neuen zweiten Textsammlung des Verlages Laterza: *La collezione nasce minore sorella dell'altra che s'intitola 'Scrittori d'Italia'; ambidue ideate da* Ben. Croce. Bis jetzt sind von dieser schön ausgestatteten Sammlung, die auch im Auslande Beachtung verdient, wenn sie auch speziell in den Dienst der italienischen Kultur gestellt ist, erschienen:]

No 1. Cervantes, Novelle tradotte e illustrate da Alfr. Giannini. 318 S. [Mit einer Einleitung von 28 S. und sehr maßvollen Fußnoten werden sechs der *Novelas ejemplares (Rinconete y Cortadillo, El licenciado Vidriera, La fuerza del sangre, El celoso estremeño, La illustre fregona* und das Hundegespräch) wiedergegeben.]

No 2. Demetrio Paparrigopulos (1843—73), Opere scelte, tradotte ed annotate da Com. Cessi. 282 S.

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

No 3. Il cantare del Cid. Introduzione, versione, note, con due appendici, a cura di G. Bertoni. 218 S. [Auf die Einleitung (25 S.) folgt die Übertragung des *Poema* mit *Note varie.* Die Appendices behandeln die *Crónica rimada,* die Romanzen und den Hymnus des 'Campidoctor'. Drei Faksimile sind beigegeben.]

Dantis Alagherii opervm latinorvm concordantiae. Cvrante societate Dantea qvae est Cantabrigiae in Nova Anglia edidervnt E. K. Rand et E. H. Wilkins qvos adivvit A. C. White. Oxford, At the Clarendon Press. 30 s. net. Uniform with *Concordance to the Italian prose works and canzoniere* of Dante. 36 s. net. VIII, 577 S. [Nach dem Oxforder Texte sind hier Dantes lateinische Werke verzettelt, und zwar sind aus den Eklogen, Episteln, der Monarchie, dem *De vulg. eloquentia* und der *Quaestio* sämtliche Wörter, die lateinischen und die italienischen, provenzalischen etc., verzeichnet. Aus den italienischen Werken Dantes sind lateinische Einsprengungen ebenfalls verarbeitet. Die *Variae lectiones* sind in vernünftiger Weise mit berücksichtigt. Diese Konkordanz wird ein unentbehrliches Arbeitsinstrument für den Dantologen werden, wie es die beiden von Allen Fay (1888) und von Sheldon und White (1905) schon geworden sind.]

Merlo, Cl., Note fonetiche sul parlare di Bitonti (Bari). Estr. dagli *Atti della R. Accademia delle Scienze di Torino,* XLVII vom 9. Juni 1912. 28 S.

## Spanisch.

Bulletin hispanique. XIV, 4, octobre—décembre 1912 [H. de la Ville de Mirmont, Les déclamateurs espagnols au temps d'Auguste et de Tibère (suite). — G. Cirot, Chronique latine des rois de Castille jusqu'en 1236 (suite). — P. Duhem, Dominique Soto et la scolastique parisienne (suite et fin). — J. Mathorez, Notes sur les rapports de Nantes avec l'Espagne. — C. Pérez Pastor, Nuevos datos acerca del histrionismo español en los siglos XVI y XVII (suite). — Variétés: P. Waltz, Notes sur l'archéologie ibérique. — E. Mérimée, L'exposition d'art ancien à Burgos. — Universités et enseignement. — Bibliographie. — Chronique.]

Desarrollo del idioma castellano desde el siglo XV hasta nuestros días Libro de lecturas para clases superiores dispuesto por el P. Carlos Lasalde. Con un prólogo del P. Felipe Estévez. Segunda edición mejorada y aumentada, adornada con un grabado. Friburgo de Brisgovia, B. Herder, VI y 335 pág. [Zwei Drittel dieses von zwei Geistlichen bearbeiteten spanischen Lesebuches sind der Prosa eingeräumt, ein Drittel der Poesie. Die einzelnen Lesestücke sind, damit die 'Entwicklung der spanischen Sprache' demonstriert werden kann, chronologisch geordnet, und zwar die Prosastücke innerhalb der fünf Abschnitte: Género oratorio, g. expositivo, g. narrativo, g. descriptivo und g. epistolar. Diese Anordnung der Stoffe nach der äußeren Form hat aber eine unangenehme Folge. Während z. B. ein Artikel über Kolumbus im I. Abschnitt steht, befinden sich Stücke über Pizarro und andere Eroberer erst im III. Abschnitt. Die Titel der vier ersten Lesestücke des II. Abschnittes (Consecuencia de la gula, Existencia de Dios, De la utilidad de los árboles y fecundidad de semillas, Lectura de novelas) zeigen, welch ungleichartige Gegenstände unmittelbar nacheinander behandelt werden. Im übrigen habe ich unter den zahlreichen Lesestücken recht interessantes Material der verschiedensten Art gefunden, und ich bin daher überzeugt, daß das Buch demjenigen, dem die Sprache selbst keine Schwierigkeiten mehr bereitet, gute Dienste leisten wird. Allerdings vermisse ich in dem 'bis auf unsere Tage' gehenden Lesebuche gerade die bekanntesten Erzähler der letzten Jahrzehnte, wie Valera, Pereda, Galdós, Emilia Pardo Bazán, Valdés, Picón, Blasco Ibáñez u. a. Auch einem Dichter wie Gaspar Núñez de Arce und einem Dramatiker von der Bedeutung eines Echegaray hätten wohl ein paar Seiten eingeräumt

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

werden sollen, allenfalls auf Kosten der zahlreichen amerikanischen Schriftsteller, die zu Worte gekommen sind. Die Benutzung des gut ausgestatteten Buches wird durch das Fehlen eines Inhaltsverzeichnisses sehr erschwert. S. Gräfenberg.]

## Portugiesisch.

Revista lusitana, dirigida por J. Leite de Vasconcellos. Vol. XIV. 1911. [Der Band enthält Romances populares, Schnaderhüpfel, Legenden, Bauernregeln aus der Beira-Baixa, aus dem Baixo Alemtejo (Ourique), aus Oporto, aus der Gegend von Coimbra etc. Außerdem: A. R. Gonçalves Viana, Lexicologia (Etymologisches). — J. J. Nunes, Notas filologicas (Etymologisches). — A. Brandão, Lendas de Mouras encantadas. — G. Pereira, Costumes e linguagem popular de Murça. — Th. Pires, Investigações ethnographicas (Folklore). — J. Leite de Vasconcellos, Da importancia do Latim, lição inaugural. — O. de Pratt, Linguagem minhota (Wörtersammlung). — Brito Rebello und Leite, 'Dizer de alguem cobras e lagartos'. — Carolina Michaelis, A ortographia nacional. — Leite, Animaes com luzes nos galhos, gibt eine Geschichte dieser Sage. — O. de Pratt, O 'Auto da festa' de Gil Vicente. — J. M. Correia, Costumes do concelho do Sabugal. — P. d'Azevedo, Documentos de Vairão (sieben lateinische Urkunden aus dem Kloster Vairão, in deren Latein vulgäre Wortreihen eingedrungen sind, wie z. B. in Italien in die *Carta capuana* von 960, und die beiden ältesten portugiesischen Dokumente von 1192 und 1193, die beide schon bekannt und z. B. auch in Nunes' *Chrestomathia archaica* p. 11—12 gedruckt sind. — J. Moreira, Questões de linguagem. — Miscellanea. — Chronica. — Bibliographia. — Necrologia].

Michaëlis de Vasconcellos, Carolina, Notas Vicentinas. Preliminares de uma edição crítica das obras de Gil Vicente. I. Gil Vicente em Bruxelos. S.-A. aus der *Revista da Universidade de Coimbra* I. Coimbra, Imprensa da Universidade, 1912. 100 S.

## Varia.

Inama V., Omero nell'età micena. Milano, Hoepli, 1913. 132 S L. 3,50.

Mayle, J., La littérature irlandaise contemporaine. Paris, Sansot, 1913. 70 S. Fr. 2 (Collection d'études étrangères).

Manassewitsch, B., Lehrbuch, die arabische Sprache durch Selbstunterricht schnell und leicht zu erlernen. Theoretisch-praktische Sprachlehre für Deutsche auf grammatischer und phonetischer Grundlage, unter besonderer Berücksichtigung der vulgär-arabischen Sprache, samt einer arabischen Chrestomathie mit deutscher Übersetzung und einem deutsch-arabischen Glossar. Wien u. Leipzig, Hartleben. VII, 186 S.

51492

Digitized by Google Original from PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Princeton University Library
32101 063601916

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY